Lesebücher

3 Oktober 1905

# Aus deutschen Lesebüchern.

## Epische, lyrische und dramatische Dichtungen

erläutert für die

**Oberklassen der höheren Schulen**

und für

**das deutsche Haus.**

**Vierter Band.**

**Epische und lyrische Dichtungen.**

Herausgegeben von

**Dr. O. Frick** und **Fr. Polack.**

**Zweite Abteilung.**

**Lyrische Dichtungen.**

Zweite Auflage.

Gera und Leipzig.
Druck und Verlag von Theodor Hofmann.
1895.

# Epische und lyrische Dichtungen

erläutert für die

**Oberklassen der höheren Schulen**

und für

**das deutsche Haus.**

Unter Mitwirkung bewährter Schulmänner

herausgegeben von

**Dr. O. Frick,** und **Fr. Polack,**
weil. Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. — Königl. Schulrat und Kreis-Schulinspektor in Worbis.

## Zweite Abteilung.

## Lyrische Dichtungen.

Zweite, vermehrte und teilweise neu bearbeitete Auflage.

**Gera und Leipzig.**
Druck und Verlag von Theodor Hofmann.
1895.

## Zweite Abteilung.

# Lyrische Dichtungen.

# Vorerinnerung.

Die erste, die epischen Dichtungen behandelnde Abteilung dieses Bandes, hatte es leichter, ihre Eigentümlichkeit zu wahren, weil schulmäßige Bearbeitungen dieser Stoffe entweder, wie vom Heliand, dem armen Heinrich, Klopstocks Messias, noch gar nicht bestanden, oder nicht in der von uns gegebenen Vollständigkeit. Die vorliegende Behandlung der lyrischen Stoffe findet eine große Zahl vortrefflicher Bearbeitungen bereits vor und muß ihre Berechtigung erweisen durch die Eigentümlichkeit nicht nur der unterrichtlichen Behandlung, sondern auch der Anordnung.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so behalten wir in allem Wesentlichen die früher dargelegten didaktischen Grundsätze bei, ohne den Anspruch, daß sie unfehlbar wären; das wahre Unterrichten kennt keine Unfehlbarkeit, sondern nur unausgesetztes Sinnen über stete Vervollkommnung. — Mit der von uns gewählten eigentümlichen Anordnung aber wünschen wir in einem einzelnen Punkt einen Beitrag zur praktischen Ausgestaltung einer Theorie des Lehrplans*) zu geben, soweit er nämlich die Lektüre der deutschen Lyriker in oberen Klassen betrifft. Dazu sind einige Erläuterungen nötig.

Eine rechte Theorie des Lehrplans wird nicht den Dichter, die Einführung in seine Dichtungen, sein Leben und seine Entwicklung zum Selbstzweck machen, sondern die Bildung des Schülers, alles andere nur zu einem Mittel für diesen Zweck. Diese Bildung wird als eine möglichst gehaltvolle, geschlossene und doch eines Wachstums in die Tiefe und Höhe möglichst fähige gedacht werden müssen. Zu einer solchen wird sie werden, wenn sie einerseits an die vorhandene Erfahrungswelt des Schülers auf alle Weise anknüpft, anderseits eine neue Erfahrungswelt in ihm planmäßig zu begründen sucht. Dieselbe kann vermittelt werden durch den Umgang mit idealen Persönlichkeiten und durch die Bekanntschaft mit fruchtbaren Anschauungen und Begriffen; aber sie wird Geschlossenheit und Fähigkeit des Wachstums in die Tiefe und Höhe erst gewinnen, wenn sie sich berührt mit den großen Erfahrungen des eignen Volkstums, sowie mit dem Gehalt der bedeutsamen allgemein menschlichen Erfahrungen. Und diese führen immer zurück auf die dreifachen Be-

*) Vgl. den Aufsatz des Unterz.: „Aphorismen zur Theorie eines Lehrplans betreffend die Klassen-Lektüre der Gymnasial-Prima“ in des Verf. „Pädagogischen und didaktischen Abhandlungen“ (Halle 1893), Bd. I, S. 461 ff.

ziehungen unserer Innenwelt zur **Natur**, zum **Menschenleben** (zur geschichtlichen Welt) und zur Welt des Ewigen (**Gott**), so vielfach sich diese Welten auch untereinander berühren und durchdringen.

Auch die Lektüre als eine solche **Erfahrungsquelle** nicht nur anzusehen, sondern sie planmäßig zu einer solchen zu machen, ist die Aufgabe einer rechten Theorie des Lehrplans. Mit diesen Gesichtspunkten sind sodann auch Centren gegeben, 1. um in die rechte innere Verbindung zu setzen die allgemein menschliche Bildung mit der heimatlichen, deutschen; denn Naturgefühl, geschichtlicher Sinn und Gottesgefühl waren von jeher die eigentümlichen Vorzüge und *χαρίσματα* des deutschen Volkes; — 2. eine Fühlung herzustellen zwischen der Lektüre und den Stoffen des sonstigen Unterrichts, sei es innerhalb derselben Klassenstufe, sei es in dem gesamten Organismus der betreffenden Lehranstalt; denn auch der gesamte übrige Unterricht kann schließlich nichts Höheres erstreben als Bildung einer jener drei Seiten oder ihrer Gesamtheit; — 3. die Möglichkeit einer Fühlung nachzuweisen auch unter den durch die Verschiedenheit der Schulgattungen bedingten mannigfaltigen Wegen der Arbeit; denn die deutsche Jugend ist die eine, und in den einheitlichen Wurzeln ihrer Bildung liegen die Grundlagen auch für eine Einheit der Schule*). In Wahrheit also wäre hier ein Krystallisationsprinzip und Konzentrationsmittel organischer und fruchtbarster Art gegeben und nach ihnen auch die allgemeine Auswahl und Anordnung der Lektüre zu treffen.

Es ist nun die Eigentümlichkeit der lyrischen Poesie, uns die Art und Weise, in welcher die drei genannten Kreise sich in unserm Gemüt widerspiegeln, d. h. den reichsten und besten Gehalt unserer eignen Erfahrungswelt, in verklärtem Bilde vorzuführen. Sie thut es, indem sie die Elemente der Erscheinungen, sowie der geistigen und sittlichen Welt selbst in Klarheit durchschaut, das Geschaute in scharfen Zügen heraushebt, es mit dem eignen reichsten Geistesleben tränkt, diese Gebilde unserm Gemüt nahe bringt und dasselbe veranlaßt, die angeschaute Welt in die eigne zu verwandeln und an sich selbst von neuem zu durchleben. Auch die Vorführung dieser **Elemente** wird ein Gesichtspunkt für die Anordnung werden können. Aller Unterricht hat die Aufgabe, im höchsten Sinne elementar zu sein, d. h. die den Dingen zu Grunde liegenden Elemente aufzudecken und zum Verständnis zu bringen, mögen sie nun in konkreten Typen und Bildern, oder in Anschauungen und Begriffen typischen (elementaren) Gehaltes bestehen. So werden Aufdeckung der Elemente unseres inneren und äußeren Lebens und schließlich harmonischer Zusammenschluß derselben zu einer **Erziehungs- und Lebens-Einheit** auch hier die Pole unserer didaktischen Arbeit.

*) Vgl. des Unterz. Referat: „Die Einheit der Schule“, Frankfurt a. M. 1884. S. 23 ff, „Pädagogische und didaktische Abhandlungen“, Bd. I, S. 61 ff.

Nebenher wird endlich noch ein Gesichtspunkt uns bei der Auswahl und Behandlung der folgenden Dichtungen leiten, weil er dazu dienen kann, die Vielheit der vorgeführten Elemente in noch anderer Weise um einigende, überragende Mittelpunkte zu sammeln. Dasjenige Gebiet, in welchem der Gehalt und Niederschlag aus den Beziehungen unseres Innenlebens zu den drei Welten von Natur, Geschichte und Gott sich am meisten verdichtet, und doch auch am klarsten absetzt, in welchem die Einzelerfahrung und zugleich die Erfahrung von Heimat und Volkstum sich am tiefsten auch mit dem Allgemein-Menschlichen berühren, ist das Gebiet der **Sitte** im Sinne der reinen **Volkssitte**.*) Sie ist, wie volkspädagogisch von höchster Bedeutung, so auch außerordentlich fruchtbar für die Schulpädagogik, und doch zum Schaden unserer Jugend wie unseres ganzen Volkslebens bisher viel zu wenig im Unterricht und in der Erziehung beachtet worden. Den Blick dafür schon in dem Schüler zu schärfen und das Verständnis derselben ihm aufzudecken, es zu bereichern und zu vertiefen, dazu wird überall Gelegenheit auch in den hier behandelten Stoffen sich finden; es werden aber auch einzelne Gebiete (Walther von der Vogelweide, das weltliche und geistliche Volkslied) besonderen Anlaß geben, auf diesen reinen und frischen Born deutschen Lebens, deutscher Gesinnung und Gesittung hinzuweisen.

Wir gehen mit W. Herbst von der Anschauung aus, daß wir, wie überhaupt, so auch in der Behandlung dieser Gattung der Litteratur die Arbeit der Schule nur um möglichst wenige Dichtergestalten sammeln sollen, und stellen mit ihm als Eck- und Grundpfeiler der neueren Lyrik zunächst Klopstock, Goethe und Schiller hin. Aber wir lassen in weiterer Übereinstimmung mit Herbst zum Abschluß nach vorwärts noch die Gruppe der vaterländischen Dichter aus der Zeit der Freiheitskriege folgen und schicken zur Verbindung nach rückwärts die Kreise des geistlichen und weltlichen Volksliedes vorauf; den Beginn aber machen wir mit der höfischen Lyrik (Walther von der Vogelweide), um dem ursprünglichen Gedanken des Werkes getreu das Mittelalter nicht unvertreten zu lassen.

Aus der Art und dem Maße, in welchem die einzelnen Dichter und Dichterkreise den Gehalt jener drei großen Welten in sich aufzunehmen und aus sich herauszustellen vermocht haben, ergiebt sich ihre allgemeine Bedeutung; aber je nach den Zeitströmungen, von welchen auch sie abhängig waren, ist bei den einzelnen das Verhältnis zu einer oder der anderen jener Welten ein vorzugsweise nahes gewesen und dadurch ihnen noch eine besondere Stellung, wie in der gesamten Bildungsarbeit ihres Volkes, so auch für die Bildungsarbeit der Schule angewiesen. Denn diese hat den Schüler im Auszuge denselben Bildungsweg durchmessen zu lassen, welchen im großen die Entwicklung des ganzen Volkes nahm.

---

*) Vgl. des Unterzeichneten Abhandlung: „Über das Wesen der Sitte" in den Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Heilbronn 1884.

Während nun die früheren Bände die Lyrik dieser Dichter oder doch eines großen Teiles derselben vorwiegend unter dem Gesichtspunkt behandelt haben, vielseitige Stoffe vorzuführen, so wird jetzt die Eigentümlichkeit der Anordnung darin liegen, daß wir entsprechend dem früheren Programm, nach welchem dieser letzten Stufe die Arbeit der Zusammenfassung des systematischen Gewinnes zufallen sollte, unsere Darbietung nur durch die oben entwickelten Gesichtspunkte bestimmen lassen. Dieselbe wird im einzelnen den Gang nehmen, daß sie teils auf das früher gebrachte Material einfach verweist, anderes in neue Beleuchtung zu stellen sucht, endlich einen Kreis völlig neuer Dichtungen ergänzend hinzufügt.

Nach allem Gesagten wird der Durchblick durch das von uns Beabsichtigte sich etwa folgendermaßen gestalten:

## I. Aus dem Mittelalter.

### Die höfische (ritterliche) Lyrik.

Walther von der Vogelweide und einige der bedeutendsten Minnesänger. Die Anordnung nach den Beziehungen zur Natur, zum Menschenleben und zu Gott bietet sich hier von selbst dar. Auch sind sie in dieser Gattung von Lyrik ziemlich gleichmäßig vertreten. Das Naturgefühl verbindet sich aber vielfach mit dem Motiv der Liebe, und so ordnet die Simrocksche Übertragung die Gedichte Walthers von der Vogelweide nach den Gesichtspunkten von Frauendienst, Gottesdienst, Herrendienst. Die geschichtliche Welt (Menschenleben) ist **Standesleben**, Leben desjenigen Standes, welcher das deutsche Volk führend vertrat, vielfach auch Zeitgeschichte. Hier werden die Elemente sowohl der konkreten Bilder, als der sittlichen Begriffe zu einem Zeit- und Kulturbild des ritterlichen Standeslebens sich ordnen können, welches zugleich die ritterlich-höfische **Standessitte** zur Anschauung bringt. Der engere Kreis kann hier propädeutisch auf den nun folgenden weiteren vorbereiten.

## II. Aus dem Übergang zur neueren Zeit.

### 1. Das weltliche Volkslied.

Die Gotteswelt tritt hier zurück; sie findet ihre Stätte in der besonderen Gattung des geistlichen Volksliedes und des Kirchenliedes. Im Vordergrund steht das Menschenleben als Volksleben nach den verschiedenen Seiten (Elementen) des **Volkstums**, zugleich als ein klarer Spiegel der **Volkssitte**. Das historische Lied bringt zeitgeschichtliche Bilder. — Naturbilder, welche „manchmal den Blick auf eine ganze Landschaft eröffnen, stehen nicht selten an der Spitze der Gedichte oder auch unmittelbar neben den Bildern aus dem Menschenleben". (W. Scherer.)

Was sangbar war, oder wieder sangbar geworden ist (auch in der Schule), findet besondere Berücksichtigung; ebenso, was das Verständnis des Kirchenliedes vorbereiten kann.

### 2. Das geistliche Volkslied und Kirchenlied (Luther).

Mittelpunkt ist die **Welt des Ewigen (Gott)**, das Verhältnis zu dieser und das durch dies Verhältnis gewonnene neue Leben. Elemente sind die großen Grundforderungen und Grundbegriffe des mit dem Reformationszeitalter neu erwachenden **christlichen Glaubenslebens**: die Erlösungs- und Versöhnungsbedürftigkeit, das auf die ewige Heimat gerichtete Heimatgefühl und Heimweh, Sünde und Buße, Gnade, Glauben, neues Leben, Gottestreue und Gottesliebe*).

Gegenstand ist aber auch die Verklärung der Natur (geheiligtes Naturgefühl) und Verklärung des Menschenlebens durch die neue Lebens- und Weltanschauung. Beachtung **christlicher** und **kirchlicher Sitte**.

## III. Aus der Neuzeit.

### 1. Klopstock.

Seiner Lyrik erschließen sich alle drei Welten von Natur, Menschenleben und Gott; sie atmet überall Naturgefühl, nationales und religiöses Gefühl; aber am vielseitigsten giebt sie Ausdruck dem gerade durch Klopstock neu erwirkten **Nationalgefühl**. Die hierauf bezüglichen Ideen stellen wir daher in den Vordergrund; sie dienen dazu, den **Vaterlandsbegriff** nach seinen Elementen: Volkstum, Muttersprache, nationale Freiheit und Ehre, vaterländische Dichtung und Geschichte (Zeitgeschichte) zu erläutern und sein Verständnis zu vertiefen. Die Aufdeckung dieser Elemente bereitet auf die ungleich reichere Ausgestaltung und Erfüllung des Vaterlandsbegriffes vor, welche die spätere Zeit und die Gegenwart gebracht haben. Daß schon Klopstock sich für die Vaterlandsidee so begeistern konnte, läßt seine Dichtergestalt nur um so bedeutsamer erscheinen.

### 2. Goethe.

Goethe hat (in „Werthers Leiden") das **Naturgefühl** eigentlich erst erklärt und litterarisch wieder eingeführt, es aber auch in seinen eigenen Dichtungen in bisher unübertroffener Weise zum Ausdruck gebracht. Er ist sodann wie kein anderer Dichter befähigt, uns über das Wesen der **Dichtung** selbst Aufschluß zu geben. Deshalb rücken wir unter seinen noch zu behandelnden Gedichten**) nunmehr diejenigen in den Vordergrund,

---

*) Vgl. I. Abteil., 2. Aufl., S. 376 ff., wo gezeigt wird, wie dieselben Begriffe durch die Lektüre des Heliand erläutert und vertieft werden können. — Es ist durchaus wünschenswert, daß das Kirchenlied und das geistliche Volkslied auch einmal in anderer Weise als nur durch den Religionsunterricht den Schülern nahe gebracht und seine Herrlichkeit auch unter dem rein ästhetischen Gesichtspunkt vor ihnen aufgedeckt wird.

**) Es sind von Goethe und Schiller in den früheren Bänden die leichteren und bekannteren, besonders die balladenartigen Gedichte, soweit sie überhaupt für die Schule sich eignen, fast sämtlich bereits behandelt.

welche diese beiden Begriffe nach ihren Elementen zu tieferem Verständnis zu bringen geeignet sind: das **Naturgefühl** nach seinen beiden wesentlichsten Seiten (Herauslesen der Stimmungswelt aus der Natur, Hineintragen unserer Stimmungswelt in dieselbe), sowie nach den Objekten (Mannigfaltigkeit der Landschaftsgebilde, Wechsel der Jahres- oder Tageszeiten); — die **Dichtung**: (Phantasie, Gestaltungsgabe, idealisierende Thätigkeit, Gehalt, künstlerische Thätigkeit).

Was sodann von den übrigen für diese Stufe noch geeigneten Gedichten sich auf Menschenleben und die Welt des Ewigen (Lebensfragen und Lebensweisheit) bezieht, ordnen wir um jene beiden Hauptgruppen.

### 3. Schiller.

Nur eine kleine Zahl von seinen für die Schule geeigneten Dichtungen bleibt für diesen Band noch übrig: die Gedichte philosophisch-didaktischer Art aus dem Gebiet der sogenannten „Gedankendichtung" (W. Scherer). Die im einzelnen hier zu treffende Auswahl muß an seinem Ort näher begründet werden. — Hier lehrt uns „Der Spaziergang" eine neue Art des Naturgefühls kennen. Die sonstigen sich ausschließlich auf das Menschenleben beziehenden Gedichte bieten ideale **Lebens- und Kulturbilder**, welche ein neues Gebiet, dasjenige der kultur-geschichtlichen und philosophisch-ästhetischen Betrachtung, erschließen, vielfach auch in die Welt des Ewigen hineinschauen lassen und den inneren der bisher umschriebenen Kreise (Klopstock, Goethe, Schiller) auch inhaltlich zunächst zweckmäßig abschließen. Die Elemente, welche hier zum Überblick gelangen, sind die **typischen Lebens- und Kultur-Verhältnisse und -Gegensätze** (W. Scherer).

## Anhang.

### Die Dichter der Freiheitskriege

(von Schenkendorf, E. M. Arndt, Körner, Uhland, Rückert).

Die Behandlung wird sich hier zum größten Teil auf eine zurückverweisende neue Gruppierung und neue Beleuchtung der früher behandelten Dichtungen beschränken können. Aber wir mögen die abschließende Hinweisung auf diesen Kreis nicht missen; er zeigt uns die durch die Ideale der großen Dichter, aber auch durch große Thaten und Ereignisse, wie durch große Gnadenführungen Gottes, also durch große Erfahrungen wiedergeborne Bildung, welche das Beste alles früheren Gehaltes in sich aufgenommen hat: ein tiefes Naturgefühl, ein volles Volksgefühl (Nationalbewußtsein), ein klares Verständnis für die Herrlichkeit des deutschen Volkstums, seine Heimat, die Muttersprache, seine Sitte, seine Geschichte, seine Poesie und Kunst, seinen zeit- und weltgeschichtlichen Beruf, endlich ein Heimisch-

sein auch in der Welt des Ewigen, volle Klarheit über die großen sittlichen Grundbegriffe, ein lebendiges Gottesgefühl, eine ernste, religiöse Gesinnung und ein volles Verständnis für den Reichtum und die Tiefen des christlichen Glaubenslebens.

Diese Anschauungen und Begriffe in großen Bildern und konkreten Typen dem Schüler vor Augen zu stellen und ihn anzuleiten, dieselben aus ihnen so abzulesen und zu gewinnen, daß sie sich zu einem geschlossenen System zusammenschließen, und schließlich zu ihrem Teile dazu beitragen, die Begründung einer inhaltvollen Lebens-Anschauung vorzubereiten, d. h. **deutsche Charaktere** zu erziehen: das halten wir für das eigentliche Ziel auch einer ästhetischen Behandlung dieses Zweiges der Litteratur, und dazu wünschten wir in der nachfolgenden Behandlung einige Handreichung zu thun.

Dr. O. Frick.

# Walther von der Vogelweide

## und die höfische (ritterliche) Lyrik.

Litteratur: K. Lachmann, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. 6. Aufl. besorgt von Müllenhoff, Berlin 1891. — W. Willmanns, Walther von der Vogelweide, seine Gedichte erklärt. 2. Aufl. Halle 1883. — Bernh. Schulz, Auswahl von Gedichten Walthers von der Vogelweide mit Anmerkungen und einem Glossar. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. — K. Simrock, Walther von der Vogelweide, ins Hochdeutsche übersetzt. 7. Aufl. Leipzig 1883. — Dr. A. Schröter, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide nachgedichtet. Jena 1881. — K. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Leipzig 1880. — Dr. L. Dietze, Die lyrischen Kreuzgedichte des Mittelalters. Gymnasialprogramm, Wittenberg 1873. — Dr. Fiedler, Zu Walther von der Vogelweide. Gymnasialprogramm, Kolberg 1873. — Jul. Eberty, Über Walther von der Vogelweide. Realschulprogramm, Potsdam 1874. — R. Lucae, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. Halle 1867. — Litteraturgeschichte von Vilmar und von Scherer. — L. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. V.

---

### Methodische Vorbemerkung.

Die nationale Kultur ist ein historisches Produkt. Sie wird erhalten und weiter entwickelt in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes durch einsichtige Verwertung der früheren Kulturgewinne. Der feste Bestand unseres Volkstums beruht auf dieser erziehlichen Ausnutzung des Erfahrungserbteils vergangener Zeiten.

Die Erziehung muß den Zusammenhang mit der Vergangenheit festhalten und die Gesetze der Ausrüstung für die jeweilige Lage dem historischen Entwicklungsgange unseres Volkes einerseits und dem psychologischen Werdeprozesse des Einzelwesens andrerseits ablauschen.

Nur das Homogene nährt. Die Elemente unseres Wesens müssen auch die Elemente unserer geistigen Ernährung bilden. Das Schlagwort des Materialismus: „Was der Mensch *ißt*, das *ist* er!“ leidet sehr wohl eine Anwendung auf die Erziehung.

Jeder Keim trägt *in* sich die künftige Form des Seins und hat *um* sich die erste Nahrung in zuträglicher Mischung als Werdebedingung. Es ist beim Menschen nicht anders. Die Kunst der Erziehung besteht darin, den Keim vor Verkümmerung zu hüten, die geistige Nahrung nach dem innern Bedürfnis auszuwählen und sie in einer der Entwicklungsstufe

angepaßten Zubereitung dem Zögling zuzuführen. Wesenfremde Stoffe in falscher Mischung und Zubereitung wirken entweder als nutzloser Ballast oder als schädliches Gift.

Welche Elemente bilden nun den Kern unseres Volkstums und jedes Einzelwesens? Jeder ist ein Geschöpf der Natur, ein Glied seiner Volksgemeinschaft und ein Kind Gottes. In dieser dreifachen Beziehung liegen die Aufgaben seiner Lebensarbeit, die Quellen seiner Kraft und seines Glückes, in einem geläuterten Natursinne, einer hingebenden Vaterlands- wie Bruderliebe und einer innigen Gottesliebe die Ziele seiner Erziehung. Aus diesem dreieinigen Urbrunnen, nicht aber aus den löcherigen Brunnen des Zeitgeistes und der Zeitmode soll die Pädagogik ihre Lern- und Erziehungsstoffe schöpfen, die Methodik ihre Ziele und Wege erfragen.

Diese älteste und einfachste Erziehungskunst lehrt uns schon die Schöpfungsgeschichte in der Bibel.

„Gott pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen und ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut davon zu essen. — Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten. — Gott brachte allerlei Tiere auf dem Felde und Vögel unter dem Himmel zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete."

Die Natur ist also die nächste Beziehung des Menschen, der äußere Rahmen seines Daseins, ein Freudenquell für sein Herz, ein Spiegelbild seines eigenen Lebens und eine Lehrerin zur Bethätigung seiner Kraft.

„Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. — Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe und brachte sie zu Adam. — Und Gott der Herr setzte den Menschen in den Garten, daß er ihn baute und bewahrte."

Also in der Menschengemeinschaft und Liebesbethätigung in Heimat, Familie und Arbeit soll der Mensch seine Bestimmung zu erreichen suchen.

„Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloße und blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele. — Und sie hörten die Stimme Gottes des Herrn, der im Garten ging, da der Tag kühl geworden war."

Gottesgemeinschaft ist also unsere tiefste Beziehung und unsere höchste Lebensaufgabe.

Wie auch die Menschheit im Laufe der Zeiten gewachsen ist, wie auch ihre Beziehungen und Aufgaben sich gemehrt und ihre Interessen verzweigt haben, was in der Kindheit Tagen Entwicklungsgesetz war, das ist's bis heute geblieben. Wie das Wachstum nur Entfaltung einer Einheit zu vielgestaltigen Erscheinungen, so ist die Kultur- und Erziehungsarbeit nur Entwicklung der ursprünglichen Lebenseinheit in Natur, Menschengemeinschaft und Gott zur Vielheit der Lebensinteressen, Lebensaufgaben und Lebensformen.

Wie unendlich auch die Zahl der Radien sich vermehren, wie weit auch die Peripherie hinausrücken mag, das dreieinige Centrum des Lebens muß bleiben und den Zusammenhalt bilden, wenn nicht eine völlige Atomisierung der Gesamtheit und des Einzelnen eintreten soll.

Je vieläſtiger der Baum der Kultur wird und je weiter hinaus und hinweg vom Stamme die Zweige streben, desto mehr wächst die Gefahr der Verirrung und Verwirrung in der bunten Fülle der Erscheinungen und der Stockung eines gesunden Säftezuflusses, desto schwieriger wird die Erziehungsaufgabe und desto dringender die Mahnung an den Erzieher, immer und immer wieder nachdrücklich auf den dreieinigen Grundquell unseres Wesens, unserer Aufgaben und unseres Glückes hinzuweisen, vor einer zersplitternden Vielteiligkeit und unruhigen Hast sich zu hüten und fest das Ziel „Heranbildung charakterfester, sittlicher Persönlichkeiten" im Auge zu behalten. Die Erziehungseinheit muß uns zu einer Lebenseinheit zurückführen helfen. Dadurch werden wir die Fähigkeit gewinnen, die wirren und wechselnden Elemente des Lebens und die Forderungen des Tages zu übersehen, zu messen, unter einheitliche Gesichtspunkte zu ordnen und zu beherrschen. Wenn aber die Lernstoffe auseinanderstrebende feindliche Elemente sind, wie können sie zu harmonischen Lebensstoffen werden! Und den Bildungsstoffen unserer modernen Kultur haftet häufig diese Eigenschaft an. Eine reife, vielseitige Kultur hat noch zu wenig innere Verwandtschaft mit der Entwicklungsstufe eines Schülers.

Wir müssen uns darum bei der Wahl der Bildungsstoffe auf das Werden der Menschheit und unseres Volkes zurückbesinnen. Unleugbar besteht zwischen der Entwicklung eines Volkes und eines Einzelwesens ein innerer Gleichschritt. Was dort in großen Zügen und langen Zeiträumen sich vollzog, das wiederholt sich hier als beschränkter und abgekürzter Prozeß.

Je näher wir bei der Rückwärtswanderung dem Anfange der Entwicklung kommen, desto einfacher und übersichtlicher sind die Lebensverhältnisse, desto stärker und harmonischer der Zusammenhang mit dem dreieinigen Centrum und desto kräftiger die erziehliche Wirkung der Bildungsstoffe, die uns in idealen Persönlichkeiten sowie in Anschauungen, Sitten und Lebensgewohnheiten plastisch und innerlich verwandt entgegentreten. Daraus erklärt sich die fesselnde Kraft und erziehliche Bedeutung der biblischen Geschichten, der Grimmschen Märchen, der Heyschen Fabeln und der Hebelschen Erzählungen schon für das erste Schulalter. Die Elemente der drei großen Lebens- und Nahrungsgebiete sind friedlich vereinigt und packen durch ihre einfache Form und ihren kindlichen Charakter.

Soll die Erziehung, wie es sein muß, eine nationale sein, so müssen wir uns auf die Quellen unseres ureigenen Volkstums zurückbesinnen, auf die idealen Träger des nationalen Gedankens und auf die lautere Sitte des Volkes in einer Zeit, da Naturliebe, Vaterlands-

liebe und Gottesliebe noch den unzerspaltenen Kern des Volkslebens bildeten.

Am deutlichsten und schönsten tritt das geistige Bild unseres Volkes in der Ungeschiedenheit seiner höchsten Interessen vor unsere Seele in der ersten Blütezeit unserer Litteratur unter den staufischen Kaisern. Darum sind aus jener Zeit Heliand, Nibelungenlied, Gudrun, Parzival, und Armer Heinrich als Spiegelbilder nationalen Lebens und Strebens betrachtet worden.

Doch das Thatleben in den Epen ist nur die kräftige, plastische Äußerung des Gedanken- und Gefühlslebens. Wollen wir jenes ganz verstehen, dürfen wir dieses nicht unbeachtet lassen.

Der klarste, wahrste und geistesmächtigste Vertreter des Gedanken- und Gefühlslebens jener jugendfreudigen und jugendkräftigen Zeit ist Walther von der Vogelweide. Er ist der reichste, vielseitigste und vollendetste lyrische Dichter seiner Zeit und zugleich ein Vertreter des ritterlichen Standes, der jener Zeit ihren eigenartigen Charakter aufdrückte. Wie das Volksleben jener Zeit in ritterlichem Thun und höfischer Zucht gipfelte, so war auch die Dichtkunst eine höfische, ritterliche. In vielgestaltigen Weisen klang die wechselnde Stimmung der Herzen aus in frohen Liedern der Glücklichen, in wehmütigen Klagen der Traurigen, in weisen Sprüchen der Erfahrung, in ernsten, ja schneidigen Klängen der Vaterlandsliebe, in zarten Liedern der Minne oder Frauenhuldigung, in innigen Tönen der Gottesminne.

Daß die Herzenssprache dieser Zeit eine besondere Resonanz in jugendlichen, für Ideale begeisterte Herzen finden muß, geht schon aus dem verwandten jugendlichen Charakter der höfischen Lyrik hervor.

Vilmar sagt darüber: „Ungemein anziehend ist die Jugendlichkeit dieser Poesie. Wie wir im Parzival den getreuen Typus des deutschen Jünglings sahen, der aus stiller Beschränkung und Einsamkeit mit einemmal heraustritt in die glänzende Welt voll Ereignisse, Thaten und Wunder und staunend und sehnend, verlangend und schüchtern dieser fremden Welt gegenüber steht, so sehen wir das Helldunkel der ersten Jünglingszeit auch über die Minnepoesie ausgebreitet. — Dieser jugendliche Zug ist aber ein wahrer Zug, nicht allein in der stillen Herzensgeschichte der kaum der Kindheit entwachsenen Jugend, sondern ein wahrhaftiger Zug unserer nationalen Physiognomie, über den niemand spotten darf, ohne sich selbst ein bedenkliches Urteil zu sprechen. Es ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört. Und daß unsere Minnepoesie diesen Typus der Naturpoesie so stark ausgeprägt an sich zeigt, gerade dies macht sie zu einer wahrhaften, nationalen Poesie, zu einer Poesie, der man Weichlichkeit und Spielerei nur dann vorwerfen wird, wenn man verkennt, daß sie eben nur eine Seite unseres Dichterlebens darstellt und erst mit dem tiefen Sinne unseres Kunst-

epos und mit dem mächtigen Heldengesange unserer volksmäßigen Epopöen das Ganze unserer dichterischen Persönlichkeit darstellt."

Die Poesie ist die beste Lehrerin und Erzieherin der heranwachsenden Geschlechter, weil sie der schönste Ausdruck und die reichste Quelle, ein wahrer Jungbrunnen der nationalen Eigenart ist. Was das Alltagsleben an Ereignissen und Erfahrungen zerrissen und getrübt in verwirrender Fülle bot, das ordnete und verklärte die Poesie und einte es wie in einem Sammelspiegel durch die Macht einer Persönlichkeit.

Wenn auch die treibenden Grundkräfte eines Volksgeistes immer dieselben sind, so sind doch die Entwicklungsphasen sehr mannigfaltige, weil jede Zeit die geistige Nahrung anders mengt, mehr oder weniger Fremdes aufnimmt, besondere Ziele sich steckt und in besondere Lagen kommt.

Will man das Kulturergebnis einer Entwicklungsphase — also eine ideale Persönlichkeit wie die Walthers und den Vorstellungs-Niederschlag im Volksdenken und in der Volkssitte — verstehen und für die eigene Lage und Entwicklungsphase nährkräftig machen, so muß man den äußeren Bedingungen jenes Werdens wie den inneren treibenden Lebenskräften nachspüren. Nur Klarheit über die Elemente kann schließlich zu harmonischem Zusammenschluß in den Zielen führen.

Nicht besser wird das eigene Wachstum gekräftigt und geläutert als durch Aufdeckung und verständnis- wie liebevolle Verfolgung eines fremden und doch innerlich so tief verwandten Werdens.

Bei der Vorbereitung werden wir einen Blick auf die Zeit und den Lebensgang des Dichters werfen, bei der Darbietung eine Anzahl von Walthers Gedichten mit kurzer Erläuterung bringen und bei der Vertiefung und Verknüpfung schließlich einen Durchblick nach bestimmten Gesichtspunkten versuchen.

---

## I. Walther von der Vogelweide, seine Zeit und sein Leben.

Walther von der Vogelweide wuchs in einer Zeit heran, wo das Interesse für die Natur, das Geschick des Vaterlandes und die Religion einheitlich den Mittelpunkt des Lebens bildete und dasselbe mit stärkster Kraft bis zu den äußersten Enden durchdrang. Unser Volk lebte ein glückliches Jünglingsalter. Die Naivetät der Kindheit war gepaart mit männlichem Thatendrang und Sehnsucht in die Weite. Die naive Naturfreude war nie reiner und lebendiger, das vaterländische Interesse nie kräftiger, das Gottesbewußtsein nie inniger gewesen als in der Hohenstaufenzeit.

Die Natur galt als Spiegel des Seelenlebens; aus ihr entnahmen die Dichter mit Vorliebe ihre Vergleiche. Für den frischen und gesunden Natursinn und die vertraute Gemeinschaft mit der Natur zeugt die Ent-

wicklung der Tiersage und die Umgestaltung derselben zu einem Tierepos, die Naturschilderungen im Parzival, die Umrahmung und Verflechtung des Liebeslebens mit dem Leben in der Natur, die Anlage der Burgen, Klöster, Kapellen und Bildstöcke an landschaftlich schönen Orten, die Wallfahrten und Pilgerzüge u. s. w. In der Natur blühte die reinste Volksfreude. Durch den Wald und über die Heide tobte die Jagd. Auf dem Anger tanzten die Mägdlein den Reigen; an den Wegen spielten sie Ball; mit Blumen und Kränzen schmückten sie Haar und Mieder; an den rauschenden Quellen schöpften und plauderten sie; an Kuckucksruf, Halmmessen u. s. w. knüpften sie allerlei Aberglauben; in das erfrischende Bad stiegen sie nieder; im Grase legten sie sich zum Schlafe hin; in Liedern wetteiferten sie mit den kleinen Vögelein u. s. w. Der Dichter schaute vom Hügel in das Land und auf den bläulichen See; er hörte den Wetteifer der kleinen Vögel im Gesange und sah, wie Blumen und Klee um den Preis der Schönheit rangen. Doch alles war ihm nur ein Spiegel, in dem die Schönheit seiner „Fraue“ um so lichter strahlte; sie war die Krone der Schöpfung.

(Vergl. die Situationszeichnungen im Nibelungenliede S. 26—32, in Gudrun S. 115, im Parzival S. 177—186, im Armen Heinrich S. 245 u. im Reinecke Fuchs S. 468—469.)

Und nun Volksleben und Vaterland! Höfe und Ritterburgen waren die Mittelpunkte des Lebens, Ritter die Führer des Volkes. In Turnieren übten sie die körperliche Kraft und Geschicklichkeit, im Singen und Sagen die geistige. Fürsten verschmähten es nicht, um den Lorbeer des Dichters zu ringen, so Kaiser Heinrich VI., Konradin, Otto von Brandenburg, Herzog Heinrich von Anhalt u. v. a. Mit schönem Freimute wurde im Liede gebeten, gefordert, gemahnt, gescholten und gedankt. Die Dichtung war eine Macht, war Volkes- und Gottesstimme. Von Mund zu Mund verbreiteten sich die Lieder wie heute Zeitungsnachrichten. Die Fürsten übten weitgehende Gastfreundschaft und verschönten ihre Feste durch die Kunst der Sänger. Die fahrenden Sänger zogen von Burg zu Burg. (Vergl. Goethes „Sänger“, Uhlands „Sängers Fluch“ und „Bertran de Born“, Schillers „Graf von Habsburg“ Bd. III, S. 14—40!) Die Fürsten übten gegen sie Milde und beschenkten sie mit Gold, Gewanden und Kleinodien. Der Hauptinhalt ihrer Lieder war der Preis der Frauen. So sehr letztere aber ein Gegenstand der Verehrung und der Sehnsucht waren, so wenig herrschten sie. — Fast außer dem Wirkungskreise der Kunst und Kultur stand der Bauernstand. Manchem Sänger, so Neidhart von Rauenthal, diente er nur als Zielscheibe des Spottes. Döperkeit, d. h. dörfische, bäuerische Sitte (woraus unser Tölpel entstand), war das Gegenteil von höfischer Zucht.

(Vergleiche das „deutsche Zeit- und Sittenbild“ nach dem Nibelungenliede S. 16—26, besonders die Abschnitte über Rittertum, König und Hof, häusliches Leben, Verkehr

und Reisen und die Ergänzung bei Gudrun S. 113 und 114. Vergl. ferner bei Parzival S. 228—235: Der Dichter Wolfram von Eschenbach.)

Und dazu die deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, eine Periode, politisch und kirchlich so großartig bewegt wie kaum eine andere!

Ein Held wie Friedrich Barbarossa (1152—1190) stimmte alle deutschen Herzen hochgemut. Nie war der Glanz der deutschen Krone und des deutschen Namens strahlender gewesen. Der Blick erweiterte sich nach Italien im Süden, dem Lande der Kaiserzüge, nach Frankreich im Westen, dem Lande der Artus- und Gralsage sowie der Troubadoure, nach dem Orient im Osten, dem Lande der Sehnsucht für die Kreuzfahrer. In allen Zeitgenossen lebte das Gefühl, einer großen, glücklichen Zeit anzugehören. Darum wollten sie den Tod des herrlichen Helden nicht glauben, warteten sehnlich auf seine Wiederkehr und versetzten ihn endlich verzaubert in den Kyffhäuserberg. Der Sohn des Rotbarts, Heinrich VI. (1190—1197), war ein Held des Schwertes und ein Sänger, aber sein früher Tod war das Signal zu unendlicher Verwirrung und erbitterten Kämpfen. Da Heinrichs Söhnlein Friedrich bei seines Vaters Tode erst drei Jahre alt war, so wählte die staufische Partei Heinrichs Bruder Philipp von Schwaben, die welfische aber Otto IV. von Braunschweig zum Kaiser. Letzteren stützte der geistesgewaltige Papst Innocenz III. (1198—1216), der als Stellvertreter Gottes auf Erden der oberste Regent der Welt und der höchste Schiedsrichter zwischen Fürsten und Völkern sein wollte. Wilde Parteikämpfe entbrannten in Deutschland, in denen die Fürsten nicht selten aus Eigennutz die Partei wechselten. Die Staufer vertraten den nationalen Gedanken mit besonderer Wärme, und darin lag ihr Übergewicht. Der Sieg neigte sich auf Philipps Seite, da ermordete ihn 1208 der wilde Pfalzgraf Otto von Wittelsbach aus Privatrache. Und nun erkannten alle Otto IV. als Kaiser an. Doch bald entzweiten sich Kaiser und Papst, denn unversöhnlich standen sich die Kaiser- und die Papstidee gegenüber. Otto IV. fiel in das vom Papste als Vormund des unmündigen Kaisersprossen Friedrich beherrschte Gebiet ein und wurde dafür in den Bann gethan.

Ja, der Papst stellte Heinrichs Sohn Friedrich als Gegenkaiser auf. Der junge Staufer kam nach Deutschland und sammelte seine Anhänger. Weil sich auch der französische König für Friedrich erklärte, so unternahm Otto einen thörichten Zug gegen ersteren, wurde aber bei Bovines, südlich von Lille, 1214 schmählich besiegt, verlor alles Ansehen, zog sich in seine braunschweigischen Erblande zurück und starb 1218 auf der Harzburg. Friedrich wurde allgemein als Kaiser anerkannt und ließ sich in Aachen krönen (1215). Sein anfänglich gutes Verhältnis zum päpstlichen Stuhle trübte sich bald. Er verschob den gelobten Kreuzzug von Jahr zu Jahr und löste nicht, wie er versprochen, die Verbindung zwischen Unteritalien und dem Deutschen Reiche, sondern befestigte sie. Furchtbare Kämpfe hatte

er mit den Päpsten und den italienischen Städten zu bestehen. Der Ruhm seiner Tapferkeit, Bildung, Weisheit und Pracht erscholl in alle Welt und erfüllte die Deutschen mit stolzer Vaterlandsfreude und neuem Thatenmute.

(Vergleicht, was in der Geschichte über Papst Innocenz III. und Kaiser Friedrich II. dagewesen ist!) —

Der Nerv des Volkslebens war das Christentum. Es hatte sich innig mit der deutschen Art vermählt und alle Verhältnisse durchdrungen. Selbst die sich einschleichenden Mißbräuche in der Kirche, wie Herrschsucht und Habgier des römischen Hofes, Simonie, Mißbrauch von Bann und Interdikt, das verweltlichte Leben der Geistlichen u. a., konnten das Volk im Glauben, in der Lehre und Ordnung der Kirche nicht irre machen, sondern erfüllten nur mit Schmerz und Zorn gegen die entarteten Glieder des geistlichen Standes. Mit sicherem Herzenstakte wußten sie das Christentum als Lebensmacht von den jeweiligen Trägern des Kirchenregiments zu unterscheiden. Ein frommer Glaube war und blieb in unerschütterlicher Treue die gewaltigste Triebkraft des Lebens und der Thaten. Das beweisen am besten die Kreuzzüge. Nach dem heiligen Lande, der Wiege des Christentums, stand jeder Sinn und Gedanke. Durch Befreiung des heiligen Grabes wollte man dem Heilande ein Dankopfer für die Erlösung darbringen. Wie das Atmen zum leiblichen Leben, so gehörte ein kindlicher Gottesglaube zum geistigen Leben und Glück unserer Väter.

(Vergl. Gudrun S. 113, Parzival S. 128—136, S. 160—167, [Parzivals Belehrung bei Trevrezent], S. 196—197 [Wolframs religiöser Charakter], S. 206—215 [Deutung der symbolischen Vorgänge im Parzival], S. 229 [Das kirchliche Leben im Parzival].) —

In dieser Zeit, auf diesem Boden und in dieser Luft erwuchs und entwickelte sich als glänzendster Vertreter seiner Zeit und seiner Volksart Walther von der Vogelweide. Er sang mit gleicher Meisterschaft die Wonnen der Natur und der Liebe, die Ehre des Vaterlandes und die selige Gottesminne. In Form und Gehalt erreichte er den Gipfel der höfischen Lyrik im Mittelalter.

Über Walthers Entwicklungs- und Lebensgang haben wir keine andere Kunde als einzelne Andeutungen in seinen Liedern. Als Geburtsstätte bezeichnen viele die „Vogelweide" auf dem Laiener Ried im Eisackthale in Tirol. Seine Geburt muß in die Jahre zwischen 1160 bis 1170 fallen. Nach allem zu schließen, war er bayerischen Stammes und ritterlichen Standes, aber arm. Und Armut begleitete ihn Zeit seines Lebens; nur der Lebensabend war durch ein freundlicheres Geschick verschönt. Nach der naiven Sitte der Zeit heischte er als Sangeslohn auch „Sold", schalt, wenn derselbe versagt blieb, gestand offen, daß „Kargheit" oder „Milde" der Fürsten seine Parteinahme bestimme, — wobei er aber niemals seine Grundsätze verleugnete —, nahm dankbar von einem reisenden Bischof eine Summe Geldes zu einem Pelzrock, versicherte aber, „daß

er getragene Kleider nie genommen". Die Zeit seiner Entwicklung, in der er „Singen und Sagen lernte", scheint er in Österreich verlebt zu haben, wo das Babenbergische Haus regierte und die Sangeskunst pflegte. In Ohr und Herz des Jünglings fiel die Kunde von Barbarossas Römerzügen, von Abfall und Bestrafung Heinrichs des Löwen, von dem glänzenden Turnier und Volksfest in Mainz, an dem 40 000 edle Gäste teilnahmen, von dem herrlichen Kreuzzuge des greisen Kaisers nach dem heiligen Lande und von dem erschütternden Tode des edlen Helden.

Nach französischen Mustern dichtete damals Heinrich von Veldecke seine „Äneide" und „pflanzte damit das erste Reis in deutscher Zunge". Der Minnegesang erblühte als Liederfrühling des deutschen Volkes, und ein froher Wetteifer erwachte unter den edlen Sängern.

In dieser glanzvollen, innerlich glückgesättigten Zeit entwickelte sich der talentvolle Jüngling und stimmte ein in den Chor der Minnesänger, der Frauenschönheit pries und um „Gnade" warb.

Am Hofe Leopolds VI. zu Wien lernte Walther wohl unter Anleitung Reinmars des Alten von Hagenau singen und sagen. Ob er vorher in einer Klosterschule regelmäßigen gelehrten Unterricht empfangen hat, ist zweifelhaft. In seinen Liedern kommt kein lateinisches Citat vor, doch erinnern einzelne an lateinische Vorbilder. Sicher ist, daß er dichterische Sprache und Form mit allem Fleiße an vorhandenen Mustern geübt hat, denn selbst das Genie kann des Fleißes nicht entbehren. Auch die musikalische Ausbildung gehörte zum Minnesange, denn die Sänger mußten Weisen erfinden, die sie dann unter Begleitung von Harfe oder Fiedel im Kreise der Gäste vortrugen.

Die volle Wirkung der Minnelieder können wir heute nicht mehr an uns erproben, da die Weisen verloren gegangen sind, die den Worten Klang und Farbe gaben. Gottfried von Straßburg preist an Walther besonders die Kunst des musikalischen Vortrags. (Vergl. S. 23!) Danach scheint es, als ob Reinmar und Walther in der melodischen Entwicklung des Minnegesanges das Höchste geleistet hätten.

Einzelne Jugendversuche des Dichters sind erhalten und zeigen ein Ringen und Streben nach Besserem, aber durchaus keine Originalität. Erst die Liebe scheint dem Jüngling die Zunge gelöst und die Harfe gestimmt zu haben. Lucae will aus einer Reihe schöner, natürlicher Liebeslieder, die dieser Zeit entstammen, einen kleinen Roman des Dichters mit einem niedrig gebornen Mägdlein lesen. „Was sie auch sagen, ich bin dir hold und nehme dein gläsern Ringlein lieber als einer Königin Gold", beteuert er. Da sie sich aber spröde erweist und ihn hinhalten will, „bis er alt und grau sei," da droht er, „sich zu rächen und die Verblühte mit Sommerlatten, d. h. einjährigen Schößlingen, zu schlagen". —

Nach dieser Jugendepisode scheint sich Walther gemäß der damaligen Mode des Frauendienstes einer Dame höheren Standes in Pflicht und Dienst gestellt zu haben.

Die Wertschätzung des Weibes ist ein uralter Zug des germanischen Volkscharakters, der durch das Christentum vertieft wurde. Die Entwicklung des Marienkultus steigerte diese Verehrung; die französischen Troubadoure aber schraubten den Frauendienst in unnatürliche Höhe, ja entstellten ihn bis zur Widerwärtigkeit.

Walther bewahrte in den Liedern, die er „seiner Frau" zu Ehren sang, Würde, Überlegung und ehrenhafte Gesinnung. Sie gehören nach Inhalt und Form zu den schönsten Minneliedern höheren Stils.

Walther ist in seinen Liedern dann am fesselndsten, wenn ihn ein bestimmtes inneres oder äußeres Erlebnis unmittelbar berührt und zum dichterischen Aussprechen drängt. Dann sind seine Gedichte im schönsten Sinne Gelegenheitsgedichte, und ihre Wahrheit packt und überzeugt. Denkt er sich künstlich in eine Lage, dann sind seine Dichtungen häufig matt, denn sie entspringen nicht dem Urquell seines Wesens, sondern der Reflexion. Ohne Kunstlehre in unserem Sinne studiert zu haben, leitet ihn ein sicherer, künstlerischer Takt.

In Österreich folgte 1194 auf Herzog Leopold VI. dessen Sohn Friedrich, der Katholische, welcher ein Gönner und Freund Walthers war. Doch die schönen Verhältnisse änderten sich, als Herzog Friedrich 1196 einen Kreuzzug nach Palästina unternahm. Sein Bruder Leopold war dem Dichter unfreundlich gesinnt. Gehässige Merker oder Aufpasser trübten durch Verleumdung und Verhetzung sein Verhältnis zum Hofe und zu seiner Dame. Die Abwesenheit des Fürsten und der meisten Ritter sowie ein Erbfolgekrieg in dem benachbarten Ungarn zwischen den Brüdern des verstorbenen Königs Bela hatte den Wiener Hof sehr still gemacht. In einem Liede läßt Walther den „Hof" die traurigen Veränderungen beklagen. Über seine Armut und öftere Verlegenheit tröstet er sich in einem Liede mit guter Laune. „Das Glück kleide eben seine Leute sonderbar." Tief schmerzt ihn die „Ungnade" seiner Dame. Er gesteht, daß er nicht durch Schönheit, deren er entbehre, bestechen könne, daß aber wahre Männerschönheit in der Kühnheit, Milde und Treue bestehe.

Als 1198 nach Herzog Friedrichs Tode im heiligen Lande dem Dichter der Aufenthalt am Wiener Hofe immer unbehaglicher wurde, und allerlei Mißverhältnisse „seinen stolzen Kranichgang zur Erde drückten und ihn gleich dem Pfau leise auftreten und geduckt gehen hießen", da griff er als fahrender Sänger zum Wanderstabe, flehte in einem innigen Liede Gott und Christus um starkes Reisegeleit an und verließ Wien ohne Abschiedsgruß an seine „Herrin".

Der Abschluß dieses Lebensabschnittes bedeutet zugleich eine entscheidende Wendung seiner Kunst. Hatte bis jetzt das eigene Geschick seine Harfe gestimmt, so gab ihr fortan die Vaterlandsliebe reineren und helleren Klang. Das traurige Geschick des Vaterlandes ergriff sein Herz und zeigte seiner Kunst neue Stoffe und höhere Ziele. Der Tod Heinrichs VI. hatte Deutschland gespalten und mit Krieg und Unruhe

erfüllt. Die von seiner starken, ja harten Hand bislang zusammen gehaltenen Kräfte schweiften jetzt frei und los ihre eigenen Bahnen. Der Einzelvorteil wurde von den meisten Fürsten über das Wohl des Ganzen gesetzt. Gewalt, Roheit und Zwietracht traten an die Stelle von Recht, Sitte und Eintracht und zerfleischten das Vaterland. Walthers Sympathie gehörte dem Staufer Philipp, der im Besitz der Reichskleinodien war und dem Hause angehörte, das den nationalen Gedanken hoch hielt. Als gereifter Mann von tiefer Einsicht, in voller Entschiedenheit und inniger Vaterlandsliebe trat der Sänger mit seinem Liede in die Reihen der Kämpfer für des Vaterlandes Ehre und Gedeihen. Und er wurde gehört vom Strande der Nordsee bis über die Alpen hinweg nach Italien. Weder Fürsten noch Herren, weder Papst noch Geistlichkeit schonte er; ja er ging in seinem heiligen Zorn nicht selten über die Grenze des Zulässigen. Seine Liederklänge schlugen oft tiefere Wunden als scharfe Schwertklingen. Der Italiener Thomasin von Zirkläre, der in schlechtem Deutsch den „Welschen Gast“ schrieb, schalt den Dichter ob seiner freien, bösen Zunge, bezeugte aber, daß ein Lied von Walther Tausende zum Abfall von Papst Innocenz III. verführt habe.

Von gewaltiger Wirkung war sein männlicher, ergreifender Mahnruf „Wahlstreit“, worin er die deutsche Zerrissenheit in beschämenden Gegensatz zu der Ordnung in der unvernünftigen Tierwelt setzte und alle aufforderte, Philipp die strahlende Königskrone aufzusetzen. Nachdem der Welfe Otto IV., zum König gesalbt und gekrönt, in Aachen den Stuhl Karls des Großen eingenommen, ließ sich auch Philipp im Herbst 1198 in Mainz krönen. Der feierlichen Krönung wohnte Walther bei und pries in einem Jubelgesange, wie die alte Krone dem jungen Haupte gerade passe, wie beide leuchteten und eine liebliche Augenweide der Fürsten seien.

Ein solcher Bundesgenosse, dessen Lieder die fahrenden Spielleute in alle Gaue trugen, war dem König Philipp hocherwünscht, und er gewährte ihm Schutz und Gunst. Auf dem glänzenden Hoftage, den Philipp Weihnachten 1199 in Magdeburg hielt, begegnen wir auch dem Dichter, der äußerst lebendig und anschaulich in einem Spruche den königlichen Festzug „Unter Krone“ schildert.

Ob jedoch dem Dichter das unruhige Leben nicht behagte, ob ihn Philipps Kargheit verletzte, oder ob ihn die Sehnsucht nach der Heimat zog, Pfingsten 1200 finden wir Walther als ungeladenen Gast in Wien, wo Herzog Leopold VII. das prunkvolle Fest der Schwertleite feierte. Er rühmte des Herzogs außerordentliche Freigebigkeit gegen alle Welt, bat um ein freundliches Willkommen und pries in einem herrlichen Liede „Deutschlands Ehre“. (Vergl. Bd. II, S. 632!)

Aber die alten Feinde erneuerten das alte Spiel; der Herzog konnte seinen alten Groll nicht verwinden und weigerte dem Dichter Gunst und Gabe. Da griff dieser abermals zum Wanderstabe und gelangte endlich an den Hof des kunstsinnigen und freigebigen, wenn auch politisch wankel-

mütigen Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er mit seinem großen Zeitgenossen Wolfram von Eschenbach zusammentraf. Über das unruhige, üppige Leben am Hofe dieses Fürsten auf der herrlichen Wartburg vergleiche Walthers Urteil in der I. Abt. S. 191!

Zehn Jahre hindurch (1200—1211) scheint Walther an Hermanns Hofe geweilt zu haben. Aus einer Anzahl pädagogischer Sprüche haben manche den Schluß gemacht, daß ihm die Erziehung eines unbändigen Knaben anvertraut gewesen sei. Auf die ihm eingeräumte Macht, den Buben ganz nach eigenem Ermessen mit der Rute zu züchtigen, verzichtete er anfänglich und wollte nur durch das Wort wirken; später aber klagte er, daß des Lehrers Macht nur so weit wie der Stock reiche. Mit dem Stoßseufzer, daß „ein allzu krummes Bäumchen nicht wieder in die Richte zu bringen sei", gab er die fruchtlose Arbeit auf.

Fortgesetzt begleitete der Dichter mit vollster Teilnahme die öffentlichen Angelegenheiten. Mit allen Schrecken tobte der Bürgerkrieg 1203 ganz in der Nähe um Erfurt. Der Papst hatte Philipp und seine Anhänger in den Bann gethan und den Böhmenkönig zum Abfall von dem Staufer bewogen. Mit allerlei fremdem Volke zog der letztere nach Thüringen, um dem bedrängten Landgrafen Hermann beizustehen, der sich ebenfalls von Philipp gewandt hatte. Auf dem Wege zerstörten die wilden Scharen 16 Klöster und 350 Pfarreien und hausten in Freundes- und Feindesland grauenhaft.

Walther klagte in seinen Liedern und Sprüchen über den Verfall der guten, alten Sitten: die Stühle der Weisheit stünden leer oder wären von reichen Thoren eingenommen, das Recht hinke, die Zucht traure, die Scham kranke, die Gewalt gelte, die Untreue lauere, die Jugend verwildere, die Geistlichkeit übe Lug und Trug u. s. w. Die Trauer über das verwandelte Vaterland entsprang seiner Vaterlandsliebe und seine Klage dem Drange, zu helfen, zu bessern und zu behüten. Doch wußte er sich und andere auch in den trüben Zeitläuften zu trösten:

Verzagte Zweifler sprechen: Alles sei nun tot
Und niemand mehr, der Schönes singe!
Sie sollten doch bedenken die gemeine Not,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe.
Kommt Sangestag, so hört man Singen wohl und Sagen;
Man kann noch Lieder!
Ich hört' ein kleines Vöglein jüngst dasselbe klagen;
Das barg sich wieder:
„Ich singe nicht, es muß erst tagen!"

Sein ganzer Unmut und Zorn richtete sich gegen den Papst, in dem er den eigentlichen Urheber all dieser Wirrnis sah. Hageldicht flogen seine Geschosse gegen Rom, „wo man lüge und zwei Könige betrüge, wo man banne, nur nicht den, der es verdiene".

Nach Philipps Ermordung 1208 sah Walther in Otto IV. den rechtmäßigen Kaiser und begab sich nach kurzem Aufenthalte in Meißen 1211 an seinen Hof. Kurz nach der Kaiserkrönung in der Peterskirche

zu Rom hatte Papst Innocenz III. 1210 den Bannstrahl gegen den unbotmäßigen Kaiser geschleudert. Voll Schmerz und Ingrimm über den Mißbrauch der geistlichen Gewalt und das unwürdige Spiel mit der Würde der Kirche, dem Ansehen des Kaisers und dem Wohle Deutschlands führte Walther des Kaisers Sache gegen den Papst mit zornigen, schmerzbewegten und hohnvollen Sprüchen. Alle wirklichen oder vermeintlichen Mißbräuche und Übergriffe des päpstlichen Stuhles und der Geistlichkeit, besonders Geldgier, Doppelzüngigkeit, verhängnisvolle Einmischung in deutsche Angelegenheiten, geißelte er in schonungsloser, ja oft wohl in maßloser Weise. Aber bei den stärksten Ausfällen focht er nie die Autorität der Kirche und des Papstes oder das Wesen des Christentums an. Der Minnesänger, der ehedem Blumen brach und um Frauengunst warb, war zum Herold der vaterländischen Ehre und zum schneidigen Kämpfer in dem ältesten und härtesten Kampfe, zwischen Kaiser und Papst, geworden.

Der karge, finstere Welfe Otto IV. lohnte dem treuen Kämpen seine Dienste übel. Weder ein Lehen noch sonst nennenswerte Gaben bewilligte er dem Bittenden. Glücklicher war Walther bei dem kunstsinnigen, freigebigen jungen Staufer Friedrich II., dem er sich etwa 1214 mit voller Überzeugung anschloß. Er erhielt ein Lehen, aber es war so gering und der Ertrag durch den Kirchenzehnten so geschmälert, daß er wieder sieben Jahre als fahrender Sänger die deutschen Lande „von der Seine bis zur Mur, vom Po bis zur Trave" durchmaß. Vom Kärntner Hofe vertrieb ihn Verleumdung. Am Thüringer Hofe fand er wie in alten Zeiten Freundlichkeit und Freigebigkeit zu rühmen. An Ehren reich war auch sein Aufenthalt bei dem Patriarchen von Aquileja, dem Grafen Berthold von Andechs. Vom Österreicher Hofe, der immer das Ziel seiner Sehnsucht war, vertrieben ihn Feinde und falsche Freunde.

Um 1220 wandte er sich abermals an Kaiser Friedrich II., der ihm ein ehrenvolles Amt, wahrscheinlich die Erziehung seines ungeratenen Sohnes Heinrich, übertragen hatte, und klagte ihm, wie er, fast sechzigjährig, bei reicher Kunst ein so armselig Leben führen müsse und nie am eignen Herd sich wärmen könne. Als Friedrich seine Bitte erhörte und ihm ein besseres Lehn verlieh, — wahrscheinlich einen Hof in Würzburg, — da brach der Sängergreis in Jubel aus: „Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!" Auf seinem Hofe in Würzburg verlebte Walther wahrscheinlich seine letzten Lebensjahre. Er dichtete Kreuzlieder, um für Friedrichs Zug nach dem heiligen Lande zu begeistern. Ob er selbst an dem Kreuzzuge teilgenommen und das innige Lied „Nun erst leb' ich sonder Fährde" im gelobten Lande gedichtet hat, bleibt zweifelhaft, ebenso, ob er der Verfasser der unvergleichlichen Spruchsammlung „Freidanks Bescheidenheit" ist. Seine letzten Lieder sind meist geistlichen Inhalts, von Glauben, Liebe und Himmelssehnsucht durchhaucht. Der Welt und ihrer vergänglichen Lust hatte er abgesagt und das Herz da hinein geschickt, wo er ewig zu sein wünschte.

Er muß um 1227 gestorben sein und liegt — nach der Würzburger Liederhandschrift — im Grasehofe des Neuen Münsters begraben. Eine handschriftliche Würzburger Chronik berichtet, wohl unter Anknüpfung an seinen Namen, sein Wappen und seine Gepflogenheit, mit den gefiederten Frühlingssängern um die Wette den schönen Mai in Liedern zu begrüßen, daß Herr Walther im Lorenzgarten, einem Gottesacker, den der Kreuzgang des Neuen Münsters einhegte, unter einem Baume begraben liege. Er habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe, und wie noch jetzt zu sehen sei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel.

Jetzt ist der Lorenzgarten und der Grabstein mit der Weide für die Vögelein verschwunden, dafür an der Außenseite des umgebauten Münsters eine Gedenkplatte mit Inschrift aufgerichtet, über welcher Vögel aus einer Schale Körner picken. Die Grabschrift auf Walthers Leichenstein, der noch im vorigen Jahrhundert gezeigt wurde, lautete:

Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti!
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: „Deus istius miserere!"

(Der du im Leben, o Walther, die Weide der Vögel gewesen,
Mund du der Pallas, der Dichtkunst Blume, bist heim du gegangen!
Bete denn, der du dies liesest: „Es lasse der Herr ihn genesen!"
Daß der Ehrliche möge die Aureole erlangen. Dr. A. Schröter.)

Die deutsche Nation aber möge das Wort Hugo von Trimbergs im „Renner" nicht vergessen:

Herr Walther von der Vogelweid',
Wer den vergäß, der thät mir leid!

Gottfried von Straßburg, Walthers Zeitgenosse, urteilt im Tristan über ihn, nachdem er Reinmars des Alten, der Nachtigall von Hagenau, Tod beklagt hat, folgendes:

Wer leitet nun die liebe Schar,
Wer weiset dies Gesinde? Mich dünkt, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll: Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide! Hei, wie die über die Heide
Mit hoher Stimme klingen kann und wunderhoch sich schwingen kann!
Wie fein sie organieret, ihr Singen wandelieret!
Sie thut es, mein' ich, in dem Ton, der schallt vom Berge Cithäron,
Wo die Göttin Minne gebeut von hoher Zinne.
Die ist am Hofe Kämmrerin, die sei der Schar Geleiterin,
Die kann den Weg ihr weisen wohl, die weiß wohl, wo sie suchen soll
Der Minne Melodieen. Sie und Die da mit ihr ziehen,
Die mögen immer singen, daß sie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr sehnlich Klagen; das geschehe noch in meinen Tagen. —

Ulrich von Singenberg, ein Schüler und Freund Walthers und Erbtruchseß von St. Gallen, widmete dem heimgegangenen Sangesmeister folgenden Nachruf:

Angetreten hat die letzte Fahrt,
Welche unsrer keinem bleibt erspart,
Unsres Sanges Meister, weit im Land
Einst Herr von der Vogelweid' genannt.

Frommt ihm nun, wie er die Welt erkannt
Mit dem lichten, glänzenden Verstand?
Nimmer ach! er nun die Bahn uns weist,
Denn entflohen ist sein hoher Geist.

Flehn wir denn um seiner Harfe Klang,
Seinen edlen, höfischen Gesang!
Da all' ird'sche Freuden ihm zerronnen,
Süßer Vater, leih ihm ew'ge Wonnen!
(Dr. A. Schröter.)

Walther war durch seinen empfänglichen Natursinn, seine vaterländische Gesinnung und sein ungeschminktes Christentum der Typus eines echt deutschen Mannes, der für die aufstrebende deutsche Jugend immer ein begeisterndes Vorbild bleiben wird. W. Scherer sagt von ihm: „Das Beste, was er darstellt, ist er selbst: ein Mensch, wie man ihn zum Freunde wünscht, so hell in seinem ganzen Wesen, so mild, so ernst und fest in seinem Innern bei lichter, liebenswürdiger Form; fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, von Kindheit an geneigt zu hoffen und unverzagt in hohem Streben, frisch und heiter selbst in der Not und dankbar im Glücke."

## II. Darbietung einzelner Dichtungen Walthers von der Vogelweide.

Vilmar: „Neben den zartesten und innigsten, zuweilen auch heitersten und mutwilligsten Minneliedern sang Walther in ernsten, tiefen Tönen, nicht nur wie andere, zugleich das Lob des Herrn und der Mutter Gottes, sondern auch die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, die Ehre des deutschen Volkes, die Pflichten und Würden des Kaisers, die Obliegenheit der Fürsten und Lehensmannen, das Recht und Unrecht des Papstes gegen Kaiser und Reich und die Herrlichkeit der wahren Kirche, die nicht nach zeitlichem Gute trachtet, oft in dem Tone der ernstesten aber zugleich wohlwollenden, von aller hämischen Tadelsucht weit entfernten Rüge."

Wenn auch die fundamentale Einheit der Natur-, Vaterlands- und Gottesliebe sich in Walthers Dichtungen nirgends verleugnet, sondern überall harmonisch durchklingt, so wechselt doch der durchschlagende, vorklingende Leitton in den einzelnen Perioden seines Lebens und Singens. In der Periode der Jugendkraft ist es Natur und Minne, in der Periode der vollen Manneskraft Vaterland und Volkstum und im Lebensherbst Gott und Ewigkeit. Eine Einteilung seiner Gedichte nach diesen Gesichtspunkten entspricht etwa der Simrockschen: Frauendienst, Herrendienst, Gottesdienst.

## A. Natur und Minne.

Walther lebt, liebt und singt mit der Natur. Der Pulsschlag der Natur scheint auch der Pulsschlag seines Lebens und Singens zu sein; Naturgefühl und Liebeswerben zeigen den engsten Zusammenhang. Der Winter stimmt auch die Harfe und das Herz herab; der Frühling giebt beiden neuen, frischen Klang. Mit der Sommerkönigin „Rose" treibt auch sein Gesang die schönsten Rosen. Der Herbst erinnert an die Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit und dämpft den Ton des Liedes und den Schlag des Herzens.

Die meisten Vergleiche entnimmt Walther der Natur als einem treuen Spiegel des Menschenlebens. Am meisten kehren die bunten Blumen und kleinen Vögel wieder. Auch sein Naturgefühl zeigt eine gewisse Ungeschiedenheit der Elemente. Es ist warm und stark, aber sein Sehen ist kein scharfes, das Naturleben bis ins Einzelne erfassendes, wie wir es z. B. bei Hebel finden, der die Natur ganz individuell in ihrem geheimsten Leben und Weben belauscht und besingt. Dazu gehört eine weitere Verästelung des Kulturlebens und eine wissenschaftliche Aufdeckung und Beobachtung des Naturlebens. Walther sieht alles als harmonisches Ganzes, empfindet stark den Eindruck der Schönheit, sucht und findet überall Beziehungen zu seinem äußeren und inneren Leben, dringt aber nicht in die Tiefe und zerlegt nicht ins Einzelne.

Wir bringen nachstehend — meist in der Simrockschen Übertragung — die schönsten seiner Natur- und Liebesklänge ganz, aus andern nur bezeichnende Stellen.

### Blumenlesen.

Winterlich Stürmen die Welt nun bezwang;
Falb ist der Wald und die Heide schon lang,*)
Wo doch so lieblich manch Stimmlein erklang.
Spielten die Mägdlein erst Straßen entlang
Ball, o so kehrte der Vögel Gesang!

Könnt' ich verschlafen im Winter die Zeit!
Wach' ich derweilen, so thut es mir leid,
Daß er regieret so weit und so breit.
Endlich doch sieget der Mai in dem Streit:
Blumen dann les' ich, wo Schnee nun geschneit.

1. Situationszeichnungen. Winterbild: Stürme; Wald und Heide falb und öde; Reif und Schnee; verhallt die lieblichen Stimmen; die Menschen träge und trübe gestimmt. Frühlingsbild: Vogelsang und andere liebliche Stimmen im Freien; Blumen; Ballspiel der Mädchen.

---

*) Die Heide ist schon lange falb und öde, früher als der Wald. Im Urtext heißt's: „heide unde walt sint beide nû val."

Schnee und Reifbehang
Hat die Heide bezwungen,
Daß ihr lichter Schein
Trägt Jammergestalt.
Und der Vögel Sang,
Die so lustig gesungen,
Ist verstummt im Hain.
Dazu klag' ich den Wald,
Dem fehlet das Kleid.
(Gottfried von Nifen.)

2. Gedankengang. Wettkampf zwischen dem Freudenstörer Winter und dem Freudenspender Frühling. Der Winter als mächtiger, tyrannischer Herrscher hat die Quellen des Lebens und der Lust verstopft; am besten verschliefe man die trübe Zeit seines Regiments. Der holde Mai wird ihn besiegen und verjagen und die Quellen der Lust wieder öffnen. Nach ihm steht unsere Sehnsucht.

3. Eigentümlichkeiten. Die daktylischen Verse und der gleichartige Reim in den fünf Zeilen lassen auf ein lateinisches Vorbild schließen, das Wilmanns in einem Frühlingsliede der Carmina Burana: „Cedit, hyems, tua durities“ zu finden glaubt. — Winter und Mai sind personifiziert. Besonders anschauliche Züge sind die beiden Wünsche: „Spielten doch Mägdlein erst Straßen entlang Ball! Könnt' ich verschlafen im Winter die Zeit!“ Lebensdrang ohne Lebensbethätigung gleicht dem eingefrorenen Bache.

4. Verwandtes. Die Straße erscheint auch sonst als Spielplatz, das Ballspiel als erstes Frühlingsspiel, so bei Neidhart von Rauenthal, einem bayerischen Ritter, der in Wien bis 1240 lebte und viel neckische Lieder sang, in denen er das Bauernleben und -Treiben verspottete. „Wol ûz der stuben, ir stolzen kint (junge Mädchen)! lât iuch ûf der strâzen sehen!“ — „Sô hebt sich aber an der strâze vröude von den kinden.“ — „Jârlanc wirft der jungen vil ûf der strâzen einen bal; dast des sumers êrstez spil, dâ mit hebent si den schal.“ Ähnliche Züge enthält auch „Der Federball“ von Neidhart, übertragen von Fr. Born:

Nun ist der kühle Winter gar vergangen,
Die Nacht ist kurz, der Tag beginnt zu langen:
Es kommt die wonnigliche Zeit,
Die Freude aller Welt verleiht,
Noch nie so fröhlich sangen die Vögel weit und breit.

„Gekommen ist uns lichte Augenweide;
Man sieht die Rosen blühen auf der Heide;
Die Blumen dringen durch das Gras;
Getauet war die Wiese naß,
Da mir mein Gesell zu einem Kranze las.“

„Der Wald hat seiner Grämlichkeit vergessen;
Der Maie ist auf grünem Zweig gesessen;
Er hat gewonnen Laubes viel:
Wohlauf, nun schmück dich, traut Gespiel!
Du weißt, daß ich dahin mit einem Ritter will.“

Die Mutter hört es heimlich an der Thür;
Sie sprach: „Nun laß dein Lügen mir hinfür;
Dein Leichtsinn der ist offenbar;

Wind ein Kränzlein um dein Haar,
Deinen Staat bekommst du nicht, willst du zu der Schar."

„Mutter mein, wer gab euch das zu Lehen,
Daß ich euch sollt' um meine Kleider flehen,
Davon ihr spannt nicht einen Faden klein?
Euer Lärmen lasset sein!
Wo ist der Schlüssel? Schnell schließt auf das Kämmerlein!"

Das Linnen war in einen Schrein versperret,
Der ward mit einem Schemel aufgezerret,
Heimlich, daß es die Alt' nicht sach.
Als das Kind die Kiste brach,
Da schwieg sie fein, kein Wörtchen mehr sie sprach.

Heraus das Röcklein nahm sie allsobalde;
Es war gelegt in manche kleine Falte;
Ihr Gürtel war ein Riemen schmal.
Drauf flugs zu dem von Rauenthal
Warf die stolze Magd den bunten Federball.

5. Aufgaben. Vergleiche „Blumenlesen" und „Federball" nach den ähnlichen und verwandten Zügen! Desgleichen Heinrich von Veldeckes:

Seit der Sonne warmer Schein
Zu der Kälte sich will neigen
Und der Sang der Vögelein
In der Luft beginnt zu schweigen,
Traurig ist das Herze mein:
Ich glaub', es wird nun Winter sein,

Der uns seine Macht will zeigen
An den Blumen, deren Pracht
Ist erblichen! — Ach, entwichen
Ist auch in die Nacht,
Was mir Freude macht!

Desgleichen Geibels „Hoffnung": Und dräut der Winter noch so sehr —! — Desgleichen Hoffmann von Fallerslebens „Sehnsucht nach dem Frühling": O wie ist es kalt geworden!

---

## Frauen und Frühling.

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vögel lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: Welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche.
Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche,
So sag' ich, was mir wohler doch
An meinen Augen öfters that
und immer thut, erschau' ich's noch.

Denkt, ein edles, schönes Fräulein schreite
Wohlgekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten fröhlich zu ergehn,
Hochgemut im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzusehn:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so Wonnigliches haben

Als ihr viel minniglicher Leib;
Wir lassen alle Blumen stehn
und blicken nach dem werten Weib.

Nun wohlan, wollt ihr Beweise schauen:
Gehn wir zu des Maien Lustbereiche,
Der ist mit seinem ganzen Heere da.
Schauet ihn und schauet edle Frauen,
Was dem andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das bessre Teil ersah.
Ja, wenn mich einer wählen hieße,
Daß ich eines für das andre ließe,
Ach, wie so bald entschied ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet März mir sein,
eh' ich von meiner Herrin wich.

1. Situationsbild: Die Frau in der Maienherrlichkeit. (Grasteppich, mit Blumen gestickt; Tau an Gras und Gebüsch; Vogelsang; Sonne am blauen Himmel; Freude überall. Ein schönes Weib, wohlgekleidet, blumenbekränzt, mit stattlichem Geleite, froh und doch in Züchten um sich blickend, schreitet durch die Maienherrlichkeit zu einem Feste im Freien.)

2. Gedankengang. Auf der Folie der schönen Natur erscheint die schöne Frau als Meisterstück der Schöpfung und ist Siegerin in dem Wettstreit der Schönheit. — Die Maienwonne ist so überwältigend schön, daß scheinbar nichts sie zu überbieten vermag. Da kommt sie im Glanze ihrer Schönheit, und der Mai sinkt zum kühlen März herab; ihr erkennt der Dichter den Preis der Schönheit zu.

3. Eigentümliche Schönheiten. Die wieder erwachte Natur und die Ankunft einer schönen, edlen Frau, Natur- und Frauenschönheit im Wechselschritt und Gegensatz erscheinen im vollen Lichte einer anschaulichen Schilderung. Der anfänglich feierlich gemessene Ton klingt dann schalkhaft und glücklich aus. Die Anschaulichkeit ist dadurch erhöht, daß die Frau als Ankommende in Bewegung gezeigt wird. Etwas (sittsam) blickt sie um sich, denn freies Umschauen wie starres Niederblicken lief gegen die Sitte. Die Erwartung spannt der Dichter nach der Schilderung der Maienschönheit durch die Frage: „Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche?" — Neckisch und lieblich ist die auf den Anfang zurückweisende Zuspitzung, daß der wonnige Herr Mai, der ein halbes Himmelreich genannt war, neben der Frau zum März herabsinkt, d. h. Walther würde alle Maienlust gegen „seine Fraue" hingeben. — Das abstrakte Bild von der Sonne (der Frau) neben Sternen (dem Geleite) entbehrt dagegen der sinnlichen Kraft und Anschaulichkeit, so häufig sonst auch die Frau mit Sonne, Mond, Morgenstern, Morgenröte verglichen wird.

4. Verwandtes. Gottfried von Nifen:

Die Nachtigall, die sang so wohl,
Daß man's ihr immer danken soll
Und andern kleinen Vögelein:
Da dacht' ich an die Herrin mein,
Die Herzensfürstin mir allein. —

Graf Konrad von Kirchberg:

„Dâ die bluomen dur daz gras ûf dringent;
Dâ man bluomen unde klê vindet in den ouwen,
Die sint aber âne wê, hiure als ê, ûfgedrungen
In des meigen touwen.“

Jakob von Warte:

Maneger hande blüemelin
Lachend ûz des maien touwe
Gên der lichten sunnen schîn.

Heinrich von Morungen:

„Alle Morgen, will die lange Nacht vergehn,
Muß ich sorgen, wie ich heute möge sehn
Meine liebe Sonne, die so wonniglich mir tagt,
Daß mein Auge wenig alle trüben Wolken klagt.“

Burkhard von Hohenfels:

„Si gelîchet sich der sunnen,
Diu den sternen nimt ir schîn,
Die dâ vor sô liehte brunnen:
Alsus nimt die vrouwe mîn
Allen wîben gar ir glast.“

Gottfried von Straßburg:

„Die Zeit ist wonniglich, wenn der April hinan zum Maien
Nun mit solcher Wonne strebt;
So hebt zu Freuden sich Luft, Erd' und Flut, da muß sich zweien,
Was da geht, schwimmt oder schwebt.“

Christian von Hamle:

„O daß der grüne Anger sprechen könnte, gleich wie der Papagei im Glas,
Und das Geständnis mir vergönnte, wie er sich freute baß,
Als meine Herrin Blumen las
Auf ihm, und ihre minniglichen Füße berührt sein grünes Gras.“ —

„Da kommt der Mai mit Schalle! Die Vögel singen alle;
In farbenreichem Kleide strahlt zauberisch die Heide;
Doch scheint ihr Glanz verblichen, o Frau'n, mit euch verglichen.“

Walther von der Vogelweide:

Der Linde stand am besten je der Vöglein Singen,
Darunter Blumen oder Klee, so steht den Frauen holder Gruß. —

5. Vergleiche:

## Frauenlob.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften noch auf Erden, noch in allen grünen Auen,
Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blicken
Im Maien durch betautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang,
Wenn man ein schönes Weib erschaut. Das kann den Sinn erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer, roter Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund.

Das Lied „Frauenlob", welches manche als den Gipfel des Minnesanges preisen, hält **Wilmanns** mit **Lachmann** und **Pfeiffer** nicht für eine Dichtung Walthers, weil es im Strophenbau Härten und im Ausdruck fremdartige Anschauungen enthalte. Der Grundgedanke ist wie bei „Frauen und Frühling", daß Frauenschöne und Frauenanmut alle Schönheit der Natur übertreffe und Frauengüte das Herz des Mannes heile und beglücke. Eigenartige Züge der Frauenschönheit: **Durchsüßet** (durch Sanftmut), **geblümet** (verherrlicht), **wonniglich** (anmutig), **herzerquickend** durch Milde, **heilkräftig** gegen Herzenskummer; Liebe lacht der Mund; Pfeile schießt das glänzende Auge.

---

## Vokalspiel.

Die Welt war bunt, wohin man sah;
Im grünen Wald und fern und nah
Die kleinen Vöglein sangen da.
Nun schreit die Nebelkräh ihr Krah!
Ob sich die Welt entfärbte? Ja!
Sie sieht wie Leichen bleich beinah;
Viel Brauenrümpfens drum geschah.

Ich saß auf einer grünen Höh',
Da sproßten Blumen auf und Klee
Zwischen mir und einem See.
Die Augenweide schwand, o Je!
Wo wir Kränze brachen eh,
Da liegt nun Eis und tiefer Schnee,
Das thut den kleinen Vögeln weh.

Die Thoren lachen hihihi;
Die Armen ach, wie wimmern die!
Mir liegt es bleischwer auf dem Knie.
Drei Wintersorgen hab' ich, die
Und alles, was mir Kummer lieh,
Vertrieb ich, und mein Heil gedieh;
Wär' bald der Sommer wieder hie!

Eh' ich noch länger lebte so,
Die Krebse äß ich lieber roh.
Sommer, mach uns wieder froh!
Du zierest Busch und Anger, wo
Beim Blumenspiel mein Leid entfloh;
In Freuden glüht' ich lichterloh;
Die trieb der Winter mir ins Stroh.

Verliegen mußt' ich mich in Ruh',
Mein glattes Haar ward rauh dazu.
Süßer Sommer, wo bist du?
Gern säh' ich weiden Ochs und Kuh.
Eh' ich noch länger so den Schuh
Mich drücken ließe, wie ich thu,
Eh würd' ich Mönch in Toberlu.

1. **Situationszeichnungen.** **Sommerbild:** Der Dichter sitzt auf einem grünen Hügel; fern blaut ein See; Fische und Krebse leben drin; zwischen Dichter und See grünen Felder und bunte Wiesen; in Baum und Busch des Waldes singen die Vögel; Ochs und Kuh weiden auf der Wiese. **Winterbild:** Tiefer Schnee auf den Feldern, Eis auf dem See; Nebelkrähe auf kahlen Bäumen; Vögel irren nach Futter umher; Sonne verhüllt; alles leichenstill und leichenfahl; Arme schleichen suchend und wimmernd umher; viele schauen mürrisch drein, rümpfen die Augenbrauen; der Dichter vergißt die Sorgfalt in der Kleidung, geht in rauhem Haar umher und fühlt die Kniee bleischwer.

2. **Gedankengang.** Str. 1. Die bunte Sommerwelt ist nun ein Leichenfeld. Str. 2. Wo wir ehedem Kränze flochten, liegt jetzt Eis und Schnee. Str. 3. Sorgen plagen die Armen und den Dichter. Str. 4. Letzterer verwünscht ungeduldig den langen Winter und wünscht den

Frühling herbei. Str. 5. Wenn der Winter noch länger die schöne Ordnung des Lebens stört, so möchte der Dichter, wie er in komischer Verzweiflung ausruft, lieber Mönch werden. — Die freudlose Gegenwart erscheint eingerahmt in wehmütige Erinnerung und sehnliche Hoffnung, und nur dadurch erträglich.

3. Eigentümliches. Der humor- und wirkungsvolle Hinweis auf das Kloster Toberlu (eigentlich Dobrylug, d. h. gute Wiese) bei Frankfurt a/O. läßt schließen, daß Walther dies Lied am Hofe des Markgrafen Dietrich von Meißen sang. Derselbe kam 1210 in den Besitz der Ostmark und damit des reichen Klosters. — Brauenrümpfen steht für das gebräuchlichere Nasenrümpfen, d. h. unwillig das Gesicht verziehen. — Drei Wintersorgen sind nicht drei bestimmte Sorgen, sondern dreifache Sorgen, dreimal mehr, als sie die wimmernden Armen hatten. — Die Freuden trieb der Winter mir ins Stroh, d. h. sie verkümmerten, versteckten sich, sie glichen armen Leuten, die in ihr ärmliches Strohlager kriechen. Haupt nimmt Stroh für Strohhalm und erinnert an die schwäbische Redensart „Sie schwätzt ihn in einen Strohhalm" und unser „ihn ins Bockshorn jagen". — Verliegen mußt' ich mich in der unfreiwilligen Winterruhe, d. h. ich wurde der höfischen Zucht und Sitte entfremdet. Im Urtext heißt es: Ich bin verlegen als Êsaû, min sleht hâr is mir worden rû, d. h. Ich bin verwildert in Haar, Kleidung und Sitte wie der rauhe Esau auf seinen Jagden und Streifereien. Sorgfältige Haarpflege gehörte zur höfischen Sitte.

Die einzelnen Strophen klingen in alphabetischer Folge mit lauter gleichartigen Endreimen auf **a**, **e**, **i**, **o**, **u** aus. Der Charakter dieser Vokale klingt auch durch den Inhalt der Strophen: Str. 1 mit **a** drückt Erstaunen über die große Veränderung in der Natur, Str. 2 mit **e** Erinnerungsfreude über die Frühlingsherrlichkeit, Str. 3 mit **i** Wimmern über das schneidige Winterleid, Str. 4 mit **o** frohe Sommerhoffnung, Str. 5 mit **u** dumpfe Unruhe und komische Verzweiflung aus. —

---

## **Die Traumdeuterin** (Traumglück).

1. Als der Frühling wiederkam,
Da man Blumen wonnesam
Bei der Vöglein Singen
Sah aus dem Grase dringen,
Kam ich einem langen
Gefilde zugegangen,
Wo ein lauter Bronn entsprang;
Vor dem Walde war sein Gang
Bei der Nachtigall Gesang.

2. Auf dem Felde stand ein Baum,
Da entspann sich mir ein Traum.
Ich war zu dem Bronnen
Gegangen aus der Sonnen,
Bei der breiten Linden
Ein Schattendach zu finden.
An den Bronnen setzt' ich mich,
Alle Sorge bald entwich:
So entschlief ich wonniglich.

3. Da bedeuchte mich zuhand,
Wie mir diene Meer und Land,
Wie der Geist vor Sorgen
Im Himmel sei geborgen
Und dem Leib gegeben
Ein neues, freies Leben.
Alles Leids vergaß ich da,
Weiß der Himmel, wie's geschah,
Schönern Traum ich nimmer sah.

4. Daß ich dort nicht länger schlief!
Aber eine Krähe rief
Mit unselgem Schalle.
Ach, Krähen, wärt ihr alle,
Wo ich's möchte leiden!
Mich so vom Glück zu scheiden!
Ich erschrak von ihrem Schrein:
Fand ich da nur einen Stein,
Traun, es mußt' ihr Ende sein!

5. Doch ein Weib, zum Wundern alt,
Tröstete mich Armen bald.
Was die Gute sagte,
(Als ich mein Leid ihr klagte)
Was der Traum bedeute,
Vernehmt es, lieben Leute:
Zwei und einer, das sind drei;
Ferner sagte sie dabei,
Daß mein Daum ein Finger sei.

1. Situationsbild: Ein Wald; singende Vögel auf den Zweigen; Nachtigall am Bache im Gebüsch; weites Gefilde; Gras und Blumen; ein Quell und darüber eine schattige Linde; im Schatten derselben ein Wanderer in Schlaf und Traum; auf langem Ast eine schreiende Krähe; der Schläfer auffahrend und nach einem Steine tastend; ein altes Weib am Stabe sich dem Träumer am Brunnen nähernd.

2. Gedankengang. Str. 1. Behagliches Schlendern in Wald und Feld. Str. 2. Schlaf im Lindenschatten am murmelnden Quell. Str. 3. Wonniger Traum. Str. 4. Ärgerliches Erwachen. Str. 5. Lustige Traumdeutung.

3. Eigentümliches. Ein einzigartiges Lied so recht in Walthers Art voll Natursinn und Humor! Was die Wirklichkeit dem Dichter versagt, das beschert ihm der Traum — unbeschränktes Glück! Krähenruf zerbricht das Glück, denn Traumglück ist die zerbrechlichste Ware. Die Krähe galt immer als Störerin und Lügnerin. Der Unwille des Dichters über den Störenfried löst sich durch die Traumdeutung des wunderalten Weibes in heiteren Humor auf. — Die Vöglein singen gleichsam die Blumen aus dem Grase, und die Nachtigall feuert den Bach zu munterem Gange an. Die lebendige Darstellung läßt vermuten, daß das Lied eine Tanzweise war.

Dreimal spannt der Dichter die Erwartung und täuscht sie mit neckischem Spotte. Im Lindenschatten am Quell ruht er behaglich; welch Abenteuer wird nahen? Nur ein Traum! Der Traum schenkt ihm alle Herrlichkeit von Himmel und Erde; wird er sie behalten? Ein Krähenruf verscheucht sie! Ein traumkundiges Weib naht; was wird sie verkünden? Eine Narrheit, eine komische Verspottung der Traumgläubigen!

Schöne Gegensätze: Vogelsang und Blumenglanz; Bachesmurmeln und Nachtigallenschlag, Sonnenglanz und Lindenschatten, Sorgen im Wachen und Glücksgenuß im Traum, der störende Krähenruf und der Unwille des geweckten Träumers, das wunderalte Weib und der lebensfrohe Dichter, der wonnige Traum und die lächerliche Deutung.

4. Verwandtes. Aus: Die verschwiegene Nachtigall.

„Vor dem Wald mit süßem Schall,
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall. —
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein."

Aus der Tanzweise:

Ein Kränzlein gönnt' ich euch so herzlich gern.
Noch viele Blumen stehen, rot und weiße, fern,
Die weiß ich dort in jener Heide,
Wo sie gar hold entspringen
Bei der Vöglein Singen:
Da sollten wir sie brechen beide. —

---

## Maienwonne.

1. Wollt ihr schauen, was im Maien
Wunder man gewahrt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das stolz gebart!
Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist niemand alt!

2. Uns wird alles wohlgelingen!
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen, singen,
Nur mit Höflichkeit!
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Thäten wir nicht so?

3. Wohl dir, Mai, wie du beglückest
Alles weit und breit:
Wie du schön die Bäume schmückest,
Gabst der Heid' ein Kleid!
War sie bunter je?
„Du bist kurzer, ich bin langer!"
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

1. Situationsbild: Der Sänger inmitten einer frohen Gesellschaft, wohl gar mit Gesang und Spiel zu Tanze ladend. Der Mai hat wie ein großer Zauberer alle Schönheit der Erde hervorgelockt. Vögel singen mit Schall in Luft und Hain. Die Bäume stehen in Blüte und die Heide im buntesten Blumenschmucke. Blumen und Klee wetteifern im Wachsen und im Schmuck. Pfaffen und Laien, d. h. Geistliche und Weltliche, Alte und Junge, verlassen die dumpfen Mauern und strömen ins Freie. Hell ist der Blick und elastisch der Gang (das ist stolz Gebaren). Lebensfreude und Thatenmut leuchtet aus den Augen; alles scheint verjüngt und neugeboren. Lachen, Singen und Tanztritte schallen durch einander; aber die höfische Sitte (Höflichkeit) wird gewahrt und bei aller Fröhlichkeit nicht in die Bauernweise (Dörperkeit) verfallen.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Mai verjüngt mit seiner Zaubermacht die Natur und die Menschen. Str. 2. Freudenschall ertönt, und Lebensmut erwacht. Str. 3. Ein froher Wetteifer des Lebens und des Strebens scheint überall zu herrschen.

3. Eigentümliche Schönheiten. Der Mai ist als wunderbarer Zauberer gedacht, der das Tote zum Leben erweckt, das Alte verjüngt, die Trauer in Freude umstimmt und einen frohen Wetteifer der Lebenslust anregt. Auch kann man ihn sich vorstellen als König, der sich auf seinem Blumenthrone niederläßt und das bunte, reiche Gemälde der Maienlust mit den frischen, farbigen Einzelzügen überschaut. Alles ist in

freudiger Bewegung, und mitten inne steht der Dichter, lenkt den Strom der Freude ins rechte Bett und mahnt zur „Höflichkeit", d. h. zum Bewahren guter Sitte. — Plastisch schön dargestellt ist der Lebensdrang in der Natur, der sich im Wettkampf zu überbieten sucht, durch den Streit zwischen Blumen und Klee: „Du bist kurzer, ich bin langer!"

4. Verwandtes. Ganz ähnliche Züge, aber eine völlig verschiedene Beleuchtung zeigt das nachstehende Gedicht Walthers: Wettstreit. Ewig jung und schön ist die Natur, aber der Dichter ist alt geworden. In die allgemeine Freude klingt seine Wehmut. Um ihn Frühling, in ihm Winter; um ihn Freudenschall, in ihm wehmütige Klage! Doch er will nicht stören und neidisch mißgönnen. Er ist zufrieden mit der Erinnerung, mit der Teilnahme guter Leute und einem herzlichen Wunsche. Wie der Goethesche Sänger bittet er um ein freundliches Gedenken und wünscht dem jungen Geschlechte neidlos Heil und Segen von Gott.

1. Es that der Reif den kleinen Vögeln weh,
Sie sangen nicht vor Leide;
Doch wieder hör' ich sie so schön als eh',
Von neuem grünt die Heide:
Da sah ich Blumen streiten mit dem grünen Klee,
Welches länger wäre?
Meiner Herrin sagt' ich diese Märe.

2. Uns hat des Winters Frost und andre Not
Viel gethan zuleide:
Ich wähnte schon, nie wieder Blumen rot
Zu sehn auf grüner Heide.
Nun schmerzte gute Leute doch vielleicht mein Tod,
Die nach Freuden ringen
Und die gerne tanzen oder springen.

3. Versäum' ich diesen wonniglichen Tag,
Muß ich Tadel leiden,
Und niemand ist, der Glück mir gönnen mag.
Dennoch muß ich meiden
Meine Freuden alle, deren einst ich pflag.
Mag der Herr euch segnen!
Wünschet noch, mir möge Heil begegnen.

---

## Das Halmmessen.

In Zweifelsucht und trübem Wahn
War ich befangen und gedachte
Zu lassen ihren Dienst fortan,
Als mich ein Trost ihr wieder brachte.
Trost mag es wohl nicht heißen, — sei es drum —
Ja, ist's auch nur ein kleines Tröstelein,
So klein, erzähl' ich euch davon, ihr spottet mein:
Doch freut' sich selten jemand, der nicht weiß, warum.

Mich macht' ein kleines Hälmchen froh:
Es sagt', mir solle Gnade kommen!
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich's bei Kindern wahrgenommen.

Nun höret all' und merket dann, ob sie es thu':
Sie thut, thut's nicht, sie thut, thut's nicht, sie thut!
Wie oft ich maß, so war doch stets das Ende gut.
Das ist mein Trost nun; da gehört auch Glaube zu!

1. Zur Erläuterung. Wie geschah das Messen des Halmes? Wohl ähnlich wie das „Aufwerfen" beim Ballspiel. Wie hier Hand um Hand auf das Ballholz, so wurde wohl dort Fingerpaar um Fingerpaar — der Halm mit Daumen und Zeigefinger gehalten — auf den Halm gelegt, bis die Spitze mit dem entscheidenden Worte erreicht war. Zu ähnlichen Blumenorakeln werden Gänseblümchen, Löwenzahn und andere Korbblüten benutzt, auch wohl die Knöpfe des Rockes.

2. Gedankengang. Str. 1. In verzagter Stimmung will der Dichter den hoffnungslosen Dienst seiner „Herrin" lassen, da bringt ihm ein kleines Ungefähr, ein Spiel, ein Tröstelein. Str. 2. Beim Messen des Halmes verheißt ihm das Orakel Erhörung, und der Glaube gewährt Trost.

3. Schönheiten. Dies Liedlein Walthers gehört zu seinen besten. Es spannt die Erwartung, malt anschaulich und überrascht durch die sinnige Zuspitzung. Trostquellen sind überall, wenn sie das Herz nur zu finden weiß! Eine dritte Strophe wendet den Trost des Orakels auf des Dichters persönliches Verhältnis an. Er will der Dame seines Herzens fest glauben und die Zurücksetzung verschmerzen.

---

## Immer neues Lob.

Wie schön die Heid' in ihrer bunten Farbe lacht!
Dem Wald doch muß ich zugestehn,
Daß er mit Wonnen noch viel reicher ward bedacht;
Am besten ist dem Feld geschehn.
So wohl dir, Sommer, aller deiner Lieblichkeit!
Sommer, daß ich immer lobe deine Tage,
So tröste, Trost, auch meine Klage!
Ich will dir sagen, was mir fehlt:
Der mir ist lieb, dem bin ich leid!

Ich kann der Guten nicht vergessen, soll auch nicht,
Die alle Sinne mir entführt.
So oft ich singen soll, so findet mein Gedicht
Ein neues Lob, das ihr gebührt.
Für jetzt genüg' ihr dies, bis ich sie wiederseh':
In den Augen thut es wohl, daß man sie sieht.
Und zu der Schönen Preis ein Lied,
Das thut wohl in den Ohren.
So wohl ihr des! und weh mir, weh!

1. Gedankengang. Zwei getrennte Liebende geben der Sehnsucht Ausdruck. Sie preist die Pracht des Sommers im Walde und bittet, daß er ihr Trost in ihrer Klage gewähre: „Der mir ist lieb, dem bin ich leid!" Er singt von der fernen Lieben und findet immer neue Seiten ihrer Schönheit: „O wohl ihr des, o weh mir, weh!"

2. Eigenartige Schönheit. Der Schönheit des Sommers fehlt — der geliebte Dichter, drum klingt das Preislied in eine Klage aus. Die Schönheit der Frau lebt nur in der Erinnerung des Dichters, drum klingt sein Loblied in den Klageruf aus: „Weh mir, weh!“ Der Sommer soll für das ihm gespendete Lob als Gegengabe Trost in Klage gewähren. Das Lob der Guten klingt wohl in den Ohren, aber es zerreißt des Dichters Herz mit Sehnsuchtsweh. — Von höchster poetischer Schönheit und ergreifender Wirkung ist die Antithese am Schluß der ersten Strophe, die in ähnlicher Form am Ende der zweiten Strophe wiederkehrt:

Der mir ist lieb, dem bin ich leid! —
So wohl ihr des! so weh mir, weh!

Wie kommt der Dichter zu der Steigerung der Schönheit in der Natur nach der Skala: Heide, Wald und Feld? Die Heide ist nur bunt; der Wald klingt wieder vom Gesange der Vögel; das Feld krönt die Blütenhoffnung mit Erfüllung. — Der Dichter kann der Guten nicht vergessen, soll auch nicht, der Gesang ist Bedürfnis des Herzens und auch Pflicht.

3. Verwandtes. Aus: Trost im Leide.

Hab' ich oft in schlimmen Tagen Not,
Nehm' ich mir ein Beispiel an der Heide,
Die sich schämt im Leide:
Sieht sie den Wald ergrünen, wird sie immer rot.

Aus: Die Augen des Herzens.

Wollt ihr wissen, was die Augen sind,
Die sie sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die mein Herz sich spinnt,
Sehen sie durch Mauern und durch Wand.

Der Marner (ein fahrender, schwäbischer Sänger in der Mitte des 13. Jahrhunderts, der sich an Walther von der Vogelweide anlehnte, in der Jugend von Minne und der Jungfrau Maria sang, im Alter aber verdüstert, das Verderben der Zeit beklagte. Er soll erblindet und als alter Mann ermordet worden sein):

Sommer, deine Ankunft macht die Heide
Freudenklar;
Froh wird, wer den Winter traurig war wie ich,
Froh der wonniglichen Augenweide;
Nehmet wahr,
Wie der Wald ein Dach von Laub hat über sich,
Wo die kleinen Vöglein süß darunter singen,
Die noch manchem Herzen Freude bringen.
Herz, nun, was verstummet dich?
Die du minnst, ist minniglich,
Also sprich!

Gottfried von Nifen (um 1250 auf seiner Stammburg Nifen bei dem schwäbischen Städtchen Neufen):

Nun steht die liebe Heide bar
Der wonniglichen Blumen und der lichten Rosen rot.

Entkleidet hat der Wald sich gar:
Drum leiden wieder kleine Vögelein so große Not.
Was klag' ich Thor der Vöglein Sang?
Was klag' ich nicht die schwere Zeit,
da ich der Minniglichen dienen mußte sonder Dank?

---

## Die Minne.

Die Minn' ist weder Mann noch Weib;
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib;
Irdisch Bildnis ward ihr nicht beschieden;
Ihr Nam' ist kund, sie selber fremd hienieden,
Und es kann doch niemand ohne sie
Des Himmels Gnad' und Gunst gewinnen;
(Vertraue denen, die da minnen:)
In falsche Herzen kam sie nie.

---

Viel falsche Münz' in unsern Tagen
Ward nach der Minne Bild geschlagen:
Weißt du ihr Gepräg' zu unterscheiden,
So bürg' ich dir mit meinen höchsten Eiden:
Willst du in ihrem Schutz die Straße ziehn,
Daß dir Unfug nimmer schadet.
Minn' ist im Himmel so begnadet:
Ich fleh' um ihr Geleit dahin.

1. Zur Erläuterung. Die beiden Spruchgedichte behandeln die Fragen nach dem Geschlecht, der Herkunft und der irdischen Mission der Minne. Die Frage, ob die Minne Mann oder Weib, er oder sie sei, ist vielfach behandelt und wohl zuerst von den Troubadours in Frankreich aufgeworfen worden. Schon das schwankende Geschlecht von amour im Französischen — in der Einzahl männlich, in der Mehrzahl weiblich! — und die doppelte plastische Darstellung der Liebe — als Venus und als Amor! — rechtfertigen die Frage. Die Antwort gleicht der, welche Jesus den Sadducäern Matth. 22, 30 gab, als sie ihn um die ehelichen Verhältnisse in der Ewigkeit befragten: „In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes." Die Frage nach dem Ursprung und der Mission der Minne erinnert an 1. Joh. 4, 8 und 17: „Wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe. — Daran ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts." — „Ihr Quell ist Gottes Vaterherz, drum lenkt die Liebe himmelwärts." — „Wer der Minne ist feind, dem ist Gott gram." — Der zweite Spruch behandelt die Falschmünzerei, die häufig mit der Minne getrieben werde. Der feilen Sinnenlust suche man äußerlich den Münzstempel (Simrock im Parzival: der minne insigel oder Wappenkleid) der wahren, echten Liebe, die vom Himmel stamme und zum Himmel führe, aufzudrücken. Der Stricker sagt von solchen Falschmünzern: „Was sie Minne heißen, ist falsch nach der Minne geschlagen;

sie müssen schwere Buße tragen". Und Bruder Berthold: „So hat der Teufel falsche Minne geschlagen auf die wahre Minne". Walther in „Zweierlei Minne":

Niedre Minne läßt die Seele sinken,
Daß den Leib nach schmäher Freude schmachtet:
Die Freude thut zuletzt unlöblich weh!
Hohe Minne pflegt empor zu winken,
Daß der Mut nach hehrer Wonne trachtet:
Die harrt mein jetzo, daß ich mit ihr geh!

2. Gedankengang. Wahre Minne ist nicht mit irdischem Maße zu messen. Sie wohnt nur in reinen Herzen und stimmt dieselben himmlisch. — Manches wird fälschlich Minne genannt; nur die ist wahr und echt, die das Herz läutert und zum Himmel leitet.

3. Verwandtes. Vergleiche I. das nachstehende Lied: „Preis der Minne"! Es zeigt Wesen und Wirkung der wahren Minne.

Ein neuer Sommer, neue Zeit,
Ein süßes Hoffen, lieber Wahn,
Erfreuen mich im Wechselstreit,
Daß ich noch Freuden hoffen kann.

Noch weiß ich, was mich mehr ergötzt
Als aller kleinen Vögel Lied:
Wer Frauengüte kennt und schätzt,
Wie gern der ihr den Preis beschied!

Das deut' ich auf die Herrin mein:
Die muß an Freuden reicher sein!
Sie ist schöner als ein schönes Weib:
Liebreiz verschönt der Schönsten Leib!

Ich weiß gar wohl, der Liebreiz macht
Der schönen Frauen Schönheit voll:
Die stets auf Tugend bleibt bedacht,
Die ist's doch, die man wünschen soll.

Der Liebreiz leiht der Schönheit Zier
Mehr als Gestein dem Golde thut:
So sagt, was Bessres wisset ihr
Als zu den zweien rechten Mut?

Das macht den Mann erst wert und kühn,
Und wer die süßen Liebesmühn
Um solch ein Weib versteht zu tragen,
Der mag von Herzensfreude sagen.

Erfreut der Blick schon Herz und Sinn,
Sieht minniglich ein Weib uns an,
Wie wird erst dem ein Hochgewinn,
Der ihre Gunst erlangen kann?

Der ist erst hoher Freuden reich,
Wenn jenes Freude bald zergeht.
Was ist auch wohl den Freuden gleich,
Wo liebes Herz in Treuen steht,

In Schöne, Keusche, reinen Sitten!
Glückselig, wer das hat erstritten!
Wenn er das vor den Freunden preist,
So ist er nicht des Sinns verwaist.

Was taugt ein Mann, der nicht begehrt
Zu werben um ein reines Weib?
Gesetzt, sie lass' ihn ungewährt,
Es wertet ihm doch Seel' und Leib.

Er thu' der Einen wegen so,
Daß er der Andern wohlbehagt,
Dann macht ihn Eine noch so froh,
Daß er all' andern leicht entsagt.

Daran gedenk' ein werter Mann;
Viel Heil und Ehre liegt daran.
Wer gutes Weibes Minne hat,
Der schämt sich aller Missethat.

a) Zur Erläuterung. Str. 1: Sommer und neue Zeit, gute Hoffnung und lieber Wahn sind gepaarte Synonymen, asyndetisch

zusammen gereiht. Für süßes Hoffen steht im Original „gout gedinge“. Daran erinnert ein Spruch aus Freidanks „Bescheidenheit“:

„Diu groeste fröide, die ich hân, de ist guot gedinge und lieber wân.
Gedinge ist aller werlte trôst, daz si von sorgen werde erlôst.
Gedinge fröuwet manegen man, der doch nie herzeliep gewan.
Gedinge groezer fröide gît, danne uns gebe diu sumerzît.“

Zeile 2 und 3: So lange Zeit und Hoffnung wechseln, darf ich auf Glück hoffen. Zeile 8: Den Preis bescheiden heißt: im Wettstreite zwischen Frauengüte und Vogelsang den Bescheid geben. Ersterer gebührt der Preis! In Zeile 9—12 wendet dies der Dichter auf seine Herrin an: Liebreiz oder Anmut verklärt ihre Schönheit.

Str. 2. Doch vollen Wert erhält die Schönheit erst durch die Tugend. Dieser „rechte Mut“ (reines Gemüt) kommt als bestes zu Schönheit und Anmut. Die Werbung um ein solches Weib (süeze arebeit, Liebesmühe) giebt dem Manne Wert und Herzensfreude.

Haben die beiden ersten Strophen das Musterbild einer Frau gezeichnet, so behandeln die beiden letzten den Segen einer Herzensliebe zu solchem Weibe, und zwar Str. 3, wenn die Werbung Erhörung, Str. 4, wenn sie keine Erhörung findet.

Str. 3. Schon der minnigliche Blick erfreut, aber erst die Gegenliebe (Gunst, Gnade) bringt auf den Gipfel des Glücks. Wenn jenes (des von einem Blick Beglückten) Freude bald zergeht, erfreut sich dieser (der treue Gegenliebe findet) fortgesetzt des Hochgewinns. Er darf sich seines Glückes offen rühmen.

Str. 4. Auch unerhörtes Liebeswerben giebt dem Manne Wert und erzieht ihn zu rechtem Thun. Nimmt er sich um der Einen willen zusammen, so findet er um seiner Zucht und Sitte willen bei allen andern Gunst und trifft endlich wohl die Rechte, die ihm alle ersetzt. Das letzte Zeilenpaar faßt knapp und schön den Grundgedanken zusammen und giebt dem Gedichte einen harmonischen Abschluß.

b) Gedankengang. a) Der neue Sommer bringt neue Hoffnung auf Freude; aber höher als die Schönheit der Natur steht die Anmut eines Weibes. b) Erst durch die Tugend erhält die Schönheit ihren wahren Wert; die Liebeswerbung um solch ein Weib ehrt den Mann. c) Der Blick der Liebe beglückt, und die gewährte Gunst giebt Hochgewinn, aber erst die Treue in reiner Liebe ist höchsten Preises wert. d) Auch ein unerhörtes Liebeswerben veredelt den Mann. Grundgedanke: „Wer gutes Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat.“

Vergleiche II: Gemeinsame Minne!

Magst du mich nicht leiden,
Davon weiß ich nichts: ich minne dich![1])
Eines sollst du meiden:
Mir vorbei zu schaun und über mich!
Das muß ich beklagen,
Denn ich kann nicht tragen
Solchen bittern Herzensschaden:
Trage mit, ich bin zu schwer beladen![2])

Soll ich's Vorsicht nennen,
Daß dein Auge mich so selten grüßt?[3])
Könnt' ich das erkennen,
Würde Tadel dir mit Lob versüßt.[4])
Wohl, ich will es leiden!
Magst mein Haupt vermeiden,
Blick herab auf meinen Fuß,
Tief, so tief du kannst, das sei mein Gruß![5])

Herrin, nun besinne
Dich, ob mir dein Herz gewogen sei:
Eines Minners Minne
Frommt nicht, ist die Andre nicht dabei [6]):
Minne taugt nicht einsam:
Sie soll sein gemeinsam!
So gemeinsam, daß sie dringt
Durch zwei Herzen und kein drittes zwingt. [7])

Wenn ich alle schaue,
Die mir billig müssen wohlbehagen,
Bleibst du meine Fraue,
Ohne Rühmen mag ich das wohl sagen:
Edel, auserlesen
Sind sie meist gewesen
Und begabt mit hohem Mut;
Leicht wohl sind sie besser [8]): du bist gut!

[1]) Ob du es willst oder nicht, weißt oder nicht, ich muß dich lieben; es ist wie ein Naturgesetz. [2]) Diese Liebe ist eine so schwere Last, daß ich sie nicht allein zu tragen vermag; hilf mir tragen, und wäre es nur durch freundliche Blicke. [3]) Um die böswilligen Merker nicht aufmerksam zu machen. [4]) Wäre das der Grund, dann würde sich der obige Tadel in Lob verwandeln. [5]) Wenn dein Herz mir gehört, dann ist der Blick auf meinen Fuß schon der beste Gruß. [6]) Die Liebe ohne Gegenliebe der Geliebten hilft nichts. [7]) Die gemeinsame Liebe muß zwei und nicht drei und mehr Herzen durchdringen und aneinander fesseln. „Si sol sîn gemeine, sô gemeine daz si gê dur zwei herze und dur dekeinez mê.“ [8]) Andere mögen schöner sein, mich fesselt deine Güte.

Vergleiche III: Was ist Minne?

Sag mir einer, was ist Minne?
Weil ich halb es weiß, so wüßt' ich gerne mehr:
Hat es jemand besser inne,
So belehr' er mich, warum sie schmerzt so sehr?
Minn' ist Minne, wenn sie freut!
Macht sie traurig, ist es nicht die rechte Minne,
und ich weiß nicht, was man ihr für Namen beut.

Sollt' ich jetzt es nicht verfehlen,
Was die Minne sei, so sprechet alle: Ja!
Minn' ist Wonne zweier Seelen.
Teilen beide gleich, so ist die Minne da.
Kann jedoch nicht Teilung sein,
So vermag's ein Herz alleine nicht zu tragen:
darum sollst du mir helfen, Herrin mein!

Vergleiche IV: „Lied und Liebe ohne Echo" von Heinrich, dem (tugendhaften) Schreiber, der im Anfange des 13. Jahrhunderts am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebte und am Sängerkriege auf der Wartburg teilnahm. (Vergl. auch „Tödliches Leid", I. Abt. S. 103!)

Es ist in den Wald gesungen,
Wenn ich der mein Leiden sage,
Die mein Herz mir hat bezwungen;
Sie hört nicht auf meine Klage.
Mir ist wie der Nachtigall,
Die so viel vergeblich singet,
Und ihr doch am Ende bringet
Nichts als Schmerz ihr süßer Schall.

Was nützt in dem wilden Walde
Kleiner Vögelein Gesang
Und ihr Tönen mannigfalte?
Wer sagt ihrem Singen Dank?
Stille bleibt der wilde Wald,
Und die Hirsche weiter ziehen,
Hören nicht den Ton im Fliehen,
Der so ganz umsonst verhallt.

Vergleiche V: Getrennt und doch vereint! (Von Graf Friedrich von Leiningen, einem Ahnen des noch jetzt in Baden lebenden Fürstengeschlechts. Er lebte um 1289 und nahm wohl teil an Friedrich Barbarossas Kreuzzug oder ging in seinem Auftrage nach Unteritalien, bei welcher Gelegenheit er das rührende Abschiedslied zweier Liebenden dichtete):

Und muß ich scheiden so von ihr,
Daß ihre Minne mangelt mir,
O weh der leiden Reise,
Die gen Apulien ich thu':
Deine Gnade, Sel'ge, gieb dazu,
Dich nicht so hart erweise!
Ein wenig sänft'ge deinen Mut
Und sprich aus rotem Munde
Zu mir allein das kurze Wort,
Daran liegt meiner Freuden Hort:
Fahr' hin zu guter Stunde!

„Zu guter Stund' sei deine Fahrt
Und Leib und Seele dir bewahrt,
Und Lob und Heil und Ehre!
Mein Wille hielte dich nicht hier,
Mein Flehn, noch Dräun; doch glaube mir,
Daß ich es heiß begehre.
Da deine Fahrt unwendbar ist,
Zwei Herzen in die Weite
Führst du, meins und deines hin,
Davon ich immer traurig bin:
Sei Gott denn dein Geleite!"

Aufgabe: Was sagen die fünf letzten Minnelieder a) von Geschlecht, Abkunft, Wesen, Art und Wirkung der Minne, b) von wahrer und falscher Minne, c) von der Schönheit der Herrin und ihrer Anmut und Tugend, d) vom Gesange der Vögel, vom Liede des Sängers und nutzloser Klage, e) von Erhörung und Verschmähung der Werbung, f) von Liebesglück und Liebesschmerz, g) vom Scheiden und Meiden?

---

## Späte Reue.[1])

Ein Meister las[2])
Von Traum und Spiegelglas,
Daß sie dem Winde
Gleichen und zergehen bald.
Doch Laub und Gras,
Dran oft mein Blick genas,
Wie sich's befinde,
Mich dünkt, ihr habt nicht festern Halt[3]);
So ihr Blumen mannigfalt,
Die Heide rot, der grüne Wald;
Der Vögel Sang geht traurig aus zuletzt,
Dazu die Linde,
Süß und linde:
So weh dir, Welt, wie steht dein Kränzlein jetzt!

Dem Thorenmut
Nach weltlich eitelm Gut
Ist nicht zu trauen,
Der so böses Ende leiht.[4])
Wär ich in Hut
Vor ihm, so thät ich gut:
Er will verbauen[5])
Mir das Thor der Seligkeit.
Mein armes Leben bangt vor Leid:
Zur Buße wär' es höchste Zeit.[6])
Nun fürcht' ich armer Mann den grimmen Tod,
Daß er mit Grauen
Sich lasse schauen:
Vor Furcht erbleichen mir die Wangen rot!

Wie soll ein Mann,
Der nichts als sünd'gen kann,[7])
Das Haupt erheben
Und gewinnen hohen Mut?
Seit ich gewann
Den Sinn, daß ich begann
Bewußt zu leben,
Unterscheidend bös und gut,
Da griff ich, wie der Thor es thut,
Zur Linken mitten in die Glut[8])
Und mehrte nur des Teufels Freudenschall[9]);
Drum muß ich beben,
In Sorgen schweben:
Nun hilf mir, Jesus, lindre meinen Fall.[10])

O der du bist
Ob allem, was da ist
Im Weltvereine,
Der durch dich Bestand gewinnt,[11])
Verleih mir, Christ,
Daß ich in kurzer Frist
Dich lieb' und meine[12])
Wie dein auserwähltes Kind.

Ich war mit seh'nden Augen blind[13]);
Thörichter als ein Thor gesinnt,
Barg sich der Welt auch meiner Sünden
Zahl.[14])
Mach eh mich reine[15]),
Eh mein Gebeine
Sich senken muß in das verlorne Thal.[16])

1. Zur Erläuterung. [1]) Natur- und Minnelieder schließt dies Lied ab und klingt ernst hinüber in die „Gottesminne". Der „süße Wahn" der Naturfreude und Minnelust ist ohne Gottesminne ein verhängnisvoller Irrtum, der ins ewige Verderben führt, wenn nicht noch „späte Reue" rettet. Schon aus früheren Liedern Walthers klang ein Ton des Weltüberdrusses, so aus „Wettstreit" S. 34 und aus „Entsagung":

„Ich will mich länger nicht auf ihre Gnade freun!"
Mir ist mein Singen in der Mitte durchgeschlagen.
Die eine Hälft' ist mir verboten ganz und gar,
Die müssen andre Leute singen jetzt und sagen.
Doch will ich reiner Zucht noch ferner nehmen wahr
Und wonniglichen Maßes pflegen:
Um eines, das da heißet Ehre, lass' ich viel andres unterwegen:
Mag ich auch das nicht mehr genießen,
Steht es so übel auf der Straße, so will ich meine Thür verschließen. —

Hievor, da man noch minniglich um Minne warb,
Da war mein Sang auch lieb- und lustdurchdrungen;
Nun, da die minnigliche Minne so verdarb,
Da hab' auch ich unminniglich gesungen.

Ähnlich klagt Konrad von Würzburg († 1287):

Wieder soll ich singen
Von der Rosen Rot
Und des Maien Güte,
Der mit reicher Blüte
Schmückt den wilden Hag;

Aber mich bezwingen
Leider Sorg' und Not,
Daß ich mit Getöne
Leichter Blumen Schöne
Nicht mehr preisen mag.

[2]) In dem Meister sieht Wackernagel Wolfram von Eschenbach und eine Anspielung auf die Einleitung des Parzival, wo Spiegel und der Blinden Traum als Wahngebilde bezeichnet werden. Beide gleichen an Unbeständigkeit dem Winde. [3]) Doch auch die Herrlichkeit der Natur, die immer Walthers Freude war, welkt dahin und betrügt den, der darin allein seine Freude suchte. [4]) Der Thorenmut klammert sich an die Güter und Freuden der Welt und bedenkt nicht das Ende. [5]) Er verbaut das Thor der Seligkeit, indem er durch vergängliche Lust über den Ernst des Todes und Gerichts hinweg täuschen will. Matth. 7, 13: „Gehet ein durch die enge Pforte." [6]) „Heut lebst du, heut bekehre dich, eh morgen kommt, kann's ändern sich." — Ps. 95, 7. 8: „Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht." [7]) Parzival S. 170: „Ich bin ein Mann, der Sünde that." Mein Leben war ein beständiges Irren, ein Wählen gegen bessere Überzeugung. [8]) Ich griff

zur Linken mitten in die Glut" erinnert an eine Talmudsage: Pharao wollte den kleinen Moses töten, weil er ihm die Krone vom Haupte genommen. Um jedoch seine Zurechnungsfähigkeit zu prüfen, ließ er dem Kinde ein Becken mit glühenden Kohlen und eins mit Münzen vorsetzen, und das urteilslose Kind griff in die Glut. — Das Bild kann auch Matth. 25 entnommen sein, wo die zur Linken in das ewige Feuer gehen. [9]) Der Teufel bildet den Mittelpunkt der lustig lärmenden Gesellschaft. Mephistopheles in Auerbachs Keller. Wie im Himmel Freude über einen bußfertigen, so herrscht in der Hölle Jubel über einen verstockten Sünder. [10]) Nur Jesus, der Sünderheiland, kann die Folgen meines Falles mildern und mir wieder aufhelfen. [11]) Hebr. 1, 3: Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort. Spervogel:

Die Würze des Waldes, die Erze des Goldes
Und alle Abgründe sind dir, o Herr, kunde,
Die stehn in deinen Händen,
Alles himmlische Heer,
Es sänge nimmermehr dein Lob zu Ende.

[12]) Lehr mich, in der kurzen Gnadenzeit dich lieben und meinen, d. h. im Sinne haben, im Sinn und Herzen tragen. [13]) Matth. 13, 13: Mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht. [14]) Ps. 19, 23: „Wer kann merken, wie oft er fehle? Verzeihe mir die verborgenen Fehler." 1. Sam. 16, 7: „Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an." Wie viel Sünde verbirgt sich unter scheinbarer Ehrenhaftigkeit! Jesus nennt deshalb die Pharisäer „übertünchte Gräber". [15]) Reinige mich von Sünden, ehe mich der Tod ereilt. 1. Joh. 1, 7: Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. [16]) Benhinnom, ein Thal bei Jerusalem, durch Menschenopfer verunreinigt und von Josia 2. Kön. 23, 10 zu einem Ort des Abscheus gemacht, zu Jesu Zeit als Gehenna ein Bild der Hölle und Verdammnis.

2. Gedankengang. Str. 1. Die Herrlichkeit der Natur ist ein schnell verwelkter Kranz, und die Freude daran klingt bald in Trauer aus. Str. 2. Der Thor freut sich der vergänglichen Weltlust, vergißt Gott und Seligkeit und zittert dann vor dem Tode. Str. 3. Der Dichter erkennt den Irrwahn seines Lebens, der ihn vom Wege des Heils abgelockt, und fleht den Heiland um Rettung an. Str. 4. Er, der Himmel und Erde trägt, wolle den erst verblendeten, aber nun bußfertigen Thoren um seiner Liebe willen vor der Verdammnis retten.

3. Eigentümlichkeiten. Jede der 4 Strophen hat 14 kurze Zeilen, aber nur 4 Reimklänge. Es reimen männlich 1. 2. 5. 6, — 4. 8. 9. 10, — 11. 14 — und weiblich 3. 7. 12. 13. Wackernagel zweifelt die Echtheit des Liedes an, a) weil das Spiel der Reimkünste nicht so durchgeführt sei, wie es Walther vermocht hätte, b) weil derselbe überhaupt solche Spielereien nicht liebe, c) weil der Stoff für solches Reimspiel zu ernst sei, d) weil unwaltherische Ausdrücke vorkämen, und

e) das Lied sich nur in zwei, nicht gerade verläßlichen Handschriften finde. — In jedem Falle ist das Lied sehr wirkungsvoll, spricht Walthersche Gedanken aus und zeugt von tiefer religiöser Einsicht und Innigkeit.

---

## B. Vaterland und Volkstum.

Walther war ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle, ein vaterländischer Sänger von Gottes Gnaden, ganz ein Kind seiner Zeit, ein treuer Sohn seines Volkes und ein genauer Kenner deutscher Eigenart. Deutsch war sein Empfinden, deutsch seine Sprache, deutsch seine Gesinnung, deutsch sein Singen und darum sein Lied ein treues Spiegelbild deutschen Volkstums und Volkslebens. Deutsch war seine Wanderlust neben einer innigen Heimatsliebe und Sehnsucht nach eigenem Herde und häuslichem Behagen. Warme Worte spricht er von der Würde des Weibes, das da waltet als Fürstin des Hauses. Gastlichkeit soll des Hauses Zierde, Milde gegen Heischende seine Ehre sein. Ernst und weise rät er zur rechten Erziehung der Kinder. Frisch und froh, wie ihm das eigene Herz schlug, aber in Zucht und Sitte soll die Jugend leben und streben, denn ein freudiges Gemüt ist nie der Güte bar. Hoch rühmt er die Freundschaft und stellt sie weit über die Verwandtschaft. „Selbstgewonnene Freunde sind besser als angeborene Magen.“ „Gewissen Freund, versuchtes Schwert soll man in Nöten sehen.“ Nicht Geburt, sondern Gesinnung, ein freier, würdiger Sinn, adelt den Menschen. „Von der Geburt kommt uns weder Frommen noch Ehre.“ Männerschönheit besteht nicht in lichten Farben und schönen Zügen, sondern in Kühnheit, Milde und Treue. „Des Mannes Mut soll fest sein wie ein Stein, an Treue grad' und eben wie der Stab am Pfeil.“ Zucht und Sitte sind das Ehrenkleid von jung und alt. In Wahrheit und Klarheit sei des Mannes Wesen getaucht. Mit Zartgefühl schone er Unschuldige und gebe niemand ein Ärgernis. Versöhnlich urteile er über Feinde und Neider und fluche ihnen nicht. Sein wahrstes Leben lebe er in der Heimlichkeit des Gemüts und dem trauten Frieden des Hauses. Die Freuden der Geselligkeit fliehe der Mann nicht, aber nie vergesse er die Mäßigkeit. Hohen Beruf hat der Sänger, und himmlischen Ursprungs ist die Kunst. Bitter beklagt Walther den Verfall von Kunst und Sitte und den Niedergang der vaterländischen Ehre. Dem Vaterlande singt er sein schönstes Loblied. Hoch steht die Würde des Kaisers, und hell leuchtet der Glanz der Krone. Milde und Freigebigkeit soll der Fürsten Schmuck und Vorrecht sein. Nach Sultan Saladins Wort müssen Königs Hände durchlöchert sein. Karge, unmilde Herren sollen sich nicht wundern, wenn ihnen Sänger mit ihrem Liede „einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart

werfen". Tugendlicher Sinn ist der wahre Edelstein der Fürstenkronen; drum mahnt Walther: „Ihr Fürsten, tugnet euern Sinn!" Drei gute Räte sollen ihnen zur Rechten stehen: Frommen, Gottes Huld und Ehre! Die drei bösen zur Linken sollen sie meiden, nämlich Schade, Sünde und Schande. Heftig schilt Walther den höfischen Schalk, der seinen Herrn lügen und Gelobtes versagen lehre und so den Biedern schamlos mache. Ihn grauset, wenn er die Lächler ansieht, deren Zunge Honig und deren Herz Galle hegt. „Freundes Lächeln soll sein ohne Missethat, lauter wie das Abendrot, das liebe Märe kündet."

In dem Papste sieht Walther unbestritten das Haupt der Christenheit, aber in schneidigen Tönen tadelt er den Mißbrauch der kirchlichen Gewalt und das römische Streben, die weltliche Gewalt unter die geistliche zu beugen. Er eifert gegen Herrschsucht, Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen Simonie und Ablaßhandel und gegen den Mißbrauch des Bannes. Hohen Beruf gesteht er den Geistlichen zu, aber zorngemut geißelt er ihr verweltlichtes, anstößiges Leben und ihr politisches Machtstreben. Ein frommer, lauterer Sinn gerade nimmt den meisten Anstoß, wenn das Heilige zu weltlichem, eigensüchtigem Zweck mißbraucht wird.

Die folgenden Gedichte kennzeichnen Walthers Wertschätzung der Heiligtümer in Heimat und Haus, seine Vaterlandsliebe, sein reines Gefühl für deutsche Sitte und Sittlichkeit, seine Ansichten über Fürstenberuf, sein Verhältnis zu Kaiser und Papst, seine Stellungnahme im Kampfe zwischen der einheimischen weltlichen und der auswärtigen geistlichen Gewalt, sein Urteil über den Mißbrauch des geistlichen Berufes und seine Trauer über den Verfall der Kunst und Sitte.

---

## Gast und Schach. 1)

„Seid mir gegrüßt, Herr Wirt!" Dem Gruße muß ich schweigen. 2)
„Seid mir gegrüßt, Herr Gast!" Da muß ich sprechen und mich neigen. 3)
Heimat und Wirt, die Namen sind ohn' alle Schmach 4);
Herberge, Gast, den beiden tritt oft Schande nach. 5)
Gern erlebt' ich's noch, daß mir auch Gäste kämen
Und müßten mir zu danken sich bequemen. 6)
„Seid heute hier, seid morgen dort," welch' tolle Gaukelfahrt! 7)
„Ich bin daheim, ich will nun heim," ist beff'rer Art. 8)
Gast, Schach, die werden selten gern gewahrt 9):
Nun nehmet mir den Gast, so mag euch Gott das Schach benehmen! 10)

Erläuterung. 1) Das Lied spricht das Mißliche des Wander- und Herbergslebens und die Sehnsucht nach einem heimischen Herde aus. Es ist an den Kaiser Otto IV. gerichtet. Wie sich der Sänger als wandernder Gast unbehaglich fühlte, so war Kaiser Otto in mißlicher Lage, da ihm sein Gegner Friedrich II. mit wachsender Macht

„Schach dem Könige!“ bot. Die letzte Zeile will sagen: „Nimm, o Kaiser, den Fluch der Heimatlosigkeit von mir, dann möge Gott die Gefahr (Schach) von deiner Krone wenden!“

2) Wer mit „Herr Wirt“ gegrüßt wird, der braucht in seiner Hausherrnwürde nichts weiter zu thun, um sich wert zu machen. 3) Wer „Herr Gast“ gegrüßt wird, der muß durch ein gutes Wort und bescheidenes Verneigen sich dankbar und wert erweisen. 4) „Heimat und Wirt“ sind ehrenvoll. 5) Der Gegensatz davon, nämlich: „Herberge und Gast“ wird oft geringschätzig behandelt. 6) Der Sänger wünscht als Wirt auch Gäste zu beherbergen und ihren Dank zu empfangen. 7) Das ruhe- und heimatlose Wanderleben vergleicht der Dichter mit dem Leben und Treiben eines Gauklers. 8) Wer sagen kann: „Ich bin daheim“ oder „Ich will jetzt mein Heim aufsuchen“, ist besser daran als der heimatlose Dichter. 9) Niemand wünscht, immer Gast zu bleiben oder sich beständig Schach bieten zu lassen. 10) Wenn der Sänger Heimat und häuslichen Herd erhält, den Kaiser aber kein Gegenkaiser mehr bedroht, dann ist beiden geholfen. —

Sehnsucht nach einem häuslichen Herde am heimischen Bache klingt aus nachstehenden Zeilen Neidharts von Reuenthal:

Bin ich einst wo daheime,
Wo soll das sein?
Eine Schwalbe klebt von Leime
Ein Häuselein,
Wo sie heimisch ist
Des Sommers kurze Frist.
Gott gönne mir ein Haus mit einem Dache
An dem Lengenbache!

---

## An König Friedrich II.

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen!
Gerne möcht' ich, könnt' es sein, am eignen Herd erwarmen.

Hei, wie lustig wollt' ich von den Vöglein singen,
Von den Blumen auf der Heide, wie vor Jahren schon!
Gäb' mir ein schönes Weib dann süßen Minnelohn,
Ließ' ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen dringen.

Nun komm' ich spät und reite früh. „Gast, weh dir, weh!“
Da mag der Wirt wohl singen von dem grünen Klee!
Die Not bedenket, milder Herr, daß eure Not zergeh.

Erläuterung. Wahrscheinlich 1220 trug Walther dem hochgemuten Staufer Friedrich II. die Bitte um Gewährung eines Lehens vor. Der mächtige Schirmherr der Weltstadt Rom und der reiche König Apuliens (Siciliens) soll dem liederreichen, aber goldarmen Sänger eine Heimat und Ruhestatt nach rastloser Sängerfahrt geben. Vom eignen Heim, dem warmen Herde, der heimatlichen Natur, einem lieben Weibe

und häuslichem Behagen erwartet er neue Impulse für seine Kunst. Jetzt, in seinem ruhelosen Wanderleben, „kommt er spät und reitet früh“, denn die kahle Herberge lockt und hält den fahrenden Sänger nicht. Je später an, je früher fort, desto besser! Der Wirt im sichern Besitz kann wohl von Fülle singen, den Gast aber umseufzt immer ein Wehe.

---

## Dank an Friedrich für das Reichslehen. [1]

Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen! [2]
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung an den Zehen [3],
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen. [4]

Der edle Herr, der milde Herr hat mich beraten,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Glut gewann. [5]
Meine Nachbarn sehn mich jetzt um so viel lieber an [6];
Nicht mehr als Kobold fliehn sie mich, wie sie vor diesem thaten. [7]

Zu lange lag ich an der Armut Übel krank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Atem stank [8]:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang. [9]

Erläuterung. [1]) Friedrich II. hatte großmütig die Bitte des Sängers erhört und ihn mit einem Hofe (wohl in Würzburg) belehnt. Groß und kindlich war die Freude des Sängers über den lang ersehnten eignen Herd und innig sein Dank an den freundlichen Geber. [2]) Ein Jubelruf beginnt den Dank. „Al die werlt“ ist ein sonst wohl vorkommender Ausruf. Hörte und sähe doch alle Welt mein Glück! [3]) Der Hornung (Februar), die kälteste Zeit des Winters, war zu Fahrten am wenigsten geeignet. [4]) Der Dichter freut sich, daß die Kunst nicht länger nach Brot zu gehen braucht. [5]) Frische, freie Heimatsluft im Sommer draußen, ein warmes, behagliches Stüblein im Winter drinnen. [6]) Weil ich nicht als Heischender komme. [7]) Unheimlich wie ein Kobold, ein Gespenst, erschien den Zuhörern hinter der Kunst die Forderung eines „Soldes“. — Das Lehen muß so erheblich gewesen sein, daß der Dichter hinfort dieses „Soldes“ entraten konnte. [8]) Der Dichter denkt wohl an Hiob oder den armen Lazarus. Weil er arm war, darum mußte er sich schmähen, schelten, „in übeln Geruch bringen lassen“. 2. Mos. 5, 21: „Ihr habt unsern Geruch stinkend gemacht vor Pharao.“ [9]) Die Königsgabe heilte das Übel der Armut, hob dadurch mein Ansehen und gab meinem Gesange neue Kraft.

---

## Deutschlands Ehre.

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich. [1])
Eitle Worte sind's allein [2]),
Die ihr noch vernahmt, jetzt fraget mich!
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret! [3])

Ich verkünde deutschen Frau'n
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begieriger wird zu schaun[4]):
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr![5])
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.[6])

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den besten blickt' ich allerwärts[7]):
Übel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch[8]):
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land[9]),
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier[10]),
Hilf mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann;
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein,
Thöricht, wer sie schelten kann;
Anders wahrlich mag es nimmer sein![11])
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide giebt.
Lebt ich lange nur darinne!

Erläuterung. „Deutschland über alles!“ klingt es durch dies herrliche Lied. Es ist der älteste und schönste Preisgesang auf unser großes schönes Vaterland, auf seine Bewohner und seine Sitte. Der Sänger kommt als Bote aus weiter Ferne, und zwar zurück an den Hof zu Wien. Er kündet neue, erwünschte, unerwartete Botschaft an und sucht die Neugier zu erregen. Aber er begehrt Sold (Miete, Botenbrot) dafür und unterhandelt darüber. An die Frauen wendet er sich insonderheit; ihre Spannung will er erregen, und ihnen sagt er endlich: Ein freundlicher Gruß von euch Süßen ist mir Lohns genug! Und nun braust sein Lob des deutschen Vaterlandes, seiner Sitten und Bräuche, seiner schönen, sittigen Frauen und seiner zucht- und maßvollen Männer in vollen Wogen des Liedes daher. Echt lyrisch bricht er am Schlusse in den Wunsch aus: „Lebt ich lange nur darinne!“ In solcher Heimat, solchem Vaterlande ist das Leben ein Glück, dem man die längste Dauer wünscht.

1) „Ir sult sprechen: willekomen! der iu maere bringet, daz bin ich.“ Weil der Bote sich als Träger willkommener Botschaft fühlt, darum schiebt er seine Person in der französischen Sprachwendung „c'est moi!“ in den Vordergrund. 2) Bis jetzt habt ihr eitle, d. h. inhaltslose Worte gehört. „Allez daz ir habt vernomen, daz ist gar ein wint.“ Nun sollt ihr das Beste hören, was ein Sänger singen und sagen kann. 3) Die Aufforderung, den Sänger zu ehren, ergeht an die Herren, 6) ihm freundlichen Gruß zu bieten, an die Damen. 4) Die Begier nach den merkwürdigen Dingen kann sich auf die neue Botschaft, aber auch auf die gepriesenen Frauen beziehen. Im Original heißt es: „Solhiu maere daz si deste baz al der werlte suln behagen.“ Uhland übersetzt: „Ich will deutschen Frauen sagen solche Märe, daß sie (also die Frauen) desto baß sollen aller Welt behagen.“ 5) So sprach Kriemhild zu Siegfried (S. 64): „Dürft' ich euch doch geben zum Botenbrot mein Gold! Dazu seid ihr zu vornehm, so bleib' ich sonst denn euch hold.“

[7]) Mit offenen Augen und ohne Vorurteil hat er Land und Leute angesehen: „unde nam der besten gerne war“. [8]) Die Nachäfferei fremder Sitten und Bräuche war immer eine Art Krankheit der Deutschen. Walther ist ganz frei davon; so wenig er sich eine Vorliebe für Fremdes anlügen kann, ebenso wenig will er dem Vaterlande Vorzüge andichten, die es nicht hat. [9]) Also in Deutschland. Er war von langer Wanderfahrt nach Wien zurückgekehrt, — „her an der Ungarn Land“, das östlich an Österreich grenzte. [10]) Die Kennerschaft von Frauenschönheit und Frauenwert galt als schätzbare ritterliche Eigenschaft, die sich Walther beimaß. [11]) „Wer sie schilt, der ist betrogen; anders könnt' ich nimmer ihn verstehen“, d. h. sein abfälliges Urteil muß auf einem Irrtum beruhen.

Aufgaben: Vergleicht Hoffmann von Fallerslebens: „Deutschland über alles“ und weist nach, was jedes der beiden Gedichte enthält über die Größe, die Männer und Frauen, die Zucht und Sitte und das Glück des deutschen Vaterlandes! — Warum will der Sänger willkommen geheißen sein? — Wie zeigt er sich als glücklicher Bote, höflicher Sänger, erfahrener Reisender, guter Deutscher?

---

## Weib oder Frau?

„Weib“ muß stets der Frauen höchster Name sein,
Der mehr als „Frau“ sie, dünkt mich, ziert und kleidet.
Wenn etwa eine meint, es klinge Weib nicht fein,
Die höre diesen Sang, eh' sie entscheidet.
Unweiber giebt's bei Frauen auch [1]),
Unter Weibern giebt es keine.
Weibes Name, Weibes Brauch
Ist voll Zartheit und voll Reine.
Ist oft Frauen nicht zu traun [2]),
Alle Weiber sind doch Frau'n. [3])
Zweifellob, das höhnet [4])
Wie oft der Name Fraue; Weib ist ein Wort, das alle krönet. [5])

Erläuterung. An die Namen Frau und Weib knüpft der Dichter eine schöne Huldigung des ganzen weiblichen Geschlechts. Frau wollte die Dame von Stande genannt sein; Weib war ihr zu gemein. Den Frauen, und wenn dieselben auch verheiratet waren, boten die Minnesänger im Liede Verehrung und Dienste und erhoben sie bis in den Himmel. Das unnatürliche Verhältnis artete häufig in kindische Spielereien und leere Formen von zweifelhafter Sittlichkeit aus. Mit dem Namen Frau verband sich daher häufig der Begriff eines gekünstelten, unnatürlichen, falschen Verhältnisses, während der Name „Weib“ ein natürliches, schlichtes, reines und gottgewolltes Verhältnis bezeichnete. Das hohe Minnelied pries die „Frau“ und rückte sie in kühle, neblige Ferne; Walther aber mit seinem gesunden deutschen Familiensinne erhob das rechte, weibliche Weib, die treue Gattin,

die waltende Hausfrau, die Mutter der Kinder. Das Wort Frau hebt aus dem gottgegebenen Wirkungskreise heraus, Weib aber stellt mitten hinein. Jenes giebt falsche, dieses wahre Ehre. „Man muoz si eine frouwen nennen von ir hôhen art; — si ist von tugenden ein guot wîp.“ Ulrich von Lichtenstein: „Von geburte eine frouwe, ist si von tugenden wîp.“ [1]) Unweiber, d. h. ohne echte Weiblichkeit. [2]) Der Frauendienst hatte allerlei Lug, Trug, List und Schalkheit im Gefolge. [3]) Ein Weib von rechter Weiblichkeit hat die höchste Frauenehre. [4]) Das Lob der Minnesänger über „ihre Frauen“ hatte oft als übertrieben und unwahr sehr zweifelhaften Wert und gereichte nicht selten den „Frauen“ eher zu Spott und Unehre als zur Ehre. [5]) Edle Weiblichkeit, Zartheit und Reine, das ist die rechte Frauenkrone.

---

## Erziehung.

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruten zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag:
Zucht mit Ruten zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eurer Augen!
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie spähen,
Alle bösen übersehen.
Alle bösen übersehen
Laßt sie und nach Sitten spähen,
Die zu Mustern taugen:
Hütet eurer Augen!

Hütet eurer Zungen!
Das geziemt den Jungen.
Schiebt den Riegel vor die Thür!
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Thür!
Das geziemt den Jungen:
Hütet eurer Zungen!

Hütet wohl der Ohren,
Oder ihr seid Thoren:
Böse Reden nehmt nicht auf,
Schande käm' euch in den Kauf.
Schande käm' euch in den Kauf,
Böse Reden nehmt nicht auf;
Oder ihr seid Thoren:
Hütet wohl der Ohren!

Hütet wohl der dreien,
Der nur allzu freien!
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind:
Der nur allzu freien,
Hütet wohl der dreien!

Zur Erläuterung. Der Dichter wendet sich mit diesen Lehren der Erfahrung, Weisheit und Tugend an die unerzogene Jugend, um für ihre Ausbildung gewisse Normen zu geben. Die kunstvoll gefügten und doch so schlichten, wahren Sprüche sind wohl von ihm im Kreise von Knappen vorgetragen worden, die am Hofe eines Fürsten ihre ritterliche Erziehung erhielten. Die künstliche Form des Palindroms, eines Verses, der vor- und rückwärts gelesen werden kann, ist wohl der

gelehrten Klosterpoesie nachgeahmt. Als Erziehungsmotiv stellt der Sänger in der 1. Strophe die Ehre hin. Wer dafür Gefühl hat, bei dem wirkt ein Wort so viel wie sonst ein Schlag. Daß die Zucht sich um die Hut von Zungen, Augen, Ohren drehen soll, erinnert an eine alte Beichtvorschrift: „Ich begihe dem almahtigin got, daz ich mich versundet hân mit den ougen, mit den ôren, mit dem munde“. Die Mahnung, der Augen recht zu hüten, lautet im Original: „Hüetent iuwer ougen offenbâr und tougen“ (heimlich), d. h. in Gesellschaft und allein, offen und heimlich. — Die Jugend soll lernen schweigen, gutes Vorbild nachahmen, böser Rede Ohr und Sinn verschließen und über sich selbst wachen, — und das alles um der Ehre willen.

Verwandtes. Über zuchtlose, freche Jugend und den Verfall der Zucht klagt der Dichter in den nachstehenden Sprüchen. Weil der Erziehung die Strenge gefehlt (nach Salomonis Sprüchen 13, 24), darum sind die Söhne mißraten und der Väter Geißel und Herzeleid geworden. Doch wie sie's mit ihren Vätern, so werden's ihre Söhne mit ihnen treiben. Jede Sünde trägt in sich selbst ihre eigene Strafe. Worin wir sündigen, darin werden wir gestraft. Wenn nicht die Liebe zu Ehre und Zucht, so sollte die Furcht vor den Folgen einer vernachlässigten Erziehung die Eltern zu allem Fleiß und Ernst in der Kinderzucht treiben.

## Salomons Lehre.

Die Kinder hat man nun erzogen,
Daß Sohn und Vater sind betrogen:
So that man wider Salomonis Lehre!
Der sagt, daß wer den Besen[1]) spart,
Einst der Versäumnis Lohn gewahrt:
Den Ungestraften mangelt Zucht und Ehre.
Wie schön vor Zeiten war die Erde!
Nun ist sie widrig von Gebärde;
So war es nie zuvor im Land:
Die Jugend will der Greisen Haupt verhöhnen.
Ja, spottet, spottet nur der Alten!
Ein Gleiches ist euch aufbehalten,
Wenn erst eure Jugend schwand;
Dann erntet ihr den Lohn an euern Söhnen![2])
Das ist mir und noch mehr bekannt.

[1]) Die Rute, das Birkenreis. [2]) Die Warnung erinnert an die alte Kirchhofsinschrift: „Daz ir da sît, daz wâren wir; daz wir nû sîn, daz werdet ir.“

## Verfall der Zucht.

Wer zieret nun der Ehren Saal?[1])
Der jungen Ritter Zucht ist schmal;
Die Knechte üben gar nur schnöde Dinge.
Mit Worten und mit Werken auch;[2])

Wer züchtig lebt, der ist ihr Gauch.[3])
Nun seht, wie schnell dem Unfug wächst die Schwinge![4])
Vor Zeiten strafte man die Jungen,
Pochten sie mit Lästerzungen:
Nun mehrt es ihre Würdigkeit![5])
Sie prahlen und beschimpfen reine Frauen.[6])
Weh' ihren Häuten, ihren Haaren,
Die nicht können froh gebaren
Als mit der Frauen Herzeleid![7])
Da mag man Sünde bei der Schande schauen,
Womit sich mancher selbst verschreit.[8])

[1]) Die einleitende rhetorische Frage ist von großer Wirkung, weil man ein Loblied erwartet und ein Klagelied hört. Der Saal der Ehren bildet einen schneidenden Gegensatz zu dem ehrlosen Treiben der ritterlichen Jugend. [2]) Die Knechte übertreffen ihre Herren in ehrlosem Thun. Wie der Herr, so der Knecht! [3]) Gauch = Kuckuck, d. h. ihr Gespött. [4]) Die Tugend wächst wie ein Zwerg, das Laster wie ein Riese. Den raschen Fortschritt der Sünde sehen wir schon im Anfange der biblischen Geschichte: Sündenfall — Brudermord — Sündflut. [5]) Phil. 3, 19: „Die Schande für Ehre halten", sich also noch mit ihren Freveln rühmen. [6]) Prahlen mit Frauengunst ist das Lieblingsthema ihrer Gespräche. [7]) Froh gebaren heißt: fröhliche Mienen und Gebärden zeigen. Beschimpfung der Frauen halten sie für eigene Ehre. Über Haut und Haar, die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer geckenhaften Eitelkeit, ruft der Dichter ein Wehe aus. Zwei schimpfliche Strafen für Ehrabschneider waren Stäupen und Haarabschneiden. [8]) Wer sich mit seiner Sünde rühmt, der hat doppelte Schande und vernichtet selbst seinen guten Namen. Er verschreit sich, d. h. bringt sich in üblen Ruf.

## Guter Rat des Alten

von Reinmar von Zweter.

Ich bin an meiner Abendzeit
Doch jungen Leuten noch zu Morgengruß bereit.
Sie schießen fehl aus freier Hand, indes den Arm ich stütze.
Nach Ehren spann' ich doch zur Not.
Mein Abendschein ist bleich, und ist ihr Morgen rot
Und sie verschwelgen weichlich ihn, was ist er ihnen nütze?
O junger Mann, sei froh, jedoch mit Züchten!
Der wüste Baum ist schlecht von Früchten,
Die dich verwüsten an den Sinnen.
Die Wüstheit ziehet jungen Leib
So, daß nicht Gott noch reines Weib
An ihm ein Wohlgefallen mag gewinnen.

## Freundschaft.

An Freundschaft arm, an Adel reich —, und seid ihr es, nicht neid' ich euch![1]
Doch umgekehrt, das nenn' ich gut.[2] Was hülf' es hochgebornem Mann,
Und stammte er aus Königsblut, wenn keinen Freund er sich gewann?
Die hohe Verwandtschaft läßt sich erben, den Freund mußt du dir selbst erwerben.[3]
Nützt hohe Vetterschaft auch gleich, Freundschaft macht um viel mehr dich reich.[4]

---

Wer mir gegenüber wie Eis so glatt, mit mir sein Spiel wie mit Bällen hat,[5]
Roll' hin ich wie Kugeln in solch einer Hand, wer dürfte das tadeln als Unbestand?
Der wahrhafte Freund kann stets auf mich bau'n, wird immer mich wandel- und makellos schau'n.
Doch dort, wo ich immer find' wechselnden Sinn, heut' so und so morgen, da roll' ich dahin.[6]

(A. Schröter.)

Zur Erläuterung. Der erste Spruch stellt die Freundschaft über die Verwandtschaft; der zweite betont die Gegenseitigkeit der Freundschaft. [1]) Man hôhgemâc (mit hochgestellten Magen oder Verwandten), an friunden krank (ohne zuverlässige Freunde), daz ist ein swacher habedanc (kein Gegenstand seines Dankes oder fremden Neides). [2]) Umgekehrt wäre: reich an Freunden und arm an hochmögenden Magen. [3]) Die Verwandtschaft ist ein zufälliges Erbteil, die Freundschaft ein durch eigene Würdigkeit erworbener Gewinn. [4]) Durch hohe Verwandte kann das äußere Fortkommen in der Welt gefördert, aber nie das Herz bereichert und das Leben wahrhaft beglückt werden. [5]) Wer mich mit kühlem Herzen als Spielball der Laune behandelt, der darf sich nicht wundern, wenn ich Gleiches mit Gleichem vergelte, soll mich auch nicht schelten wegen Unbeständigkeit. [6]) Solche Freunde rolle ich wie Bälle oder Kugeln gleichgültig hinweg.

Verwandte Sprüche aus Freidanks „Bescheidenheit“:

Ein selbsterworbner Freund bleibt fest, wenn der Verwandte dich verläßt.

---

Gewisser Freund, versuchtes Schwert sind in der Not wohl Goldes wert.

---

## Maß im Trinken.

Er hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket:
Wie ziemt das einem biedern Mann, daß ihm die Zunge hinket
Von Wein? Wer also trinket, Sünd' und Schande zu sich winket.
Ihm ziemte besser, dürft' er sich den eignen Füßen
Anvertraun und bei den Leuten ohne Hilfe stehn!
Wie sanft man ihn auch trägt, er würde lieber gehn.
So trinke jedermann genug, um seinen Durst zu büßen.
Das mag er ohne Schande thun und ohne Spott.
Wer aber trinket, daß er sich und seinen Gott
Nicht mehr erkennt, der bricht sein heiliges Gebot.

Zur Erläuterung. Walther war ein Freund heiterer Geselligkeit, aber stets wollte er Zucht und Maße, Ehre und Gewissen gewahrt wissen.

„Ich trinke gern, wo man mir mit Maße schenket
Und des Übermaßes niemand nur gedenket,
Weil das den Mann an Leib und Gut und an den Ehren kränket.“

Er wußte, daß der schwerste Kampf mit uns selbst gekämpft, der schönste Sieg in uns selbst errungen werden muß. In der Überwindung unserer Leidenschaften und niedern Triebe sah er das wahre Heldentum.

Wer schlägt den Leu'n? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all' geborgen bringet
Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Scham und Zucht vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum besten,
Doch falscher Schimmer währt nicht fort.

Gedankengang. Übermaß im Trinken winkt Schande herbei. Die Zunge hinkt (stammelt, lallt) vom Weine. Die Füße versagen den Dienst. Gottes- und Selbstbewußtsein werden verdunkelt. Trunksucht ist eine Schande bei Menschen und eine Sünde vor Gott.

Verwandte Sprüche aus Freidanks „Bescheidenheit“:

Trunkenheit ist selten frei; Sünd', Schand' und Schaden ist dabei.
Trunkenheit ist selten gut: sie tobt und fälscht den weisen Mut;
Sie raubt uns alle Tugend gar, sie gleicht dem Tode: nehmt es wahr!

Gegen das damals als gesellschaftlicher Zeitvertreib sehr beliebte Würfelspiel eifert Reinmar von Zweter, ein sehr begabter ritterlicher Sänger vom Rheine aus Walthers Schule, in folgendem Gedichte:

Die Liebe zwinget Weib und Mann;
Kein Wunder ist darin.
Da sie den Himmel zwingen kann,
Warum nicht Menschensinn?

So zwingt der Schatz auch seinen Knecht,
Daß er ihm dienen muß;
Das edle Gold hat solch ein Recht,
Es ist ein Zauberfluß.

Nicht minder zwingt des Weines Kraft
Und nimmt die Sinne ganz;
Es ist ein holder Lebenssaft
Und wundermild sein Glanz.

Doch eines wundert mich allein,
Ein wunderliches Spiel,
Wie eines Würfels totem Bein
Ein lebend Herz verfiel;

Wie eines Würfels totes Bein
Ein lebend Herz bethört,
Daß es mit jedem Sinn allein
Ihm eigen angehört.

Die übertriebene Mäßigkeit und karge Gastlichkeit der sonst durch Gastfreundschaft berühmten Abtei Tegernsee tadelt Walther in dem nachstehenden Scheltliede:

Man nannte stets mir Tegernsee
Ein Haus, das gastlich offen steh'.
Ich ritt dahin, wohl eine Meile von dem Wege.
Ich bin ein wunderlicher Mann,
Daß ich mich selbst nicht lenken kann
Und so viel Glauben stets zu fremdem Volke hege.[1])
Ich schelt' es nicht, doch Gnade Gott uns beiden[2]);
Ich nahm da Wasser:[3])
Also nasser
Mußt' ich von des Mönches Tische scheiden.[4])

[1]) Es gehört zu meinen wunderlichen Eigenarten, daß ich mich nicht stets auf meine eigene Einsicht verlasse, sondern häufig fremder Meinung glaube und fremdem Rate folge. [2]) Ich will ihre Kargheit nicht verspotten, will aber auch nichts weiter mit ihnen zu thun haben. Wir sind geschiedene Leute; nur eines und desselben Gottes Gnade sei uns beiden noch gemein. [3]) „Wasser nehmen" erklären manche so, daß er Wasser statt Wein beim Mahle habe trinken müssen. Andere deuten den Ausdruck so, daß ihm nach Rittersitte am Ende der Mahlzeit Wasser über die Hände gegossen und ein Handtuch gereicht worden sei. Nur Rittern geschah dies. Das sei also die einzige ihm erwiesene Ehre gewesen; aber ohne Gastgeschenk habe ihn der Abt nach Tisch entlassen. [4]) Nasser, d. h. abgekühlt und herabgestimmt, schied er von des Abtes Tische, den er verächtlich „Mönch" nennt.

---

Gastlichkeit und Freigebigkeit sind fürstliche Tugenden, doch muß auch darin Maß gehalten und Übermaß gemieden werden:

## Rechte Freigebigkeit.

Ein Herr, der nichts versagen kann,
Der nie des Schenkens Kunst gewann,
Der muß stets darben oder trügen:
Besser zehnmal versagen als einmal lügen!
Verheiß' er minder und halt' er mehr,
Will recht er sorgen um rechte Ehr'!
Was er nicht selbst hat, noch will leih'n,
Das lass' er zu versprechen sein.

---

## Wann und wie man singen soll.

Zwei Schicke hab' ich doch, so ungeschickt ich bin,[1])
Die übt' ich beide schon von Kindesbeinen:
Ich zeige gerne bei den Frohen frohen Sinn
Und lache ungern, seh' ich jemand weinen.[2])
Mit den Leuten bin ich froh,
Mit den Leuten will ich sorgen;
Ist mir nicht zu Mute so,
Will ich Leid und Freude borgen.[3])

Wie sie sind, so will ich sein,
Daß sie nicht verdrieße mein:[4])
Die es nie bedauern,
Wie sehr ein andrer leidet,
die mögen auch bei Frohen trauern.[5])

Hievor, da man noch minniglich um Minne warb,
Da war mein Sang auch lieb- und lustdurchdrungen;
Nun, da die minnigliche Minne so verdarb,
Da hab' auch ich unminniglich gesungen.[6])
Immer, wie es eben steht,
Also soll man eben singen:[7])
Wenn der Unfug nun zergeht,[8])
Sing' ich noch von höf'schen Dingen.
Es kommt noch Lust und Sangestag,
Wohl ihm, der's erwarten mag:
Wer mir's glauben wollte,
So kennt' ich wohl die Weise,
wie man mit Ehren singen sollte.[9])

Zur Erläuterung. [1]) Gegenüber dem Vorwurfe, daß der Dichter nicht genug gute Lebensart kenne, betont er zwei Tugenden der Geselligkeit, die ihm von Kindheit an eigen seien. [2]) Die zwei Zeilen erinnern an Röm. 12, 15: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden.“ Herzliche Teilnahme an fremdem Geschick, das ist gute Lebensart. [3]) Er will die eigene trübe Stimmung unterdrücken und in seinem Verhalten nur die Rücksicht auf andere walten lassen. Borgen, entlehnen will er andern die Freude, wenn sie seinem eigenen Gemüte fehlt. [4]) Er will durch grämliche Stimmung kein Freudenstörer sein, keinen Anstoß geben. [5]) Wer kein Mitgefühl für fremdes Leid hat, der verdient auch nicht, daß fremde Freude ihn froh stimme. [6]) Die allgemeine Betrachtung der ersten Strophe, daß aufrichtige Teilnahme an fremdem Geschick unsere gesellschaftliche Haltung bestimmen müsse, wendet Walther nun auf die Übung seiner Kunst an. Auch sie soll der Ausdruck der Zeitstimmung, der Dichter der Dolmetscher der Volksseele sein. Als Lust und Liebe in der Welt herrschten — in seiner fröhlichen Jugend am Hofe zu Wien —, da atmeten auch seine Lieder Lust und Liebe. Als die Zeiten ernster wurden und allerlei Stürme durch die Welt brausten, da wandte sich auch sein Lied ernsten Gegenständen zu. [7]) Röm. 12, 11: „Schicket euch in die Zeit!“ Der Dichter, der seine Zeit versteht und mit ihr geht, muß im Liede krystallisieren, was in den Seelen lebt und am Webstuhle der Zeit webt. [8]) „Unfug ist alles das, was das Ideal höfischer Geselligkeit stört.“ Wie der Schnee im Frühling soll er zergehen, ein neuer Gesangesfrühling aber einziehen. „Endlich wird auch nach der Pein, wer's erwarten kann, erfreuet.“ [9]) Der Schluß kehrt zum Anfangsgedanken zurück: „So erkante ich wol die fuoge, wenn unde wie man singen solte.“

Verwandten Inhalt hat das Gedicht: „Gefahr des Frohsinns“:

Ich wäre manchmal gerne froh,
Allein Gesellschaft find' ich nicht.
Nun sie alle trauern so,
So ist auch mir zu trauern Pflicht.
Man würd' auf mich mit Fingern deuten,
Zeigt' ich mich fröhlich bei den Leuten,
Doch sie bleiben mir gewogen, nicht erreg' ich ihren Neid;
Denn ich lache immerdar,
Wo es einer wird gewahr.

Mich schmerzt es in der Seelen Grund,
Denk' ich, wie man vor manchem Tag
So froh war auf dem Erdenrund:
Weh, daß ich's nicht vergessen mag,
Wie fröhlich da die Leute waren!
Da konnt' ein Froher froh gebaren:
Hoch entgegen schlug sein Herz der wonniglichen Frühlingszeit!
Soll das nimmermehr geschehn,
So schmerzt mich's, daß ich's je gesehn.

Das sonnige Einst und das trübe Jetzt erscheinen beide mit gleicher Wahrheit und Wärme in der Seele des Dichters abgespiegelt. Verwandten Klang hat auch nachstehende Strophe aus „Vergängliche Freude". Sie ist zugleich ein wertvolles Zeugnis für den Charakter des Dichters.

Mancher trauert, der doch glücklich ist;
Mich sieht man immer wohlgemut,
Ob mein Herz gleich wahre Freude mißt (vermißt),
Das kommt mir eben so zugut;
Herzensfreude hab' ich viel gekannt, doch ach!
Stets war Herzeleid dabei.
Ließen mich Gedanken frei,
So wüßt' ich nichts von Ungemach.

---

## Auf Reinmars des Alten Tod.[1])

O weh, daß Weisheit doch und Jugend,
Daß Mannesschönheit, Mannestugend
Sich nicht vererbt, geht ihm der Leib zu Grabe![2])
Mit Recht beklagt's ein weiser Mann,
Der den Verlust ermessen kann,
Reinmar, was Kunst an dir verloren habe.[3])
Nun solltest du's im Tode noch genießen:[4])
Du ließest dich nicht einen Tag verdrießen
Der Frauen Preis und Lobgesang . . .[5])
Sie sollten immer danken deiner Zungen.
Und hättest du nichts als das Lied gesungen:
„So wohl dir, Weib, dein Name rein!"[6]) du hättest so gestritten
Zu ihrem Ruhm, daß jede Frau dir Gnade sollt' erbitten.[7])
Gewiß, Reinmar, du schmerzest mich
Gar viel härter als ich dich,
Wenn du lebtest und ich wär' gestorben.[8])
Ich will aufrichtig sein und sagen,
Dich selber wollt' ich minder klagen
Als deine edle Kunst, daß die verdorben.[9])
Du konntest neue Lust der Erde spenden,
Wenn du dein Lied zum Guten wolltest wenden.[10])
Mich schmerzt dein wohlberedter Mund, dein süßer Liedersang,
Daß sie zu meiner Zeit von dannen fliehen.[11])
Was mochtest du ein Weilchen nicht verziehen?
So hätt' ich deine Fahrt geteilt; mein Singen währt nicht lang.[12])
Nun habe deine Seele Heil und deine Zunge Dank![13])

Zur Erläuterung. [1]) Reinmar lebte mit Walther an dem Hofe zu Wien, gehörte zu den trefflichsten älteren Minnesängern und war vielfach Walthers Vorbild in der Sangeskunst. Er ist wohl die Nachtigall von Hagenau, deren Tod Gottfried von Straßburg im Tristan so schmerzlich beklagt. Seine zahlreichen Lieder sind einfach und innig; sie atmen eine sanfte Schwermut. „Noch stets sah Minne er in bleicher Farbe." Seines Wertes als Sänger war er sich bewußt und meinte, „es werde mancher ihn nach seinem Tode klagen, der seiner jetzt gar leicht entbehrte". Walther scheint nicht im besten Einvernehmen mit Reinmar, einem Nebenbuhler, gestanden zu haben, desto ergreifender ist die rührende Klage über den Künstlerwert des heimgegangenen Sangesgenossen. [2]) Die Totenklage hebt mit dem Bedauern an, daß sich persönliche Vorzüge nicht vererben. Sehr schön ist die Zusammenstellung von Weisheit und Jugend, Schönheit und Tugend, eine kurze, reiche Charakteristik! In Hartmanns „Iwein“ heißt es: „hie vant ich wîsheit bî der jugent, grôze schoene und ganze tugent“. [3]) Wer ein Urteil über Kunstwert hat, weiß, was die Kunst an dir verloren hat. [4]) Man sollte dir's übers Grab hinaus Dank wissen durch stete Liebe und Ehre. [5]) Das Loblied der Frauen hat er unermüdlich und unerschöpflich gesungen. [6]) Dies berühmte Preislied der Frauen von Reinmar ist erhalten. — Hier finde ein kurzes Lied Reinmars zur Charakteristik des Sängers Platz:

Ein Herz erkennen soll die Welt,
Das stets der Freude gönnt die Statt.
Wahre Freude mir gefällt:
Ich meide niemand, der sie hat.
Wer also wendet seinen Mut,
Daß er das Beste gerne thut,
Ich will euch meinen Willen sagen.
Eh' der nur unsanft sollte gehn, ich wollt' ihn auf den Händen tragen.

[7]) Jede Frau sollte für das Heil und die Ruhe deiner Seele Fürbitte thun. [8]) Mein Tod würde dich weniger geschmerzt haben als mich der deinige. Reinmar muß also Walthern nicht freundlich gesinnt gewesen sein. [9]) In schlichter, rührender Aufrichtigkeit bekennt auch Walther, daß er Reinmars Kunst höher als seine Person geschätzt habe, daß er den Verlust der Kunst schmerzlicher als den der Gesellschaft empfinde. [10]) Wie viel Freude hätte die Welt noch von dir zu erwarten gehabt, wenn du ihr Geschick im Liede hättest wiederklingen lassen! [11]) Daß ich den Verlust mit erleben, mit empfinden muß! Den Ausdruck „wol redender munt“ braucht auch Wolfram im Parzival. [12]) Auch ich bin dem Ziele meines Lebens und Singens nahe. Wären wir doch zusammen, gleichzeitig, von hinnen geschieden! [13]) Der Seele Heil zu wünschen, dem liedersüßen Munde Dank zu sagen, darin gipfelt und schließt der herrliche Nachruf, dem keiner von den sonst üblichen Liedern auf den Tod von Sangesgenossen gleicht.

Nachdem Walther „vierzig Jahre oder mehr" gesungen, da spricht er noch als Greis am Stabe begeistert vom Beruf und Lohn des Sängers:

Laßt mich an meinem Stabe gehn,
So werb' ich noch um Würdigkeit
Mit unverzagter Freudigkeit,
Wie schon vom Knaben ist geschehn.

So werd' ich, zwar gering, der Werten einer sein
Und nicht gemeiner Ehre froh.
Sehr kränkt die Bösen das. Ob dies mir schade? Nein!
Mich ehrt der Biedre desto mehr.

Der Werten Würde ist so wert,
Das höchste Lob soll man ihr geben:
Es giebt kein lobenswerter Leben,
Als das sich bis zuletzt bewährt.

Bezeichnend für den Charakter des Sängers ist auch sein letzter Wille:

Nun teil' ich, eh' man mich begräbt,
Mein fahrend Gut und liegend Land,[1])
Daß niemand Anspruch drauf erhebt,
Als dem ich hier es zuerkannt:[2])
All' mein Unglück will ich denen hinterlassen,
Die mit Haß und Neid am liebsten sich befassen,
Dazu der Reue Bitterkeit;[3])
All mein Grämen
Mag der Lügner nehmen;[4])
Mein thöricht Sinnen
Sei denen, die mit Falschheit minnen[5]);
Den Frau'n: nach Herzensfreude sehnlich Leid.[6])

[1]) Der an irdischem Gut — fahrender Habe und Grundeigentum — so arme Dichter kann nur Erfahrungen vererben. So antwortet König Richard Löwenherz von England auf die Mahnung des Kreuzpredigers Fulk von Neuilly, recht bald seine drei schlimmen Töchter Übermut, Geiz und Üppigkeit zu verheiraten, damit sie ihn nicht in Schaden und Schande brächten: Do igitur superbiam meam superbis templariis, et cupiditatem meam monachis de ordine Cisterciensi, et luxuriam meam praelatis ecclesiarum. (Roger von Hovveden.) [2]) Damit keine Erbstreitigkeiten über meinen Nachlaß entstehen. [3]) Den Neidern meines Erfolgs gebühren meine Mißerfolge und Mißgeschicke, an denen sie so fleißig geholfen haben; meinen Hassern bittere Reue über das mir zugefügte Leid. Jedes Gewissen wacht einmal auf und hält Gericht. [4]) Durch Lügen und Verleumdungen haben mir die Feinde das Leben schwer gemacht, darum: „Mîne swaere haben die lügenaere!" [5]) Die sinnbethörende Liebesleidenschaft sei das Erbteil derer, die mit Liebesworten und Liebesliedern spielen, von Liebe sprechen, aber im Herzen nichts fühlen. Der falsche Schein werde ihnen zur bittern Wahrheit. [6]) „Den Frauen schmerzliche Sehnsucht nach aufrichtiger, edler Minne."

## Der Wahlstreit.

### 1. Die drei Dinge.

Ich saß auf einem Steine und deckte Bein mit Beine.

(Siehe Abt. I, S. 128.)

Die dreie haben Geleites nicht, eh' nicht die zweie worden gesund.

### 2. Der Waise.[1])

Ich hört ein Wasser dießen[2]) und sah die Fische fließen,[3])
Ich sah, was in der Welte was,[4]) Feld und Wald, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet und was flieget, was Bein' zur Erde bieget,[5])
Das sah ich, und ich sag' euch das: der keines lebet ohne Haß!
Das Wild und das Gewürme, die streiten starke Stürme,[6])
So thun die Vögel unter ihn'n,[7]) nur daß sie haben einen Sinn;[8])
(Sie würden sonst zu nichte!) sie schaffen stark Gerichte;[9])
Sie wählen Könige und Recht; sie setzen Herren und auch Knecht.
O weh dir, deutsche Zunge,[10]) wie steht dein' Ordenunge![11])
Daß nun die Mück' ihren König hat, und deine Ehre so zergat![12])
Bekehre dich, bekehre! Die Zirkel[13]) sind zu hehre;
Die armen Könige[14]) drängen dich: Philippen setz den Waisen auf
und heiß sie treten hinter sich![15])

Zur Erläuterung. [1]) Der Waise war der größte, köstlichste Edelstein der deutschen Kaiserkrone. Weil er einzig in seiner Art war, darum hieß er Waise. Herzog Ernst sollte ihn aus dem hohlen Berge im Morgenlande mitgebracht haben. [2]) Dießen = brausen, rauschen. [3]) Fließen = schwimmen. [4]) Was = war. [5]) Also läuft. [6]) Sie führen erbitterte Kämpfe. [7]) Unter sich. [8]) So bald sich's um ihre Verteidigung gegen Feinde handelt. [9]) Sie haben ihre eigenartige Rechtspflege, die in einem gemeinsamen Oberhaupte gipfelt. [10]) Deutsches Volk und Land. [11]) Wie mußt du dich mit deiner Unordnung und Verwirrung vor der Ordnung im Reiche der unvernünftigen Geschöpfe schämen! [12]) Deine Ehre zergeht, sinkt immer mehr, weil du nicht zur Wahl eines Königs kommen kannst; das Volk der Mücken ist besser dran. [13]) Die Zirkel, d. h. die Fürsten mit goldenem Reif oder Zirkel auf dem Haupte als Gegensatz zur Krone, sind zu mächtig und gewaltig. [14]) Die armen Könige sind die Mitbewerber um die Kaiserkrone — Philipp von Zähringen, Bernhard von Sachsen und Otto von Poitou. Könige heißen sie, weil sie's gern werden möchten, arm, weil sie machtlos und ärmer als Philipp von Schwaben sind. [15]) Ermanne dich, Deutschland! Setze dem Könige Philipp die Krone auf und weise alle Thronbewerber und Unruhstifter in ihre Schranken zurück!

### 3. Der Klausner.[1])

Ich sah mit meinen Augen[2]) Mann und Weiber taugen,[3])
Daß ich da hörte und auch sach, was jedes that, was jedes sprach:
Zu Rom da hört' ich lügen, zwei Könige betrügen.[4])
Davon hub sich der meiste Streit, der jemals ward und immer seit,[5])
Da Pfaffen sich und Laien begannen zu entzweien.

Das war eine Not vor aller Not; Leib und Seele lag da tot.[6])
Die Pfaffen stritten sehre, doch ward der Laien mehre.
Das Schwert sie legten nieder und griffen zu der Stole wieder:[7])
Sie bannten, die sie wollten, und den nicht, den sie sollten;[8])
Man störte manches Gotteshaus:[9]) Ich hörte fern in einer Klaus'
Gar großes Ungebäre:[10]) Da weint' ein Klausenäre;
Er klagte Gott sein bittres Leid: O weh, der Papst der ist zu jung;[11])
Hilf, Herr, deiner Christenheit!
(Wörtliche Übertragung nach Vilmar.)

Zur Erläuterung. [1]) Ein Einsiedler. [2]) Es war ein besonderes Sehen in die Weite und die Tiefe; darum ist der Zusatz „mit mînen ougen" nicht bedeutungslos. [3]) tougen = heimlich, verborgen. Die Geheimnisse der Welt lagen offen vor mir; niemand merkte, wie ich alles sah und hörte, was die Menschen dachten, sprachen und thaten. [4]) Die beiden Könige sind Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig. Der kluge Papst Innocenz III. entschied sich anfänglich für keinen, sondern hielt beide hin. [5]) Ein Streit, so groß und einschneidend, wie weder früher noch später einer größer war. [6]) Mit Pfaffen und Laien können weltliche und geistliche Fürsten bei der Königswahl, aber auch die welfische und staufische Partei gemeint sein. Die Mehrzahl der Geistlichen stand auf der welfischen Seite. Die weltlichen Waffen töteten die Leiber, die geistlichen die Seele. Walther kann aber auch meinen, daß Geistliche und Laien wie Seele und Leib einen Körper bilden, und daß der Tod eintritt, wenn sich beide scheiden. [7]) Schwert und Stole sind die Sinnbilder der weltlichen und geistlichen Gewalt. Mit dem Schwerte richtete die päpstliche Partei nichts aus, da griff sie zu den geistlichen Waffen des Bannes und Interdikts. Die Stola gehört zu dem Priestergewande. Es ist eine breite Binde, die über das Chorhemd um den Hals über die Achseln, vorn kreuzweise über einander gelegt ist und bis auf die Kniee herabhängt. Sie wird bei allen wichtigen priesterlichen Amtshandlungen gebraucht. [8]) Sie bannten den Staufer und seine Anhänger, nicht aber den Welfen Otto, der es verdient hätte. [9]) Durch das Interdikt, welches über alle Orte verhängt wurde, wo der gebannte Philipp oder seine im Bann befindlichen Anhänger waren, wurde der Gottesdienst gänzlich gestört. Doch auch viele Gotteshäuser wurden in den wilden Kämpfen zerstört und Kirchhöfe geschändet. [10]) Der Klausner oder Einsiedler erhob große, ungebärdige Wehklage über den Verfall der Kirche und des Vaterlandes. Er als Vertreter der früheren strengsten Frömmigkeit muß die Entartung der Geistlichkeit und den Verfall der Kirche um so schmerzlicher empfinden und um so strenger verurteilen. [11]) Papst Innocenz III. war bei seiner Wahl 1198 erst 37 Jahre alt, hatte also für einen Papst ein ungewöhnlich niedriges Alter.

**Vergleichung** der drei Gesätze. Mit den vorstehenden drei Sprüchen oder Gesätzen betritt Walther das Gebiet der politischen Dichtung und giebt damit das erste Beispiel in deutscher Zunge. Zweifellos hat er alle drei, wenn auch nicht zu gleicher Zeit, doch in vollem

Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit gedichtet. Sie haben denselben Ton oder metrischen Aufbau, einen ähnlichen Anfang und behandeln einen innerlich verwandten Stoff. Erst zusammen geben sie ein volles Bild des Wahlstreites und seiner Folgen für Deutschland.

1. Die Zeit der Entstehung aller drei Gesätze fällt nach Simrock in das Jahr 1198, während Lachmann das 3. Gesätz in das Jahr 1203, Abel in das Jahr 1201 setzt. Wilmanns meint, unzweifelhaft sei nur die Entstehung des zweiten Gesätzes im Jahre 1198 (weil Philipp zur Krönung aufgefordert wird). Das erste Gesätz enthalte kein Merkmal einer bestimmten Zeit; es passe wie das dritte in das Jahr 1201, als die Friedlosigkeit schon einen hohen Grad erreicht hatte. Aber auch das 3. Gesätz kann sehr wohl schon 1198 gedichtet sein, da die Jugend des am 8. Januar 1198 gewählten Papstes beklagt wird. Nach drei oder gar fünf Jahren hätte diese Klage weniger Sinn. Gegen diese Annahme streitet nicht, daß vom Banne als Kampfmittel der Geistlichen gegen die staufische Partei die Rede ist. Schon 1198 wurde diese Waffe gegen Philipp und die deutschen Heerführer in Italien angewandt.

2. Ort und Situation. Im ersten Gesätz sehen wir den Dichter in Gedanken versunken auf einem Steine sitzen, die Beine über einander geschlagen, den Ellbogen aufgestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt. In dieser Stellung wird Walther meist abgebildet. Das Sitzen auf dem Steine bedeutet die Sorgenlast und Gedankenschwere. Im zweiten Gesätz sehen wir den Dichter am rauschenden Wasser stehen und das Leben und Treiben der Tiere in Luft, Wasser und auf der Erde achtsam verfolgen. Das dritte Gesätz führt uns in die Waldeinsamkeit und Weltferne zu einem Einsiedler, der mit Seheraugen in die Ferne, in die Zukunft und in die Tiefe der Herzen schaut.

3. Personen. Im ersten Gesätz der Dichter und seine Volksgenossen, im zweiten der König Philipp und die deutschen Fürsten, im dritten der Papst Innocenz III., seine Geistlichkeit und der Klausner. Den Dichter sehen wir in Bedrängnis des Gemüts, den König in Gefahr, die Krone zu verlieren, den Klausner in Herzensnot.

4. Gedankengang. Im ersten Gesätz: Allgemeiner Verfall von Sitte und Sicherheit; wie kann da der einzelne Gottes Huld bewahren? Im zweiten Gesätz: Überall Ordnung im Reiche der Natur, aber Verfall der staatlichen Ordnung; wie kann das zerrissene und entzweite Vaterland wieder zu gesetzlicher Ordnung gelangen? Im dritten Gesätz: Überall Mißbrauch der geistlichen Gewalt und Verfall des geistlichen Lebens; wie ist da der Seelenfriede zu bewahren und der Christenheit zu helfen? Dem Einzelnen ist nur zu helfen, wenn Ehre und Gut durch Gottes Huld geweiht werden. Dem Vaterlande ist nur durch eine starke Königsgewalt Ordnung und Gedeihen wiederzugeben. Die Kirche kann nur durch Frieden zwischen dem weltlichen und geistlichen Arm und durch würdigen Gebrauch der Gnadenmittel ihre Heilswirkungen ausüben.

5. Eigentümlichkeit. Mit malerischer Anschaulichkeit ist die Situation geschildert, die den Quell der Dichtung im Gemüt des Dichters aufsprudeln läßt. Die Bilder des äußern Lebens sind treffend zu Trägern der dichterischen Ideen gemacht. Mit einer Betrachtung beginnen und mit dem sehnlichen Wunsche nach Besserung — a) der Sitte und Sittlichkeit des Volkes, b) der staatlichen Ordnung, c) der kirchlichen Zustände klingen alle drei Gesätze aus. Sehr wirksam sind auch die Kontraste: 1. Verfall des Volkslebens und Friedenssehnsucht eines einzelnen Gemüts; 2. Ordnung und Recht im Tierreiche, Unordnung und Rechtlosigkeit im deutschen Reiche; 3. Weltsinn und Welttreiben der Geistlichkeit und Heilssehnsucht des Klausners. Dem allgemeinen Zustande der Menge wird immer der besondere Zustand eines Einzelnen gegenüber gestellt.

6. Verwandt ist das nachstehende Gedicht Walthers „Sinken des Reiches“:

Ich selber erblickte vor Zeiten den Tag,
Da unser Lob gemein war allen Zungen.
Wo uns ein Land in der Nähe nur lag,
Da bat es um Sühne, sonst war es bezwungen.
Wie haben wir damals nach Ehre gerungen!
Da rieten die Alten und thaten die Jungen.
Jetzt, da die Richter bestechlich sind,
(Die Lösung fehlt, das Rätsel ist blind)
Was soll es da geben? Sprich, Meister, geschwind!

7. Vergleicht Reinmar von Zweters: „Das Reich und sein König!“

Das Deutsche Reich war siech und flau,
Vor Klage seine Stimme heiser, dumpf und rauh,
Die Augen rot, die Ohren taub, sein Atem war zu riechen.
Den Höcker hat es längst nicht hehl,
Und einen ungefügen Kropf trug's an der Kehl',
Nicht gehen konnt' es, noch reiten, kaum auf allen Vieren kriechen.
Bis Gott den Kaiser sendete, den weisen,
Des Weisheit sollen alle Weisen preisen,
Der wird der Heilung sich erkecken.
An seiner Siechheit heilt er stäte
Und wird auch nicht die kleinste Gräte
Ihm lassen zwischen seinen Zähnen stecken.
Ein König wohl gekrönet geht,
Und seine Krone besser noch gekönigt steht.
Der König zieret mehr die Kron', als ihn die Krone zieret.
Wie schön er immer Krone trage,
Doch schöner stillt der Witwen er und Waisen Klage;
Er sühnt und friedet, schirmt und mehrt, nicht ein Herz er verlieret.
Sein Geist und Arm sind selten müßig,
Sein Mund ist allen ehrengrüßig,
Ihm schimmelt nicht sein Gut im Schreine.
Er gönnt den Besten wohl das Beste;
Sein ganzes Land ist seine Feste;
Nun sagt, wo ist der König, den ich meine?

## Der Leitstern.

Die Kron' ist älter, als der König Philipp ist;
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.
Sein kaiserliches Haupt[1]) geziemt ihr also gut,
Daß, wer sie scheiden will, als ein Verräter thut;
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen.
Sie leuchten sich einander an,
Die edlen Steine mit dem jungen, süßen Mann:[2])
Der Anblick muß den Fürsten wohl gefallen.
Wen nun nach anderm Herrn verlangt,
Der schaue, wem der Waise überm Scheitel prangt;
Der mag ein Leitstern[3]) sein den Fürsten allen.

Zur Erläuterung. Dieser Spruch, ein rechtes Krönungslied, ist wohl bei Gelegenheit von Philipps Krönung in Mainz im Herbst 1198 gedichtet worden. Die Würde und Bedeutung der Krone wird verherrlicht. Es wird von ihr gesagt, daß das kaiserliche Haupt ihr gut stehe, nicht — wie wir sagen würden —, daß sie dem kaiserlichen Haupte gut stehe. Sie sei älter als der jeweilige König, habe von Gott selbst das Maß für das Fürstenhaupt erhalten, gäbe diesem Haupte Glanz und Schein und sei der Leitstern, um den Gesalbten des Herrn zu erkennen. Gerade der Besitz der Reichskleinodien gab der Wahl des Staufers in der Volksmeinung das Siegel der Rechtmäßigkeit. Aber nicht einseitig preist Walther die bloße Krone. Sie paßt, weil das kaiserliche Haupt das rechte, gottbestimmte ist. Sie glänzt, weil der Träger ein junger, süßer Mann mit königlichen Eigenschaften ist. Sie besiegelt die Wahl, weil Gott beide für einander bestimmt hat. „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!" — [1]) Kaiser war Philipp noch nicht, aber als erwählter König auch für die Kaiserkrone bestimmt. [2]) Das angenehme Bild, das Walther von seinem Könige giebt, bestätigt der Abt von Ursperg in seinen Jahrbüchern. Danach war Philipp ein Mann von schöner und edler Gesichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem, fast schwächlichem Körperbau. [3]) Leitstern hieß der Polarstern, der den Schiffern den Weg zeigte und sie in zweifelhaften Fällen den rechten Pfad leitete. Haupt vergleicht eine verwandte Stelle eines andern Minnesingers: „daz got im imer schône den stein lâz an sîm nacke stên, dem alle fürsten nâch gên."

Daß dem gewählten Könige Königsrecht, also Gehorsam, Steuern, Waffenbeistand ꝛc. gebühre, und daß man den Merkern und Mäklern (Vergl. 1. Sam, 10, 27) kein Gehör schenken solle, zeigt Walther in dem Spruche: der Zinsgroschen, einer knappen, treffenden Umdichtung des Evangeliums vom 23. Sonntag nach Trinitatis Matth. 22, 15—22.

## Der Zinsgroschen.

Als Gottes Sohn der Welt erschien,
Versuchten oft die Juden ihn.
Das thaten sie mit dieser Frage wieder:

Sie fragten, ob, wer frank und frei,
Dem König Steuer schuldig sei?
Da schlug er ihre List und Tücke nieder.

Er ließ sich Münze weisen
Und sprach: „Wes Bildnis seht ihr hier?"
„Des Kaisers Bild!" sprach der Versucher Rotte.
Da riet er den Unweisen:
„So gebt denn auch dem Kaiser ihr
Sein Königsrecht; was Gottes ist, gebt Gotte!"

## Unter Krone.[1]

Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren[2]
Ward von einer Magd[3], die er zur Mutter sich erkoren,
Der König Philipp, schön und tadelsohne:
Da gingen König, Kaisersbruder, Kaiserkind[4],
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie sind.[5]
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.

Gemess'nen Schritts ging er dahin;
Ihm folgte sacht die hochgeborne Königin,[6]
Ros' ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.[7]
Solch' Fest noch sah man nirgendwo,
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,[8]
Daß es den Weisen mußte wohlgefallen.[9]

Zur Erläuterung. Dieser Spruch schildert den kaiserlichen Kirchgang am Weihnachtsfeste 1199 zu Magdeburg. Walther wohnte der Feier bei. „In einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, zeigt er uns den Kirchgang des Königs mit seiner Gemahlin, der griechischen Kaisertochter Irene, und dem Gefolge der Thüringer und Sachsen" (Uhland).

[1]) Der Kaiser im kaiserlichen Schmuck mit Zepter und Krone. [2]) Weihnachten. [3]) Jungfrau. [4]) Philipp war selbst König, Bruder Kaiser Heinrichs VI. und Sohn Friedrichs I. [5]) Anspielung auf die heilige Dreieinigkeit. Drei in Einem, das läßt ihn vollkommen erscheinen. Omne trinum perfectum. [6]) Die Kaiserin Irene war eine griechische Kaisertochter. [7]) Diese Beinamen der Jungfrau Maria werden auf sie übertragen, wie sie in Deutschland meist auch den Namen Maria führte. [8]) Herzog Bernhard von Sachsen, früher selbst Thronbewerber, trug dem Könige das Schwert vor. [9]) Der oberdeutsche Dichter, im Vollgefühl einer höheren höfischen Zucht und Sitte, gesteht den Niederdeutschen vollen Takt und tadellose Würde zu. Die Schlußworte klingen — nach Wilmanns — wie das Urteil eines Ceremonienmeisters.

## Die Milde.

O Philipp, Schirm und Hüter!
Sie geben dir manch' segnend Wort
Und möchten Lust nach Leide.[1])

Nun hast du Ehr' und Güter,
Das ist wohl zweier Könige Hort:[2])
Die gieb der Milde beide![3])
Die Milde lohnet wie die Saat:
Wer reichlich ausgestreuet hat,
Der weiß, daß reiche Ernte naht.[4])
Streu aus, dich mild zu zeigen!
Denn hat der Mild' ein König acht,
Sie giebt ihm, was er nie gedacht,[5])
Wie Alexander wahr gemacht:[6])
Der gab und gab, — sie gab die Welt ihm eigen.

Zur Erläuterung. [1]) Diese Mahnung zu königlicher Milde wurde wohl von dem Dichter in festlicher Versammlung vorgetragen, als alle Festgenossen dem König Heil und Segen wünschten und Freude nach langem Leide hofften. Es ist also wahrscheinlich, daß Philipp vorher entscheidende Vorteile über seinen Gegenkaiser Otto erlangt hatte. [2]) Du hast so viel Ehre und Gut, daß wohl zwei Könige daran genug hätten. [3]) Die Milde ist als Schatzverwalterin gedacht und soll nun die reichen Schätze in ihrer Weise verwalten (wie Dankwart im Nibelungenliede die Schätze der Königin Brunhild cf. Abt. I, S. 39). [4]) Wie die Saat, so die Ernte! Gal. 6, 7. 9: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!" [5]) „Fällt dir denn Saladin nicht ein? Der sprach: Durchlöchert müssen Königshände sein, so werden sie gefürchtet und geminnet". „Ein Schad' ist gut, wenn doppelt man gewinnet." [6]) Alexander gilt als Muster der Freigebigkeit. Meister Sigeher singt: Sit milte zallen zîten, ir gebt daz iuwers vater eigen nie enwart, und seht an Alexander, der gab unverspart: des vert sîn lop in allen rîchen wîten."

Vergl. damit Walthers Tadel von Kaiser Ottos Kargheit!

## Milde und Länge.[1])

Ich wollt' Herrn Ottens Milde nach der Länge messen,
Da hatt' ich mich an der Maße ein Teil vergessen[2]):
Wär' er so mild als lang, er hätte der Tugend viel besessen!
Viel schiere[3]) maß ich ab den Leib nach seiner Ehre[4]),
Da ward er viel gar zu kurz wie ein verschroten Werk[5]),
Milden Mutes minder viel denn ein Gezwerg;
Und ist doch von den Jahren, daß er nicht wächset mehre![6])
Da ich dem Könige[7]) brachte das Maß, wie der aufschoß![8])
Sein junger Leib ward beides, stark und groß.
Nun seht, was er noch wachse erst jetzo über ihn wohl riesengroß![9])
(Wörtliche Übertragung von Uhland.)

[1]) Der milde, junge König Friedrich II. und der karge, stattlich lange Kaiser Otto IV. werden mit einander verglichen nach dem Maßstabe der Milde. Otto IV. war durch hohen Wuchs ausgezeichnet, wie denn der Abt von Ursperg berichtet, daß Ottos Stärke und hohe Gestalt ein Grund

gewesen sei, warum ihn die Fürsten zum Throne berufen hätten. [2]) Da hatte ich mich im Maße geirrt und vergriffen. [3]) Sehr schleunig, schnell. [4]) Die Ehre eines Förderers der Kunst. [5]) Verschnittenes Gewand oder verhauenes Holz. Holzstücke werden geschroten. Schrotsäge. Schrot und Korn. [6]) So wenig eine Änderung seines Wuchses, ebenso wenig ist in seinen Jahren eine Änderung seiner kargen Gesinnung zu erwarten. [7]) Friedrich II. nennt er den König, weil er in ihm den rechtmäßigen Träger der Krone sieht. [8]) Friedrich war noch jung und klein von Wuchs, aber an dem Maße der Milde schoß er riesengroß auf. [9]) Er wuchs seinem Gegner in königlicher Gesinnung und in seinen Erfolgen über das Haupt. Bald wird der Gegner auch in seiner Macht zu einem Zwerge zusammengeschrumpft sein, wie er's in seiner Gesinnung schon ist.

---

## An die Fürsten.

Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte!
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüte,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so mancher muß zu euren Diensten kehren.
Seid mild, friedfertig, laßt euch stets in Würde schauen,
So loben euch die reinen, süßen Frauen.
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen;
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rat*), so dürft ihr auf das Himmelreich vertraun.

Zur Erläuterung. Dieser Fürstenspiegel verrät zwar ganz Waltherschen Geist, seine Echtheit wird aber von vielen Kennern, wie Lachmann, Bartsch, Pfeiffer u. a. angezweifelt. Wäre er Walthers Dichtung, so bewiese er, wie der Dichter nicht nur aus eigensüchtigen Beweggründen die Milde an den Fürsten zu rühmen wußte, sondern sich im bunten Getriebe des Hoflebens einen reinen, unbefangenen Blick und würdigen Sinn für jede Fürstentugend erhalten hatte.

Ein Muster vollkommener Fürstenmilde schildert Walther in dem Landgrafen Hermann von Thüringen. Vergl. I. Abt., S. 191: „Der Hof zu Eisenach!" Außerdem:

## An Landgraf Hermann.

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde;
Ich halt' es so, daß man mich immer bei den Besten finde.
Die andern Fürsten alle sind wohl mild; jedoch
So stäte sind sie's nicht; er war es einst und ist es noch!
Drum kann er besser als die andern mild gebaren,
Er ist in Launenwechsel unerfahren.

---

*) Ähnlich schließt Spervogel eine Reihe guter Lehren: „Und neme ze wîsem manne rât und volge ouch sîner lêre."

Wer heuer prunkt und ist doch übers Jahr so karg als je,
Des Lob ergrünt und falbet wieder gleich dem Klee.
Thüringens Blume scheinet durch den Schnee:
Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

Wilmanns, S. 191: „Walther ist von neuem an den thüringischen Hof zurückgekehrt und freut sich wieder der Gunst des Landgrafen. In den beiden ersten Zeilen liegt ein Ton des Behagens und der Vertraulichkeit, wie er nicht zum zweitenmal in Walthers Liedern erklingt; es ist, als ob er nach schwerer Zeit in den Hafen eingelaufen sei." Das Bild in der vorletzten Zeile läßt den Schluß zu, daß das Lied im Winter gesungen wurde. Fürst Hermann ist „Thüringens Blume" genannt; das Bild ist nicht neu; es soll die trefflichen Eigenschaften und die jugendliche Gemütsfrische des greisen Fürsten andeuten. „Es blühet sein Alter wie greisender Wein." —

Ganz anders klingt der Ton in

## Bitte an Leopold von Österreich.[1])

Mir ist versperrt des Glückes Thor;
Als Waise steh' ich nun davor,
Doch hilft mir nicht mein Rufen und mein Klopfen.[2])
Ein größer Wunder giebt's nicht mehr;
Es regnet immer rings umher,
Mich aber trifft von allem nicht ein Tropfen.[3])
Der Fürst von Österreich, der milde,
Freut nach des süßen Regens Bilde
So die Leute wie das Land.
Er ist wie eine schöne bunte Heide,
Da mag man sich mit Blumen schmücken.[4])
Und wollte mir ein Blatt nur pflücken
Seine mildreiche Hand,
So lobt' ich gern die süße Augenweide:
Zur Mahnung sei ihm dies gesandt!

[1]) Nach Österreich zog den Dichter immer wieder seine Sehnsucht. Bescheiden klopft er immer wieder an die verschlossene Pforte. [2]) Das Bild erinnert an Luk. 11, 9: „Klopfet an, so wird euch aufgethan. Der Dichter kommt sich als verlassene — heimatlose — Waise an der verschlossenen Pforte des Glückes vor. [3]) Ein neues Bild: Es regnet Gunst und Gaben, den Dichter aber trifft nicht ein Tropfen. Richter 6, 40: „Gott that also dieselbe Nacht, daß trocken war allein auf dem Fell und Tau auf der ganzen Erde". Sprüch. 16, 15: „Des Königs Gnade ist wie ein Abendregen". [4]) Wieder ein neues Bild: Der Herzog gleicht der bunten Heide, seine Gaben den Blumen! Der Sänger wünscht bescheiden nur ein Blatt. Damit hat er das Bild unmerklich wieder geändert und sieht in dem Fürsten einen Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der Früchte spendet zu seiner Zeit.

Das häßlichste und verächtlichste Volk am Hofe sind dem Dichter die Merker und die Schmeichler. Ihnen klopft er in manchem Spruche die Katzenpfoten. Einer finde hier Platz:

## Mäuseklang.

Wem gleich' ich wohl die Hunde, die am Hofe bellen,
Als den Mäusen, die sich selber melden mit den Schellen?
Fährt Schmeichlers „Herr!" und Mäuseklang zum Loch heraus,
Wir rufen alle gleich: Ein Schalk, ein Schalk! eine Maus, eine Maus!
Edler Kärntner [1]), gönne, daß ich mich beschwere,
Milder Fürst und Märtyrer von Ehre! [2])
Ich weiß nicht, wer an deinem Hof mir meinen Sang verkehrt;
Laß ich's nicht um dich und ist's der Gegner wert, [3])
So schwingt ihm schweren Gegenhieb mein Schwert!
Nun frage, was ich wirklich sang, und forsche, wer's verkehre!

[1]) Herzog Bernhard von Kärnten hatte infolge von Mißverständnissen und Verdächtigungen dem Dichter seine Gunst entzogen. Dieser sucht sich zu rechtfertigen, dringt auf Untersuchung und will mit dem Schwert dem Verleumder Rede stehen. [2]) Wie andre Blut und Leben um des Glaubens willen dran gaben, so ist die Ehre des Herzogs höchstes Lebensziel, wofür er gleich den Märtyrern sein Leben lassen würde. [3]) Zweierlei könnte den ritterlichen Sänger zur Unterlassung des Zweikampfes bestimmen: die Rücksicht auf den Herzog, oder wenn der Gegner nicht satisfaktionsfähig wäre.

Auch der Marner warnt vor den Heuchlern, Schmeichlern und Verleumdern am Hofe:

Trägt der Igel Stacheln außen an der Haut,
Ist es recht, sie stehn an ihrer Statt.
Anders hab' ich manchen falschen Mann geschaut,
Der die Stacheln in dem Herzen hat.
Hüte dich vor ihm und trau
Nicht dem umgekehrten Igel,
Der von innen rauh
Und von außen glatt ist wie ein Spiegel.
(Übers. von Fr. Rückert.)

---

## I. Fluch und Segen. [1])

(Als Papst Innocenz III. den Kaiser Otto IV. 1210 in den Bann gethan hatte.)

Herr Papst, ich mag noch wohl gedeihn,
Denn ich will euch gehorsam sein. — [2])
Wir hörten euch der Christenheit gebieten:
Wie wir des Kaisers sollten pflegen,
Da ihr ihm gabet Gottes Segen,
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten. [3])
Auch sollt ihr nicht vergessen:
Ihr spracht: Wer dich segnet, sei
Gesegnet; wer dir fluchet, sei verfluchet
Mit Fluche vollgemessen! [4])
Um Gott, bedenket euch dabei,
Wenn ihr der Pfaffen Heil und Ehre suchet! [5])

[1]) Dieser Spruch ist Walthers Gruß, als der gebannte Kaiser Otto IV. aus Italien zurückgekehrt war und in Frankfurt 1212 seinen ersten Reichstag hielt. [2]) Mit feinem Spott, ja bitterm Hohne benutzt Walther des Papstes eigene Worte und Gebote, um ihm die Ungerechtigkeit des verhängten Bannes und die Verderblichkeit dieser Maßregel für das kirchliche Ansehen zu zeigen. Die beiden ersten Zeilen wollen sagen: Der Gehorsam gegen das Oberhaupt der Christenheit ist eine Bedingung meines Heiles. Nun wohl! Ich halte mich streng an eure Worte. Mein Heil kann also nicht gefährdet sein, selbst wenn euch meine Worte nicht gefallen. [3]) Wenn wir in Kaiser Otto den Gesalbten des Herrn sehen, ihn Herr heißen, vor ihm knieen und ihm dienen, so folgen wir nur eurem Gebot. [4]) Anwendung des Segens über Abraham 1. Mos. 12, 3: „Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen"; und Bileams Segen 4. Mos. 24, 9: „Gesegnet sei, der dich segnet, und verflucht sei, der dir fluchet". Es kann angenommen werden, daß der Papst bei der kaiserlichen Salbung und Krönung in Rom diese Worte gesprochen hat. [5]) Wenn der Papst so sein eigen Wort vergißt und ihm zuwider handelt, wohin soll es dann mit dem Ansehen der Priester kommen? Man wird nicht mehr an die Kraft und Wahrheit ihrer Worte glauben; ihre Ehre und der Kirche Heil wird schwer darunter leiden.

## II. Der neue Judas.

Wir klagen all — und wissen doch nicht, was uns wirre, —
Daß uns der heil'ge Vater also führet irre![1])
Geht er uns doch mit väterlichem Beispiel vor!
Wir folgen ihm und weichen keinen Fuß aus seiner Spur.[2])
Nun merke, Welt, was mir daran mißfalle:[3])
Geizet er, sie geizen mit ihm alle.
Lüget er, sie lügen alle mit ihm seinen Lug.
Und trüget er, sie trügen mit ihm seinen Trug.[4])
Nun merkt, wer mir mein Wort verkehren mag:
So kommt der neue Judas, wie der alte dort, zutag'.[5])

(Wörtliche Übertragung.)

[1]) Der Inhalt unserer Klage ist nämlich, daß uns der Papst, unser Vater, in die Irre geführt habe. Wir sind uns aber nicht klar über den wahren Grund unserer Unruhe und Unzufriedenheit. [2]) Die Zeile kann im Ernst oder Spott gelten. Das ganze Gedicht ist von feiner Ironie durchtränkt. Freidank: „Gehôrsam is al eine guot, die wîle der meister rehte tuot." Väterliche Autorität beim Papste und kindlicher Gehorsam bei den Christen, so ist's recht und gut. [3]) Aber blinder Gehorsam auf den Namen einer Autorität hin ist bedenklich, ja unwürdig. [4]) Freidank: „Liegen, triegen, rüement sich, si erkenne der bâbest baz dan ich". „Rome ist ein geleite aller trügenheite." [5]) Wer mir mein Wort falsch und übel auslegt — verkehrt, verdreht, — mich

darob schilt und verketzert, der zeigt sich als **neuer Judas**, als Verräter. Weder mit dem neuen, noch mit dem alten Judas ist der Papst gemeint, wie man lange angenommen hat, sondern mit dem ersteren die Verdreher von des Dichters Worten, mit dem zweiten der Verräter des Herrn.

### III. Der welsche Schrein.[1])

Ahi! wie christlich wohl der Papst nun lacht,[2])
Wenn er zu seinen Welschen[3]) spricht: „So hab' ich's gemacht:
(Was er da sagt, das hätt' er besser nie gedacht)
Zwei Alemannen[4]) hab' ich unter eine Kron' gebracht,
Daß sie das Reich nun stören und belasten![5])
Und unterdessen füllen wir die Kasten![6])
Zum Opferstock gedrängt hab' ich sie[7]); all' ihr Gut ist mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein[8])
Und laßt die deutschen ....[9]) fasten!

(Wörtliche Übertragung.)

[1]) Papst Innocenz III. hatte Ostern 1213 die Aufstellung von Opferstöcken zur Einsammlung von Steuern für den Kreuzzug befohlen. Gegen diesen „**welschen Schrein**" oder „**Stock**" richtet sich dieser und der folgende Spruch. Die Schärfe derselben kann nur aus der Bitterkeit des Parteikampfes erklärt werden. Der Dichter hatte keinen Grund, an der Reinheit der päpstlichen Absichten zu zweifeln. [2]) Schneidiger Spott: „Der Papst lacht **christlich**!" [3]) Der Spott wird geschärft; der Papst macht sich mit „**seinen Welschen**" über sein Kunststück lustig. [4]) Geringschätzig nennt er die beiden deutschen Fürsten (Otto IV. und Friedrich II.) **Alemannen**, wie die Deutschen wohl von fremden Nachbarn genannt wurden. [5]) Im Original steht: „daz siz riche sulen stoeren unde **wasten**". Wasten, lateinisch vastare, heißt verwüsten. [6]) Dem römischen Hofe ist immer der Vorwurf der Habgier gemacht worden. Der Dichter, und mit ihm die Mehrzahl der Deutschen, glaubte nicht an eine Verwendung des Geldes zu einem Kreuzzuge, dem er sonst immer warm das Wort redete. [7]) Durch mein Ansehen, durch Versprechungen und Drohungen habe ich sie opferwillig gemacht. [8]) **Hühner** und **Wein** galten als Leckerbissen und bilden hier einen schroffen Gegensatz zu dem deutschen **Fasten**. [9]) Hier hat der Dichter ein derbes Schimpfwort der Welschen auf die Deutschen ausgelassen. Die Heidelberger Handschrift enthält statt der letzten beiden **fünf** Zeilen mit zügellosen Ausfällen gegen die „Pfaffen".

### IV. Der Kirchenstock.[1])

Sagt an, Herr **Stock**,[2]) hat euch der Papst hierher gesendet,
Daß ihr ihn **reich**, uns **Deutsche arm** macht und uns pfändet?[3])
Wenn's ihm in vollen Maßen fließt zum Lateran[4])
So übt er eine arge List, wie er schon eh' gethan![5])

Er sagt uns, wie das Reich verworren müsse harren,[6])
Bis ihn mit Silber füllen alle Pfarren.[7])
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zur Hilf' in Gottes Land:[8])
So großen Hort[9]) zerteilt nicht gern der Pfaffen Hand.[10])
Herr Stock, ihr seid zum Schaden hergesandt,
Daß unter deutschen Leuten ihr sucht Thörinnen und Narren![11])

[1]) Seit Ostern 1213 standen in allen Pfarreien Opferstöcke zur Sammlung von Kreuzzugssteuern. [2]) Der Dichter macht in einem Zwiegespräch mit dem stummen und doch so beredten „Stock" seinem Unmut Luft. [3]) Bei Pfändung wird das letzte Besitztum beschlagnahmt. [4]) Lateran = der päpstliche Palast in Rom. [5]) Hat der Papst das Geld nun in den Händen, so wird er schon einen Vorwand finden, um es zu behalten und neues herbeifließen zu machen. [6]) So wird er beispielsweise die Zwistigkeiten im Reiche zum Vorwand einer Steuerauflage machen. Daß Innocenz Maßregeln gegen den Mißbrauch der gesammelten Summen getroffen hatte, verschweigt der Dichter. [7]) Pfarren = Pfarreien. [8]) Gottes Land = das heilige Land, Palästina, wo Gott Mensch ward. [9]) Hort = Schatz. [10]) Sie halten fest, was sie einmal haben. [11]) Freidank: „Zu Rom und Akers (Festung und Hafenstadt Acre in Palästina, die zuletzt (1291) in den Kreuzzügen verloren ging) ist ein Pflug, der immer Thoren hat genug"; Thoren nämlich, die sich daran spannen lassen. Auch Thörinnen erwähnt der Dichter, weil die Frauen besonders geneigt sind, für kirchliche Zwecke Opfer zu bringen.

**Vergleichung der vier Gedichte vom Papste.** Alle vier richten sich mit bitterem Ernste und schneidiger Ironie gegen wirkliche oder vermeintliche Übergriffe des päpstlichen Stuhles. Die Autorität des Papstes und die Heilsbestimmung der Kirche fechten sie dabei nicht an. In allen tritt der schroffe Gegensatz zwischen einer reinen, hohen Idee und einer durch Selbstsucht getrübten Ausführung zutage. An folgende Orte führen uns die vier Gedichte: I. nach Frankfurt auf den Reichstag und rückblickend nach Rom zur Kaiserkrönung, II. zwischen die wirren deutschen Verhältnisse und zu dem Muster der Sittlichkeit nach Rom, III. zu deutschen Gaben und Fasten und zu römischem Empfangen und Schwelgen, IV. an die deutschen Kirchenstöcke, in das heilige Land und nach Rom.

I. giebt dem Papste schuld, daß er sich selbst widerspreche und den Glauben des Volkes an sein und der Geistlichen Wort schädige, II. daß er ein bedenkliches Beispiel von Geiz, Lug und Trug gebe, III. daß er die Deutschen brandschatze und verspotte, IV. daß er Gottes Steuer für selbstsüchtige Zwecke brauche.

Der Dichter will in I. die Wahrheit sagen, aber ein gehorsamer Sohn der Kirche bleiben; in II. dem Vorbilde des heiligen Vaters nicht blindlings folgen; in III. versetzt er sich ironisch in Meinung und Stellung des Papstes; in IV. hält er eine spöttische und schneidige Zwiesprache mit dem Kirchenstock. In I. redet er den Papst, in II. alle Welt, in III. die Welschen, in IV. den Kirchenstock an.

Das deutsche Volk wird nach I. irre gemacht an seinem Könige und an der Wahrhaftigkeit des Papstes, nach II. zur Heuchelei verleitet, nach III. ausgesogen und verhöhnt, nach IV. unter dem Vorwand heiliger Zwecke selbstsüchtig von dem Klerus ausgebeutet.

Über die Kirche sagen die vier Gedichte: I. Der Papst ist die oberste Autorität, der Klerus Heils- und Ehrenträger und das christliche Volk gehorsam, aber in seiner Königsliebe und seinem Autoritätsglauben irre gemacht. II. Wie die Hirten führen, so folgen die Herden. III. Nicht um die deutschen Seelen, sondern um das deutsche Silber ist's dem römischen Hofe zu thun. IV. Nicht Gottes Ehre, sondern den eigenen Vorteil suchen die Diener der Kirche.

Die scharfen Gedichte gegen den Papst sind es, die den Unwillen des Dichters Thomasin von Zirkläre in Friaul erregten, so daß er 1215 im „Welschen Gast“ sagte, Dichter sollten wie Prediger ihre Worte abwägen, so daß man sie nicht verkehren könne. Walther habe durch seine Rede „daz der bâbest wolt mit tiuschem guot füllen sînen welchen schrîn“ alles zu schanden gemacht, was er sonst Gutes gesungen habe; „wand er hât tûsent man betoeret, daz si hant überhoeret gotes und des bâbstes gebot.“

---

## I. Konstantins Schenkung.[1])

Es hat der König Konstantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone,[2]) daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: „O weh,
Und aber weh, zum dritten: weh![3])
Die Christenheit, die jetzt so herrlich prangte,
Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;[4])
Einst steht die Welt darob verzagt.“
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Indes der höchste Schmach erduldet:[5])
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet.[6])
Das sei dir, süßer Gott, geklagt!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:[7])
Der Engel hat uns wahr gesagt![8])

Zur Erläuterung. [1]) Durch die sogenannte Konstantinische Schenkung war die Kirche reich und mächtig geworden. Der Papst in Rom und die Geistlichkeit war mit allerlei Vorrechten ausgestattet worden, um dem Christentume einen schnellen Sieg über das Heidentum zu verschaffen. Darin sahen viele den Anfang eines innern Verfalls. Mit der äußern Ruhe kam innere Fäulnis. Äußere Vorteile lockten jetzt Tausende von unlautern Gliedern in die Kirche. Mit dem wachsenden äußern Prunk des Gottesdienstes nahm die Innigkeit und Wahrheit ab. Je mehr Macht die Priester im Staate erhielten, desto weniger konnten sie

an den Seelen arbeiten. Viele stürzten sich in das politische Treiben und vergaßen ganz ihren geistlichen Beruf. [2]) Die Zeichen der Herrschergewalt und zwar einer geistlichen und weltlichen. [3]) Das dreifache Weh des Engels, der durch den Himmel flog. Off. Joh. 8, 13. [4]) Honig und Galle (lat. mel, fel) findet sich als Umschlag ins Gegenteil oft verbunden. Freidank: Die Welt giebt uns allen nach Honig bitter Gallen. [5]) Die einzelnen Reichsfürsten haben um so mehr Ehre und Macht, je schwächer der höchste, der Kaiser, ist. Das ist ja die Krankheit, an der endlich das Reich zu Grunde ging. [6]) Der Pfaffen Wahl war Otto IV., der hauptsächlich durch den Erzbischof von Köln und römischen Einfluß zur Krone gelangte, ihr aber nie viel Ehre und Ansehen zu verschaffen wußte. [7]) Indem sie sich in die Wahlen mischen und das Wahlrecht der weltlichen Reichsstände verkümmern. [8]) Das Weh, das der Dichter prophetisch dem Engel in den Mund gelegt hatte, ist zur Wahrheit geworden.

Den unheilvollen Einfluß der Konstantinischen Schenkung erwähnt Walther auch in: „Reichtum der Kirche" (II):

Sollt' ich den Pfaffen raten bei der Treue mein,
So sagten sie den Armen: „Schau, das ist nun dein!"
Sie priesen Gott und ließen jedem gern, was sein,
Gedächten, wie auch ihnen einst Almosen Gott gegeben;
Daß ihnen Gut lieh Konstantin, geschah darum allein.
Hätt' er gewußt, wie man den Folgen würde beben,
Er hätte wohl gesorgt, uns des zu überheben . .
Doch sie waren da noch keusch, nicht schnödem Stolz ergeben.

Von der Wahl des „Pfaffenkönigs" und den dabei angewandten Mitteln handelt auch der Spruch: „Zwei Zungen" (III)[1]):

„Gott giebt zum König, wen er will!"[2])
Das glaub' ich gern und schweige still.
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre:
Was sie vor kurzem uns gelehrt,
Wird nun ins Widerspiel verkehrt![3])
Nun thut's um Gott und eure eig'ne Ehre[4])
Und sagt, bei eurer Treue,
Mit welchem Wort ihr uns betrogt!
Beweiset uns das Eine recht vom Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß ist, daß ihr eines logt.
Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.[5])

[1]) Dieser Tadel der priesterlichen Doppelzüngigkeit bezieht sich auf die Wahl und dann den Bannfluch Ottos IV. durch den Papst und seine Gefolgschaft. [2]) Dan. 4, 32: Der Höchste hat Gewalt über der Menschen Königreiche und giebt sie, wem er will. [3]) Otto IV. war der König von Gottes Wahl und Gnaden, und nun ist er plötzlich des Teufels Bannerträger. [4]) Josua 7, 19: „Gieb dem Herrn, dem Gott Israels, die Ehre und das Lob und sage mir an, was hast du gethan, und leugne mir nichts!" [5]) Freidank: „Ich gloube niht, daz

iemant müge die wârheit machen zeiner lüge oder lüge zeiner wârheit, ob mir ez der bâbest seit". Neidhart: „Wîlent was ein munt berihtet wol mit einer zungen, nû sprechent zwô uz eime."

Den Widerspruch zwischen der Geistlichen Leben und Lehre beklagt auch der Spruch: „Der gute Klausner" (IV) (Vergl. S. 60).

Ein Herz, das sich in diesen Zeiten nicht verkehret,
Da nun der heil'ge Vater selbst den Ketzerglauben mehret,[1])
Dem wohnt ein sel'ger Geist und Gottes Minne bei.[2])
Nun schauet, was der Pfaffen Werk, was ihre Lehre sei![3])
Werk und Lehre waren einst von gleicher Reine;
Jetzt haben Lehr' und Werk nur das gemeine,[4])
Daß wir sie unrecht wirken sehn und unrecht hören sagen,
Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen.
Drum mögen dumme Leute wohl verzagen;
Auch fürcht' ich, daß mein guter Klausner sehr darüber weine.[5])

[1]) Der Dichter beschuldigt den Papst des Unglaubens und giebt ihm schuld, daß er durch seine Maßregeln zum Abfall vom Glauben verleite. In einem anderen Spruche hat er ihn einen Zauberer genannt, der aus dem schwarzen Buche des Höllenmohren lerne, die Bischöfe und edlen Pfaffen zu verführen, der vorgäbe, St. Peters Schlüssel zu haben, aber dessen Lehren gegen die Simonie Apostelg. 8, 20 aus seinen Büchern schabe ꝛc. Welche Thatsachen den Dichter also in Zorn brachten, sagt er nicht. In dem Spruche: „Der Zauberer" trägt er die grellsten Farben auf:

Wir wundern uns, daß Gott noch säumt mit seinen Strafen
Und rufen ihn, wie lang er wolle schlafen? (1. Kön. 18, 27.)
Sie widerwirken seinem Werk, verfälschen ihm sein Wort,
Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort,
Sein Richter mordet hier und raubet dort,
Sein Hirte ward zu einem Wolf ihm unter seinen Schafen.

Dabei beklagt der Dichter an nicht wenigen Stellen, daß die Guten mit den Bösen leiden müßten, daß Unkraut und Weizen also gemischt sei, daß beides oft nicht leicht zu erkennen und zu scheiden sei. „Es schadet Frauen, schadet Pfaffen, wenn sich bös und gut gesellt: wer es mit den Bösen hält, der wird auch gerne Böses schaffen." Die junge Welt mahnt er: „Glaubet, was die Pfaffen Gutes lesen."

[2]) Es kann damit der heilige Geist gemeint sein. [3]) Die Werke sollen der Lehre wie Früchte dem Baume entwachsen. Sie sind eine Einheit; der Glaube soll in der Liebe thätig sein. [4]) Werk und Lehre haben das mit einander gemein, daß sie an unsern Vorbildern beide in ihr Gegenteil verkehrt erscheinen. Am kräftigsten hat Walther diese Ansicht in dem Spruche: „Wo steht's geschrieben?" dargelegt:

So sehr im Argen lag die Christenheit wohl nimmer.
Die sie belehren sollten, die sind selbst viel schlimmer.
Es wär' zu viel, geschäh' von dummen Laien das:

Sie sünd'gen ohne Furcht und Scheu, drum trifft sie Gottes Haß.
Sie weisen uns zum Herrn und sind in Satans Schlingen.
Sie sagen uns, die ihren Worten gingen,
Nicht ihren Werken nach, die würden sicher dort gedeihn. —

Freidank: Die uns gut Vorbild sollten geben, die fälschen g'nug ihr eignes Leben; die Höchsten tragen uns Lehren vor, die manchen leiten ins Höllenthor.

[5]) Urteilslose Christen (tumbe leien) müssen dadurch ganz irre werden und nicht wissen, wo aus noch ein, was thun und was lassen. Fromme Gemüter, wie der Klausner, werden über das Unglück tief betrübt sein.

**Vergleichung der Sprüche über die Geistlichkeit.** Sie sind darin einig, daß der Priesterberuf ein hoher und herrlicher, daß aber ein großer Teil der Priester weltlich gesinnt sei, seines Amtes nicht recht warte und ein anstößiges Leben führe. Die Ursache dieses Schadens findet der Dichter in dem Reichtum der Kirche, in dem Beispiel Roms und in der Einmischung der Priester in staatliche Angelegenheiten.

Kurzer Inhalt der einzelnen Sprüche. I. Konstantins Schenkung hat die Geistlichkeit reich und übermächtig gemacht zum Schaden der Christenheit und des Reiches. II. Sie haben sich überhoben und die frühere Armut und Sittenreinheit vergessen. III. Im politischen Wahlkampfe schrecken sie auch vor unlautern Waffen, wie der Doppelzüngigkeit, nicht zurück. IV. Durch den Widerspruch von Lehre und Leben verwirren sie ungelehrte und betrüben fromme Leute.

Die Personen in den einzelnen Sprüchen: I. Konstantin, der den Stuhl zu Rom beschenkt, der Engel, der sein Wehe ruft, die Geistlichen, die in der Kaiserwahl über die Laien siegen. II. Die reichen Priester und die darbenden Armen. III. Die zweizüngigen Priester und der fragende Dichter. IV. Der heilige Vater, der ein übel Beispiel giebt, der Klerus, der Lehre und Leben fälscht, und die übel beratene Christenheit.

Mahnungen des Dichters. I. Wehe über den Mißbrauch von Reichtum und Macht! II. Gebt den Armen und haltet eure Herzen keusch und demütig! III. Beugt nicht Wahrheit und Recht im Parteikampfe; die Wahrheit ist nur eine! IV. Gebt niemand durch Wort oder Wandel Anstoß!

---

## Verfall des Gesanges.[1])

Weh dir, höfisch edles Singen,
Daß dich ungefüge Töne
So vom Hofe zu weichen zwingen!
Daß doch Gott sie selber höhne![2])
Weh, wie nun dein Preis darnieder liegt!
Keinen deiner Freunde sieht man froh.[3])
Doch da's also sein muß, sei es so:[4])
Unfug, du hast obgesiegt!

Wer uns Freude wieder brächte,[5])
Die der rechten Kunst entspränge,
Wie man rühmend sein gedächte,
Wo sein Name nur erklänge!
Ja, das wäre höfisch edler Mut,
Nichts erwünscht sich wohl mein Herz so gern!
Wonne schüf' es Frauen noch und Herr'n.
Weh uns, daß es niemand thut![6])

Die das rechte Singen stören,
Davon sieht man ungleich mehre,
Als die gerne Schönes hören.
Doch mich warnt die alte Lehre[7]):
Zu der Mühle kehr' ich nimmer ein,
Wo der Stein im Schwunge rauschend dröhnt
Und das Rad so rohe Weisen tönt;
Da muß übel Harfen sein![8])

Die so freventlich erschallen,
Derer muß ich zürnend lachen,
Daß sie selbst sich wohlgefallen
Mit so ungefügen Sachen.[9])
Das ist recht der Frösch' in Teichen Art,
Denen ihr Geschrei so wohlbehagt,
Daß die Nachtigall davon verzagt
Und ihr süßes Singen spart.[10])

Wenn man Unfug schweigen hieße,
Was man fröhlich da noch sänge!
Und ihn von den Burgen stieße,
Eh' die Frohen er verdränge.[11])
Würden ihm die Höfe nur benommen,
Das wär' alles nach dem Willen mein.
Bei den Bauern laßt es wohl ihm sein,
Ist er doch daher gekommen![12])

Zur Erläuterung. [1]) In diesem Scheltliede des „Unfugs", d. h. einer falschen Kunst, wendet sich Walther gegen eine Art des Gesanges, die aus den Volkskreisen an die Höfe drang und dort dem hohen Minnesange den Boden, den Sängern ihr Ansehen zu entziehen drohte. Welcher Art diese „Frau Unfug" war, das steht nicht fest. Manche verstehen darunter die epischen Gesänge der fahrenden Sänger aus den alten Volkssagen. Andere denken an die derben, volkstümlichen Lieder mit bäuerlichen Stoffen, im Tone Neidharts u. a.; wieder andere beziehen das Lied „auf das tolle Leben, Saufen und Schallen auf der Wartburg". Wilmanns meint, daß sich der ritterliche Sänger nur über das Ansehen und die Gunst beschweren wollte, die den Fahrenden wieder zu teil würde. Die adelige Kunst des Minnegesanges habe ein Menschenalter hindurch siegreich sich ausgebreitet und die epischen Vorträge älteren Stils aus den Mittelpunkten der feinen Bildung (von Burgen und großen Höfen) vertrieben. Mehr und mehr aber habe sich die Kunst der fahrenden Sänger unter dem Einfluß der höfischen Epik und Lyrik umgebildet und sei wieder zu höherem und allgemeinerem Ansehen gekommen. Die Pfleger des höfischen Gesanges habe es verdrossen, sich in ihrer Alleinherrschaft beschränkt zu sehen. [2]) Gott wolle ihren Unwert fühlen und erkennen lassen, so daß man Spott und Hohn, nicht aber Wertschätzung für sie habe. [3]) Die Freunde des edlen Minnesanges sind verstimmt über die Gunst, welche das unhöfische Singen mehr und mehr am Hofe findet. [4]) Gegen diesen fatalistischen Ausspruch sagt Reinmar von Zweter: „Ez muoste sin" und „ez was mir beschaffen" daz hoere ich dicke sprechen manegen affen. [5]) Freude ist hier edle gesellige Unterhaltung und Lust. [6]) Niemand wagt wider den Strom zu schwimmen und die Afterkunst durch höhere Leistungen aus dem Felde zu schlagen. Vor allem sollten edle Fürsten als Förderer der edlen Kunst jeder Afterkunst den Boden entziehen. Auf Leopold von Österreich setzte Walther in dieser Beziehung seine Hoffnung in dem Spruche: „Berufung":

Ich habe wohl und hofgemäß bisher gesungen,
Mein höfisch Singen hat mich nun verdrungen (verdrängt),
Daß die Unhöf'schen jetzt am Hof genehmer sind als ich:
Was mich ehren sollte, das entehret mich.
Herzog aus Östreich, Leupold, nun sprich:
Du wendest es alleine, sonst verkehr' ich meine Zungen!

In einem andern Spruche beschwert er sich über Stollen, jedenfalls einen der unhöfischen Verkehrer seines Gesanges, der mit besonderem Geschick und Erfolg die schwachen Seiten des höfischen Minnesangs lächerlich zu machen wußte.

Nun will ich auch den scharfen Sang zur Waffe wählen.
Wo ich vordem in Ehrfurcht bat, da will ich nun befehlen.
Ich sehe ja, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungestüm erwerben muß.

[7]) Wenn auch mein Sang nur wenig Freunde findet, so will ich mich doch der Mode des Ungeschmacks nicht unterwerfen, sondern mich durch das Sprichwort warnen lassen (Freidank): „Mich dunket niht, daz îeman sül ze lange harpfen in der mül."

[8]) Lautes, rauschendes Wesen und Unruhe lassen keine Kunst gedeihen. Sie verlangt äußere und innere Stille und Sammlung. [9]) Freidank: „So dünket manchen dummen Mann die Kunst die beste, die er kann". Der Zorn über die Unkunst mischt sich mit Lachen über die urteilslosen Künstler. [10]) Die Frösche werden oft als Abbilder roher, geschmackloser Dichter, ihr Gequak im Sumpf als Bild einer entarteten Kunst behandelt, während edle Sänger der Nachtigall, ihre Lieder dem Nachtigallenklange gleichen. [11]) Wenn man der edlen Sangeskunst nur Gelegenheit gäbe, sich geltend zu machen! Dann würde auch reine Freude wieder aufleben. Aber erst muß dem Unfug Halt geboten werden, ehe die rechte Füge zur Geltung kommen kann. [12]) Bauern mögen sich an solchem groben Gesang erlustigen; er paßt zu ihrem Charakter, ihrer Bildung und ist dort entstanden. Nur von den einflußreichen Mittelpunkten feinerer Bildung müßte er ausgeschlossen und verbannt sein. Gelingt das nicht, so will der Dichter der Sangeskunst ganz entsagen. In der letzten Strophe des Liedes: „Schuld der Frauen" heißt es:

Ein reines Weib, ein guter Mann,
All insgesamt, sie sollen selig sein.
Wo ich denen dienen kann,
Da thu' ich's gern, daß sie gedenken mein.
Hiermit verkünd' ich's unverstellt:
Bessert sich nicht bald die Welt,
So will ich leben,
So gut ich kann und mich des Singens ganz begeben.

## Heimkehr.[1])

O weh, wohin verschwunden sind alle meine Jahr'!
Ist mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?[2])
Was ich stets wähnte, daß es wäre, war das icht? (irgendwie)
Darnach hab' ich geschlafen, und ich weiß es nicht.[3])
Nun bin ich aufgewacht, und ist mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig wie meine andre Hand.[4])
Die Leute und das Land, da ich als Kind erzogen,
Die sind mir fremd geworden, so recht, als sei's erlogen.[5])
Die mir Gespielen waren, die sind nun träg' und alt.
Umbrochen ist das Feld,[6]) verhauen ist der Wald:
Nur daß das Wasser fließet, so wie es weiland floß,
Fürwahr, sonst wähnt' ich billig, mein Unglück würde groß![7])
Mich grüßet mancher träge, der eh' mich kannte wohl.[8])
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll.[9])
Wenn ich gedenk' an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen sind wie in das Meer ein Schlag:[10])
Immermehr o weh!

O weh, wie sich gebaren die jungen Leute nun,
Wie sie verzagt im Herzen, wie jämmerlich sie thun!
Sie können nichts als sorgen, o weh, wie thun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist jetzt niemand froh.
Das Tanzen und das Singen vergeht mit Sorgen gar.
Nie Christenmensch noch sahe so jämmerliche Jahr'.[11])
Nun merket, wie den Frauen jetzt steht ihr Schmuck und Band!
Die stolzen Ritter tragen nun bäuerisch Gewand.[12])
Uns sind unsanfte Briefe von Rom her jüngst gekommen;[13])
Uns ist erlaubt zu trauern und Freude gar benommen.[14])
Das schmerzt mich tief, (wir lebten vor Zeiten wonnevoll)
Daß ich nun für mein Lachen das Weinen kiesen soll.
Die wilden Vögel draußen betrübet uns're Klage;[15])
Was Wunder ist, wenn ich davon so gar verzage!
Was sprech' ich dummer Mann durch meinen bösen Zorn?
Wer dieser Wonne folget, hat jene dort verlor'n.[16])
Immermehr o weh!

O weh, wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben![17])
Ich seh' die bitt're Galle im Honig mitten schweben.[18])
Die Welt ist außen schöne, weiß und grün und rot,[19])
Doch innen schwarzer Farben, finster wie der Tod.
Wen sie verleitet habe, der suche Trost und Heil:[20])
Ihm wird für schwache Buße Vergebung noch zu teil![21])
Daran gedenket, Ritter, es ist ja euer Ding![22])
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.[23])
Wollt' Gott, ich wäre selber doch solches Sieges wert,
So wollt' ich sünd'ger Mann verdienen reichen Sold;[24])
Doch mein' ich nicht die Hufen, auch nicht der Herren Gold.[25])
Ich wollt' die sel'ge Krone der Ewigkeit dann tragen.[26])
Die möcht' ein Söldner wohl mit seinem Speer erjagen.[27])
Möcht' ich die liebe Reise nun fahren über See,[28])
So wollte ich dann singen: Wohl! und nimmermehr o weh![29])
Nimmermehr o weh!

(Nach dem Original übertragen.)

Zur Erläuterung. [1]) Diese Elegie ist eins der letzten und rührendsten Lieder Walthers. Es bildet den Übergang von der Weltminne zur Gottesminne. Der Dichter ist in späteren Jahren zurückgekommen in seine Jugendheimat. Alles findet er verändert. Wie ein Traum erscheint ihm das Leben, das so rasch davon geflogen ist, daß er an der Wirklichkeit zweifelt. Nun ist er von dem süßen Traum erwacht, — als ein alter Mann —, sieht die freudenlose Gegenwart und erhebt laute Klage über die böse Zeit ohne freudigen Lebensmut und ohne Frieden. Doch von der Vergänglichkeit und dem trügerischen Glück der Erde hebt er Herz und Blick zu der unvergänglichen Welt und zu dem wahren Glück droben und mahnt, nach diesem höchsten Ziele ritterlich zu ringen. So umspannt das Gedicht die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Menschendaseins, ist ein Scheidegruß an die Erde und ein Anklopfen an den Himmel. [2]) Das Leben unter dem Bilde eines Traumes ist biblisch. Hiob 20, 8: „Wie ein Traum vergehet, so wird er auch nicht gefunden werden". Ps. 73, 29: „Wie ein Traum, wenn einer erwachet —."

[3]) Was immer ich für wirklich hielt, war das in der That Wirklichkeit, da ich jetzt mit offenen Augen alles so verändert finde? Entweder habe ich alles nur geträumt, oder ich habe unbewußt in einem langen Schlafe gelegen, während dessen sich die Welt so verändert hat. Vergl. die Sage von den sieben Schläfern und dem Mönch von Heisterbach! [4]) Hievor, d. h. vor dem Erwachen, vor der Heimkehr in das Land seiner Jugend. Die andre Hand soll wahrscheinlich die linke sein, oder es heißt: wie eine Hand die andre kennt. [5]) Das Erinnerungsbild von Land und Leuten seiner Jugend deckt sich so wenig mit der Wirklichkeit, daß es als Lüge erscheint. Meist bezieht man diese Stelle auf Walthers Geburtsstätte; Zarncke aber sucht nachzuweisen, daß es sich um die irdische Welt überhaupt im Gegensatz zu der himmlischen handle. [6]) „Vereitet ist daz velt", hat Lachmann statt bereitet. Die ursprüngliche Natur — Wiese und Wald — ist den Zwecken der Menschen dienstbar gemacht, Wiese und Weideland umbrochen und in Ackerland verwandelt, der Wald niedergeschlagen oder durch forstliche Behandlung gelichtet. Der Nutzen und die Zweckmäßigkeit hat die ursprüngliche wilde Schönheit verdrängt. Das Alte ist vernichtet, und das Neue bietet der Erinnerung und Liebe des Dichters keine Anknüpfungspunkte. Vergleiche Chamissos „Schloß Boncourt"! [7]) Wilmanns erhält durch eine veränderte Interpunktion folgende Darstellung: „Das Feld ist verheert, der Wald niedergehauen, nur das Wasser fließt wie ehedem, es selbst ein Bild des ewigen Wandels. Fürwahr, ich sollte glauben, mein Unglück wäre groß geworden, wenn ich an die glückliche Vergangenheit denke, die mir so gar zerronnen ist." A. Schröter übersetzt: „Wenn nicht das Wasser flösse, wo einst es rann daher, fürwahr, ich müßte glauben, ich wär' ich selbst nicht mehr". Der Dichter hat in dem Wasser wenigstens einen Vertrauten seiner Jugend, ein Merkzeichen wiedergefunden, woran er erkennt, daß nicht alles Traum und Täuschung war.

[8]) Spervogel: „Si kêrent ime (dem Armen) den rugge zuo und grüezent in vil trâge.“ [9]) Ungenade bedeutet Mühseligkeit, Last und Plage. [10]) Der Hauptsatz fehlt und muß etwa so ergänzt werden: Dann ist mir's weh ums Herz, und wehe! seufzt der Mund. — Das schöne Bild „wie in das Meer ein Schlag“ findet sich häufig. „Wie ein Schlag in das Wasser keine Spuren zurückläßt, da seine Wirkung bald verschwindet, so auch die wonnevollen Tage.“ Ähnlich ist das biblische Bild 1. Kor. 9, 26: „Ich fechte also, nicht als der in die Luft streichet.“ „Ein Schlag ins Wasser“ ist eine sprichwörtliche Redensart. [11]) Der Anfang der zweiten Strophe schildert den Verfall des geselligen Lebens. Die sonst so fröhliche Jugend hält sich eingezogen; alle Freude scheint verbannt, alles Kraftgefühl unterdrückt, aller Frohsinn vom Trübsinn verscheucht. [12]) Das äußere Auftreten verrät Sorglosigkeit und einen Mangel an höfischer Zucht. Und äußerste Sorgfalt in der Kleidung, Bewegung, Wahl der Worte und Töne war ein charakteristischer Zug der Gesellschaft in der Zeit der Minnesänger. [13]) Mit den unsanften (unerfreulichen, harten) Briefen von Rom sind die Bannbullen über Friedrich II. und seine Getreuen gemeint. [14]) Wir haben allen Grund zur Trauer. [15]) Aus dieser Zeile will Wilmanns schließen, daß Walther dies Lied im Winter (1227/28) gesungen habe. In dem winterlichen Verstummen der gefiederten Sänger sehe er teilnehmende Betrübnis. [16]) Wilmanns: „Mit allem Nachdruck hat Walther den Verfall der irdischen Welt geschildert, um zu zeigen, wie berechtigt die irdische Klage wäre. Aber sie ist es doch nicht!“ (Daher schilt der Dichter sich als kurzsichtig und seinen bösen Zorn als thöricht aus!) „Des Christen Heimat ist der Himmel und nichtig die Klage um das nichtige Erdenglück. So dienen die Betrachtungen der beiden ersten Strophen der dritten als Folie.“ [17]) Vergeben = vergiftet. Die Lust der Welt ist Gift der Seelen. [18]) „Bittre Galle im süßen Honig“ ist ein häufiger gebrauchtes Bild. [19]) Zu den die Naturschönheit malenden Farben grün und rot kommt noch weiß als Gegensatz des schwarzen Todes. [20]) Wen die Welt mit ihrer Lust auf die breite Bahn gelenkt (verleitet) hat, der schaue, so lange es nicht zu spät ist, nach Trost in Gewissensnot aus. [21]) Der Weg zur Vergebung der Sünde ist die Buße; sie heißt schwach, weil sie in gar keinem Verhältnis zur Größe unserer Sünden steht. Jes. 1, 18: „Wenn eure Sünde gleich blutrot wäre, soll sie doch schneeweiß werden.“ [22]) Buße und Sühne der Sünden darf nicht in bloßen Worten, sie muß in Thaten bestehen. Von den Rittern fordert sie Ritterthaten zur Ehre Gottes und zwar im heiligen Lande bei einem Kreuzzuge. [23]) Helme, Panzerringe (Ringpanzer), Schilde und Schwerter waren die ritterlichen Schutz- und Trutzwaffen. Das Schwert wurde bei Erteilung der Ritterwürde geweiht. [24]) Gern möchte der Sänger an einem Kreuzzuge teilnehmen, eines Sieges im heiligen Lande wert sein und als Sold Sühne seiner Sündenschuld gewinnen. Roland: „Wolte got thaz ich thes wert wâre thaz ich verthienete then

namen (eines Märtyrers)." 25) Nicht um den Gewinn von Hufen Land und Gold handelt sich's im heiligen Kampfe. 26) Off. 2, 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Rugge singt von den Kreuzfahrern: „Ir saelic sêle enphangen hât sunder strît und âne nît die lichten himelcrône". 27) Auch ein schlichter Söldner mit seinem Speer, ein Fußsoldat oder Speerknappe, kann diese Krone erkämpfen. Es ist der Preis für alle rechten Kreuzfahrer, für die Ritter mit geweihtem Schwert wie für die Knappen und Söldner mit ihrem Speer. 28) Die Fahrt ins heilige Land über das Mittelmeer. 29) Albrecht von Johannsdorf: „Dicke hân ich „wê" gesungen, dem wil ich vil schiere ein ende geben; „wol mich" singe ich gerne."

Vergleichung der drei Strophen. 1. Zeit. I. Vergangenheit. II. Gegenwart. III. Zukunft.

2. Ort. I. In der Jugendheimat. II. Am gegenwärtigen Aufenthaltsorte. III. Im heiligen Lande.

3. Personen. I. Der Dichter und seine Jugendgenossen. II. Der Dichter und seine Zeitgenossen. III. Der Dichter und die Kreuzfahrer.

4. Gedankengang. I. Mein Leben und seine Lust ist wie ein Traum verschwunden; die Welt hat sich unmerklich ganz verändert. II. Das junge Geschlecht ist freud- und mutlos, die Zeit böse, die Klage allgemein. III. Die Erde und ihre Lust ist trügerisch, der Himmel unsere einzige Hoffnung. Im heil'gen Kampfe wollen wir die sel'ge Krone zu gewinnen suchen.

5. Zusammenhang der drei Strophen. I. Wie licht und freundlich war meine Jugend! Aber sie ist dahin wie ein Traum, — und nur die Gegenwart hat recht. II. Wie trüb und freudlos ist die Gegenwart! Man sehnt sich fort aus ihrem Elende, — und nur die Zukunft läßt noch hoffen. III. Mir ließ die Welt nur Galle und Sünde übrig! In ihr ist nichts zu hoffen. Höher muß sich der Blick heben; droben winkt die Himmelskrone. Durch Kampf im heiligen Lande ist sie zu gewinnen. Da stimmt sich das zweifache Wehe über die irdische Heimat um in ein: Wohl und nimmermehr wehe! in der himmlischen Heimat.

6. Verwandtes. Freidank:

Man sagt, Gott habe der Welt gegeben groß Herrlichkeit und sanftes Leben.
Doch ist die Sänfte nie so groß, Unsänfte ist ihr Hausgenoß.
Wenn einen guten Tag ich sah, so waren dreißig böse da. —

Ulrich von Singenberg:

Die Freude freut unlange Zeit,
Die diese Welt zum besten giebt.
Wem Leben jeden Wunsch verleiht,
O seht, wie all das schnell zerstiebt!
Der heut in hohen Freuden schwebt in allen Sachen,

Der wird vielleicht am nächsten Morgen nicht mehr lachen.
Das ist die Not ob aller Not,
Daß wir daran nicht denken:
Die jüngste Märe lautet doch nur: er ist tot! (Rückert.)

Spervogel:

Der Alten Rat dünkt jetzt gering den Kindern;
Unbezwungen
Sind die Jungen,
Ohne Recht wir leben.
Untreue hat verschuldet, daß wir finden
In dem Lande
Nichts als Schande.
Statt Freud' ist uns gegeben
Schimpf und Schade, leere Hufe, wüstes Land.
Wo sonsten man den Wirt in vollen Freuden fand,
Da kräht kein Hahn mehr und kein Huhn, und auch der Pfau ist fort;
Die Weide frißt nicht Geiß, nicht Rind, noch Roß, noch Schaf,
Und auch die Glocken stören keinen mehr im Schlaf,
Die Kirch' ist leer, den Pfaffen sucht an anderm Ort.

---

## C. Gott und Ewigkeit.

Walther von der Vogelweide war nicht nur ein Natur- und Vaterlandsfreund, sondern auch ein aufrichtiger Christ, der niemals in seinen Liedern sein Christentum verleugnete. Klingt die Gottesminne auch nur leise, ja schüchtern in die Lieder der Frauenminne hinein, so schwillt ihr Ton stärker und stärker an in den Sprüchen von Vaterland und Volkstum, bis sie endlich zum ausklingenden Grundton seines Singens und Lebens in den religiösen Liedern wird. In „Späte Reue“, S. 41, mündet der Strom der Natur- und Liebesklänge, in „Heimkehr“, S. 79, der Strom der Vaterlandsklänge ein in das Meer der seligen Gottesminne, „auf daß Gott sei alles in allem“ (1. Kor. 15, 28), „denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge“ (Röm. 11, 36), und ruhelos ist des Menschen Herz, bis es ruhet in Gott und seiner Liebe.

In Walther finden wir, was den rechten Christen macht: einen unerschütterlichen Glauben an die göttlichen Heilsthatsachen, ein inneres Herzensverhältnis zu Gott und ein christlich-sittliches Leben. Sein Dichten wie sein Leben ruht sicher und fest auf dem Boden einer christ-gläubigen Weltanschauung. Ein fester, begeisterter Glaube war damals ein nationales Besitztum des deutschen Volkes. Walther verlor denselben auch nicht in den erbitterten Kämpfen zwischen den Trägern der kirchlichen und staatlichen Gewalt. Aber je inniger fromm sein Gemüt war, desto schmerzlicher nahm er Anstoß an dem Mißbrauch des Heiligsten zu selbstsüchtigen Zwecken. Dabei wußte er

aber sehr wohl das Christentum von den jeweiligen Führern der Christenheit zu unterscheiden. In den kirchlich-politischen Wirren und Kämpfen erscheint er weder als unruhiger Neuerer noch als persönlich gereizter Parteigänger, sondern als Dolmetscher des edelsten und gebildetsten Teiles seiner Nation. Offen, gerade, derb und zuweilen bis zur Bitterkeit erregt spricht er seine und seines Volkes Überzeugung und Gewissensnot aus, tastet aber niemals die Grundlagen der kirchlichen Lehre und Organisation, sondern nur die Mißbräuche an.

Die Quellen seiner religiösen Innigkeit haben wir in einem tiefen Herzensbedürfnis, in den mannigfachen schmerzlichen Erfahrungen eines langen Lebens, in dem Kampfe mit der Ungunst seines äußern Geschicks und in der Erkenntnis der Hinfälligkeit und Unzulänglichkeit alles Irdischen zu suchen. In den inneren und äußeren Kämpfen und Erfahrungen läuterte sich sein Herz immer mehr und erhob sich sein Auge immer stäter und verlangender nach den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt.

Die Frucht der Gottesminne im Herzen muß stets die sittliche Heiligung, ein „göttliches Leben", sein. Wie weit Walthers Leben dem christlich-sittlichen Ideal entsprach, kann aus der weiten zeitlichen Ferne nicht mehr beurteilt werden. Bei der Wahrhaftigkeit seines Wesens, der naiven Offenherzigkeit in Gedanken und Worten und der innigen Übereinstimmung seines Singens und Sagens mit seinem ganzen Wesen und Leben darf man den günstigsten Schluß auf seine Sittlichkeit machen.

Seinen kirchlichen Glauben bekennt er in dem Leich und preist die gnadenreiche heilige Dreifaltigkeit. Er singt das Lob der Mutter des Herrn und feiert tief ergriffen den Kreuzestod des Heilandes. In den Engeln sieht er Boten Gottes. Auf den jüngsten Tag und das nahende Weltgericht weist er mit heiligem Ernste hin. Der Tod eines Christen gilt ihm als Genesen der Seele. Gottesdienst und Kirchgang sind ihm gesegnete Gottesordnungen. Thoren nennt er die, welche nicht ihr Heil von Christo und seiner Mutter erwarten.

In sein Herz läßt uns ein schlichtes, aufrichtiges Sündenbekenntnis einen Blick thun. Er klagt sich bitter der Selbstsucht an und bittet um Versöhnlichkeit des Gemüts. In einem innigen Morgengebete fleht er um den göttlichen Segen für den Tag und um himmlisches Geleit für die Reise. Gottes Huld und Ehre sind ihm die höchsten begehrenswerten Güter. Immer dringt er auf harmonischen Einklang zwischen Wort und Werk, Lehre und Leben.

Für seine Sittlichkeit sprechen folgende Züge: Er bezeichnet die Selbstbeherrschung als höchste Tapferkeit, bekämpft die Trunksucht, mahnt unablässig zu Zucht und Maße, hält aber unfrohes, mürrisches Gebaren für ein sittliches Gebrechen, verlangt von dem Manne treue, feste Gesinnung, verurteilt Lüge und Zweizüngigkeit, sieht in dem Streben nach Reichtum eine Ursache der Sittenverderbnis, schätzt die Freundschaft hoch und mahnt zu milder, christlicher Kindererziehung. Den Fürsten hält er

freimütig ihre Pflichten und ihre Fehle vor; weder durch unwürdiges Betteln um Gunst und Gaben, noch durch übertriebenes Loben erniedrigt er sich. Die Ausschreitungen der kirchlichen Würdenträger geißelt und das sittliche Verderben der Zeit beklagt er. Gott, den gerechten Richter, bittet er, Redliche und Falsche zu scheiden. Von Standes- und Religionsvorurteilen ist er frei. Nicht die Geburt, sondern Arbeit und Verdienst giebt dem Manne Würdigkeit. Der Tod macht Herren und Knechte gleich. Christen, Juden und Heiden (Mohammedaner) dienen demselben Gotte. Den Glauben an Träume verspottet er. Sein höchster Fluch über Feinde ist das Wort unselig. Seine Kunst, von der er eine hohe Meinung hat, soll im Dienste guter Sitte und Sittlichkeit stehen. Durch sie giebt er den verschiedensten Stimmungen der Seele und Richtungen des Lebens kräftigen poetischen Ausdruck.

Harmonisch vereinigt zeigt sich sein kirchlicher Glaube, seine religiöse Liebe und Begeisterung und sein christliches Thatleben in den Kreuzliedern. Die Teilnahme an den Kreuzzügen behandelt er als heiligste Pflicht und höchstes Glück. Unablässig und dringend mahnt und treibt er dazu. Nicht Gold und Land, sondern Gottes Huld und Ehre und ein seliges Sterben soll man als Sold suchen. Der Tod auf einer Kreuzfahrt scheint ihm ein seliges Los, der gewisse Eingang in die Pforten Jerusalems, das droben ist.

---

## Leich.[1]

### Einleitung: Bekenntnis des dreieinigen Gottes und unserer Sünde.

Gott, dein dreieinig Wesen,
Das weise du erlesen,
Bevor die Welt gewesen,
Besteht aus drei Personen,
Die drei in Einem wohnen.

Ein Gott, der hohe, hehre,
(Des eignen Wesens Ehre
Auch nimmermehr aufhöre),
Der send' uns seine Lehre![2]
Uns hat verleitet sehre
Den Sinn zu mancher Sünde
Der Fürst der Höllengründe.

### Bitte um Hilfe im Kampf gegen Teufel und Sünde.

1. Sein Rat und böses Fleisches Gier,[3]
Herr, haben uns entfremdet dir,
Da beide dir zu trotzig fast,
Doch du Macht über beide hast,
So thu's zu Ehr' dem Namen dein,[4]
Hilf, daß wir mit dir Sieger sei'n.[5]
Es gebe deine kräft'ge Hand
Uns starken, stäten Widerstand,[6]

2. Der deinen Namen ehret
Und auch dein Lob vermehret.
Dadurch wird er entehret,
Der uns da Sünde lehret,

3. Und der zur Sündenlust uns jagt.
Vor deiner Kraft die seine zagt,

### Lob der jungfräulichen Mutter Maria.

Drum sei dir ewig Lob gesagt
Und auch der reinen, süßen Magd,[7])
Die uns zur Welt den Sohn gebracht,
Der ihr zum Kind so wohlbehagt.

4. Magd und Mutter, schaue
des Christenvolkes Not!
Du blüh'nder Stab Aaronis,[8])
aufgeh'ndes Morgenrot,[9])
Ezechielens Pforte,
die stets verschlossen stand,
Durch die der Ehrenkönig
nur Ein- und Ausgang fand.[10])
So wie die Sonne scheinet
durch ganzes Glas, gebar
Auch Christum einst die Reine uns,
die Magd und Mutter war.

5.—8. (Preis der Maria, der reinen Mutter des Erlösers. Sie gleicht dem brennenden und unversehrten Dornbusch in der Wüste und dem fleckenreinen, taugetränkten Vließe Gideons (Richt. 6, 37. 38). Sie ist Gottes Mutter und Amme, des Himmels Königin.)

### Bitte um Gnade und Trost.

Wir bitten im Vereine
Wohl Mutter nun und Kind,
Den Guten und die Reine,
Daß sie uns gnädig sind:
Denn ohne sie kann keiner
Hier oder dort gedeih'n,
Und widerspricht dem einer,
Der muß ein Thor nur sein.[11])

---

### Notwendigkeit der Reue.

1. Wie kann dem jemals werden Rat,
Der niemals seine Missethat
Bereut von Herzen früh und spat,
Da niemals der Vergebung hat,
Der nicht bereut zu jeder Stund'
Bis tief in seines Herzens Grund?
Uns allen ist das sicher kund,
Daß keine Seele wird gesund,
Die durch der Sünde Schwert ist wund,[12])
Ward nicht durch Reu' das Heil ihr Fund.[13])

### Rechte Art der Reue.

2. Reu' ist nur rar und teuer:
Gott geb' zu Hilf' und Steuer
Sie uns durchs Liebesfeuer!
Sein Geist, sein lieber, teurer,

3. Kann harten Herzen auch verleihn
In wahrer Reu' ein Leben rein;
Da sollte keiner trotzig sein.
Wo er die Reu' willkommen weiß,
Da macht er auch die Reue heiß:
Ein wildes Herz er also zähmt,
Daß es sich aller Sünden schämt.[14])

### Bitte um Hilfe des heiligen Geistes.

4. Nun send' uns, Vater du und Sohn,
denselben Geist herab,
Daß er mit seinem süßen Naß
ein dürres Herz erlab'.[15])

### Verfall der Kirche und Verlangen nach reiner Lehre.

Es ist jetzt von Unchristlichkeit
die Christenheit so voll,
Wo 's Christentum im Siechhaus liegt,
da thut man ihm nicht wohl.

5. Seht, wie's begehre
Nach der Lehre,
Die sonst ihm ward von Rom zu teil:
Wer ihm die schenkte,
Es wieder tränkte,
Der macht' es damit wieder heil.[16])

6. Was ihm ward an Leide schwer,
Das kam von Simonie nur her.[17])
Jetzt ist es so von Freunden leer,
Daß es nicht mehr
Wagt, Klage zu erheben.[18])

### Glaube ohne Werke ist tot.

Christentum und Christenheit,[19])
Wer diese schnitt zu einem Kleid,[20])
Eins gleicht dem andern lang und breit
In Lieb' und Leid,[21])
Der wollt' auch, daß wir leben

7. In Christo nun auch christlich rein.
Was er verband so insgemein,
Das soll'n wir auch nicht scheiden.[22])
Denn wer sein Christentum beweist
In Worten, nicht im Werk zumeist,
Der gleicht wohl halb den Heiden.
Nun aber thut uns beider Not:
Wo eins fehlt, ist das andre tot.[23])

### Gott helfe uns zum Glauben und zu guten Werken.

Drum helf uns Gott zu beiden
8. Und geb' uns Rat,
Da er ja hat
Als seine That[24])
Bezeichnet uns in Wahrheit.

### Maria möge Gottes Zorn stillen.

Besänft'ge, Frau, uns seinen Zorn,[25])
Barmherz'ge Mutter auserkor'n,
Du reine Rose ohne Dorn,
Du sonnenfarb'ne Klarheit! —

### Ihr Lob ist nicht auszusingen.

Dich lobt der hohen Engel Schar;
Doch brachten sie es ganz und gar
Zu Ende nimmermehr fürwahr.
Wieviel dir ward gesungen
In Stimmen oder Zungen[26])
Von allerlei Ordnungen[27])
Im Himmel und auf der Erde,
Dran mahnen wir dich, Werte,

### Um ihre Fürbitte flehen wir.

Und bitten dich für uns're Schuld,
Erweise du uns deine Huld:
Laß deine Bitt' erschallen,
Wo Gnadenströme wallen;[28])

### Auf ihrer Fürbitte und unserer Reue ruht die Hoffnung unserer Sündenvergebung.

Dann hoffen wir, daß allen
Die Schulden auch verfallen,[29])
Die schwer auf unsrem Herzen ruhn.
Hilf, daß wir sie abbaden nun[30])
Durch immerwähr'nde Reue
um unsre Missethat,
Die niemand außer Gott und dir
uns zu vergeben hat.

(Nach Bruno Obermann.)

Zur Erklärung. [1]) Der Leich, von dem gotischen laiks, d. h. Spiel und Tanz, war in der altdeutschen Poesie eine vom Liede unterschiedene Form der Gesänge. Das Lied hielt eine Strophenart fest und brachte mit dem Strophenschluß auch den Gedanken zum Abschluß. Der Leich mischte die strophischen Formen und ließ die Gedankenentwicklung über die metrischen Abschnitte hinübergreifen. „Die Grenzen, welche das Metrum zieht, werden gleichsam von dem ununterbrochenen Gedankenflusse überströmt; es kommt eine atemlose Bewegung in die Form, die besonders da, wo sie auf Tanzlieder angewandt wird, von

bedeutender Wirkung ist." (Wilmanns.) Die Form der Leiche hat sich aus dem lateinischen Kirchengesange entwickelt und wurde hauptsächlich in der geistlichen Poesie, so in den Sequenzen der Kirche, angewandt.

Walthers Leich, der einzige von ihm gedichtete, ist ein Bußgesang des reumütigen Sünders und ein Preisgesang der Jungfrau Mariä. Er zerfällt in zwei Hauptabschnitte, die sich in ihrer metrischen Gliederung, in je acht ungleiche Strophen, entsprechen. Eine Einleitung und ein Schluß rahmen sie ein.

[2]) Anklänge an das Athanasianische Glaubensbekenntnis. [3]) Geschichte des Sündenfalls. „Das Fleisch gelüstet wider den Geist." „Die Sünde ist eine Feindschaft wider Gott." [4]) Oft wird in kirchlichen Hymnen Gott beschworen, den Übermut des bösen Feindes „um seiner Ehre willen" zu brechen. [5]) „Mit dir kann ich Kriegsvolk zerschmeißen und mit meinem Gott über die Mauer springen." [6]) Göttliche Waffenrüstung Eph. 6, 10—17. [7]) Jungfrau Maria. [8]) 4. Mos. 17, 8. [9]) Hohelied 6, 9. [10]) Hesek. 44, 2. 3. [11]) Ps. 14, 1. [12]) Anfortas' Wunde und Siechtum. [13]) 1. Joh. 1, 9. [14]) Der verlorene Sohn Luk. 15. Die rechte Reue 2. Kor. 7, 10. [15]) Ps. 63, 2. [16]) Das Christentum wird als Kranker gedacht, der von Rom einen Labe- und Heiltrank erwartet. [17]) Simonie nach Apost. 8, 19—24 war der Kauf und Verkauf geistlicher Stellen, wodurch viele unwürdige Glieder in den Klerus kamen. [18]) Weit und breit ist kein teilnehmender Helfer zu erblicken, wozu also die klagende Stimme erheben? [19]) Christliche Lehre und christliche Kirche als Seele und Leib, oder Christenlehre und Christenleben als untrennbare Einheit. [20]) Das Bild erinnert an die mittelalterliche Mode, Gewänder aus verschiedenfarbigen Stoffen, mitten durch in zwei Hälften geteilt, zu tragen. Das Tragen solch bunter Kleider war ein ritterliches Vorrecht. [21]) Wie Eheleute in Lieb und Leid vereinigt sein sollen, so Christenglaube und Christenleben. Liebe bedeutet die Segnungen des Glaubens, Leid die Prüfungen im Christenleben. Liebe lehrt Leid ertragen. [22]) „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden." [23]) Jak. 2, 26. [24]) Bei der Schöpfung der Menschen. Eph. 2, 10: „Wir sind sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken". [25]) Maria, unsere Frau, als Fürbitterin bei Gott, den unsere Sünden erzürnt haben. [26]) Engelstimme, Menschenzungen. 1. Kor. 13, 1. [27]) Die Chöre der Engel — Seraphim und Cherubim — und Seligen. [28]) Urquell der Gnadenströme ist Gott und Christus. [29]) Kol. 2, 13, 14: „Gott hat uns geschenkt alle Sünden und ausgetilgt die Handschrift, die wider uns war." [30]) Durch Reuethränen. Maria Madalena. Freidank: „Wer mit Sünden ist beladen, soll sein Herz in Reue baden".

Einige verwandte Gedanken zeigt der Spruch: „Göttliche Geheimnisse". In Demut sollen wir uns bescheiden lernen in den Dingen des Glaubens. Wer in Hochmut und Zweifelsucht über die Grenzen des Wissens in das Gebiet der göttlichen Geheimnisse mit der Fackel des Verstandes eindringt, der handelt als selbstquälerischer Thor.

Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit!
Bedächten wir es, daß wir Mühe nicht und Zeit
Verlören! Ungemessen hast du Macht und Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, daß auch andre viel danach gerungen,
Doch immer blieb es unsern Sinnen Unerforschlichkeit:
Du bist zu groß, du bist zu klein, drum ist's mißlungen!
Thor, der Nacht und Tag durchspäht die Dämmerungen!
Will er wissen, was nie ward gepredigt und gesungen?

Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. 1. Kön. 8, 27: „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen —". Pred. 8, 16. 17: „Ich gab mein Herz, zu wissen die Weisheit —". Hiob 11, 7—9: „Meinest du, daß du so viel wissest, als Gott weiß —?" Eph. 3, 18. 19: „Auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge, die Tiefe und die Höhe —". Röm. 11, 33: „O welch eine Tiefe —".

Zu groß und zu klein: Der Umfang deiner Werke und deines Thuns ist zu groß und die Feinheit und Verzweigung deiner Gedanken und Wege zu klein und unerkennbar für meine blöden Augen und die Fassungskraft meines Verstandes. Solch forschende Thoren waren der Mönch von Heisterbach, der die Ewigkeit, und Augustin, der die Dreieinigkeit begreifen wollte.

Verwandte Anklänge hat auch: „Versagtes Lob". (Nachdem Gott und die heilige Jungfrau gepriesen, wird den Engeln das Lob versagt, weil sie den Kreuzrittern nicht genugsam Beistand im heiligen Lande Palästina geleistet hätten.)

Der keinen Anfang je gewann
Und allem Anfang machen kann,
Der schafft, was Ende hat und nie wird enden.
Da nun alles steht in seinen Händen,
Wer in der Welt wär' höh'rn Lobes wert?
Er steh' voran in meiner Weise,
Es geht sein Lob vor allem Preise:
Beglückt das Lob, das er begehrt!

Nun loben wir die reine Magd,
Der nie der Sohn ihr Flehn versagt,
Die Mutter des, der uns von Sünd' erlöste.
Das ist Trost, der uns vor allem tröste,
Daß man im Himmel ihren Willen thut:
Wohlauf ihr Alten dann und Jungen,
Daß ihr werde Lob gesungen:
Sie ist zu loben, sie ist gut!

Der stärkste Antrieb zu rechter Reue und Buße soll die Betrachtung von Jesu „Kreuzigung" sein.

Sünder, du sollst der großen Not bei dir gedenken,
Die Gott um uns erlitt, und sollst dein Herz in Reue senken.
Mit scharfen Dornen ward sein süßer Leib versehret:
Noch mannigfalt ward seine Marter an dem Kreuz gemehret:
Man schlug drei Nägel ihm durch Füße und durch Hände.
Marias Schmerz war ohne Maß und Ende,
Als sie des Kindes Blut zu beiden Seiten fließen sah,
Von dem Kreuze Jesus trauernd sprach er da:
„Dein Ungemach, o Mutter, das ist ja
Mein zweiter Tod. Johann, du sollst der Lieben Tröstung spenden!"

## Morgengebet.

Mit Segen laß mich heut aufstehn,[1]
Herr Gott, in deiner Obhut gehn
Und reiten, wo ich immer hin mich kehre.[2]
Herr Jesu Christ, mach an mir kund
Den Reichtum deiner Güte, und
Beschütze mich zu deiner Mutter Ehre.[3]
Wie euch der heil'ge Engel pflegte,[4]
Als in die Krippe man dich legte,
Ein kleines Kind und ew'gen Gott,[5]
Voll Demut bei dem Esel und dem Rinde,[6]
Obgleich euch schon mit frommem Walten
Gabriel in Schutz gehalten
Treu im Herzen ohne Spott:[7]
So schütz auch mich, daß ich erfüllet finde
An mir dein göttliches Gebot.[8] (Bruno Obermann.)

Zur Erläuterung. [1]) Der Anfang dieses schönen Morgengebetes erinnerte an damals bekannte Segen, z. B. den Wormser: „Hûde will ich ûf stên, in den heilgen fride gên". [2]) Der ritterliche Sänger vergißt nicht, auch sein Reiten in die göttliche Obhut zu stellen. Zu Roß, mit Geige oder Harfe, zogen die ritterlichen Sänger in die Weite. [3]) Beweist der göttliche Sohn wirksam seine Macht, so gereicht dies der Mutter des Herrn zur Ehre. [4]) Der Engel Gabriel hatte die Geburt Jesu verkündigt, schützte das Kind vor den Nachstellungen des bösen Herodes (Matth. 2, 13) und wird Mutter und Kind auch im Stalle zu Bethlehem in seine Pflege genommen haben. [5]) Diese althergebrachte Verbindung soll die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Jesu ausdrücken. „Wahrer Gott von Ewigkeit und wahrer Mensch, von der Jungfrau Maria geboren." „Gott und Mensch, ein kleines Kind jetzt man in der Krippe find't." [6]) Kaiserchronik: „daz ist daz frône chint; ein esel und ein rint sehent in in der krippe". Auch bei der malerischen Darstellung der Geburt des Herrn werden Ochs und Esel neben der Krippe nie vergessen. [7]) Trotz eurer Niedrigkeit hat euch der Engel treu in Schutz genommen. Gott mißachtet und vergißt auch die Geringsten nicht, darum darf auch ich wohl auf seine Hilfe hoffen. [8]) Er hat verheißen Matth. 28, 20: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage —" und Ps. 91, 11: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen —". Dies göttliche Gebot möchte der betende Sänger im Tageslaufe auch an sich erfüllet finden.

---

## Geständnis.[1])

Du hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
Da ich von dir doch beides habe, Wort und Weise,[2])
Wie wag' ich's so zu freveln unter deinem Reise?[3])
Ich thu' kein rechtes Werk, mir fehlt die wahre Minne
Zu meinen Nebenchristen, Herr, mein Vater, und zu dir.[4])

Noch nie ward einem andern ich so hold als mir.[5])
Herr, Vater du und Sohn, dein Geist erleuchte meine Sinne![6])
Wie mach' ich's, den zu minnen, der mir Böses thut?[7])
Ich habe den viel lieber, der auch mir ist gut.[8])
Vergieb mir sonst all' meine Schuld![9]) Noch steht mir so der Mut.[10])

Zur Erläuterung. [1]) In diesem Spruche beklagt Walther seine Lauheit und den Mangel an rechter Nächsten- und Feindesliebe. [2]) Meine Kunst ist deine Gabe, aber ich brauche sie nicht genugsam in deinem Dienste. [3]) Das ist Undank und Frevel an deiner Herrschergewalt. Mit dem Reise kann das Zepter des Regenten und die Rute des Erziehers gemeint sein. [4]) Matth. 22, 37—40: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn —". „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst —". Gottes- und Nächstenliebe ist des Gesetzes Erfüllung. Offb. 3, 15. 16: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist —". Vergleiche aus dem Spruche „Allvater":

Wer ohne Furcht, mein Herr und Gott,
Will sprechen deine zehn Gebot'
Und bricht sie, — der hat nicht die wahre Minne.
Gar mancher, der dich Vater nennt,
Doch mich als Bruder nimmer kennt,
Der spricht das starke Wort aus krankem Sinne. —
Wer kann den Herrn vom Knecht noch unterscheiden,
Wenn Gewürm ihr Fleisch verzehrt?
Ihm dienen Christen, Juden und auch Heiden,
Der alle lebenden Wunder nährt.

[5]) Die Selbstliebe ist das Grundübel meiner Seele. [6]) Nachdrückliche Anrufung des dreieinigen Gottes. Der heilige Geist erleuchtet den dunkeln Sinn. 1. Kor. 2, 14: „Der natürliche Mensch —". Der heilige Geist geht aus von dem Vater und dem Sohne. [7]) Christi Gebot der Feindesliebe Matth. 5, 44: „Liebet eure Feinde —". [8]) Dagegen Matth. 5, 46: „Denn so ihr liebet, die euch lieben —". [9]) Fünfte Bitte des Vaterunsers. [10]) „Ich liebe meine Freunde und hasse meine Feinde!" Das ist leider mein Sinn, den ich noch nicht überwunden habe.

---

## Arm und Reich.[1])

Du junger Mann, wer du auch bist,
Ich lehre dich, was heilsam ist:
Du mußt zu ängstlich nicht nach Gute ringen;
Doch laß dir's auch nicht unwert sein!
Und folgst du nur der Lehre mein,
So sei gewiß, es wird dir Frommen bringen.
Ich will dir beides leicht bewähren:
Verachtest du's und mußt entbehren,
So ist deine Freude tot.[2])
Und willst du allzu sehr den Reichtum minnen,
So verlierst du Seel' und Ehre.[3])

Drum folge meiner Lehre:
Leg' auf die Wag' ein rechtes Lot
Und wäg' es ab mit deinen schärfsten Sinnen,[4])
Wie Maß uns jederzeit gebot.

Zur Erläuterung. [1]) Dieser Spruch belehrt den jungen Mann über Wert und Gefahr des irdischen Gutes. Vergl. Spr. 30, 8. 9: „Armut und Reichtum gieb mir nicht —".

[2]) Wigalois: „wan von grôzem guote stîgent diu herzen hô, von armuot wird nieman frô". Besitzlosigkeit führt oft zu Mutlosigkeit. [3]) Der Reiche verliert die Seele durch Weltsinn und Weltlust (Der reiche Mann lebte alle Tage herrlich und in Freuden), die Ehre durch Übermut oder Kargheit. [4]) Prüfe sorgfältig, wie weit das Streben nach irdischem Gut zulässig ist, Ehre und Seelenheil nicht schädigt. Matth. 16, 26: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

Verwandte Sprüche sind: Habsucht (An nichts ist Weisen mehr gelegen als an Ehr' und Gottes Segen) und Abfindung. Letzterer lautet in der Übersetzung von Bruno Obermann (Kollektion Spemann in Stuttgart Bd. 100) folgendermaßen:

Wie geht's auf Erden wundersam!
Wie mannigfache Gabe kam
Uns doch von dem, der einst aus nichts uns machte![1])
Dem einen giebt er weisen Sinn,
Dem andern Gut mit dem Gewinn,
Daß Schaden ihm zuletzt sein Gut nur brachte.[2])
Armen Mann mit weisen Sinnen
Soll man vor dem reichen minnen,
Der nach Tugend nicht begehrt.[3])
Nur Gottes Huld und Ehre sind die Gaben,
Wonach die Welt mit Recht verlanget.[4])
Wer so jedoch am Gute hanget,
Daß er die beiden drum entbehrt,
Mag hier und dort vom Lohn nichts weiter haben,
Dem sei sein Teil schon hier gewährt.[5])

[1]) Vergl. die Schöpfungsgeschichte und den 1. Artikel! [2]) Der reiche Mann im Evangelium. [3]) Meist wird der Reiche geehrt und der Arme verachtet. „Der Mensch siehet, was vor Augen, aber der Herr siehet das Herz an." [4]) Ehre und Gottes Huld sind die ritterlichen Strebeziele. [5]) Wer Geld und Gut so sehr liebt, daß er darüber Ehre und Gottes Huld verachtet und verliert (daz er der beider wirt entwert), der möge hier und dort keinen andern Lohn als eben sein Geld haben. „Sie haben ihren Lohn dahin."

In einem Scheltliede „An die Welt" klagt Walther:

O weh' dir, Welt, wie schlimm du stehst!
Was du für Dinge jetzt begehst!
Vergessen hast du Zucht und Scham;
Gott weiß es, ich bin sehr dir gram.
Was ist an Ehre dir geblieben?

Niemand sieht dich Freude lieben,
Wie man weiland Freude pflag. —
Man lobt jetzt nur die reichen Kargen.
Welt, du liegst so sehr im Argen,
Daß ich's nicht beschreiben mag.

Von dieser bösen Welt, in der er sich selbst nicht mehr findet, nimmt der Dichter Abschied in dem folgenden Liede:

## Das täuschende Bild.[1])

O fänd' ich frohe Himmelfahrt![2])
Ich habe manchem mit Gesang
Das Herz erfreut mein Leben lang;
Hätt' ich dabei mich selbst bewahrt![3])
Preis' ich des Leibes Minne, ist's der Seele leid.[4])
Sie sagt, erlogen, Wahnsinn sei's.[5])
Die wahre Minne lebe fort in Ewigkeit,
Beglücke stets und täusche nie:[6])
Leib, flieh ein Glück so trügerisch,
Nur stäte Minne halte wert![7])
Mich dünkt, die du bis jetzt begehrt,
Sei nicht bis auf die Gräte Fisch.[8])

Ich hatt' ein schönes Bild erwählt:
O weh, daß ich es je gekannt,
So manches Wort daran gewandt,
Da ihm nun Reiz und Sprache fehlt![9])
Drin wohnt' ein Wunder,[10]) das entwich mit einemmal,
Und davon schwieg das Bild sogleich;
Sein lilienrosig Antlitz ward so kerkerfahl,
Verloren ging ihm Duft und Schein.
Mein Bild, bin ich gekerkert hier[11])
In dich, dann gieb mich frei also,[12])
Daß wir uns wiederfinden froh,
Wenn ich einst muß zurück zu dir.[13])

Welt, wie du lohnst, hab' ich gesehn,
Was du mir gabst, das nimmst du mir.
Wir scheiden alle bloß von dir;
Schäm dich, soll mir es so ergehn![14])
Ich habe Seel' und Leib (das war zu viel!)
Tausendmal gewagt für dich.
Nun bin ich alt; du hast mit mir dein Gaukelspiel,
Und zürn' ich drum, so lachest du.[15])
Nun lach' nur eine Weile noch!
Dein Jammertag wird eilig kommen.[16])
Der nimmt dir, was du uns genommen[17])
Und brennt dich dann zur Strafe doch.[18])

Zur Erläuterung. [1]) Das täuschende Bild ist weder die besungene geliebte „Frau" noch „Frau Welt", sondern der Leib im Gegensatz zur Seele. Der Leib, einst die blühende und sorglich gepflegte Hülle der Seele, ist alt und häßlich geworden und wird bald sein Wunder, die Seele, daraus entfliehen lassen. [2]) Luk. 2, 39. Der alte Simeon sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren". Vergl. die Totenklage um Reinmar S. 92 „so hätt' ich deine Fahrt geteilt". [3]) Hätte ich bei Übung meiner Sangeskunst immer meine Seele vor Schuld bewahrt! Geibel: „Gieb deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei, und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!" Eichendorff: „Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd, um schnöden Sold der Eitelkeit, zerschlag mein Saitenspiel! und schauernd schweig ich vor dir in Ewigkeit." Matth. 12, 36: Wir sollen Rechenschaft von jedem unnützen Worte geben! [4]) Der Welt Freund ist Gottes Feind, Sinnenlust das Hindernis von der Seelen Heiligung. [5]) Die Seele hält den Minnegesang für süßen Wahnsinn, für Täuschung und Lüge. [6]) Die wahre, d. h. himmlische Minne, ist ewig, göttlich und täuscht nie. Vergl. Matth. 7, 13. 14: Der breite und der schmale Weg. [7]) Fliehe die flüchtige Erdenminne und suche die stäte Gottesminne. [8]) Sprichwörtliche Redensart: „er ist

nit visch unz an den grât“, oder: „Ir seid nicht visch bis auf den grad“, d. h. nicht durchweg echt, sondern trügerisch, auf falschen Schein berechnet. Luk. 11, 11: „So der Sohn bittet um einen Fisch, welcher Vater bietet ihm eine Schlange?“ [9]) Bild wird von den Dichtern nicht selten für Leib gesetzt. Vergl. Mannsbild und Weibsbild. Konr. von Würzburg: „Sîn wünneclîchez bilde wart alsam ein tôte bleich, sîn maht und ellen im gesweich und alle sîne witze“. Der Pflege und Ergötzung des Leibes ist so viel Zeit und Mühe gewidmet worden. Nun er alt, ohne Schöne und Sprache, ist alle Arbeit verloren. [10]) Das Wunder ist die Seele, die den Leib wunderbar belebte. Ihr Entweichen ist der Tod; er macht das Bild stumm und raubt ihm allen Reiz. [11]) Die Seele hält Zwiesprach mit ihrem Bilde, in das sie gleichsam eingekerkert ist. Die Seele, als Gottes Odem himmlischen Ursprungs, sehnt sich nach dem Himmel zurück und fühlt sich im Leibe gefangen, eingekerkert. [12]) Laß meinen Tod derart sein, daß wir uns bei der Wiedervereinigung am jüngsten Gerichte selig freuen können. [13]) Im Glaubensbekenntnis heißt es: „Ich glaube an eine Auferstehung des Fleisches“. Hes. 37: Die verdorrten Gebeine werden wiederbelebt, wenn der Geist zu ihnen zurückkehrt beim letzten Gericht.

[14]) Hiob 1, 21: „Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen —“. Paul Gerhard in dem Liede: „Warum sollt' ich mich denn grämen?“ Str. 2: „Nackend lag ich auf dem Boden, da ich kam, da ich nahm meinen ersten Odem. Nackend werd' ich auch hinziehen, wenn ich werd' von der Erd' als ein Schatten fliehen.“ Welt ist hier das Leben als Person gedacht. Was es dem Dichter in der Jugend an Kraft, Schönheit, Beredsamkeit &c. gegeben, das nimmt es ihm im Alter. [15]) In keckem Wagemute hat der Dichter in der Jugend Leib und Seele für die Lust des Lebens eingesetzt. Nun giebt es dem müden Leibe keine Freude mehr. Und würde ich mich darüber beklagen, so würde ich zum Spott der Leute. Alte mit Jugendansprüchen an das Leben werden lächerlich. Bürger in dem Sonett an das Herz (Bd. III, S. 163): „Herz, ich wollte, du auch würdest alt“. Wenn das Herz des Greises nach dem verlangt, was Zeit und Natur versagen, dann verfällt er leicht dem Spott. [16]) Das jüngste Gericht. Luk. 21, 25. 26: „Auf Erden wird den Leuten bange sein und werden zagen —“. Jak. 4, 9: „Euer Lachen soll in Weinen verkehret werden“. [17]) Alle Schönheit, Freude und Wonne. [18]) 2. Petr. 3, 10: „Des Herrn Tag wird kommen wie ein Dieb in der Nacht, in welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen“ &c. Das althochdeutsche Gedicht Muspilli beschreibt auch den Weltuntergang durch Feuer. Aus der Feuerwelt Muspelheim werden die Flammen nach Asgard, dem himmlischen Wohnsitze der Asen, schlagen und die Welteschе verbrennen.

Eine Mahnung (nach Matth. 24 und Luk. 21, Mark. 13), uns auf den jüngsten Tag und das Gericht zu rüsten, enthält das folgende Gedicht:

Nun wachet! denn uns naht der Tag,
Vor welchem Angst wohl haben mag
Ein jeder von den Christen, Juden, Heiden.
Wir konnten viel der Zeichen sehn,
Daraus wir seine Ankunft spähn,
Wie uns die Schrift mit Wahrheit will
bescheiden.
Die Sonne hat den Schein verkehret.
Untreu' den Samen ausgeleeret
Jetzt auf allen Wegen schier.
Der Vater bei dem Kinde Untreu'
findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Die Geistlichkeit in Kutten trüget,
Statt, daß sie uns zum Himmel führ'.
Gewalt steigt auf, Recht vor Gerichte schwindet.
Auf drum! viel ward versäumt schon hier. (Br. O.)

---

## I. Gottesbotschaft an den Kaiser.[1])

Herr Kaiser, als von Gott dem Herrn
Ein Bote, bring' ich Botschaft gern:
Er hat das Himmelreich, ihr habt die Erde.
Euch, den er sich zum Vogt ernannt,
Klagt er, wie in des Sohnes Land
Euch zwei'n der Heide trotzig sich gebärde.[2])
Drum wollt' dort für ihn richten![3])
Sein Sohn, der da geheißen Christ,
Wie er's vergelten will, läßt er euch sagen:
(Eilt, ihn euch zu verpflichten!)
Er sprech' euch Recht, wo er Vogt ist,[4])
Und solltet ihr den Teufel selbst verklagen.
(Br. Obermann.)

Zur Erläuterung. [1]) Dieser Spruch ist eine Mahnung Walthers an Kaiser Otto IV. zu einer Kreuzfahrt. Der Dichter kommt in seiner Eigenschaft als Bote (Fronbote, d. h. Gerichts- oder Herrnbote) Gottes, des Herrn im Himmel, erhebt in seinem Namen Klage gegen die Räuber und Schänder von seines Sohnes Lande, fordert den Kaiser auf, als Gottes Stellvertreter (Vogt) auf Erden Gericht zu halten über die Übelthäter und verheißt ihm dafür die Huld des himmlischen Lehnsherrn.

[2]) Die Heiden beleidigen durch ihren Unglauben und die Schändung des heiligen Landes den himmlischen König und verletzen die Ehre des irdischen, der Gottes Vogt und Sachwalter auf Erden ist. — Palästina heißt des Sohnes Land, weil er's mit seinem Blute geweiht hat. Es ist gleichsam eine Provinz des Himmels auf Erden, das Mittelland zwischen Erde und Himmel. [3]) Das göttliche Gericht, das seinem Vogte aufgetragen wird, ist die Bekämpfung der Ungläubigen und die Eroberung des heiligen Landes. [4]) Das Recht, das Jesus, der himmlische Vogt, spricht, bedeutet das jüngste Gericht, bei dem der Heiland als Weltenrichter erscheint: „Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten". Wie der Kaiser Jesu Sache auf Erden behandelt, so wird Jesus einst des Kaisers Sache beim letzten Gericht behandeln. Das kaiserliche Gericht über die Feinde Jesu auf Erden soll ein Vorbild des göttlichen Gerichtes über die Seelenfeinde des Kaisers im Jenseits sein.

Gegensätze. Gott ist König des Himmels, der Kaiser sein Vogt auf Erden. Gott sendet Botschaft, der Kaiser soll sie erfüllen. Gott klagt die Feinde seines Sohnes an, daß sie sein heilig Leben trotzig schänden; der Kaiser klagt den Teufel an, daß er durch List und Gewalt seine Seele zur Hölle führen wolle. Der Kaiser soll Gericht über die Feinde des Kreuzes, der Herr aber will Gericht über den Seelenfeind halten. Durch willigen Gehorsam verpflichtet der Kaiser den Heiland; durch gnädigen Richterspruch vergilt ihm der Herr einst den Dienst.

Ein weiterer Spruch: „Aar und Löwe" (II) handelt von Erfolg und Segen einer Kreuzfahrt.

Herr Kaiser, wenn mit Strang und Schwert[1])
Ihr Deutschland Frieden habt gewährt,
Wird alle Welt von eurem Lobe sprechen.
Erwerbt's euch ohne Müh' und Leid,
Versöhnt die ganze Christenheit,
Das wertet euch und wird die Heiden schwächen![2])
Ihr tragt zwei Kaisersmächte:
Des Adlers Sinn, des Löwen Kraft;
Die sind darum Heerzeichen auf dem Schilde.[3])
Und ging es zum Gefechte
Mit diesen an die Heidenschaft,
Wer trotzte ihrer Mannheit, ihrer Milde?

[1]) Original: „Fride bî der wîde machen" heißt: Bei der Strafe des Hängens mit der Weide Ordnung schaffen. Die Landfriedensbrecher wurden mit einem Strange aus gedrehten Weiden aufgeknüpft. [2]) Die beste Vorbereitung zu einem Kreuzzuge wird die innere Beruhigung und Kräftigung Deutschlands sein. Das giebt dem Kaiser Ehre, erhöht die Stimmung seines Volkes und jagt den Feinden Schrecken ein. [3]) „Auf seiner Romfahrt 1209 trug Kaiser Otto im roten, senkrecht geteilten Schilde rechts drei halbe Löwen, links einen halben schwarzen Adler; die drei Löwen als Inhaber des Herzogtums Schwaben, den Adler als römischer König. Der Löwe ist das Zeichen der Kraft, der Adler, — der nach der Sage von seinem Raube für kleinere Vögel stets etwas übrig läßt —, das der Milde oder Freigebigkeit" (Wilmanns).

Dringend fordert er die deutsche Christenheit im Hinblick auf das nahe Weltende zum Kreuzzuge auf (III):

O weh! es kommt ein Sturm, (und sicher wird's geschehen,
Es wird schon überall gesungen und gesagt)
Der soll mit Grimm durch alle Königreiche gehen.
Ich hör', wie Pilgrim schon und Waller drüber klagt.
Baum und Turm stürzt, kommt der Sturm gejagt,
Starken selbst weht er die Häupter ab.
Jetzt laßt uns flüchten denn zum heil'gen Grab!
O weh, wie zieht die Ehre fort aus deutschen Landen!
Verstand und Tapferkeit und Silber samt dem Gold,
Wer es beides hat und bleibt daheim mit Schanden,
Der bringt sich selber um des Himmelskaisers Sold.
Armer Mensch auf Erden und vor Gott!
Wie muß er bangen vor beider Spott! (Br. O.)

Auch den Kaiser Friedrich II. mahnte Walther mehrmals an die heilige Pflicht, den gelobten Kreuzzug zu unternehmen (IV):

„Geh, Bote, sag dem Kaiser seines Dienstmanns Rat:
Ob auch weder Volk noch Gut zu seiner Hilfe naht,
So fahr' er doch und kehre bald zurück." —

Seinen Gegnern im Reich riet er, den Kaiser tausend Meilen hinter Trani in Italien — nach Palästina — zu senden. „Der Held will ziehn in Christi Land; wer ihm das wehret, handelt wider Gott und Christenheit." „Ihr Feinde, laßt ihn ruhig ziehen seine Bahn."

Wenn er, was Gott verhüte, bleibt, so lacht ihr.
Kehrt er uns Freunden wieder heim, so lachen wir:
Wir harren beide des Erfolgs; nehmt diesen Rat von mir.

Auch ein Kreuzlied (V) dichtete Walther, wahrscheinlich im Sommer 1228, für die Kreuzfahrer. Während das Heer nach den apulischen Häfen und dem wogenden Meere zog, um sich einzuschiffen, erklang das Lied als schöner, volltönender Kriegsgesang. Es beginnt: „Viel süße, wahre Minne, stärk' unsre schwachen Sinne!" und endet mit folgender Strophe:

Gott, deine Hilf' uns sende!
Mit deiner Rechten spende [1])
Uns Schutz an unsrem Ende,
Wenn uns die Seel' entgeht,
Vor Höllenfeuers Wallen,[2])
Daß wir darein nicht fallen!
Es ist bekannt uns allen,
Wie kläglich es jetzt steht:
Das hehre Land, das reine
Ganz hilflos und alleine!
Jerusalem, nun weine,[3])
Wie dein vergessen ist!
Der Feind in stolzer Wehre,
Er knechtet jetzt die hehre.
Bei deines Namens Ehre
Laß dich's erbarmen, Christ,
Der Not, mit der sie ringen,
Die dort um Aufschub dringen,[4])
Daß sie uns so bezwingen,
Wend ab in kurzer Frist!

(Br. Obermann.)

[1]) Ps. 118, 16: Die Rechte des Herrn ist erhöht; die Rechte des Herrn behält den Sieg. [2]) Jes. 66, 24: Ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer nicht verlöschen. [3]) Ps. 137, 1. 5: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. [4]) Die bedrängten Christen des Morgenlandes unterhandelten mit den Sarazenen über den Waffenstillstand.

Das nachstehende Lied spricht dafür, daß Walther die Gottesfahrt ins heilige Land mitgemacht habe. Er müßte dann bei dem Kreuzzuge Friedrichs II. 1228 gewesen sein. Obgleich Friedrich im Bann des Papstes lag, gelang es ihm durch Unterhandlungen mit dem Sultan Kamel, ohne Schwertstreich die heiligen Örter Jerusalem, Bethlehem und Nazareth zu gewinnen und sich im Tempel des heiligen Grabes die Krone als König von Jerusalem aufzusetzen. Welche Freude müßte das für den greisen Sänger gewesen sein, wenn er mit seinen Augen am

heiligsten Orte der Erde seinen geliebten Kaiser so unter Krone geschaut hätte!

## VI. Im gelobten Lande.[1])

1. Nun erst leb' ich sonder Fährde,[2])
Seit sich meinem Auge weist
Das heil'ge Land und auch die Erde,[3])
Die man also lobt und preist.[4])
Mein ist, was ich je erbat;
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott im Menschenbilde trat.[5])

2. Schöne Lande, segensreiche,
Hab' ich Wandrer viel gesehn,
Keines, das sich dir vergleiche:
Was sind Wunder hier geschehn!
Eine Magd ein Kind gebar,
Hehr vor aller Engel Schar,
War das nicht ein Wunder gar?[6])

3. Hier ließ sich der Reine taufen,[7])
Daß der Mensch gereinigt sei.
Hier dann ließ er sich verkaufen,[8])
Daß wir Eignen würden frei
Und verloren nimmermehr:
Heil euch, Kreuz und Dorn und Speer:[9])
Heidenschaft, des zürnst du sehr!
— — — — — — —[10])

8. In dies Land hat er gesprochen
Einen schreckenvollen Tag,[11])
Da die Witwe wird gerochen,
Da der Waise klagen mag
Mit dem Armen die Gewalt,
So sie litten mannigfalt:[12])
Wohl ihm dort, der hier entgalt![13])

9. Unsres Richteramts Gebrechen
Hemmt nicht mehr des Rechtes Lauf,[14])
Denn er selbst kommt, Recht zu sprechen,
Zieht der jüngste Tag herauf:[15])
Wer noch schuldet, weh ihm dann
Dort, wo dem verlass'nen Mann
Pfand und Bürg' nicht helfen kann![16])

10. Laßt ihr euch das nicht verdrießen,
Was gesprochen hat mein Mund,
Will ich jetzt die Rede schließen
Und euch kürzlich[17]) machen kund:
Was der ew'gen Weisheit Macht
Hat von Anbeginn gedacht,
Hier begann's und wird vollbracht.

11. Christen sagen, Juden, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei.
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er, bei seinen Namen drei.
Alle Welt hier her begehrt:
Uns nur ward ein Recht beschert.[18])
Recht ist, daß er's uns gewährt![19])

Zur Erläuterung. [1]) Dies schöne Kreuzlied muß auf heiliger Erde entstanden sein, da man nicht annehmen kann, daß Walther bei der Unmittelbarkeit und Naivetät seines Wesens sich künstlich in die Stimmung des Liedes versetzt habe. Wie beliebt und verbreitet das Lied war, erhellt aus den vier verschiedenen handschriftlichen Überlieferungen und den vielen Zusätzen. [2]) Br. Obermann übersetzt: „Nun erst ist mir wert mein Leben, seit mein sündig Auge fand —"

[3]) Land ist der staatliche Begriff, Erde der heilige Boden. [4]) Man preist letzteren, weil auf ihm der Heiland wandelte. [5]) Die Sehnsucht meines Lebens ist gestillt. [6]) Die Menschwerdung Gottes durch die Geburt von einer Jungfrau ist „ein wunder gar", d. h. ein ganzes Wunder.

[7]) Jesu Taufe im Jordan von Johannes dem Täufer. Matth. 3, 13—17. [8]) Verrat durch Judas Ischarioth für 30 Silberlinge. Wir waren dem Teufel, der Sünde und dem Tode als Leibeigene verfallen,

bis uns Christus aus diesen Banden erlöste. 1. Kor. 6, 20: Ihr seid teuer erkauft —. 1. Petri 1, 18. 19: „Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid —". 9) Das Kreuz, die Dornenkrone und der Speer, der Jesu Seite durchbohrte, sind die Marterwerkzeuge, aber zugleich die Abzeichen seiner königlichen Würde, sowie Heilsträger für die Sünder. 10) In den folgenden vier Strophen werden weitere Heilsthaten des Heilandes besungen, so sein Opfertod am Kreuze, seine Höllenfahrt, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt und die Ausgießung des heiligen Geistes. Auf alle diese Heilsthaten stützt sich das Recht der Christen, das heilige Land zu besitzen. 11) Joel 3, 6—26: Der Herr wird alle Heiden zusammenbringen im Thal Josaphat (östlich von Jerusalem zwischen der Stadt und dem Ölberge) und wird da Gericht über sie halten. 12) Die Stelle erinnert an Jak. 5, 1—6. Witwen, Waisen und Arme sind die Vertreter der Schutzlosen, welche hienieden Unrecht und Gewalt erduldet haben. Kaiser Konrad II. schaffte auf seinem Krönungszuge zur Kirche zuerst klagenden Witwen und Waisen Recht. 13) Röm. 8, 18: „Dieser Zeit Leiden sind nicht wert der Herrlichkeit —". „Jesu, hier leid' ich mit dir, dort teil deine Freud' mit mir." 14) Trägheit, Ungerechtigkeit und Unwissenheit der Richter erschweren und hemmen oft die irdische Rechtspflege, aber keine Kunst eines ungerechten Richters hält den Lauf von Christi Gericht auf. 15) Matth. 25, 31—46: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird —". 16) Der reiche Mann und der arme Lazarus. — Der Schalksknecht. — Matth. 16, 26: „Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?" 17) Kürzlich, d. h. in Kürze, kurz zusammengefaßt. Im heiligen Lande wurde der göttliche Heilsplan der Erlösung vorbereitet und ausgeführt; hier ist auch die Vollendung — im jüngsten Gericht — zu erwarten. 18) Wir sind Jesu Jünger und die natürlichen Hüter „seines Landes". 19) Seine Ehre fordert, daß er den Kreuzfahrten endlich rechten Erfolg giebt.

**Vergleichung der Kreuzlieder.** 1. Zeit der Entstehung. I und II sind 1212 an den Kaiser Otto IV., III im Winter 1227/28 an die deutsche Ritterschaft, IV um 1226 an Kaiser Friedrich II. und an seine Gegner gerichtet, V ist im Winter 1227/28 für die Kreuzfahrer gedichtet, VI im Jahre 1228 im heiligen Lande entstanden.

2. Kurzer Inhalt. I. Gott läßt den Kaiser durch den Mund des Dichters zu einem Kreuzzuge auffordern. II. Er soll Deutschland erst Frieden, den Heiden dann das Schwert bringen. III. Die deutschen Mannen werden bei Ehre und Seligkeit zu einem Kreuzzuge gemahnt. IV. Friedrich II. wird an seine Pflicht, einen Kreuzzug zu unternehmen, erinnert und den Gegnern der Erfolg als Gottesurteil hingestellt. V. Die Kreuzfahrer flehen um die Hilfe des Herrn für ihre heilige Fahrt zu seiner Ehre und zu ihrer Seelenrettung. VI. Der Dichter hat das Sehnsuchtsziel seines Lebens erreicht, preist den Wert und die Bedeutung des heiligen Landes und weist auf die Vollendung der göttlichen Verheißungen

hin. — I—IV sind Mahnsprüche, V ist ein Bitt-, Marsch- und Kriegsgesang, VI. ein Jubellied.

3. Eigentümliches. I. Der Dichter erscheint als Bote des himmlischen Lehnherrn an seinen irdischen Vogt, der Kampf als eine Lehnspflicht, ein gnädiges Gericht des Sohnes einst als Lohn. II. Friede für Deutschland und Krieg in Palästina; das kaiserliche Wappenschild verbürgt den Sieg. III. Ein großer Sturm ist ein Vorbote des jüngsten Gerichts und eine Mahnung, alles zur Rettung von Ehre und Seligkeit zu opfern. IV. Rascher Entschluß und schnelle Ausführung; ein Erfolg für Freunde oder Feinde sicher. V. und VI. Viele biblische Anklänge, kurze Zusammenfassung der Heilsthaten, die im gelobten Lande geschehen, Klage über die Vergewaltigung der heiligen Stätten, Bitte um Hilfe und Hinweis auf das jüngste Gericht.

4. Verwandtes. Friedrich von Hausen, ein tapferer Ritter aus der Umgegend von Trier, begleitete Friedrich Barbarossa ins Morgenland, fand 1190 wenige Tage vor dem Kaiser seinen Tod und wurde vom ganzen Kreuzheer beklagt. Er sang in „Zwiespalt“:

Mein Herz und mein Leib, die wollen scheiden,
Die doch der Eintracht lange Zeit gepflegt:
Der Leib will gerne kämpfen mit den Heiden,
Indes mein Herz der Minne Banden trägt.
Das macht mir Pein und bringt mir Herzeleid,
Daß beide sich nicht wollen lassen einen.
Ich habe viel darüber müssen weinen:
Gott möge scheiden endlich doch den Streit!

---

In „Gottes Fahrt“ singt er:

Mein Herz in solchem Glauben steht,
Dürfte Wer daheim verblieben sein
Um Minne, die zu bleiben rät,
So wär' ich heute noch am Rhein,
Da auch mir das Scheiden nahe geht,

Das ich von lieben Freunden mein
Gethan; doch wie's darum ergeht,
Himmel, auf die Gnade dein
Befehl ich dir die Eine gern,
Die ich verließ um Gott den Herrn.

Hartmann von der Aue, der Dichter des „Armen Heinrich“, singt in „Wahre Minne“:

Ich scheid' in Frieden nun von euch, Herren und Verwandte,
Was ich verlasse, all' gesegnet sei!
Fragt nicht, wohin die Fahrt, nach welchem Lande!
Ich sage meiner Reise Ziel euch frei.
Gefangen hat die Lieb' mein Herz im Streit
Und hat geboten mir die Kreuzesfahrt;
Nun muß gehorchen ich nach Ritterart:
Wie könnt' ich brechen meine Treu' und meinen Eid!

---

Mich trog die Welt mit argem Wahn,
Daß mir der Mut
Nicht mehr nach ihr sich sehnen kann:
Nun ist mir gut!
Viel große Huld mir Gott erwies,
'S ist so bestellt,
Daß mich die Sorge ganz verließ,
Die manchen hält
Gebunden an dem Fuß,
Daß er da bleiben muß,
Derweil in Christi Schar
Mit Freuden ich von hinnen fahr'.

---

## III. Durchblick und Gewinn.

**1. Das Völkerleben der Zeit nach Walthers Liedern und Sprüchen.** a) Seine Reisen und Wanderungen. (Von der Etsch bis zum Rheine „und wieder her bis an der Ungern Land", vom Po bis zur Trave, von der Seine bis zur Mur sah er die Länder und Völker und der Menschen Sitten. Als Kreuzfahrer hat er wohl auch das Mittelmeer durchschifft und das heilige Land gesehen. Der „Sängerkrieg" läßt ihn auch in Paris, Konstantinopel, Bagdad und Babylon gewesen sein. Christen, Juden und Sarazenen hat er im Kampfe und im friedlichen Wettstreit der Arbeit gesehen. Reisen war sein Leben und Ruhe ihm erst auf seinem Lehen und endlich in seinem Grabe zu Würzburg beschieden. Vergl. sein Leben S. 14—23!)

b) Die von ihm besuchten Fürstenhöfe. (Die Höfe als Mittelpunkte der Kultur zogen die Sänger besonders an. Am längsten weilte Walther an dem österreichischen Hofe zu Wien und am thüringischen auf der Wartburg bei Eisenach. Ersterer gab den höfischen Ton im Süden, letzterer in Mitteldeutschland an. Im allgemeinen galt die süddeutsche Kultur als der norddeutschen überlegen. Der kaiserliche Hof war ein wandernder von Pfalz zu Pfalz; öfter schloß sich Walther ihm an. So wohnte er der Krönung Philipps in Mainz und der Weihnachtsfeier in Magdeburg bei. Aber auch am Hofe zu Meißen, in Kärnten, Aquileja, Bayern rc. treffen wir ihn. Vergl. „Tegernsee" S. 55, „Unter Krone" S. 65, „Landgraf Hermann" S. 67, „Der Hof zu Eisenach" I. Abt., S. 202, „Bitte an Leopold von Österreich" S. 68!)

c) Die von Walther erwähnten Kaiser, Fürsten, Päpste, geistlichen Würdenträger und Sänger. (Die Kaiser Philipp von Schwaben 1198—1208, Otto IV. von Braunschweig 1198—1215, der Staufer Friedrich II. 1212—1250, die Herzöge Leopold V. von Österreich † 1194 und seine beiden Söhne

Friedrich † 1198 und Leopold VI. † 1230, die Landgrafen Hermann † 1217 und Ludwig von Thüringen † 1228, der Markgraf Dietrich VI. von Meißen, die Herzöge Ludwig und der „milde Welf" von Bayern, Herzog Bernhard von Kärnten † 1256, Graf Diether von Katzenellenbogen; die Päpste Innocenz III. 1198—1216 und Honorius III. 1216—1227, der Patriarch von Aquileja, früher Bischof zu Passau, der nach einer neuerdings aufgefundenen Reiserechnung im November 1203 bei Zeizenmauer Walthern eine Geldsumme zu einem Pelzrock gab, Erzbischof Engelbert von Köln, der 1225 ermordet wurde; Reinmar der Alte, Neidhart, Heinrich von Meißen, Stolle u. a. Vergl. „An König Friedrich II." S. 46, „Dank an Friedrich S. 47, „Auf Reinmars Tod" S. 57, „Wahlstreit" S. 60, „Leitstern" S. 64, „Unter Krone" und „Milde" S. 65, „Milde und Länge" S. 66, „Landgraf Hermann" S. 69, „Leopold" S. 68, „Berufung" S. 78, „Mäuseklang" S. 69!)

d) Verwirrung und Kämpfe in Deutschland von 1197 bis 1228. (Philipp schrieb an den Papst, daß er das Land in nicht geringerer Verwirrung gefunden als ein vom Sturm zerwühltes Meer. Vergl. S. 16—20, „Wahlstreit" S. 60 u. a.!)

e) Einfluß Roms auf deutsche Verhältnisse. (Vergl. S. 16. 20—22, „Fluch und Segen" S. 69, „Der neue Judas" S. 70, „Der welsche Schrein" und „Der Kirchenstock" S. 71!) Der zeitgenössische Abt von Ursperg schreibt in seinen Jahrbüchern:

> „Kaum blieb noch irgend ein Bistum oder eine kirchliche Würde oder auch nur eine Pfarre übrig, die nicht streitig gemacht und dann die Sache nach Rom gebracht wurde, jedoch nicht mit leerer Hand! Freue dich, unsere Mutter Rom, daß die reichen Schatzquellen auf der Erde sich öffnen, damit Ströme Goldes zu dir hin sich ergießen im Überfluß! . . . . Stimm an ein Jubellied, daß du durch die Bosheit der Menschen und nicht durch deine Heiligkeit den Erdkreis überwunden hast! Zu dir zieht die Menschen nicht ihre Andacht oder ihr reines Gewissen, sondern die Verübung vielfacher Verbrechen und der Streithändel Entscheidung um Geld."

f) Verfall der Sitten und der Kunst. (Der Abt von Ursperg schreibt:

> „Damals fingen die Übel an, sich auf der Erde zu vervielfältigen; denn es entstand unter den Menschen Feindschaft, Trug, Untreue, Verrat, womit sie sich gegenseitig in Tod und Untergang hingeben, Raub, Plünderung, Verheerung, Landesverwüstung, Brand, Aufruhr, Krieg. Jedermann ist meineidig und in die vorbesagten Frevel verstrickt. Wie das Volk, so auch die Priesterschaft. Die Verfolgung ist so groß, daß niemand mit Sicherheit von seinem Wohnort ausgehen kann, auch nur in den nächsten Ort."

Vergl. „Konstantins Schenkung" S. 73, „Reichtum der Kirche" und „Zwei Zungen" S. 74, „Der gute Klausner", „Der Zauberer" und „Wo steht's geschrieben?" S. 75, „Verfall des Gesanges" S. 76, „Das Reich und sein König" und „Sinken des Reiches" S. 63, „Ver-

fall der Zucht" S. 51, „Der Wahlstreit" S. 60, „Heimkehr" S. 79, „Verfall" S. 83!)

g) Die Kreuzzüge und ihr Einfluß. (Vergl. „Gottesbotschaft an den Kaiser" S. 96, „Das Weltende" und „Aar und Kaiser" S. 97, „Mahnung zum Kreuzzug an Friedrich II." S. 98, „Kreuzlied" S. 98, „Im gelobten Lande" S. 99, „Zwiespalt", „Gottes Fahrt", „Wahre Minne" S. 101!)

**2. Einzelzüge zum Kulturbilde der Zeit.** a) Vergleiche: „Sangeszeit" S. 21, „Federball" S. 26, „Frauen und Frühling" S. 27, „Vokalspiel" S. 30, „Traumdeuterin" S. 31, „Maiwonne" S. 33, „Halmmessen" S. 34, „Trunk und Würfelspiel" S. 53 und 54, „Wahlstreit" S. 60, die Kaiser- und Papst-Sprüche S. 63—71, Sprüche gegen die Geistlichkeit S. 73—75, „Verfall des Gesanges" S. 76, „Berufung" und „Schuld der Frauen" S. 78, „Heimkehr" S. 79, die Kreuzgedichte S. 96—102!

b) Ritterliches Standesleben und höfische Sitte. (Siehe S. 22—26, S. 113 und 114, S. 228—235!) Der **Ritter** ist die bezeichnendste Gestalt, die Ritterburg der eigenartige Bau, Ritterleben der Hauptinhalt und höfische Sitte die höchste Bildungsform des Mittelalters. Das Leben in den Ritterburgen zeigte sich innig verkettet mit dem Leben der Natur. Im Winter war es einsam und gleichförmig, eingeschlossen in die Mauern der Burg. Die Burgen lagen meist einsam und abseits, auf schroffen Hängen wie Adlerhorste angenistet, in den Zug der Wolken und Winde gestellt, gegen Unwetter und feindliche Angriffe durch dicke Mauern ohne Fenster und tiefe Wallgräben mit Zugbrücken geschirmt. Ausblicke in die Weite gewährten einzelne Söller, die Zinne des Turmes und die Mauerkrone. Die Wohnräume waren meist eng, düster und kein freundlicher Aufenthalt. Nur reichere Herren hatten größeres Gelaß und mehr Bequemlichkeit. Die eintönige Winterzeit wurde ausgefüllt durch die Frühmesse in der Burgkapelle, durch die Sorge für Haus, Küche, Keller, Gewand und Schmuck seitens der Frauen, durch die Pflege der Rosse und Waffen, Jagden im Walde, Waffenübung auf dem Burghofe, Brettspiel und Trinkgelag im Zimmer seitens der Ritter. Dem Bayernherzog Ludwig wünscht Walther für ein ihm übersandtes Licht (ein Geschenk): „Kein Wild vermeide seinen Schuß, seiner Hunde Lauf, seines Hornes Gruß". Das häusliche Behagen concentrierte sich um die gemeinsamen Mahlzeiten, um die Bewirtung erwünschter Gäste und um Musik und Gesang fahrender Sänger. Nicht wenige Ritter übten selbst die Sangeskunst und erfreuten den Kreis ihrer Familien und Freunde durch ihre dichterischen Versuche.

Je länger und rauher der Winter die Menschen in den engen Raum des Hauses einschloß und die gesellige Freude unterbrach, desto mehr wuchs die Sehnsucht nach dem Frühling. Aus den Liedern der Sänger klingt Klage über die Leiden des Winters und sehnliches Verlangen nach dem Frühling. (Vergl. S. 25, S. 27, S. 30!) Die ersten Zeichen

des wiederkehrenden Frühlings werden erspäht und freudig begrüßt. „Ich hörte gern ein Vögelein, das hübe wonniglichen Sang.“ Endlich kommt die Zeit der Maientage. Hinaus geht's in Feld und Wald. Es werden Blumen gebrochen, Kränze gewunden, Kleider und Haare geschmückt, allerlei Liedlein gesungen, Blumen- und Vogel-Orakel befragt, allerlei abergläubische Bräuche geübt, Zeichen- und Traumdeuter angegangen, frohe Reigentänze, lustiges Ballspiel u. a. angefangen. Frisch wird der Ball geschlagen und geworfen, jubelnd gesangen. Über die Heide steigt und fliegt der abgerichtete Falke. Aber bei aller Lustigkeit muß die Sitte gewahrt werden. Nicht kecklich dürfen die Mägdlein ihre Augen umher werfen, sondern sittig müssen sie auf den Weg und nur ein wenig seitwärts sehen. Das Antlitz ist beschattet von breiten Hüten, so daß der Dichter mahnt: „Rückt die Hüte auf, daß ich meine Traute finde“.

Ein altes Spruchbuch der Trierer Bibliothek schildert die Frühlingslust folgendermaßen:

„So der Monat Mai mit seinen Kräften bringt, daß aus der dürren Erde springt grünes Gras und lichte Blüte, daß alles in frischer Wate steht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all ihrem Ingesinde Brunnenfahrten zu Walde gemacht. Schöne Gezelte werden außen im Grünen bei der frischen Quelle aufgeschlagen; mancherlei Kurzweil wird vollbracht von Rittern, Knechten und Frauen mit Singen, Harfen, Reigen, Springen, Rennen und Jagen und Umwandeln je zweier, mit Armen schön umfangen. Jeder findet in der Aue, wonach er sich gesehnt bis zum Tag der Brunnenfahrt.“

Das niedere Volk schaute solchen Festen der „Herren“ zu, feierte aber selbst auch ähnliche auf dem Anger unter der Linde; nur war die Lust derber, lärmender und ungezügelter. Von den Rittern und höfischen Sängern war das niedere, meist hörige Volk wenig geachtet. „Dörperkeit“ war das Widerspiel höfischer Sitte. Sänger wie Neidhart, die ihre Stoffe mit Vorliebe aus dem urwüchsigen, derben Volksleben entnahmen, hatten doch kein Herz für das Volk und seine Geschicke, sondern nur Spott. Von oben herab betrachteten sie das Volk und seine derbe Natürlichkeit als „interessantes Objekt“ ihres überlegenen Witzes, als Kurzweil für müßige Stunden, als frappanten Gegensatz zu der oft überfeinen höfischen Sitte. Ihre derb realistischen, ja humoristischen Lieder des „niederen Minnesangs“ stellen sie in scharfen Gegensatz zu der krankhaften, überfeinen Art des „hohen Minnesangs“. Ihre Lieder fanden so bedenklichen Beifall an den Höfen, daß Walther in „Verfall des Gesanges“ S. 76 bitter ausruft: „Unfug, du hast obgesiegt!“

Wie die Einfassung des Lebens in den Rahmen der Natur den Minnesang beeinflußte, wird später noch deutlicher gezeigt werden.

Zu den hauptsächlichsten Sommerfreuden des ritterlichen Lebens gehörten die Turniere und die „Fahrten zu Hofe“. Alle Feste wurden prunk- und geräuschvoll gefeiert. Fortwährende Fehden der Fürsten und Herren, auch der geistlichen, würzten das Leben. Einen idealen Aufschwung brachten die Kreuzzüge in das Rittertum. Sie

zeigten ein fernes, hohes Ziel, steigerten alle Kräfte, veredelten das Streben und verwandelten die Selbstsucht in freudigen Opfermut.

Als ritterliche Tugenden rühmt Walther Milde, Stätigkeit, Ehre, Zucht und Maße oder Wohlgezogenheit. Dazu wünscht er, daß Fürsten und Herren in der Bethätigung dieser Tugenden, besonders der Milde, nicht säumig seien. „Adel knausert nicht." Einen geselligen Trunk nennt er eine gute Sitte, warnt aber vor dem Übermaß. Frohsinn und Güte sind Gesellen. Stäte Treue hält auch aus im Schmerz. Kein Guter belastet sich mit Untreue und Unehre. Wort und Werk sei eins; die Lüge ist ein Schandfleck.

c) Sängerleben. Zur höfischen Zucht, d. h. zum guten Tone, gehörte die Pflege der Sangeskunst. Die fahrenden Sänger waren ein wesentliches Stück in dem ritterlichen Leben des Mittelalters. Ihnen gastliche Aufnahme, freundliches Gehör und reichen Sold zu gewähren, gehörte zu den wichtigsten Pflichten der Fürsten und Ritter. Reiche Sänger blieben daheim und übten die Kunst im häuslichen und Freundeskreise.

Die fahrenden, d. h. wandernden Sänger waren oft ritterlichen Standes, aber nachgeborne, besitzlose Söhne; sie wurden dann mit Herr angeredet, die bürgerlichen aber mit Meister. Ihre erste Erziehung erfolgte durch den Burgpfaffen oder in Klöstern, die spätere an Fürsten- oder Ritterhöfen. Ihr gelehrtes Wissen war meist bescheiden, aber die Kunst des Singens und Sagens erlernten sie mühsam bei berühmten Meistern. Ihre Hochschule war das Leben und der wechselnde Verkehr, ihre Wissenschaft die Kenntnis des Herzens, des menschlichen Treibens und der mannigfachen Schicksalsverknüpfungen. Ihre große Welterfahrenheit und Menschenkenntnis gab ihren Worten gewichtigen Nachdruck. Nicht selten wurden sie, wie Walther, Fahnenträger der Gedanken und Dolmetscher der Gefühle ihrer Zeitgenossen. Ihre Lieder verbreiteten sich mündlich oder durch Abschriften. Häufig begegnet man der Klage über Verkehrungen, Entstellungen, Fälschungen (vergl. S. 69!). Die meisten fahrenden Sänger waren heimats- und besitzlos und führten ein ruheloses, entbehrungsreiches Leben. Sie wanderten — bürgerliche am Stabe, ritterbürtige zu Roß mit Harfe oder Geige —, um sich ihren Unterhalt zu erwerben, Welt und Menschen zu studieren, Gesangstoffe zu suchen und durch ihren Vortrag Ehre und Anerkennung zu gewinnen. Sie suchten besonders kunstsinnige Höfe auf, deren Lob dankbare Sangesgenossen laut verkündigt hatten. Mit einem Liede klopften sie an und forschten die Gesinnung aus. Schenkte man ihnen freundlich Gehör, so gingen sie mit ihren Liedern Schritt für Schritt weiter, lobten den Fürsten, besonders seine Milde, bis sie vielleicht einen Ehrenplatz als Ingesinde erhielten. (Vergl. I. Abt., S. 194 und S. 67!) Die als Liedersold gebräuchlichsten Gaben waren: Unterhalt mit Speise und Trank, Silber und Gold, Kleider und Rosse, Waffen und Kleinodien, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder ꝛc. Walther sagt: „Getragene Kleider nahm ich nie!" Der

Kanzler dagegen ist „lüstern nach reicher Herren alter Wat". Die Lieder der Fahrenden ertönten auf der Landstraße und im Festsaal. (Vergl. Goethes „Sänger" und Uhlands „Des Sängers Fluch"!) Jedes Erlebnis wurde zum Liede, und im Liede war ihr Reichtum und ihr Leben. Walther, der wie mancher andere Sänger auch um Sold warb, bewahrte dabei seine männliche Würde, viele aber erniedrigten sich zu Almosenheischern. Jede Gelegenheit benutzten sie, um den milden Herrn anzuzapfen. Gelang der Angriff nicht, so ließen sie bittern Tadel über Kargheit erklingen. Walther vergleicht Herren, die viel versprechen und wenig halten, mit Gauklern, die unter ihrem Hute bald einen wilden Falken, bald einen stolzen Pfau, bald ein Meerwunder zeigen, zuletzt aber nur eine Krähe zum Vorschein bringen. „Wär' ich stark genug, ich schlüge dir die falsche Gaukelbüchse aufs Haupt!" grollt er. Zuweilen glückte es einem fahrenden Sänger, wie Walthern, sich ein Lehen (vergl. S. 46 und 47) oder doch einen ruhigen, sichern Platz an einem fürstlichen Hofe zu ersingen; in der Regel aber setzten sie das ruhelose Wanderleben bis zum Grabe fort. Der innere Drang und der äußere Wechsel gaben diesem Leben einen gewissen Reiz. Ausführlich hat uns seine Lebens- und Liebesgeschichte der treffliche Minnesinger Ulrich von Lichtenstein in seinem Buche „Frauendienst" (herausgegeben von Ludwig Tieck, Stuttgart 1811) hinterlassen. Minnedienst, Ritter- und Sängerleben treten da plastisch vor unsere Seele.

3. **Gedankenmittelpunkt** von Walthers Dichtungen. (Vergl. S. 25: Natur und Minne, S. 44: Vaterland und Volkstum, S. 83: Gott und Ewigkeit!) **Minne** ist der Mittelpunkt von Walthers Gedichten. Minne ist zunächst Erinnerung, herzliches und sehnendes Gedenken. Als Frauenminne richtet sie sich auf ein geliebtes Weib, als Freundesminne auf einen werten Freund, als Herrenminne auf Fürst und Vaterland, als Gottesminne auf Gott und Ewiges. Alle Töne der Minne läßt Walther erklingen. Und einen hohen Begriff hatte er mit seinen edlen Sangesgenossen von der Minne: „Der verliert seine Tage, dem nie von rechter Minne ward weder wohl noch weh." „Minne ist aller Tugenden und alles Glückes Hort." „Ohne Minne kann niemand Gottes Huld erwerben." „Wer guten Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat." „Rechte Minne tugnet das Herz und ist nicht ohne Tugend möglich." „Rechte Liebe giebt Freude und Würde." „Zum Glück der Minne gehört Gegenseitigkeit, d. h. Erwiderung, doch wertet jede rechte Minne den Mann." Über das Wesen der Minne siehe S. 37: Die Minne, S. 39: Gemeinsame Minne, S. 40: Was ist Minne? S. 38: Preis der Minne!

Entwicklung des Minnesangs. Von jeher sprach die Liebe gern im Gesange, aber ohnegleichen ist die tausendstimmige Frauenhuldigung, die im 12. und 13. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland im Minnesange erklang.

Der eisenbewehrte Ritter als Bild der Kraft knieend vor der zarten Frau, dem Bilde der Anmut, das ist das Zeichen jener Zeit.

Schon die alten Germanen ehrten ihre Frauen als Wächterinnen des Hauses und der Sitte, aber erst das Christentum machte das Weib zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes. Maria, die jungfräuliche Mutter des Heilandes, adelte das ganze Geschlecht und gab dem Kultus neue Impulse. Viele christliche Frauen und Jungfrauen glänzten unter den Märtyrern durch Inbrunst der Liebe und durch Heldenmut im Ertragen der Martern. Wie eine Offenbarung ging es durch die Völker germanischer Abkunft, daß ein edles Frauenherz des Himmels schönste Gabe und die Gewinnung ihrer Huld das höchste Strebeziel sei. „Schon ein schüchterner Gruß aus schönen Augen beglückt."

So wurde im Mittelalter die Schönheit und der sittliche Wert der Frauen zu einer glänzenden Erscheinung in der damaligen Weltanschauung, der sittigende Einfluß der Frau das wirksamste Gesetz des gesellschaftlichen Lebens, das Werben um edler Frauen Huld und Gunst gleichsam das wärmste und tiefste Atemholen des höfischen Lebens. Walther behauptet, er habe von deutschen Frauen stets gut gesprochen; doch seien böse und gute zu scheiden; schade, daß für beide Namen und Stimme gleich seien! Alle ehrten die besten baß. „Willst du der Weisheit Lehren übergülden, so sprich wohl von den Weiben." Schönheit täusche und bringe oft Schmerz, Anmut nur erfreue das Herz. — Gedanken an Frauen seien Trost in böser Zeit, Beständigkeit und Fröhlichkeit des Weibes Zier.

Der Ursprung des Minnesangs ist im südlichen Frankreich zu suchen, wo sich nach den Stürmen der Völkerwanderung deutsche Kraft und Ursprünglichkeit mit römischer Bildung einte. Von hier pflanzte er sich nach Nordfrankreich und Deutschland fort. Wenn der deutsche Minnesang auch den Anstoß von den französischen Troubadours empfing, so ist er doch nicht Nachahmung, sondern eigenartige Gestaltung, und zwar ein entschiedener Fortschritt vom Künstlichen zum Einfachen, von äußerlichem Wort- und Formenspiel zu tieferem Gehalte.

Nachweislich sind erst von der Mitte des 12. Jahrhunderts ab Minnelieder aufgeschrieben worden, im Herzen und Munde des Volkes aber haben sie lange vorher geklungen. Als der elsässische Mönch Otfried in Weißenburg um 870 seine Evangelienharmonie schrieb, da hatte er den Nebenzweck, die leichtfertigen weltlichen Lieder zu verdrängen. Viele Wendungen seines frommen Sanges beweisen, daß er mit den weltlichen Liedern wohl vertraut war.

Ältere Minnesinger sind Dietmar von Aist und der Kürenberger (vergl. I. Abt., S. 103!). An der Grenze der neueren Zeit steht Heinrich von Veldecke (vergl. S. 27!). Die älteren Minnelieder zeigen wenig sprachlichen Schmuck, viele frische, sinnlich kräftige Züge, launige Einfälle und Wendungen, belebte Handlung und eine Verschmelzung von Bild und Sache.

Durchweg zeigt der Minnesang eine innige Verflechtung mit

dem Leben der Natur. Die Liebe erscheint im Blumenrahmen der Natur und hat gleichen Pulsschlag mit ihr, so daß die Minnesänge als die tiefsten, innigsten Naturklänge erscheinen. Der Winter hat allen weh gethan und auch der Freude Baum entlaubt. „Könnte man ihn doch verschlafen!“ (S. 25!) Melden sich des Frühlings erste Boten, dann klopft das Herz in Hoffnung schneller. Pläne werden gemacht, wie die wonnigliche Zeit freudenvoll zu verwenden sei. „Ein neuer Sommer, neue Zeit —“ (S. 38!) Die Stätten werden aufgesucht, die eine süße Erinnerung geweiht hat. Wenn dann der Anger grünt und blüht, dann glänzt und glüht auch das Antlitz. Der Vogel singt, die Saite klingt, die frohe Schar sie singt und springt. Der bunte Ball fliegt in die jubelnde Menge, und der Blütenschnee fällt von den Bäumen in das lockige Haar. Die milde, süße Linde, die mit säuselnden Blättern vor der Sonne schirmt und der Nachtigallen Zufluchtsort ist, wird singend im Reigen umtanzt. „An der Linde hebt sich lauter Schall.“ Der Anbruch des Frühlings ist eine Aufforderung zum Minnewerben. „Wohl den kleinen Vögelein! Wohl den lichten Tagen! Die sollen uns zu Freuden scheinen.“ Der lichte Sonnenschein verklärt die Welt und erhellt das Auge. Der steigende Saft regt auch das Blut zu rascherem Laufe und das Herz zu froherem Klopfen an. Die Zeit der Maientänze giebt Wonne aller Welt. (S. 33!) Hinaus aus den engen Stuben zieht's jedermann in die freie, frische Natur auf den Anger und die Heide, auf die Wiesen und in den Wald. Zu fröhlichem, buntem Zuge nach der Linde im Thal schließen sie sich zusammen. Voran geht eine Jungfrau im Feierkleide und trägt den Maienbusch, von dessen Spitze ein langer Schleier weht. Sie singt vor, andere singen nach. Im neckischen Spiel und Gesang suchen und fliehen sich Jüngling und Jungfrau. Das Auferstehungsfest der Natur bedeutet das Erwachen der Liebe im Herzen. Vergl. S. 27!

Aber auch in Gegensatz tritt das Leben des Herzens zum Leben der Natur. Je lauter die Freude in der Natur erschallt, desto tiefer in Trauer sinkt der unglücklich Liebende. „Der grüne Klee ist mir wie Schnee. Wie schön die kleinen Vöglein singen, mir ist doch weh.“ Vergl. „Immer neues Lob“ S. 35, „Lied und Liebe ohne Echo“ S. 40!

Doch der Ungunst des Wetters draußen lacht die glückliche Liebe im Herzen. „Mir schadet weder Reif noch Schnee. Ich weiß so lachend einen Mund, der wie die neue Ros' entsprießt.“

Wie tief und innig das Leben der Natur im Minnesange erfaßt ist, das beweisen die der Natur entlehnten stehenden Bilder. „Kleiner Vögelein Gesang, die süße Nachtigall; der Wald ergrünt im Hoffen; die Heide wird vor Freude rot; die laubende Linde, der frische Klee, die aus dem Grase aufdringenden Blumen, die lichte Rose im Tau, das Falben der Wälder, die fallenden Blätter, die welkenden Blumen, Reif und Schnee, wo man ehmals Blumen las, saftiges Grün, rot und weiße

Farben, sonndurchleuchtet Gras und Laub, Blumen und Klee im Wettstreit des Wachsens; aus grünem Grase lächeln die Blumen einen Gruß; sie tropfen von Tau, der ihnen in die Augen gefallen: Maienwonne gesellt sich zur Rosenpracht; die Rose ist das Bild einer schönen, stolzen Frau ꝛc. Wenn auch die Bilder meist feststehende Verwendung finden, so fehlt es doch auch nicht an eigentümlichen Wendungen je nach der Eigenart des Dichters und der jeweiligen Lage.

Was enthalten nun die schier zahllosen Minnelieder? Sie singen von Sommerwonne und Winterleid, werben um der Frauen Huld und Gnade, preisen ihre Schönheit, bitten um Erhörung, malen den Phantasiebau eines geträumten Glückes, enthalten Gespräche zwischen Rittern und Frauen, Meldungen der Boten, Klagen über die Trennung von der Geliebten, über ihre Härte und über die hämischen Merker, Hilferufe an Frau Minne, Freudenausbrüche über die kleinste Gunst, mutwilliges Schäkern in den Tanzweisen, heitern Humor in den Scherzliedern, neckisches Irreführen der Neugierigen, die das süße Geheimnis erraten und ausplaudern möchten, Verhüllung des süßen Namens der Geliebten, zuweilen auch Ausbrüche des Unwillens in Scheltliedern ꝛc.

Auch Walther singt von der Liebe Lust und Leid und durchläuft dabei die ganze Leiter des Herkommens im Minnesange. Er gelobt, im eignen Heim erst recht zu singen von Vögelein, der Heide, den Blumen und schönen Frauen. Sein Lied soll die geliebte Frau ehren, erheben und berühmt machen. Auch ihm hat die Minne wohl und weh gethan, sie hat ihn wie alle Welt in ihren Zauberbann gezwungen; hat seinem Herzen und seinen Gedanken weiten Blick und Flug verliehen. Neben der Geliebten hat ihn die Minne blind und stumm gemacht. „Ein keusches Weib, ein edler Mann, daran hat Minne wohlgethan.“ Sanftes Zürnen, süß Versöhnen nennt er der Minne Recht.

Aber doch sind viele von Walthers Liedern der Frauenminne ohne tiefere Innigkeit, ja teilweise etwas gekünstelt und trocken, in einem gewissen Pflichttone. Es ist ihm diese Art des Minneliedes mehr Ehren- als Herzenssache. „Nur den siebenten Tag in der Woche will er der Minne einräumen.“ „Verlorne Zeit kümmere ihn mehr als der Minne Not und Ungemach.“ Sein Minnegesang erklingt zwar bis ins spätere Alter, aber mit der Klage, daß alles so abwärts gegangen sei, daß die Frauen ehemals mehr Sinn für Ehre und Fuge gehabt, jetzt aber Gefallen am Unfuge fänden, daß sie zu viel auf äußere Vorzüge gäben, die Männer herabzögen ꝛc. Vierzig Jahre hat er im Dienste der Minne gesungen, zuletzt ohne Frische und Freude, da nimmt er endlich Abschied von der Welt, sagt der lockenden Buhlerin Valet und wendet sich der ewigen Gottesminne zu, die niemals altet und niemals trügt.

Doch schon lange vorher hatte er in seinen Sprüchen die warmen, vollen Töne der Vaterlands- und Herrenminne angestimmt. Daraus klingt feurige Begeisterung, männliche Gesinnung und innige Herzensteilnahme. Hier setzt ein ganzer Mann seine ganze Kraft, ein echter

Patriot seine ganze Kunst für das Vaterland ein. Doch mehr und mehr wandelt sich und schwindet das Irdische. Wahr und tief klingt sein Weh aus den Liedern über die Vergänglichkeit alles Irdischen. „Das Irdische schwindet ihm, sowie beim Sinken der Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen.“ Erdenfreude ist eitel und flüchtig, die himmlische Minne dauernd und wahr. Walther nimmt in ergreifenden Liedern Abschied von der Welt; „er will zur Herberg fahren“. Nach dem heiligen Lande und nach dem Jerusalem droben zieht ihn seine Sehnsucht und klingt wieder in den ergreifenden Kreuzliedern.

4. **Walthers erziehliche Bedeutung für die Charakterbildung deutscher Jünglinge.** Dieselbe liegt hauptsächlich in dem vollen Einklange zwischen seinen Liedern und seinem Leben, in der unbestechlichen Wahrhaftigkeit seines Wesens, in seinem geläuterten Natursinn, seiner begeisterten Vaterlandsliebe und seiner innigen Gottesminne. Walther ist ein harmonischer deutscher Charakter, der in Wort und Wandel zur Nachahmung reizt.

Ernst in allen ernsten Fragen, froh mit den Frohen, traurig mit den Betrübten, stets von harmonisch sittlicher Beschaffenheit des Gemüts, sucht er überall Freude zu bringen und Anstoß zu meiden. Unfrohes, mürrisches Wesen hält er für ein sittliches Gebrechen, freudige Gemütsrichtung für Tugend und für Glück. „Niemand taugt ohne Freude.“ Beim Wiedersehen der veränderten Heimat klagt er: „Jetzt trauern selbst die Jungen, die doch vor Freuden sollten in den Lüften schweben.“ Für die karge, entsagungsvolle Wirklichkeit läßt er sich durch einen Traum entschädigen. „Gedanken haben keine Schranken.“ Trotz aller übeln Erfahrungen regt sich immer wieder die Hoffnung und macht ihn jeder Wechsel froh und frisch. „Mich hat ein Wähnen froh gemacht.“

Die Jugend will er froh und thatenlustig, nicht geizig und nicht verschwenderisch, nicht ruhmredig und lästersüchtig, nicht durch schwächliche Zucht und übel angebrachte Nachsicht verwildert. „Habsucht wie Geiz sind Rost an der Ehre.“ „Anstand außen, Treue innen vermag die Herzen zu gewinnen.“ Zucht und Maße sind des Mannes Zierde. Zucht ist der Inbegriff der höfischen Sitte, Maße das rechte, wohlanständige Maß bei allem Thun und Lassen, Unmaße die Unbildung und Roheit. Im Zusammennehmen, in der Selbstüberwindung zeigt sich der wahre Held. Der Mann sei kühn, mild, stät und thatbereit. Versprechen und halten gezieme sich für ihn. Walther ist sich des Wertes und der Wirkung seiner Lieder voll bewußt, aber nirgends tritt eitle Selbstbespiegelung und Selbstüberhebung zutage. Gefühl des eigenen Wertes und männliche Selbstachtung ist keine Eitelkeit. Nie prunkt er mit Gelehrsamkeit; nie sucht er sich auf Kosten anderer in besseres Licht zu stellen. „Ich will mich vor Neid bewahren.“ Sein „werter Sang“ ist sein Reichtum. „Bei reicher Kunst läßt man mich darben,“ klagt er.

„Tausend Herzen hat er froh gemacht!" „Seine „Fraue" ist durch ihn geehrt und erhoben, ohne ihn tot." Er nennt sich selbst „der Werten einen".

Dem Vaterlande gehört seine Liebe und klingt sein Lied. Zu ihm steht er treulich in guten und bösen Tagen; seine Fahne hält er allwegs hoch, seinen Preis singt, seine Ehre wahrt, seine Gesetze und Sitten ehrt er. Mit klarem Blick und ganzer Seele ergreift er die Gegenwart. Er belauscht und versteht alle Stimmungen der menschlichen Seele, alle Strömungen des öffentlichen Lebens. Sein eigenes Leben ist ein Spiegel des öffentlichen. Der Fremdländerei ist er gram, der deutschen Sitte hold. „Ein deutscher Mann jagt nicht dem Neuen und dem Fremden nach."

Der Verfall deutscher Zucht und Ehre schmerzt ihn tief. Rührend klingt seine Klage, schneidig sein Tadel, eindringlich seine Mahnung. Er erinnert an den früheren Glanz, an die alte Macht und Ehre des Vaterlandes und mahnt, zu alter biderber Sitte und Sittlichkeit zurückzukehren.

Trotz der zeitgemäßen Sitte des Ansingens und trotz seiner Armut wahrte sich Walther einen würdigen Sinn und edle Selbständigkeit. Männlich mahnt er die Fürsten an ihre Pflichten, warnt sie, falschem Rate zu folgen und auf das verächtliche Volk der Heuchler und Schmeichler zu hören. „Ihre ungetreue Zunge müsse erlahmen." Vor hoher Stellung und Abkunft bückt er sich nicht servil zur Erde. Gesinnung gebe Adel, und Tugend sei Schönheit. Vorzüge der Geburt gälten nichts, denn vor Gott seien alle gleich.

Dem Bogner (Graf von Katzenellenbogen) sei er hold; der sei der schönste Ritter, „wenn man die innere Tugend nach außen kehre".

Gegen ein Herabziehen seines Kunstideals verwahrt er sich mit Nachdruck. Bitter zieht er gegen die Verderber des Minnesangs, die „Unhöfelichen", „Dörper", „Bauernsänger" wie Neidhart zu Felde und nennt ihr Singen „Unfug".

Walthers Treue gegen Gott, Vaterland, Freunde, künstlerisches und sittliches Ideal macht seinen Charakter liebwert und nachahmungswürdig.

**5. Humor und volkstümliche Sprache in Walthers Liedern.** Wie Walther seines Volkes Seele kennt, so redet er meisterlich seine Sprache; bald klingt sie ernst erschütternd, bald süß vertraut, bald heiter und neckisch.

Einige Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten sind: Gut Mann ist guter Seiden wert. — Gedanken sind frei. — Hätt' er Glück, ich thät ihm gut. — Wo sich's Mühlrad dröhnend dreht, wer dahin wohl harfen geht! — Er ist nicht Fisch bis zur Gräte. — Mögen sie den Esel und den Gauch (Kuckuck) nüchtern hören! (Nach dem Volksglauben mußten sie dann das ganze Jahr hungern.) — „An drei Fürstenhöfen ist mein Wein gelesen und meine Pfanne sauset." ꝛc.

Humoristisch sind folgende Stellen: Die nasse Abfertigung im gastlichen Tegernsee S. 55. — Einen wunderlichen Mann Namens Gerhard

Atze macht er zur Zielscheibe seines Spottes und giebt ihn dem Gelächter der lustigen Hofgesellschaft in Eisenach preis. Gerhard hat ihm nämlich ein Pferd erschossen und soll es nun mit drei Mark büßen. Aber er weigert dies, „weil einst ein Verwandter des erschossenen Rosses ihn in die Finger gebissen habe." Walthers Diener Dietrich soll nun den Atze als Roß reiten. — Kaiser Ottos Milde soll nach der Länge gemessen werden. — Im Vokalspiel S. 30 schilt er in komischem Zorn den Winter und will lieber Mönch in dem (reichen) Kloster Dobrylug werden als länger dies Leben ertragen. — In drolligem Unwillen verwünscht er S. 31 die Krähe, welche sein Traumglück durch Schreien zerbricht. — Über abergläubische Leute, die sich bei alten Weibern Träume und Zeichen deuten lassen, schüttet er in demselben Gedichte seinen Spott aus. — Den Namen seiner „Frau" nennt er „Gnad" und „Ungnad" oder verbirgt ihn schelmisch im Anschluß an das Gedicht „Walther und Hildegunde". Die neugierigen Frager nach dem Namen seiner Geliebten neckt und nasführt er öfter. — Das glückliche Orakel des Halmmessens nennt er ein Tröstelein, das ihn aus Zweifelsucht erlöset habe. — Die Minne nennt er Meisterin der Diebe, da ihr kein Schloß je widerstand. — Weiter wirft er ihr scherzend vor, daß sie viel älter als der Dichter sei und sich nicht über ihn zu erheben brauche. — „Wen die Minne blendet, wie kann der noch sehn?" — Dem Glück, das ihm stets den Rücken wende, wünscht er, daß ihm die Augen im Nacken stünden, dann müsse es ihn wider Willen ansehen. — Den Hochmut vergleicht er mit der 6, die zur 7 strebe, die Zerstückelung des byzantinischen Reiches 1204 mit dem Bratenverschneiden. — Als ihn der Herzog von Österreich in den Wald verwünscht, da seufzt er schelmisch: „Laß mich nicht reuten, laß mich bei den Leuten." — Ein andermal klagt er: „Die halbe Welt folgt meinem Rat, und ich selbst bin ratlos." — Bitter klingt die Ironie bei der Teilung seines Gutes unter seine Feinde, S. 59, „daß keiner mehr verlange, als ich ihm zuerkannt!" — Im „Abschied von der Welt" läßt er den Teufel hienieden ein lustig Wirtshaus halten und die Gäste von Frau Welt gar fröhlich bedienen. Walther kehrt dem Wirtshaus und der Wirtin den Rücken, weil die Seele als Zahlung gefordert würde. —

**6. Etwas über die Kunstform in Walthers Gedichten.** Die Gedichte Walthers tragen den Stempel der Meisterschaft besonders in dem Einklange von Inhalt und Form. Letztere ist die knappe, schöne Umgrenzung des Inhalts, und dieser füllt ganz die Form. Sie ist mannigfaltig wie die Gedankenentfaltung, aber nie gekünstelt und um ihrer selbst willen da. Der Inhalt muß die Form bestimmen, der Gedanke in seiner Entfaltung naturnotwendig sein Sprachkleid schaffen. Daß Walther ein Meister der Form ist, bezeugt das „Vokalspiel" S. 30, aber gewöhnlich verschmäht er solche Kunststücke. Doch unterscheidet man in seinen Gedichten einige achtzig Töne oder Dichtweisen. Sie steigen vom einfachsten Volksliede bis zur großartigen Königsweise. Zur Zeit, da der Minnesang schon in Formkünstelei ausartete, rühmt der Minne-

singer Frauenlob (Heinrich von Meißen † 1318) in seinem Wettstreit mit dem Schmied Regenbogen, daß er durch seine schier zahllosen Töne oder Versfügungen ein Meisterkoch der Kunst und ein Vergolder des Gesanges sei, während Walther und andere Meister neben der kunstreichen Straße den schmalen Steig gefahren seien.

Der Form nach sind Walthers Dichtungen zu scheiden in Lieder, Sprüche und Leiche. Im Liede sind zu unterscheiden: a) der Ton, d. h. der Vers- und Strophenbau, b) die Weise oder Melodie, denn der Dichter war auch Komponist, c) das Wort als Ausdruck des Gedankens.

Je mannigfaltiger die Töne waren, desto größer war die Kunst des Sängers. In der Regel mußte jedes Lied einen andern Ton, d. h. metrischen Aufbau, und eine andere Melodie oder Sangweise haben. Jedes Lied bestand in der Regel aus mehreren gleichartigen Gesätzen, Strophen. Die Sprüche sind kürzer, meist nur einstrophig, und eine Wiederholung desselben Tones ist in ihnen gestattet. Sie bildeten kleinere poetische Ganze, die bis zu drei häufig zu loser Kette zusammen gereiht waren. Leiche, deren wir von Walther nur eins, S. 85, haben, waren längere Gedichte, aus ungleichartigen Strophen aufgebaut.

Als symmetrisches Gesetz des Aufbaues galt für jede Strophe in Liedern und Sprüchen die Dreiteilung. Die beiden ersten gleichen Teile, Stollen genannt, bildeten den Aufgesang, der dritte ungleiche Teil den Abgesang. (Durch Einrücken der ersten Zeile sind die drei Glieder einer Strophe von S. 46 ab kenntlich gemacht.) Meistens stehen die beiden Stollen, welche den Aufgesang bilden, voran und erhalten in dem folgenden Abgesange den Abschluß. Doch kann die Folge auch verschoben sein, wie die Sprüche S. 46 und 47 mit dem Abgesang in der Mitte, den beiden Stollen am Anfange und Schluß zeigen. Manche Litterarhistoriker ordneten Walthers Gedichte überhaupt nach den Tönen, machten also die Kunstform zum unterscheidenden Einteilungsmaßstabe.

Fr. Polack.

# Das Volkslied.

Litteratur: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von Achim von Arnim und Clemens Brentano (Leipzig, Phil. Reclam). — Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts von Karl Goedeke und Jul. Tittmann. I. Bd.: Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert (Leipzig, F. A. Brockhaus). — Bibliothek der deutschen Klassiker. Bd. II: Volkslitteratur der Reformationszeit (Hildburghausen, Bibliographisches Institut). — Deutscher Liederhort von L. Erk (Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin). — Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder von L. Uhland (Stuttgart, J. G. Cotta). — Abhandlung und Anmerkungen dazu von Ludwig Uhland. Bd. III von Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage (Stuttgart, J. G. Cotta). — Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes von Vilmar (Marburg, Elwert). — Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, gesammelt und mit kulturhistorisch-ethnographischer Einleitung herausgegeben von Dr. Otto Böckel (Marburg, Elwert). — Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts. Für die Freunde der alten Litteratur und zum Unterrichte eingeleitet und ausgewählt von Dr. K. Kinzel (Berlin, Neuenhahn). — Litteraturgeschichte von Vilmar und Geschichte der deutschen Litteratur von Wilh. Scherer.

---

## I. Vorbereitung.

Walther von der Vogelweide war ein Kunstdichter, d. h. ein bewußter Dolmetscher des gebildeten Teiles seiner Zeitgenossen. Wenn er auch voll und ganz inmitten seines Volkes stand und mit ihm wahr und warm empfand, so erhob sich doch sein Geist in bewußter Überlegenheit über dasselbe. Unter Geltendmachung seiner dichterischen Persönlichkeit sprach er nach den Regeln der poetischen Kunst das aus, was ihn als Glied seines Standes und Volkes in tiefster Seele bewegte. Das ist das Wesen der lyrischen Kunstdichtung. Und lyrische Kunstdichter waren alle Minnesänger, wie groß auch ihre Zahl war und wie wenig oder wie sehr sie an einen Walther hinanreichen mochten. (Die Manessische Handschrift in Paris enthält allein gegen 140 Minnesinger mit vielen Bildnissen und etwa 7000 Liederstrophen derselben. Sie soll von Rüdiger Manesse in Zürich im Anfang des 14. Jahrhunderts angelegt worden sein, kam um 1600 nach Heidelberg, wurde während des 30jährigen Krieges geraubt und nach Paris entführt, wo sie 1726 Chr. von Bartenstein entdeckte, und gelangte 1888 infolge Umtauschs wieder nach Heidelberg.)

„Doch nicht an wenig stolze Namen ist die Liederkunst gebannt; ausgestreuet ist der Samen über alles deutsche Land“ (vergl. II, 604!). Die Poesie ist Gemeingut der Menschheit und die Sangeslust ein tiefes Bedürfnis des menschlichen Geistes, nicht ein Spiel der Willkür, wozu es die Meistersinger in ihren Handwerker-Singschulen unter trockener Nachahmung des Minnesanges machen wollten. Die verborgenen Quellen der Poesie springen frisch und mit elementarer Gewalt zu Tage, wenn ein erhöhter Lebensdrang die Volksseele bewegt. „Das Übersprudeln des Lebens schafft das Lied“ (Uhland). Stets, wenn das Volksleben frische, hohe Wellen schlug, erklang wie aus kräftigem Naturdrange heraus das Volkslied. Das Volk als ungeschiedene Einheit war der Sänger und sang, wie's ihm ums Herz war und wie ihm der Schnabel gewachsen war, ohne sich in die Fesseln einer zünftigen Kunst schlagen zu lassen. Seine Stimmführer — die Volksdichter — traten nicht mit irgendwelchem Anspruche auf dichterische Originalität aus der Gesamtheit heraus. Hatten sie schlicht und glücklich im Liede ausgesprochen, was alle bewegte, so war ihr Werk gethan. Ihr Lied lebte als Volkseigentum weiter, ihr Name aber ward in der Menge nicht mehr genannt. Das Volkslied ist der Atemzug der erregten und erschwingenden Volksseele und der poetische Niederschlag des bewegten Volkslebens.

Wie ein Volkslied entsteht, haben Freiligrath und Sallet poetisch darzustellen gesucht (vergleiche Bd. III, S. 72—78!). Freiligrath zeigt die Entstehung des historischen Volksliedes „Prinz Eugen, der edle Ritter —,“ Sallet den Ursprung eines Liebesliedes.

Das Wesen des Volksliedes wird uns klar werden, wenn wir an der Hand jener Darstellung und jener Lieder: „Zelte, Posten, Werda-Rufer —“ und „Ein wandernder Geselle zieht munter durch den Wald —“ die einzelnen Elemente aufdecken, die den Charakter des Volksliedes bestimmen.

1. **Veranlassung.** Ein Ereignis (wie die Eroberung Belgrads durch Prinz Eugen), das in aller Munde war, ein Gefühl (wie das Abschiedsweh im Rahmen der Frühlingsherrlichkeit), das alle stark und unmittelbar durchdrang, gab den Anstoß und drängte zu poetischem Ausklingen.

2. **Verfasser.** „Einer, der dabei war,“ wurde zum Munde der Gesamtheit, dort der Trompeter, hier der Handwerksbursche. Doch keiner nannte seinen Namen oder erhob Anspruch auf die Autorschaft. Nicht als Dichter, sondern als Glieder einer Gemeinschaft fühlten sich die Urheber des ersten Wurfes. — Und die Gemeinschaft ergriff sofort frisch und verständnisinnig diesen ersten Wurf eines Volksliedes und gestaltete ihn durch allerlei Veränderungen im unverkünstelten Volksgeschmack nach Wort und Weise als ein Eigenes. Nicht ein einzelner Dichter, sondern eine Volksgemeinschaft schuf also unsere Volkslieder.

**3. Stoffe.** Alles, was im Lebens- und Anschauungskreise des Volkes lag, alle Vorkommnisse im Volksleben, die sein Gefühl rascher erschwingen ließen, alle historischen Ereignisse, die den Blick in die Ferne auf Helden oder Heldenthaten lenkten, ergriff das Volkslied, verarbeitete und veränderte sie dergestalt, daß sie dem Volksgemüte verständlich und lieb, dem Volksmunde gerecht und geläufig wurden. Der fruchtbarste Mutterboden des Volksliedes war Volksglaube und Volkssitte. Im innigen Wechselschritt bewegten sich Natur- und Menschenleben.

**4. Aufbau und Sprache der Volkslieder.** Drängte sich im Volksleben irgend ein Stoff in frischer Unmittelbarkeit der Gesamtheit auf, so gab ihm ein poetisch und musikalisch begabtes Glied der Gemeinschaft die erste Volksliedgestalt, indem es mit keckem Griff und stoßweise das Wichtigste erfaßte und „in Reim und Noten“ brachte. Wort und Weise entstanden meist gleichzeitig, oder das neue Lied wurde nach einer alten Melodie gedichtet. Aus dieser Art der Entstehung erklären sich die Sprünge, Lücken und zahlreichen Nachbesserungen in den Volksliedern. Stets führen sie gleich mitten in die Sache und gehen ohne Umschweife aufs Ziel los. Goethe nennt diese Eigenheit den kecken Wurf des Volksliedes. Gefühl und Unmittelbarkeit ist dabei alles, die Kunst nur wenig. Der Reim ist nicht selten unrein, das Metrum holperig, die Sprache einfach, natürlich, allen verständlich, zuweilen derb und durch Auslassungen dunkel. Vieles setzt das Volkslied als bekannt und selbstverständlich voraus, besonders die psychologische Begründung und Verbindung der Einzelheiten. Es begnügt sich mit dem raschen, kühnen Thatfortschritt und kümmert sich wenig um die Gedankenunterlage, indem es diese in der gleichgestimmten Seele des Mitsängers und Hörers voraussetzt.

**5. Gebrauch.** Wie das Volkslied singend und sagend in der Gemeinschaft entstanden ist, so lebt und wirkt es auch nur im Gesange von gleichgestimmten Genossen weiter. Eine Zersprengung der Volkseinheit durch parteiische Pflege der Einzelinteressen muß auch den Tod des Volksliedes bedeuten. Sangbarkeit, Volkstümlichkeit und Geselligkeit sind seine drei Lebensbedingungen; ohne Einstimmen, Mitsingen und Mitklingen aller ist kein rechtes Volkslied zu denken. Soll das Singen und Sagen der Volkslieder wahren Genuß gewähren und zu einem Volkserziehungsmittel werden, so muß im Sänger und Hörer ein innerliches Mitdichten den äußeren Aufbau des Gedichtes begleiten, eine geistige Vervollständigung gleichsam den Einschlag des äußeren Fadenwerkes bilden. Die Schule hat die heilige Pflicht, unser wertvolles Vätererbe in den Volksliedern zu erhalten und das junge Geschlecht zu rechtem Gebrauche desselben anzuleiten. Das wird geschehen durch nachdrückliche Pflege des Volksliedes in Wort und Ton, durch sichere Einübung der Texte und Melodien, sowie durch Einführung in den geistigen Gehalt derselben. Dem Volke muß im Volksliede wieder der Mund geöffnet und das Herz erwärmt werden.

6. **Geschichte des Volksliedes.** Der Lebensdrang des Augenblickes hat es geschaffen, die Gemeinschaft hat es singend und sagend gemodelt, d. h. dem Herzen und Munde des Volkes angepaßt, einzelne — wie Soldaten, Jäger, Wanderburschen, Hirten, Mädchen — haben es hinausgetragen in die Weite und ihm immer neue Verbreitungsgebiete gewonnen, und nun erklingt es überall, wo frische, innerlich gesunde Menschen in geselligen Gemeinschaften sich zusammen finden. Es ist ja die von allen gesprochene und verstandene Sprache der Gemeinschaft. Die gedeihlichste Luft für das Volkslied wehte in Zeiten großer Bewegungen im Volksleben, wie z. B. im 16. Jahrhundert, wo sich die Tiefen der Volksseele gleich den Brunnen der Tiefe bei der Sündflut öffneten in Liebe und Haß, in Freude und Leid, im Wetten und Wagen. Die dürrsten Zeiten dagegen, in denen das Volkslied verstummte oder sich in abgelegene Winkel flüchtete, waren die, in denen das nationale Bewußtsein verblaßte, der Thatendrang einlullte, die Aufklärung ihre dürftigen Fackeln überall hintrug und eine vielteilige Interessenhatz die Bande der Volksgemeinschaft lockerte.

7. Den **Namen Volkslied** führt es, weil es vom Volksgemüte wahr und warm empfunden, von der Volksgemeinschaft geschaffen, vom Volksmunde erhalten und verbreitet, aus dem Volksleben entsprossen, von Volksglauben und Volkssitte genährt, von der poetischen Volkskraft erzeugt und so volles und ganzes Volkseigentum ist.

---

## II. Unmittelbare Darbietung.

Bei der Darbietung charakteristischer Proben aus dem großen Schatze unserer Volkslieder werden wieder, wie beim Minnesange, drei Gruppen zu unterscheiden sein:

A. **Natur- und Liebeslieder.** (Vergl. Heidenröslein I, 310; Sehnen und Scheiden II, 616; Lebewohl II, 235; Treue Liebe III, 137; Das zerbrochene Ringlein III, 166; Schäfers Klagelied III, 164; Waldvögelein I, 394; Gruß aus der Heimat I, 438.) B. Gute Gesellenliedlein über Vorgänge und Zustände aus dem Volksleben, Volksglauben, der Volkssitte und Volksgeschichte. In der Gruppe B werden wieder Arbeits- und Berufslieder, Trink- und Scherzlieder, historische Lieder &c. besondere Abteilungen bilden. (Bauernlied I, 397; Schifferlied II, 706; Nachtwächterlied II, 541; Jägerlied II, 458; Bergmannslied I, 460; Sankt Niklas I, 299; Macht der Thränen II, 326; Der Schweizer II, 625; Der unerbittliche Hauptmann II, 623; Prinz Eugen III, 77.) C. Geistliche Volkslieder mit dem Aufblick zu Gott und seinen Heiligen und mit dem Ausblick in die Ewigkeit. (Die verirrten Kinder, I, 486; Morgenlied I, 517; Alles ist vergänglich II, 503; Reiselied im Walde II, 491; Der Schnitter Tod III, 296.)

## A. Natur- und Liebeslieder.

### 1. Frühlingsblumen.

1. Herzlich thut mich erfreuen
Die fröhlich' Sommerzeit,
All mein Geblüt verneuen,
Der Mai viel Wollust geit.[1])
Die Lerch' thut sich erschwingen
Mit ihrem hellen Schall;
Lieblich die Vöglein singen,
Voraus die Nachtigall.

2. Der Kuckuck mit sei'm Schreien
Macht fröhlich jedermann,
Des Abends fröhlich reihen[2])
Die Mägdlein wohlgethan;
Spazieren zu den Brunnen
Pflegt man in dieser Zeit.[3])
All' Welt sucht Freud' und Wonne
Mit Reisen fern und weit.[4])

3. Es grünet in den Wälden,
Die Bäume blühen frei,
Die Röslein auf den Felden
Von Farben mancherlei.
Ein Bäumlein steht im Garten,
Das heißt Vergißnichtmein,
Das edle Kraut Wegwarten[5])
Macht guten Augenschein.

4. Ein Kraut wächst in den Auen
Mit Namen Wohlgemut,[6])
Liebt[7]) sehr den schönen Frauen,
Darzu Holunderblut,[8])
Die weiß und roten Rosen
Hält man in großer acht,
Kann Geld darum gelosen,[9])
Schön' Kränz' man daraus macht.

5. Das Kraut Jelängerjelieber
An manchem Ende blüht,
Bringt oft ein heimlich Fieber,
Wer sich nicht dafür hüt't.[10])
Ich hab' es wohl vernommen,
Was dieses Kraut vermag,
Doch kann man dem vorkommen:
Wer Maßlieb[11]) braucht all' Tag.

6. Des Morgens in der Frühe
Die Mägdlein grasen gan,[12])
Gar lieblich sie anschauen
Die schönen Blümlein stan,[13])
Daraus sie Kränze machen
Und schenken's ihrem Schatz,
Den sie freundlich anlachen
Und geben ihm ein Schmatz.[14])

7. Darum lob ich den Summer,
Darzu den Maien gut,
Der wendt' uns allen Kummer
Und bringt viel Freud' und Mut.
Der Zeit will ich genießen,
Dieweil ich Pfennig hab,[15])
Und wen es thut verdrießen,
Der fall die Stiegen ab![16])

I. Kurze Worterklärungen. [1]) geit = giebt. [2]) reihen = Reigentänze halten. [3]) Brunnenfahrten waren im Mittelalter sehr beliebt. Vergl. S. 105! [4]) Der Wandertrieb ist der deutschen Natur ureigen. [5]) Wegwart oder blaue Cichorie galt als heilkräftig. [6]) Wohlgemut = Dost, verwandt mit Majoran. [7]) liebt = gefällt. [8]) Holunder oder Fliederblüte. [9]) gelosen = lösen. [10]) Anspielung auf das Liebesfieber. [11]) Maßlieb oder Tausendschönchen als Bild der Treue. [12]) grasen gan = Gras holen gehen. [13]) stan = stehn. [14]) Derber volkstümlicher Ausdruck für einen lautschallenden Kuß. [15]) Pfennig haben = bei Geldmitteln sein. [16]) Der fall die Stiegen ab = der falle die Treppe hinunter, mache sich fort von uns, damit er durch seine Grämlichkeit unsere Freude nicht störe.

II. Hauptinhalt. Das Lied besingt die innige Verkettung des Natur- und Menschenlebens und die daraus quellende Freude im Frühling.

III. Gedankengang. Str. 1: Erneuerung der Natur und der Lebensfreude im Lenz. Str. 2: Vogelsang, Mädchenreigen, Brunnenfahrten und Reisen in der schönen Jahreszeit. Str. 3: Blumenglanz eine Augenweide. Str. 4: Heilkräftige und nutzbringende Kräuter und Blumen. Str. 5: Bedeutung der Blumen für das Liebesleben. Str. 6: Liebesspiel zwischen Jungfrauen und Jünglingen. Str. 7: Lob des Maien und Vorsatz, fröhlich zu sein.

IV. Volksglauben und Volkssitte. Der Kuckuck als prophetischer Vogel. Brunnenfahrten und Reisen. Abendreigen der Mädchen. Blumensprache und Blumendeutung. Heilkraft mancher Pflanzen. Kranzwinden. Grasengehen der Mädchen. Verkehr der Burschen und Mädchen durch Blumen und Kränze vermittelt. Lust an heiterer Geselligkeit und Hinausweisen der Murrtöpfe.

V. Verwandtes. „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt" (Schiller). „Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt —" (Hölty, I. 130). Paul Gerhards Sommerlied: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud —" (II, 700). — An den Anfang des Liedes lehnt sich als geistliche Umdichtung Barthol. Ringwalds schönes Sterbelied: „Herzlich thut mich verlangen nach einem sel'gen End!" In dem weltlichen Volksliede spricht sich ein Drang nach Erdenfreude, in der geistlichen Umdichtung aber Sehnsucht nach der Himmelsfreude aus. — Nach dem Versmaß unseres Volksliedes hat Paul Gerhard das schöne Lied „Befiehl du deine Wege —" gedichtet.

## 2. Grasliedlein.[1])

1. Ich hört' ein Sichelein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn;[2])
Ich hört' ein Mägdlein klagen,
Sie hätt' ihr Lieb verlor'n.

2. „Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!
Ich acht' nicht, wie es geh;
Ich hab' ein Buhlen[3]) erworben
Im Veiel und grünen Klee."[4])

3. Hast du ein Buhlen erworben
Im Veiel und grünen Klee,
So steh ich hie alleine,
Thut meinem Herzen weh.

I. Kurze Worterklärung. [1]) Grasliedlein waren eine besondere Sammlung von Volksliedern, die Natur- und Liebesleben in inniger Wechselbeziehung zeigten. [2]) Es ist also in der Erntezeit. [3]) Buhle, von buolen, d. h. lieben oder sich um Liebe bewerben, ist der oder die Geliebte. Erst später bekam das Wort die Nebenbedeutung eines unsittlichen Verhältnisses. [4]) Veiel, von Viola = Veilchen. Im Veiel und grünen Klee, also in der Frühlingszeit.

II. Hauptinhalt und Gedankengang. Das Lied ist ein Zwiegespräch zweier Schnitterinnen, einer traurigen und einer frohen. Die traurige wird durch das gleichförmige und doch leise klagende Klingen der

Sichel und durch das Sinken der gebleichten Halme an ihr verlorenes Liebesglück erinnert. Die frohe und leichtmütige Gefährtin denkt noch in der Erntezeit an Veilchen und grünen Klee, also an den Frühling, da sie den Liebsten gewann, der ihr noch treu ist. Für sie ist's noch in der Ernte wonniger Frühling. Drum mahnt sie die klagende Gefährtin: „Nimm das Geschick nicht zu schwer; ich acht' nicht, wie es geh!“ Traurig erwidert die Gefährtin: „Du bist im Glück und begreifst darum nicht mein Weh. So stehe ich allein und unverstanden mit meinem Schmerze, und das macht ihn um so schwerer.“

III. Volksglaube und Volkssitte. Mädchen schneiden das Korn mit der Sichel. In Zwiegesprächen macht sich das volle Herz Luft. Die Frühlingszeit ist die Zeit der aufblühenden Liebe. Die Natur spiegelt unsere Seelenzustände wieder.

### 3. Sonnenschein.

1. Schein uns, du liebe Sonne,
Gieb uns ein' hellen Schein.
Schein uns zwei Lieb zusammen,
Die gern bei einander sein.

2. Dort fern auf jenem Berge
Da liegt ein kalter Schnee;
Der Schnee kann nicht zerschmelzen,
Gottes Wille muß ergehn.

3. Gottes Wille der ist ergangen,
Zerschmolzen ist uns der Schnee.
Gott gesegne euch, Vater und Mutter,
Ich seh euch nimmermeh!

I. Hauptinhalt und Gedankengang. Das ist ein Sehnsuchtslied von zwei liebenden, aber getrennten Herzen. Draußen ist öder Winter, und die beiden Herzen sind freudlos. Wie zwischen Sonne und Erde der kalte Schnee, so liegt zwischen Lieb und Liebe die trennende Ferne und vielleicht ein Verbot der Eltern. Wie sich die Erde nach dem Frühling sehnt, so sehnen sich die beiden Herzen nach Vereinigung. Was die Sonne der Erde, das ist die Liebe dem Herzen. Doch nicht eher wird's Frühling, als bis nach Gottes Willen und Ordnung der Schnee schmilzt, und nicht eher werden die Liebenden glücklich, als bis die Trennung aufhört.

Nun schmilzt der Schnee nach Gottes Ordnung, und der Frühling zieht ein. Da hält's den Jüngling nicht länger; er verläßt Vater und Mutter mit einem Segenswunsche und eilt hin zu der Geliebten, um in der Vereinigung mit ihr den Liebes- und Lebensfrühling zu finden.

II. Volksglaube und Volkssitte. Die Natur ist ein Spiegel unseres Geschicks; sie beeinflußt unser Empfinden und Handeln. Gottes Wille lenkt die Natur und auch mein Herzensgeschick. „Ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen.“ Wenn der Schnee zerschmilzt, die Vögel wiederkehren und die Bächlein von den Bergen springen, da regt sich in deutschen Herzen die Wanderlust mit besonderer Stärke.

## 4. Jungbrunnen.

(In Originalform abgedruckt.)

1. Bei meines Bulen Haupte
da stet ein güldner Schrein,
darin da liegt verschlossen
das junge Herze mein.
Wollt' Gott, ich hätt' den Schlüssel,
ich würf' ihn in den Rhein;
wär ich bei meinem Bulen,
wie möchte mir baß gesein![1])

2. Bei meines Bulen Füßen
da fleußt ein Brünnlein kalt,
und wer des Brünnleins trinket,
der jungt[2]) und wird nicht alt.
Ich hab des Brünnleins trunken
so manchen stolzen Trunk;
vil lieber wollt ich küssen
mein's Bulen roten Mund.

3. In meines Bulen Garten
da sten zwei Bäumelein,
das ein das trägt Muskaten,[3])
das ander Nägelein.[4])
Muskaten die sind süße,
die Nägelein, die sind räß,[5])
die gib ich meinem Bulen,
daß er mein nicht vergeß.

4. Und der uns diesen Reien[6]) sang,
so wohl gesungen hat,
das haben getan zwen Hauer[7])
zu Freiberg in der Stadt.
Sie haben so wohl gesungen
bei Met und kühlem Wein;
darbei da ist gesessen
der Wirtin Töchterlein.

I. *Kurze Worterklärung.* [1]) *baß gesein* = besser zu Mut sein. [2]) *jungt* = wird jünger. [3]) *Muskaten* = Muskatblüte, feinstes Gewürz, welches dicht unter der Schale der Muskatnuß liegt und für die Blüte des Muskatnußbaumes gehalten wurde. [4]) *Nägelein* = die als feines Gewürz gebrauchten, unaufgeschlossen getrockneten Blütenknospen des Gewürznelkenbaumes, die kleinen Nägeln gleichen. [5]) *räß* = scharf von Geschmack. [6]) *Reien* = Tanz- oder Reigenlied. [7]) *Hauer* = Bergleute, die das Erz im Bergwerke loshauen.

II. *Hauptinhalt.* Das Lied preist die verjüngende und beglückende Macht der Liebe, es gehört zu den beliebten *Reigenliedern*, und zwar zu den *Bergreigen*, die beim Tanz von den Tanzenden gesungen wurden. Die alte, ernste, langsame Tanzweise erlaubte das gleichzeitige Singen. Die wilden Tänze mit Schwenken und Wirbeln, Rennen und Springen, wie sie heute bei der Jugend beliebt sind, hießen *welsche* Tänze und galten als unziemlich.

III. *Gedankengang.* Str. 1: Mein Herz gehört meiner Liebsten ganz als bester Schatz. Könnte ich den Schlüssel in den Rhein werfen, dann bliebe mein Herz ewig ihr Eigentum, mir zu stätem Glücke. Str. 2: Ein Brünnlein zu ihren Füßen verleiht ewige Jugend. Str. 3: In ihrem Garten wachsen an zwei Bäumlein die Früchte der Freude und der Treue. Str. 4: Zwei Bergleute zu Freiberg in Sachsen haben das Reigenlied in Gegenwart der lieblichen Wirtstochter gesungen.

IV. *Volksglaube und Volkssitte.* Das Volk glaubte, es gäbe Jungbrunnen, deren Wasser als Trunk oder Bad die Kraft habe, alternde Menschen wieder jung, frisch und kräftig zu machen. — Die Sage von der ewigen Jugend einzelner Menschen. Vergl. III, 163 Bürgers Sonett „An das Herz": *Tithon!* — Man glaubte durch das Essen gewisser Früchte (Nägelein) die Treue der Geliebten zu sichern. — Zum Tanze

sangen die Tanzenden Reigenlieder. Der Tanz unserer Altvordern war langsam und sittig.

V. **Verwandtes.** Der Minnesinger **Wernher von Tegernsee**, ein Klostergeistlicher zu Tegernsee in Bayern um 1170, der auch eine Legende über „das Leben der heiligen Jungfrau" verfaßte, sang in dem nachstehenden Liedlein das immer wiederkehrende Thema der Minnelieder:

Ich bin dein,
Du bist mein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen —
Verloren ist das Schlüsselein,
Nun mußt du immer drinnen sein.

## 5. Der glücklose Jäger.

(Originalform nach Vilmars Handbüchlein.)

1. Ich schell[1]) mein Horn in Jammers Ton,[2])
mein Freud sind mir verschwunden,
und hab jejagt on Abelon![3])
Es lauft noch vor den Hunden
ein edles Gwild
in disem Gfild,
als ichs het außerkoren;[4])
es scheucht ab mir,[5])
als ich es spir,[6])
mein Jagen ist verloren.

2. Far hin, Gewild, in Waldes Lust!
Ich wil nit mer erschrecken
mit Jagen dein schneeweiße Brust,[7])
ein ander muß dich wecken
und jagen frei
mit Hundes Krei,[8])
da du nit magst entrinnen.
Halt dich in Hut,
mein Tierlein gut!
Mit Leid scheid ich von hinnen.

3. Kein edlers Tier ich jagen kan,
des muß ich oft entgelten;
noch halt ich stät auf Jägers Ban,[9])
wiewol mir Glück kumpt selten.
Mag mir nit gon
ein Hochwild schon,[10])
so laß ich mich beniegen[11])
an Hasenfleisch,
nit mer ich eisch,[12])
das mag mich nit betriegen.[13])

I. **Kurze Worterklärung.** [1]) schell = lasse erschallen, mache schallen; also Faktitivform von schallen. [2]) **Jamers Ton** = Jammer und Klage ist die Tonart meines Jagdhorns. [3]) **on Abelon** = ohne Ablassen. [4]) Das von mir erwählte Edelwild ist noch frei in meinem Jagdgefilde. [5]) **es scheucht ab mir** = zieht sich scheu vor mir zurück, flieht mich. [6]) **spir** = spüre. [7]) die **schneeweiße Brust** deutet an, daß mit dem edeln Gewild eine geliebte Frau gemeint ist. [8]) **Krei** = Geschrei, Gebell, von dem französischen Crie. [9]) **Jägers Ban** oder **Bann** = eingefriedigtes Jagdgebiet. Der Jäger muß sich in den Schranken der Pflicht halten, wie sehr ihn das auch schmerzt und wie selten ihm auch hier das Glück kommt. [10]) **schon** = schön. Geht mir kein schönes Hochwild in mein Gehege, so muß ich mit geringerem zufrieden sein. [11]) **beniegen** = genügen. [12]) **eisch** = heische, fordere.

[13]) betriegen = betrügen. Ich kenne seinen Wert, oder vielmehr Unwert, genau, so daß ich nicht enttäuscht werde.

II. Hauptinhalt. Das Lied ist eine Allegorie, die unter dem Bilde der Jagd den Schmerz des Abschieds von einer geliebten edeln Frau schildert. Die Pflicht gebietet, sie aufzugeben, darum muß sich das Herz drein schicken. Str. 1: Das Edelwild ist noch frei, mein Mühen um dasselbe verloren. Str. 2: Ein anderer wird es jagen und gewinnen, ich aber scheide mit Leid und Jammer. Str. 3: Die Pflicht gebietet, daß ich mit einer geringern Jagdbeute mich begnüge.

III. Deutung der Allegorie. Der glücklose Jäger ist Herzog Ulrich von Württemberg, das unerreichbare edle Hochwild die Markgräfin Elisabeth von Brandenburg, das geringe Hasenfleisch des Kaisers Maximilian Nichte Sabina von Bayern. Ulrich liebte und umwarb die Markgräfin Elisabeth, aber politische Rücksichten nötigten ihn, seiner Liebe zu entsagen und die unliebenswürdige Sabina, die ihm schon früh verlobt worden war, als Gattin heimzuführen. Die 1511 geschlossene Ehe wurde eine unglückliche, wie es bei dem leidenschaftlichen Charakter Ulrichs und der Unliebenswürdigkeit Sabinas vorauszusehen war. Das Lied ist wahrscheinlich von Herzog Ulrich selbst, oder doch von einem, der sich ganz in seine Lage dachte, gedichtet. Ulrich war ein ebenso großer Jagdfreund wie Musikliebhaber. Daher erklären sich in dem Entsagungsliede die beliebten und geläufigen Bilder aus dem Jägerleben.

## 6. Der traurige Garten.

1. Ach Gott, wie weh thut Scheiden!
Hat mir mein Herz verwundt;
So trab ich über die Heiden
Und traure zu aller Stund.
Der Stunden, der sind also viel,[1])
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

2. Hatt' mir ein Gärtlein koren[2])
Von Veiel und grünem Klee;[3])
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh;
Ist mir erfror'n bei Sonnenschein[4])
Ein Kraut: Jelängerjelieber,
Ein Blümelein: Vergißmeinicht.[5])

3. Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine;
Ihr Mündlein das ist zart,
Ihr' Äuglein die sind hübsch und fein:
Wann ich an sie gedenke,
Wie gern ich bei ihr wollt' sein!

4. Sollt' ich mein's Buhlen erwägen,[6])
Als oft ein andrer thut,
Sollt[7]) führ'n ein fröhliches Leben,
Darzu ein' leichten Mut:
Das kann und mag doch nie gesein;
Gesegn' dich Gott im Herzen!
Es muß geschieden sein.

I. Kurze Worterklärung. [1]) Die Zeit wird mir lang; ich weiß nicht, wie ich sie in meiner Trauer ausfüllen soll. [2]) koren oder erkoren = ausgewählt. [3]) Veilchen und Klee kehren oft als Bilder des Frühlingslebens wieder. [4]) Als niemand dran dachte, da kam der tückische Nachtfrost. [5]) Jelängerjelieber bedeutete in der Blumensprache die Liebe, das Vergißmeinicht die Treue. [6]) Sich seines Buhlen erwägen heißt, darauf verzichten, sich von ihm wegbegeben.

[7]) Hinter sollt ist ich einzuschieben. Es und ich ist mehrmals in dem Liede ausgelassen.

II. Hauptinhalt. Dies Abschiedslied stellt den Verlust der Geliebten unter dem Bilde eines vom Spätfrost verheerten schönen Gartens dar. Die Geliebte ist schön, von edler Art, mit allen Tugenden geschmückt, aber doch muß der Jüngling von ihr scheiden. Ein Verbot der Eltern, die Wanderpflicht, ein plötzlich hereinbrechendes Geschick oder die Unbeständigkeit der Geliebten scheidet die Liebenden. Aber die Trennung ist für ihn kein Vergessen, der Verlust keine Gesinnungsänderung.

III. Gedankengang. Str. 1: Wie weit ist der Weg und wie lang wird die Zeit, wenn Abschiedsweh am Herzen nagt! Str. 2: Meine Liebe glich einem Garten im Frühlingsschmucke; nun hat ein Spätfrost mitten im Sonnenschein die Blumen der Liebe und Treue getötet. Str. 3: Wie sehne ich mich nach dem einzig schönen, nun verlornen Blümelein, meinem Lieb! Str. 4: Nimmer kann ich sie im bunten Wirbel des Lebens vergessen und aufgeben. Mit einem Segensworte scheide ich.

IV. Vergleichung mit dem verwandten Abschiedslied: 7. Das Mühlrad!

1. Dort hoch auf jenem Berge,
Da geht ein Mühlenrad,
Das mahlet nichts als Liebe
Die Nacht bis an den Tag.

2. Die Mühle ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End',
So g'segn dich Gott, mein fein's Lieb!
Jetzt fahr' ich ins Elend.

A. Ähnlichkeiten: Beide Lieder sprechen das Weh des Scheidens aus, verschweigen den Grund der Trennung, haben noch einen Segenswunsch für das verlorne Lieb und halten die kalte Fremde für das Elend. (Ins Elend fahren hieß in die Verbannung und damit in allerlei Leibes- und Herzensnöte gehen.)

B. Verschiedenheiten. In 6 wird die Liebe mit dem Frühlingsleben in einem schönen Garten, in 7 mit einer hochgelegenen Mühle, die Nacht und Tag mahle, verglichen. In 6 ist der Verlust des Liebs mit einem verheerenden Nachtfrost, in 7 mit dem Bruch des Mühlrads verglichen. In 6 wird der Liebe eine ewige Dauer im Herzen verheißen, in 7 hat sie ein Ende. In 6 ist überall breite Ausführlichkeit (der traurigen Wanderschaft auf der Heide, der Frostverheerung im Garten, der Schönheit des Blümleins, des treuen Gedenkens), in 7 sind nur kurze, skizzenhafte Andeutungen von dem Glück der Liebe, dem Bruch, dem Liebchen, dem Weh des Abschieds. — Das zweite Lied erinnert an Eichendorffs schönes Lied: „In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad —".

## 8. Müllers Abschied.

1. Da droben auf jenem Berge
Da steht ein hohes Haus,
Da schauen wohl alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.

2. Die eine heißet Susanna,
Die andere Anne-Marei;
Die dritte, die darf ich nicht nennen,
Weil sie es mein eigen soll sein.

3. Da drunten in jenem Thale
Da treibet das Wasser ein Rad,
Das mahlet nichts andres als Liebe
Vom Morgen bis Abends spat.

4. Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe hat noch kein End —
Und wenn zwei Herzliebchen scheiden,
So reichen's einander die Händ'.

5. Ach Scheiden, du bitteres Scheiden,
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat ja mein jung, frisch Herze
Aus Freud in Trauern gebracht.

6. Dies Liedlein ach und ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.

I. Hauptinhalt. Das Lied ist eine Klage des Müllers im Thal, daß er seine hoffnungslose Liebe zu des Ritters Töchterlein im hohen Bergschloß lassen und traurig in die Ferne ziehen muß.

II. Gedankengang. Str. 1: Drei Jungfrauen schauen fleißig aus den Fenstern der Ritterburg ins Thal. Str. 2: Die dritte liebt der junge Müller, darum verschweigt er ihren Namen. Str. 3: Die Arbeit des Müllers im Thal ist von der Liebe getragen und verschönt. Str. 4: Die Liebenden werden geschieden, und das Mühlrad zerbricht. Wie das Rad der bewegende Hebel der Mühle, so war die Liebe der Pulsschlag von des Müllers Leben. Zerbricht das Rad und endet die Liebe im Scheiden, so hat das Leben, die Freude und der Segen ein Ende. Str. 5: Scheiden das bringt Grämen. Str. 6: Das Liedlein sang ein Müller, den seine hoffnungslose Liebe zu des Ritters Töchterlein aus der Heimat vertrieb.

III. Volkssitten. Die Stände waren früher schärfer als jetzt geschieden, aber doch fand zuweilen die Liebe den Weg von der Tiefe zur Höhe. — Die Sitte verbot dem Sänger, den Namen seiner Geliebten zu nennen. Scheidende reichen sich zum Abschied die Hände. Wenn Lieb von Liebe scheidet, das ist das bitterste Weh für junge Herzen.

IV. Vergleiche

## 9. Ungleiche Liebe.

1. Es warb ein schöner Jüngling
Über ein' breiten See
Um eines Königs Tochter,
Nach Lieb geschah ihm Weh.

2. Ach Elslein, lieber Buhle,
Wie gern wär' ich bei dir!
So fließen zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen mir und dir.

Hier wie dort eine hoffnungslose Liebe zwischen einem Jüngling niedern und einer Jungfrau hohen Standes. Dort wie hier sind die Hindernisse stärker als die Liebe und nötigen zum Scheiden. Dort wie hier bringt Liebe Leid. Dort ein Müller, hier ein schöner Jüngling. Dort eine Ritters-, hier eine Königstochter; jene ungenannt, diese Elslein geheißen. Dort die Höhe, hier ein breiter See als räumliches Hindernis. Dort eine zerbrochenes Mühlrad, hier zwei tiefe Wasser (der See und der Standesunterschied). Dort Klage über das bittere Scheiden, hier Wunsch nach Zusammensein.

Vergleiche dagegen

## 10. Übers Wasser.

1. Ach Elslein, liebstes Elslein mein,
Wie gern wär' ich bei dir!
So sind zwei tiefe Wasser
Zwischen mir und auch dir.

2. „Willst du dich lan abwenden drum,
Weil der Wasser sind zwei,
Da doch sonst mancher stolze Knab
Leid't noch so mancherlei?"

3. Ach, Lieb, das schrecket mich allein,
Daß ich nicht fahren kann;
Und wenn dann bräch das Schiffelein,
Müßt ich bald untergan.

4. „Ach nein, das soll geschehen nit,
Ich selbst helf rudern dir,
Damit du nur in kurzer Zeit,
Herzlieb, herkommst zu mir!"

5. Weil du's, Herzlieb, denn meinst so gut,
Will ich's gleich wagen frei.
Allein das bitt' ich fleißig dich,
Steh mir ohn Falschheit bei.

Dies Liedlein ist eine Antwort auf 9. Nicht verzichten, sondern mutig alles wagen soll die rechte Liebe. Stäter, kühner Wagemut trotzt dem Geschick das Glück ab. Wer nicht wagt sondern zagt, nicht handelt sondern klagt, der kann kein hohes Glück gewinnen. Dem Mutigen gehört die Welt, und dem Kühnen ergiebt sich das Glück. Der hohe Stand scheint Elslein auch hohen Mut gegeben zu haben. Sie liebt wahr und stark, darum spricht sie dem Jüngling Mut ein und gelobt ihm kühnen Beistand. Der Jüngling hat etwas von einem Schwächling: er liebt Elslein, aber die Hindernisse schrecken ihn. Er will um seine Liebe nichts leiden und nichts wagen. Überall sieht er Gefahren: in der Breite des Wassers, in seinem Ungeschick, in der Zerbrechlichkeit des Schiffleins, ja in der Zuverlässigkeit des Versprechens seiner Geliebten.

V. Verwandtes: Schäfers Klagelied von Goethe, Bd. III, S. 164. — „Morgen muß ich fort von hier —" Bd. II, S. 617. —

## 11. Gruß in die Ferne.

1. So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,

2. So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!

3. Soll ich dich denn nimmer sehen?
Ach, das kann ich nicht verstehen;
O du bittrer Scheideschluß!

4. Wär ich lieber schon gestorben,
Eh ich mir ein' Schatz erworben,
Wär ich jetzt nicht so betrübt.

5. Mit Geduld will ich es tragen;
Alle Morgen will ich sagen:
„O mein Schatz, wann kommst du mir?"

## 12. Der Kuckuck.

1. Der Gutzgauch [1]) hat sich zu Tod ge-
fallen
Von einer hohlen Weiden;
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?

2. Das soll sich thun Frau Nachtigall, [2])
Sie sitzt auf einem Zweige;
Sie singt, sie springt, ist freudenvoll,
Wann andre Vöglein schweigen.

3. Mein Buhl hat mir ein Brief geschickt,
Darin da steht geschrieben:
Sie hab' ein' andern lieber denn mich;
Darauf hab ich verziegen.[3])

4. Hast du ein' andern lieber denn mich,
Das acht ich wahrlich kleine;
Da sitz[4]) ich auf mein apfelgraues Roß
Und reit' wohl über die Heide.

5. Und da ich über die Heide kam,
Mein feins Lieb trauert sehre;
„Laß fahr'n, laß fahr'n, was nit bleiben will,
Man find't der schön Jungfräulein mehre!"

6. Der uns das Liedlein neu gesang,
Von neuem hat gesungen,
Das haben gethan zween Reiter gut,
Ein alter und ein junger.

I. Kurze Worterläuterung. [1]) Der Gutzgauch ist der Kuckuck; er wird auch Gauch genannt, ja gilt als Verkappung des Teufels. „Hol dich der Kuckuck!" Er ist ein Bild des Leichtsinns, weil er sich ohne Umstände von der Sorge um seine Kinder befreit, aber auch des Undanks, weil nach dem Volksglauben der junge Kuckuck seine treuen Pflegeeltern auffrißt. [2]) Die Nachtigall, das Bild fröhlichen Lebens, bildet den Gegensatz zu dem grämlichen und scheuen Kuckuck, der grüne Zweig, auf dem sie sitzt und singt, zu dem gebrechlichen hohlen Weidenbaume, von dem sich der Kuckuck zu Tode fällt. [3]) Verziegen = sie aufgeben, sich zurückziehen. [4]) Sitze auf, setze mich auf.

II. Hauptinhalt. Das ist ein Lied der leichtsinnigen Untreue und des leichtsinnigen Scheidens. Ein junger Reiter hat ein Liebesband geknüpft, löst es unter nichtigem Vorwande und reitet davon auf weitere Liebesabenteuer aus. Als der Schmerz des Mädchens sein Gewissen rühren will, da beschwichtigt es ein älterer Kamerad mit leichten Redensarten.

III. Gedankengang. Str. 1: Der Kuckuck fällt sich tot, d. h. fort mit allem Häßlichen und Lästigen, was uns die Sommerfreude verbittern will! Str. 2: Die Nachtigall singt und springt, d. h. her mit neuer Lust und Freude! Str. 3 und 4: Die Liebste wird aufgegeben, weil sie einen andern mehr liebt. (Das ist entweder nur Vorwand des leichtfertigen Reiters, der das alte Verhältnis überdrüssig ist, oder sie kündigt ihm die Liebe um seines Leichtsinns willen in der geheimen Hoffnung auf, dadurch die erloschene Neigung wieder anzufachen. Er ist froh darüber; der alte häßliche Kuckuck ist tot, und die Nachtigall kündet in der Ferne neue, wechselvolle Sommerfreuden!) Str. 5: Die wirkliche Trennung geht dem verlassenen Mägdlein tief zu Herzen; sie hat den Ungetreuen immer noch lieb, trauert und weint um ihn, so daß sich sein Gewissen regen will. Sein älterer Kamerad aber beschwichtigt es mit den Worten: „Laß fahren, was nicht bleiben will! Es giebt noch mehr Mädchen in der Welt!" Str. 6: Der alte und junge Reiter haben das alte Lied vom Scheiden und Meiden in ihrer Art neu gesungen.

## 13. Die Lilien.

1. Es reit' ein Herr und auch sein Knecht
Wohl über die Heide, die war schlecht, ja schlecht![1])

Und alles, was sie red'ten da,
War alles von einer wunderschönen Frauen, ja Frauen.

2. „Ach, Schildknecht, lieber Schildknecht mein,
Was red'st von meiner Frauen, ja Frauen?
Und fürchtest nicht den braunen Schild?
Zu Stücken will ich dich hauen, vor mein' Augen."

3. „Euren braunen Schild, den fürcht' ich klein,
Der lieb' Gott wird mich wohl behüten, behüten!"
Da schlug der Knecht sein' Herrn zu Tod;
Das geschah um Fräuleins[2]) Güte, ja Güte.[3])

4. „Nu will ich heimgehn landwärts ein
Zu einer wunderschönen Frauen, ja Frauen! —
Ach, Fräulein, gebt mir's Botenbrot,[4])
Euer edler Herr und der ist tot
So fern auf breiter Heide, ja Heide!"

5. „Und ist mein edler Herre tot,
Darum will ich nicht weinen, ja weinen!
Den schönsten Buhlen, den ich hab',
Der sitzt bei mir daheime, mutteralleine. —

6. Nun sattel mir mein graues Roß,
Ich will von hinnen reiten, ja reiten!"
Und da sie auf die Heide kam,
Die Lilien[5]) thäten sich neigen, auf breiter Heiden.

7. Auf band sie ihm sein' blanken Helm
Und sah ihm unter sein Augen, ja Augen.
„Nun muß es Christ geklaget sein,
Wie bist du so sehr zerhauen, unter dein' Augen!

8. „Nu will ich in ein Kloster ziehn,
Will den lieben Gott für dich bitten, ja bitten!
Daß er dich ins Himmelreich wöll la'n,
Das geschah durch meinetwillen, schweig stille![6])

I. Kurze Worterklärung. [1]) schlecht = schlicht und eben, bot also kein Hindernis und forderte keine große Achtsamkeit beim Reiten. [2]) Fräulein = junge Frau, die von dem Schildknappen geliebte junge Gattin seines Herrn. [3]) Güte = Schönheit. [4]) Botenbrot = Belohnung für die gute Botschaft. [5]) Die Lilien, als Bilder der Reinheit, verbergen ihr Antlitz aus Scham vor der unlautern Gattin und klagen sie als Anstifterin des Mordes an; als Vertreter der gesamten Natur trauern sie über den edeln Toten. [6]) Schweig stille, du klagender Schatten des gemordeten Gatten; du bist gerächt; dein Mord ist gesühnt; du wirst die ewige Ruhe finden. Schweig stille, du rebellisches Herz! Der Welt mußt du entsagen und im Gebet Sühne und Ruhe suchen!

II. Hauptinhalt. Das Lied zeigt das leichtfertige Spiel der Untreue, den daraus entspringenden Todesernst und die Rückkehr des verirrten Herzens zur Treue. Es löst in erschütternder Weise ein psychologisches Problem: wie der Leichtsinn ohne eigentliche Herzensuntreue

zum Gattenmorde und wie die Schuld allmählich das Herz zur Erkenntnis und zur Umkehr führt.

III. Gedankengang. Zwischen den Zeilen des Liedes liest man eine lange Geschichte. Der ernste Ritter hat ein junges, lebenslustiges Weib. Sie langweilt sich zuweilen auf der einsamen Burg. Aus Langeweile und Eitelkeit liebäugelt sie mit dem frischen, schönen Schildknappen ihres Gatten. Es ist mehr ein Spiel müßiger Stunden und gedankenloser Eitelkeit als eigentliche Untreue des Herzens. Die Untreue bleibt gleichsam an der Oberfläche, eine Sünde in Gedanken. Herr und Knappe geraten auf einem Ritte in einen erregten Wortwechsel über die „wunderschöne Fraue." Entweder hat der verliebte Knappe den Streit vom Zaune gebrochen, oder der Ritter hat den Jüngling zur Rede gestellt und gewarnt. Der erbitterte Zweikampf endet mit dem Tode des Herrn. Der Sieger überbringt der Gattin die Botschaft, daß der Herr erschlagen auf ferner Heide liege und damit das Hindernis ihrer Vereinigung beseitigt sei. Als Botenbrot erwartet er nun volle Gunst und die Hand der Witwe. Diese empfängt die Botschaft mit einer gewissen Befriedigung. Hatte sich doch ihr Herz dem toten Gatten mehr und mehr entfremdet! War doch der erwünschte Ersatz nicht fern! Mutterseelenalleine ist sie nun mit ihm in der Burg.

Doch ein Rest von Anhänglichkeit, von Pflichtgefühl und Hausehre regt sich in ihr: sie will den Toten noch einmal sehen und wohl ehrlich begraben. Auf dem Ritte durch die einsame Heide ist sie allein mit ihren Gedanken, „die sich unter einander verklagen oder entschuldigen". Wie anders sieht die Natur aus als ehedem! Alles scheint zu trauern und sie anzuklagen. Die hohen, reinen Lilien neigen sich in Trauer um den Toten und wenden ihr reines Blumenantlitz weg von der schuldigen Gattin. Und nun sieht sie in die gebrochenen Augen des Toten, in das einst liebe und nun blutig entstellte Antlitz — und die Erkenntnis ihrer Schuld erhellt wie ein Blitz ihr Inneres. Tiefe Reue faßt ihr Herz. All das weltliche Lustverlangen verstummt. Nur e i n Verlangen füllt noch ihre Seele: im Kloster ihre Schuld zu büßen und für die ewige Ruhe des edeln Gatten zu beten. Vergleiche: „Bahrrecht" von Graf Schack, II, 389!

Vilmar meint, der Schildknecht sei von einem andern Geliebten der Frau zum Morde angestiftet worden. Dann würde nicht recht verständlich sein, wie sich der Ritter mit dem schurkischen Knechte in ein so intimes Gespräch über die wunderschöne Fraue und in einen Zweikampf einlassen, wie sich der Knecht auf den Schutz Gottes — wegen seiner größeren Liebe — verlassen, wie er das Botenbrot nicht von seinem Auftraggeber, sondern von der Frau fordern und wie diese den schönsten Buhlen daheime haben konnte.

IV. Volkssitte und Volksglaube. Das Leben auf der Ritterburg. Ritter und Knappe. Zweikampf. Frauenritt über die Heide (oft zur Falkenjagd). Sühne und Schuld im Kloster. Gebete für die

ewige Ruhe der Toten. — Die Natur nimmt teil an den Thaten und Leiden der Menschen; sie ist eine verständnisvolle Dienerin und Gefährtin. Die bewußtlose Kreatur als Zeuge des Mordes und Ankläger der Mörder. Die Trauer der Bäume bei Jesu Tode; Sage von der Espe, die nun bei jedem Lufthauch zittert. Kreuzschnabel.

Das Lied zeigt so recht das Wesen des Volksliedes. Die nackten Thatsachen fügt es sprungweise und lückenhaft zusammen, den parallelen seelischen Vorgang läßt es erraten. Dem Hörer mutet es zu, im Rahmen der äußeren Vorgänge den innerlichen Gang, die Gemütszustände, die psychologische Entwicklung mitzudichten. Dichter und Hörer sind also an der geistigen Arbeit gleich beteiligt. Sie verstehen sich nur dann ganz, wenn beide unter derselben dichterischen Erregung thätig sind.

### 14. Reiterlied.

1. Ich ritt mit Lust durch einen Wald,
Da sungen die Vöglein, jung und alt.

2. Sie sungen so lang, bis mich's verdroß,
Da fielen drei Röslein mir in mein Schoß.

3. Nun sag, nun sag, gut Röslein rot,
Lebet mein Buhl oder ist er tot?

4. „Er lebet noch, er ist nit tot,
Er liegt vor Münster in großer Not.

5. Er liegt zu Köln wohl an dem Rhein,
Er schenkt den Landsknechten tapfer ein.“

6. Gut Hänslein ließ sein Rößlein beschlagen,
Es soll ihn den hohen Berg hinauf tragen.

7. Wie hohe Berg, wie tiefe Thal!
Es ist schad', daß Hänslein sterben soll.

8. „Und sterb' ich dann, so bin ich tot,
So begräbt man mich unter die Röslein rot.

9. So begräbt man mich an dieselbe Statt,
Da mir mein Buhl die Treu aufgab.“

I. Hauptinhalt. Ein Lied von der Liebe Lust und Leid, von des Mannes Treue und des Mägdleins Untreue.

II. Gedankengang. Ein Reiter reitet fröhlich unter Vogelsang durch den grünen Wald. Die Gedanken an die ferne Liebste begleiten ihn. Ernster und ernster werden dieselben, denn lange hat er nichts von ihr gehört. Der lustige Vogelsang verdrießt ihn zuletzt, weil er in Widerspruch mit seiner Stimmung steht. Plötzlich fallen ihm drei Rosen in den Schoß; „es thut ein Anzeichen“. Nach dem Volksglauben bedeuten solche plötzliche Anzeichen Krankheit oder Tod ferner Lieben. Der Reiter meint, die gepflückten und herabgefallenen Rosen könnten den Tod der Geliebten bedeuten. Doch andere Auskunft giebt das befragte Orakel (Halmmessen, Knöpfe befragen, Blumen zerrupfen, die eigenen

Gedanken, ein zu ihm gestoßener Kamerad). In Münster ist der Liebsten Treue im wilden Lagerleben in große Not und ins Wanken gekommen. Mit einem andern Reiter ist sie nach Köln hinweggezogen und schenkt dort als Marketenderin den Landsknechten ein. Ihr nach zieht's Hänslein, den jungen Reiter. Er will sie wiedergewinnen oder an dem glücklichen Nebenbuhler Rache nehmen. Das Roß wird zu langer Fahrt gut beschlagen, Berg und Thal mit schweren Gedanken durchritten. Nun ist er ihr nahe, und die Entscheidung rückt heran. Es wird einen schweren Kampf ums verlorene Lieb, vielleicht das Leben kosten. Was macht's? Seit er seine Liebe verloren, ist ihm das Leben leid. Fällt er im Kampfe, so wird's an der Stätte sein, wo sein Lieb die Treue vergaß, und die roten Rosen werden als Bilder seiner Liebe sein Grab schmücken.

III. Volkssitte und Volksglauben. Wanderleben der Kriegsleute. Es thut „Anzeichen", die den Tod eines fernen Lieben melden. Die Rose als Bild der Liebe. Vorliebe für Begräbnisstätten, die durch Freude oder Leid geweiht sind.

## 15. Liebesprobe.

1. Es stand eine Linde im tiefen Thal,
War oben breit und unten schmal.[1]

2. Darunter zwei Verliebte saßen,
Vor Liebe all ihr Leid vergaßen.

3. „Feins Liebchen, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahr wandern."[2]

4. „Mußt du noch sieben Jahr wandern,
Nehm' ich mir keinen andern."

5. Und als die sieben Jahr umme war'n,
Sie meinte, ihr Lieb käme bald.

6. Sie ging wohl in den Garten,
Ihr Feinslieb zu erwarten.

7. Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.

8. „Gott grüße dich, Mädchen feine,
Was machst du hier alleine?

9. Ist dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann?"[3]

10. „Mein Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Ich hab' auch heimlich keinen Mann.

11. Gestern war's drei Wochen über sieben Jahr,
Daß mein Feinslieb ausgewandert war."

12. „Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Wo dein Feinsliebchen Hochzeit hatt'?

13. Was thust du ihm wünschen an,
Daß er seine Treu nicht gehalten hat?“

14. „Ich wünsch' ihm all das Beste,
So viel der Baum hat Äste.

15. Ich wünsch' ihm so viel gute Zeit,
So viel wie Stern am Himmel sein.

16. Ich wünsch' ihm so viel Glück und Segen
Als Tröpflein, die vom Himmel regnen!“

17. Was zog er von dem Finger sein?
Ein Ring vom roten Golde fein.

18. Er warf den Ring in ihren Schoß;
Sie weinte, daß das Ringlein floß.[4])

19. Was zog er aus der Taschen?
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen.[5])

20. „Trockn' ab, trockn' ab dein Äugelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein!

21. Ich thät dich ja nur versuchen,[6])
Ob du würdst schwören[7]) oder fluchen.

22. Hätt'st du einen Schelt oder Fluch gethan,
Von Stund an wär ich geritten davon.“

I. Kurze Worterklärung. [1]) Der breite Wipfel gab tiefen Schatten, der schmale Stamm ließ die Liebenden dicht bei einander sein. [2]) Als Knappe, um Ritter zu werden, oder als Wanderbursch. [3]) Mit dem du in heimlicher Ehe lebst und nur heimlich im Walde zusammenkommen darfst. [4]) Sie hielt den Reiter für einen Boten, der von dem Geliebten gesandt war, um ihr ihren Ring wieder zu bringen und damit das Verlöbnis aufzuheben. Daher ihre Thränen, die schier den Ring fortschwemmten. [5]) Es ist wohl ein Geschenk von ihr aus alter Zeit; nun bringt es Trost und trocknet die Thränen. [6]) Auf die Probe stellen. [7]) Dem Ungetreuen Rache schwören.

II. Hauptinhalt. Ein Lied der Treue, die in allen Proben stichfest bleibt.

III. Gedankengang. a) Der Abschied und das Treugelöbnis Str. 1—4. b) Die Sehnsucht und unruhige Erwartung Str. 5—7. c) Frage und Antwort über den Grund ihres Umherstreifens Str. 8—11. d) Die Verdächtigung des Geliebten Str. 12—13. e) Ihre innigen Segenswünsche Str. 14—16. f) Die schwerste Probe, Aufhebung des Verlöbnisses Str. 17—18. g) Der Trost Str. 19—20. h) Der Lohn der Treue und Sanftmut Str. 21—22.

IV. Besondere Schönheiten: Die schattige Linde ist Zeugin der Liebe und des Abschiedswehes; Garten und Wald sind Zeugen ihrer Sehnsucht und Hoffnung. Die spöttischen Fragen rufen ihr treuherziges Bekenntnis, die erlogene Hochzeit ruft ihre Segenswünsche, der Ring ihre Thränen, das Tüchlein ihr Glück hervor. Die Treue trägt das Mägd-

lein über die Länge der Zeit; die Hoffnung treibt sie in Garten und Wald; der Glaube entkräftet die Verdächtigungen; die Liebe und Sanftmut überwindet Zorn und Bitterkeit.

V. Volkssitte und Volksglauben. Die Linde ist die verschwiegene Vertraute der Verliebten. — Die Zahlen sieben und drei kehren mit Vorliebe in den Volksliedern wieder; beide sind heilige Zahlen. Sieben Jahre dauerte die Prüfungszeit, drei Wochen die unruhige Erwartung. Sieben Jahre diente Jakob um Rahel. Am dritten Tage erstand Jesus von den Toten. — Das Wandern oder die „Fahrten in die weite Welt“ waren die Hochschule der Ritter und der Handwerksgesellen. Es mußte jahrelang dauern. — Das schwere Herz flüchtet sich gern in Garten und Wald, in die vertraute und doch verschwiegene Natur. — Heimliche Ehen kamen schon in alten Zeiten vor. — Das Unzählbare und Unmeßbare wird mit den Blättern oder Ästen des Baumes, den Sternen des Himmels, den Tröpflein des Regens (oder dem Sande am Meere) verglichen. — Der goldene Ring und das schneeweiße Tüchlein waren gegenseitige Liebeszeichen. — Allerlei Treuproben lagen sehr im Geschmacke unserer Altvordern. Vergl. das Volksbuch von Griseldis, Genovefa ꝛc.

## 16. Ich stund an einem Morgen.

1. Ich stund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort,
Da hätt'[1]) ich mich verborgen,
Ich hört' klägliche Wort
Von einem Fräulein hübsch und fein,
Das stand bei seinem Buhlen,
Es mußt' geschieden sein.

2. „Herzlieb, ich hab' vernommen,
Du wollst von hinnen schier;
Wann willt du wiederkommen,
Das sollst du sagen mir.“
„Merk, feines Lieb, was ich dir sag',
Mein Zukunft[2]) thust mich fragen,
Weiß weder Stund noch Tag.“

3. Das Fräulein weinet sehre,
Sein Herz war unmutsvoll.
„So gieb mir Weis' und Lehre,
Wie ich mich halten soll.
Für dich so setz' ich all mein Hab,
Und willst du hie beleiben,[3])
Ich verzehr'[4]) dich Jahr und Tag.

4. Der Knab der sprach aus Mute:[5])
„Dein Willen ich wohl spür';[6])
So verzehrten wir dein Gute,
Ein Jahr wär' bald hinfür,[7])
Dennoch müßt' es geschieden sein.
Ich will dich freundlich bitten:
Setz deinen Willen drein!“[8])

5. Das Fräulein das schrie: „Morde![9])
Mord über alles Leid;
Mich kränken deine Worte,
Herzlieb, nicht von mir scheid;
Für dich so setz' ich Gut und Ehr',
Und sollt' ich mit dir ziehen,
Kein Weg wär' mir zu fern.“

6. Der Knab der sprach mit Züchten:
„Mein Schatz ob allem Gut,[10])
Ich will dich freundlich bitten,
Und schlag's aus deinem Mut!
Gedenke an die Freunde dein,
Die dir keins Argen trauen[11])
Und täglich bei dir sein.“

7. Da kehrt er sich herumme,
Er sprach nicht mehr zu ihr;
Das Fräulein thät sich schmiegen
In einen Winkel schier
Und weinet, daß es schier verging.[12])
Das hat ein Schreiber gesungen,
Wie es einem Fräulein ging.

I. Kurze Worterklärung. [1]) hätt' = hatte. [2]) Zukunft = Ankunft oder Heimkehr. [3]) beleiben = bleiben. [4]) Ich verzehr' dich, d. h. ich gebe dir Zehrung, ich ernähre dich und sorge für deinen Unterhalt. [5]) aus Mute, d. h. aufrichtigen Gemüts. [6]) Ich merke, daß du alles für mich opfern willst. [7]) hinfür = vorüber, verflossen. [8]) Ergieb dich in das unabänderliche Geschick. [9]) Morde oder Mordio ist ein Ausruf des Schreckens und der Verzweiflung. [10]) Mein Schatz ob allem Gut, d. h. mein über alles geliebter Schatz. [11]) keins Argen trauen = die sich keiner ehrlosen Handlung zu dir versehen. [12]) schier verging, d. h. in Ohnmacht fiel; die Sinne vergingen ihr fast.

II. Hauptinhalt. Hoffnungsloser Abschied von zwei Liebenden, die sich die Treue wahren wollen, ohne doch je auf Vereinigung hoffen zu können.

III. Charakter des Liedes. Das schlichte, ja trockene Lied hat sich länger als 150 Jahre in der Gunst des Volkes erhalten, ist unendlich vielmal nachgeahmt, auch geistlich umgedichtet worden; nach seiner Melodie sind viele Lieder gedichtet worden, und einzelne Stellen sind als sprichwörtliche Reden in den Volksmund übergegangen. Wie erklärt sich diese Wirkung des kunstlosen Liedes?

1. Das ewige Lied vom Lieben und Leiden, vom Scheiden und Meiden hat einen schlichten, rührenden, zeitgemäßen Ausdruck gefunden.

2. Das Lied ist ein poetischer Niederschlag des Zeitinteresses und der Zeitlage. Die unruhige Wanderlust des 15. und 16. Jahrhunderts, die Unsicherheit von Erwerb und Besitz, die Unstätigkeit des Lebens und Strebens, die Auflösung der altgewohnten Bande in Familie und Gesellschaft, die schwankende Lage einzelner im allgemeinen Wandel und Wechsel, die Unhaltbarkeit und Unzuverlässigkeit der gegenwärtigen Zustände, sowie die Öde und Hoffnungslosigkeit der Zukunft: all dies ist schlicht, wahr und ergreifend im Liede ausgesprochen; es ist ein treuer Zeitspiegel, in dem sich mehr oder weniger jeder einzelne mit seinen Sorgen wiederfand. Mußte nicht jeder in den Fehden und Kriegen, Wanderungen und Zügen, Verfolgungen und Umwälzungen mit Landsknechten und fahrenden Schülern rufen: „ich weiß nicht, wann ich wiederkomme; ich weiß nicht, was aus mir und dir wird, wie sich die Zukunft gestalten wird!"

3. Aber auch ein Herzensspiegel ist das Lied. Die Liebe und Treue des Mädchens, das Hab und Gut, dann Heimat und Freunde, ja endlich Ehre und Ruf dem Geliebten opfern will, ist rührend, ihr Schmerz bis zur Erschöpfung erschütternd. Und auch der Jüngling nimmt unsere ganze Teilnahme in Anspruch. Er ist nicht treulos, nicht kalt und wankelmütig, sondern voll Liebe und zarter Schonung, aber klar und kühn urteilt er über die Zeitlage und seine Pflicht. Sein Herz liebt, aber sein Blick bleibt offen und sein Urteil unbestochen. Er findet den Mut, dem lieben Mädchen die Dinge im wahren Lichte zu zeigen. Leidenschaft verblendet ihn nicht, sondern der Mut der Pflicht macht ihn stark. Der Gegensatz

zwischen der innigen Liebe und dem mitleidslosen Geschick, zwischen dem Kampf ums Dasein und dem gewohnten Haften an der Scholle, zwischen dem ernsten Beruf des Mannes und der liebenden Hingebung des Weibes ist ein Hauptreiz des Liedes.

4. Auch die dialogische Form war sehr im Zeitgeschmack und gab dem Liede eine innere Bewegung.

Sie: Du willst fort, wann kehrst du wieder?

Er: Gott weiß es.

Sie: Bleibe! Ich erhalte dich mit meinem Gute.

Er: Ich erkenne deine Güte, aber das wäre nur eine Galgenfrist. Ergieb dich in das Scheiden!

Sie: So nimm mich mit dir in die Ferne; keine Unbill des Weges und kein Flecken auf meinem Rufe soll mich abschrecken.

Er: Nein, du mußt deine Ehre wahren und bei den Deinen bleiben. Sie trauen dir und werden dich auch trösten.

Und wie er nun in wortlosem Weh scheidet; wie sie im dunklen Winkel ihr Weh verbirgt und der stumme Schreiber im Versteck die beiden belauscht und ihr Leid besingt: das ist die ergreifende Spitze des Liedes.

IV. Verwandtes. Die Unsicherheit aller gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse im 15. Jahrhundert. — Goethes Abschied von Friederike Brion aus Sesenheim. — Aus der Glocke: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben." — Georg Herweghs herb und verletzend ausklingendes Lied: „Die bange Nacht ist nun herum —." „Gassenhauer, geistlich umgedichtet v. Knaus":

1. Ich stand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort,
Da hielt ich mich verborgen,
Ich hört' klägliche Wort'
Von einem frommen Christen fein,
Er sprach zu Gott, seinem Herrn:
Muß denn gelitten sein? rc.

7. Da kehrt ihm Gott den Rücken,
Er red't zu ihm nicht mehr;
Der arm Christ thät sich schmucken (schmiegen)
In einem Winkel leer.
Er weinte aus der Maßen viel:
„Dem Herrn im Kreuz aushalten,
Das ist kein Kinderspiel."

Vergleiche:

## 17. Innsbruck,[1]) ich muß dich lassen.

1. Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein Straßen
In fremde Land dahin.
Mein Freud ist mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im Elend[2]) bin.

2. Groß Leid muß ich jetzt tragen,
Das ich allein thu klagen
Dem liebsten Buhlen mein.
Ach Lieb, nun laß mich Armen
Im Herzen dein erbarmen,
Daß ich muß dannen sein.

3. Mein Trost ob allen Weiben![3])
Dein thu ich ewig bleiben,
Stät, treu, der Ehren fromm.[4])
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen,
Bis daß ich wieder komm'.

I. Kurze Worterklärung. [1]) Wo liegt Innsbruck, und was wißt ihr davon? [2]) Elend = das war dem Deutschen die Fremde; ins Elend fahren war die Verbannung aus der Heimat. [3]) Ob allen Weibern = über alle Weiber liebe ich dich. [4]) Der Ehren fromm = den Gesetzen der Ehre gemäß. Fromm bedeutete den festen Mut der Pflicht, das Leben in den Schranken der Gesetze.

II. Vergleichung von 16 und 17. Zwei Liebende scheiden in Schmerzen. Sie bleibt in der Heimat, er wandert in die Fremde. Bittere Fragen über den harten Schicksalsschluß und bange Fragen nach dem Wiedersehen werden laut. Der Jüngling beteuert, daß sie sein höchstes Gut auf Erden sei.

In 16 sehen wir den tiefen Abschiedsschmerz des Mädchens, in 17 die Trauer des Jünglings. In 16 ist der Ort der Trennung nicht genannt, in 17 ist es Innsbruck. In 16 hören wir Verhandlungen, Anerbietungen, Nötigungen zum Bleiben und zum Gehen, in 17 nichts davon. Das Lied Nr. 16 klingt in gänzlicher Hoffnungslosigkeit, Nr. 17 mit der Zusage und Hoffnung des Wiedersehens aus.

## 18. Wankelmut.

1. Mein feins Lieb ist von Flandern [1])
Und hat ein wankeln Mut,
Sie giebt ein um den andern,[2])
Das thut die Läng nit gut;
Doch bin ich stets
Ihr aller wohlgemut,[3])
Ich wünsch ihr alles gut.[4])

2. Mein feins Lieb wollt mich lehren,
Wie ich mich halten sollt
In Züchten und in Ehren,
Fürwahr ich bin ihr hold;
Hold bin ich ihr,
Zu ihr steht mein Begier,
Wollt Gott, ich wär' bei ihr!

3. Was sah ich nächten spate[5])
An einem Fenster stan,
An einem Kammerladen,[6])
Was hatt' sie schneeweiß an?
Was hatt' sie an ihr Hände?
Von Gold ein Ringelein,
Die Herzallerliebste mein.

4. Und wär' mein Lieb ein Brünnlein kalt
Und sprüng' aus einem Stein,
Und wär' ich dann der grüne Wald,
Mein Trauern das wär klein.[7])
Grün ist der Wald,
Das Brünnlein, das ist kalt,
Mein Lieb ist wohlgestalt.

5. Was sah ich in dem grünen Wald.
Was sah ich hin und her?
Ein Blümlein, das war wohlgestalt,
Und das mein Herz begehrt.
Grün ist der Klee,
Alde, Alde[8]) mein feines Lieb!
Ich seh' dich nimmermeh.

6. In Schwarz will ich mich kleiden,
Und leb' ich nur ein Jahr,
Um meines Buhlen willen,
Von der ich Urlaub hab'.[9])
Urlaub hab' ich
Ohn' alle Schulden,[10])
Ich muß gedulden.[11])

7. Der uns dies Liedlein neu gesang,[12])
So wohl gesungen hat,
Das hat gethan ein gut Gesell
An einem Abend spat.
Er hat's so wohl gesungen
Aus frischem, freiem Mut,
Er wünscht ihr alles gut.[13])

I. Kurze Worterklärung. [1]) Von Flandern, d. h. flatterhaft und unbeständig. In diesem Rufe standen die flandrischen Mädchen. [2]) Sie giebt ein um den andern = nämlich Gehör, schenkt bald diesem, bald jenem ihre Gunst. [3]) Ich bin ihr aller wohlgemut d. h. durchaus ganz wohlgesinnt, ihr ganz ergeben. [4]) alles gut = alles Gute. [5]) nächten = gestern Abend, letzte Nacht. [6]) Kammerladen = Fensterladen. [7]) Dann könnte ich froh sein und hätte keinen Grund zur Klage. [8]) Alde = Ade, Adieu. [9]) Urlaub haben = den Abschied bekommen. [10]) Ohne meine Schuld. [11]) Ich muß mein Schicksal geduldig tragen. [12]) Es ist ja ein altes Lied, das Lied von der Mädchenuntreue und von ihrem Wankelmut. [13]) Zürnen will er dem „wankeln" Dinge nicht, sondern ihm alles Gute wünschen.

II. Hauptinhalt. Das Lied trägt den Stempel innerer Wahrheit und ist sicherlich aus einem wirklichen Erlebnis herausgedichtet. Ein Jüngling beklagt den Wankelmut und Flattersinn des sonst herzlich geliebten Mädchens und nimmt schmerzlich aber ohne Groll mit guten Wünschen Abschied von der ungetreuen Liebsten.

III. Gedankengang. Sie hat ihm ihre Liebe geschenkt, liebäugelt aber dabei weiter mit andern. Er meint es treu und gut, ihr ist die Liebe ein Spiel. Ihn hat die ernste, treue Liebe in Züchten und Ehren gehalten; „rechte Liebe wertet ja den Mann;" sie ist leichtfertig geblieben. Soll er an ihre Treue oder Untreue glauben? Gern möchte er das letzte annehmen; sie trägt ja sein Ringelein, schaut aber doch vom Fenster nach andern Bewerbern aus. Wie selig würde er sein, wenn sie ganz sein wäre, er der grüne Wald und sie das frische Brünnlein der Freude drin, er der grüne Klee, sie die holde Blume drin. Aber nimmer kann's so sein! Nicht länger erträgt er ihr kokettes Spiel. Er fühlt, wie sie im Herzen ihn verabschiedet hat, so will er auch nicht länger bei ihr weilen, sondern in Trauer um sie von hinnen ziehen. Er ist sich keiner Schuld bewußt, sie aber kann den Wert eines treuen Herzens bei ihrer Lust an Veränderung nicht schätzen. Doch nicht im Zorn, sondern mit Segenswünschen scheidet er.

IV. Volkssitte und Volksglaube. Die flandrischen Mädchen standen im Ruf des Wankelmuts. — Rechte Liebe führt zu guter Zucht und Sitte. — Das Stelldichein am Kammerfenster wird zum Verräter von des Mädchens Flattersinn. — Frische Quellen und bunte Blumen sind die Bilder der Liebe. — Schwarz ist die Farbe der Trauer, die gewöhnliche Trauerzeit ein Jahr. — Schmerz ist leichter zu tragen als Schuld.

## B. Aus Volksleben, Volksglauben, Volkssitte und Volksgeschichte.

### 19. Landsknechtlied.[1])

1. Der in Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit sich führen?
Ein schönes Fräuelein,
Ein langen Spieß, ein kurzen Degen:
Ein Herrn wolln wir suchen,
Der uns Gold und Bescheid soll geben.[2])

2. Und gibt er uns dann kein Geld nit,
Liegt uns nit viel daran,
So laufen wir durch die Welte,
Kein Hunger stößt uns nit an:
Der Hühner, der Gäns haben wir so viel,
Das Wasser aus dem Brunnen
Trinkt der Landsknecht, wann er will.

3. Und wird mir dann geschossen
Ein Flügel von meinem Leib,[3])
So darf ich's niemand klagen,[4])
Es schad't mir nit ein Meit[5])
Und nit ein Kreuz[6]) an meinem Leib;
Das Geld wölln wir verdemmen,[7])
Das der Schweizer um Handschuh giebt.[8])

4. Und wird mir dann geschossen
Ein Schenkel von meinem Leib,
So thu ich nachher kriechen,
Es schad't mir nit ein Meit:
Ein hölzene Stelzen ist mir gerecht,[9])
Ja, eh das Jahr herum kommt,
Geb' ich ein Spitelknecht.[10])

5. Ei werd' ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit'.
So schlägt man mir den Bumerlein bum,[11])
Der ist mir neunmal lieber,
Denn aller Pfaffen Gebrumm.[12])

6. Der uns das Liedlein neu gesang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Landsknecht:
Gott geb' ihm ein fein gut Jahr!
Er singt uns das, er singt uns mehr.
Er muß mir noch wohl werden,[13])
Der mir's G'lag bezahlen muß.

I. Kurze Worterklärung. [1]) Zu den charakteristischen Figuren besonders des 15. und 16. Jahrhunderts gehören die Landsknechte. Das Wort bedeutete ursprünglich Kriegsknechte oder Söldner, die in kaiserlichen Landen geworben waren. Wegen ihrer langen Spieße wurden sie später auch Lanzknechte genannt. Zu Ruf kam die verwegene Truppengattung durch Kaiser Maximilian I. bei Neugestaltung des Heeres. Sie waren berühmt als verwegene Krieger und berüchtigt als gewaltthätige Beutejäger. Groß ist die Zahl der Landsknechtlieder; größer die Zahl der Streiche, die von ihnen erzählt wurden, so von Hans Sachs und Joh. Fischart. [2]) Bescheid geben, d. h. Anweisung auf Sold, Befehle im Dienste. [3]) Kühnes Bild für den Arm; Vergleich mit dem Adler. [4]) Ich fände doch kein Mitleid, mag auch keins. [5]) Meit = kleine Münze, ein Heller. [6]) Kreuz = Kreuzer. [7]) Verdemmen = verthun, verschwelgen. [8]) Die Schweizer Söldner waren die Rivalen der Landsknechte; sie gaben mehr auf äußern Putz. Beide Truppenarten befehdeten sich fortwährend mit Spott und Schimpf. [9]) Ein Stelzbein von Holz paßt mir dann gerade, ist mir recht. [10]) Spitelknecht = Bewohner des Spitals. [11]) Eine beliebte Trommelweise der Tamboure. [12]) Gebete und Meßgesänge der Geistlichen. [13]) Derjenige wird schon

gefunden werden, der's G'lag, d. h. die Kosten des Zechgelages, bezahlt, sei es zum Lohne für mein Singen, sei es mit Gewalt.

II. Hauptinhalt und Gedankengang. Das Lied zeichnet mit kernigen Strichen ein deutliches Bild von dem Leben und dem Charakter der Landsknechte. Str. 1: Wie der Landsknecht sich ausrüstet und Dienste sucht. Str. 2: Wie er Speise und Trank gewinnt. Str. 3: Wie er Verwundungen verschmerzt und Geld verschlemmt. Str. 4: Wie er Invalide wird. Str. 5: Wie er stirbt und begraben wird. Str. 6: Wie er mit Sang bei frohem Gelag das Leben genießt, so lange er's hat.

III. Volkssitte. Das Lied entrollt ein Bild des wilden Landsknechtstreibens: Im Troß die Scharen loser Weiber; langer Spieß und kurzer Degen als Waffen; fortwährender Wechsel der Herren um höhern Soldes oder um unterlassener Soldzahlung willen; das Raub- und Plündersystem; der Wechsel zwischen Fülle und Hunger; die Schlemmerlust; die Gleichgiltigkeit gegen Wunden und Verstümmelungen; der unverwüstliche Frohsinn; die Lust am Zechen im Gegensatz zu der Putzsucht der Schweizer Söldner; Sorglosigkeit mit Bezug auf die Zukunft; Tod in der Schlacht; Begräbnis auf Spießen; Trommelschlag über der offnen Gruft; Abneigung gegen kirchliche Zucht und Sitte; Freude am Gesange und unversieglicher Lebensmut; Sucht, sich von andern in Güte oder mit Gewalt die Zeche bezahlen zu lassen.

IV. Verwandt ist

### Der Landsknechte Spruch.

Unsere liebe Fraue
Vom kalten Brunnen (Maria),
Bescher uns armen Landsknechten
Ein warme Sunnen.

Daß wir nit erfrieren!
Wohl in des Wirtes Haus
Tragen wir ein vollen Säckel
Und ein leeren wieder heraus.

## 20. Eppelin von Gailingen.[1])

1. Es war ein frisch freier Reitersmann, :|:
Der Epple von Gailingen ist er genannt. :|:

2. Er reit[2]) zu Nürnberg aus und ein,
Ist der' von Nürnberg abgesagter Feind.[3])

3. Er reit zu Nürnberg vors Schmieds Haus:
„Hör, lieber Schmied, tritt zu mir heraus!

4. Hör, lieber Schmied, nu laß dir sagen:
Du sollst mir meim Roß vier Eisen aufschlagen.

5. Beschlag's mir wohl und beschlag's mir eben!
Ich will dir ein guten Lohn drum geben."

6. Da greift er in die Taschen sein,
Gab ihm viel der roten Gülden fein.

7. „Schmied, du sollst nit viel davon sagen!
Dein' Herren müssen mir's wohl bezahlen."

8. Er reit wohl vor das Wechselhaus,
Nahm ihn'n ihr silbernes Vogelhaus.[4])

9. Er reit wohl auf den Geiersberg
Und machet ihn'n ihr Vogelhaus leer.

10. Sie schickten ihm ein' Boten hinach,
Wo Eppele wollt' liegen die Nacht.

11. „Hör, lieber Bot', so ich dich muß fragen:
Was hörst du vom Epple von Gailingen sagen?

12. Das magst wohl für ein Wahrheit jehen,[5])
Du habst ihn mit dein Augen g'sehen."

13. Da reit' er unter das Frauenthor,
Da hing ein Paar Reiterstiefel vor.

14. „Thorwärter, lieber Thorwärter mein,
Wes mag dies Paar Reiterstiefel sein?"

15. Sie sind eins freien Reitersmann,
Epple von Gailingen ist er genannt."

16. Er nahm die Stiefel auf sein Gaul
Und schlug's dem Thorwächter um das Maul.

17. „Sieh hin, Thorwächter, da hast du dein Lohn!
Das zeig dein' Herren von Nürnberg an!"

18. Der Thorwächter war ein behender Mann,
Sagt's seinen Herrn und der Gemeinde an.

19. Sie schickten siebenzig Reiter ohn'gefähr,
Wo der Eppele hinkommen wär?

20. „Söldner, euer G'fangener will ich nit sein!
Euer sind siebenzig, ich nur allein."

21. Sie trieben ihn auf einen hohen Stein,
Der Epple von Gailingen sprengt in den Main.

22. „Ihr Söldner, ihr seind nit Ehren wert!
Euer keiner hat ein gut Reiterpferd."

23. Wie bald er sich aus dem Sattel schwang!
Und zog ihm selbst das Paar Stiefel an.

24. Da reit er über ein Auen, war grün,
Begegnet ihm ein Kaufmann, der deucht sich kühn.

25. „Hör, lieber Kaufmann, und laß dir sagen:
Wir woll'n einander um d' Taschen schlagen![6])

26. Der Kaufmann war ein behender Mann,
Er gurt[7]) dem Epple sein Taschen an.

27. Des Kaufmanns er gar wohl vernahm.[8])
Ein Bäurin ihm auf der Straßen bekam.[9])

28. Die Bäurin er fragt auf der Stätt,
Was man vom Eppele sagen thät?

29. Die Bäurin ihm ein Antwort gab:
Der Eppele wär ein nasser Knab.[10])

30. „So sag mir, liebe Bäurin schon,
Was hat dir der Eppele Leids gethan?“

31. Epple von Gailing sich bald bedacht,
Wie bald er da ein Feur aufmacht!

32. Er nahm das Schmalz [11]) und macht es warm,
Stieß ihr die Hand drein bis an die Arm’.

33. „Sieh hin! da hast den rechten Lohn,
Und sag, der Eppele hab dirs gethan.“

34. Er schickt sein Knecht gen Farrnbach [12]) hinab;
Man sollt’ ihm bereiten ein gutes Mahl.

35. Da kam der Epple von Gailingen ein,
Da bot ihm der Wirt ein kühlen Wein.

36. Der Epple lugt zum Fenster hinaus,
Da schob man ihm viel Wagen vors Haus.

37. „Lieber Wirt, thu mir die Thüren auf
Und laß mich sprengen über aus! [13])

38. Da sprengt er über acht Wagen aus,
Am neunten gab er den Giebel auf. [14])

39. „So liegt mein Mutter am Rhein, ist tot,
Darum muß ich leiden große Not.“ [15])

40. Da zog er aus sein gutes Schwert,
Erstach damit sein reisig Pferd. [16])

41. „Eppele, hätt’st du das nit gethan,
Beim Leben wollten wir dich lan!“ [17])

42. Den Epple von Gailingen nahmen’s an, [18])
Brachten gen Nürnberg den g’fangenen Mann

43. Und führten ihn auf den Rabenstein, [19])
Man legt ihm den Kopf zwischen die Bein. [20])

I. Kurze Worterkärung. [1]) Eppelin v. Gailingen, eigentlich: Appolonius, genannt der Gailing, hatte sein festes Haus bei Zunsenhausen; von seinem Geschlecht blüht noch heute die ältere Linie, die Gayling von Altheim. Die Burg des berüchtigten historischen Raubritters wurde schon 1375 gebrochen, Eppelin selbst aber erst 1386 als 70jähriger Greis gefangen und in Neumarkt mit dem Rade hingerichtet (nicht in Nürnberg mit dem Beile). [2]) reit ist alte Form für ritt. [3]) Er lebte in offener Fehde mit der Bürgerschaft in Nürnberg. [4]) Er raubte den Nürnbergern ihr silbernes Vogelhaus aus dem Wechselhause am Geiersberg (beim neuen Thor). Erst nach 70 Jahren kam es wieder in den Besitz der Nürnberger. [5]) jehen = aussprechen, sagen. [6]) Wir wollen um die Geldtasche kämpfen, wer siegt, wird Besitzer. [7]) er gurt = d. h. er gürtete dem Räuber die Tasche an: überließ ihm also sein Geld und entfloh. [8]) Der Raub von dem Kaufmannsgute war beträchtlich und bekam ihm wohl. [9]) bekam = in den Weg kam. [10]) nasser Knab, d. h. ein Trunkenbold. [11]) Das Schmalz, das die Bäuerin jedenfalls zu Markte trug. [12]) Farrn-

bach liegt 3 Stunden von Nürnberg. [13]) Sein Roß soll einen Anlauf nehmen und über die Wagen hinaus springen. [14]) Er giebt den Giebel auf, ist eine sprichwörtliche Redensart und bedeutet: das sichere Haus, also die Sicherheit und das Glück aufgeben. [15]) Niemand von den Meinen am Rhein kann mir helfen. [16]) reisig Pferd = gerüstet, immer reisefertig zum Kampfe. [17]) Das gewandte Roß hätte dich wohl nochmals gerettet. [18]) Sie nahmen ihn als Gefangenen in ihre Mitte. [19]) Die Richtstätte wurde immer von Raben umschwärmt. [20]) Dem Hingerichteten wurde der abgeschlagene Kopf zwischen oder vor die Füße gelegt.

II. Hauptinhalt. Das Lied giebt ein drastisches Bild des Raubritterlebens im 14. Jahrhundert, besser und anschaulicher, als lange Beschreibungen es vermöchten. Die Abfassung des Liedes fällt — nach seiner Anlage, Sprache und Singweise zu schließen — in das 16. Jahrhundert. Das Lied hat uns „neu gesungen", was im Volksmunde als Geschichte und Sage über den adeligen Räuber, seine Räuber- und Reiterstücklein, seine Grausamkeiten und sein Ende lebte, oder ist die Auffrischung eines zeitgenössischen Gedichts. Augenscheinlich behandelt das Lied Eppelins Geschick mit Teilnahme. Mut, Kühnheit, Witz, Geistesgegenwart, einzelne großmütige Handlungen und ein tragisches Ende mildern den Abscheu über seine Grausamkeiten. Das Lied zeigt einen frischen, kecken Fortschritt und überspringt eine Menge Mittelglieder. Jede Zeile wurde zweimal gesungen.

III. Gedankengang. Ritter Eppelin war ein abgesagter, d. h. offener, erklärter Feind der Nürnberger. Trotzdem ritt er im Vertrauen auf seine List, Stärke und sein gutes Roß, sowie auf die Schwerfälligkeit der „Krämer" in Nürnberg ein und aus, ließ dort sein Rößlein beschlagen, warf mit Goldgülden um sich, „die die Herren bezahlen mußten", nahm ihnen ihr kostbares silbernes Vogelhaus vom Geiersberge, verspottete die Aufpasser, höhnte und mißhandelte die Thorwächter und entging den ihm nachgesandten 70 Söldnern durch einen kühnen Sprung seines unvergleichlichen Rosses in den Main. Die ihm einst abgenommenen Reiterstiefel, welche die Nürnberger als Siegestrophäe im Frauenthor aufgehängt, er aber dem Thorwächter abgenommen hatte, zog er sich im Angesichte der verblüfften Söldner an. Einen Kaufmann, der in kühnem Mute reisiges Geleit verschmäht hatte, beraubte er auf grüner Au, indem er sich anstellte, als ob er ritterlich mit ihm um die Geldtasche kämpfen wolle. Der Kaufmann entkam behend, ließ aber seine reichgefüllte Geldtasche dem darob sehr zufriedenen Eppelin. Nur eine Grausamkeit für viele berichtet das Lied. Weil eine Bäuerin, die mit Schmalz zum Markte ging, sagte, man halte Eppelin für einen wüsten Trunkenbold, darum verbrühte er ihr die Hände in siedendem Schmalze. Als er sich in Farrnbach an einem guten Mahle letzte, wurde er — infolge von List oder Verrat — überfallen und in eine Wagenburg eingeschlossen. Kühn sprengte er auf seinem Roß über acht Wagen hinweg, beim neunten aber

verließ ihn sein Glück, und er stürzte. Da gab er die Hoffnung auf ein Entkommen auf. Aus dem rohen Gemüte brach im Gefühl seiner gänzlichen Verlassenheit als Klageton die Erinnerung an die ferne tote Mutter und die Verwandten am Rhein. Er erstach sein Roß, den Retter aus hundert Nöten, damit es nicht eine Beute der Feinde werde. Diese aber riefen: „Hättest du das nicht gethan, so wärest du uns wohl nochmals entgangen!“ Nun wurde er gefesselt, nach Nürnberg gebracht und hingerichtet.

IV. Verwandtes. Das Raubritterwesen in der Geschichte. Das Interregnum. Rudolf v. Habsburg, der in Erfurt auf einmal 29 Raubritter hängen ließ. Die Raubritter in der Mark Brandenburg und der erste Hohenzoller Friedrich I. Maximilian I. und der ewige Landfrieden. Joachim I. und die brandenburgischen Raubritter. —

Ganz ähnlich dem Liede von Eppelin ist das vom Lindenschmid, einem rheinischen Wegelagerer.

Es ist nit lang, daß es geschach,
Daß man den Lindenschmid reiten sach
Auf einem hohen Rosse.
Er reit den Rheinstrom auf und ab,
Hat sein ja wohl genossen, ja genossen 2c.

Der Markgraf von Baden, dessen freies, von Kaufleuten teuer bezahltes Geleit der Räuber wertlos machte, beauftragte Junker Caspar mit der Bewältigung des Räubers. Durch einen schlauen Bauer kundschaftete der Junker den Aufenthalt des Räubers in einem Wirtshause aus und überfiel ihn unversehens. Rührend sind Str. 8 und 9:

Der Lindenschmid der hätt einen Sohn,
Der sollt den Rossen das Futter thun;
Den Hafer thät er schwingen:
„Steht auf, herzliebster Vater mein,
Ich hör' die Harnisch klingen!“

Der Lindenschmid lag hinterm Tisch und schlief,
Sein Sohn der thät so manchen Rief,
Der Schlaf hat ihn bezwungen.
„Steh auf, herzliebster Vater mein!
Dein Verräter ist schon kommen.“

Nach tapferer Gegenwehr wird der Räuber überwältigt. Er bittet um Gnade für seinen Sohn und seinen Reiterjungen,

denn haben sie jemand Leid gethan,
darzu hab' ich sie gezwungen.

Doch er bat vergebens. „Das Kalb muß entgelten der Kuh.“ Alle drei wurden nach Baden gebracht und gleichzeitig hingerichtet.

Auch in diesem Liede zeigt sich eine gewisse Parteinahme für den kecken Räuber: „es waren der Bluthund', d. h. Söldner, die ihn fingen, allzuviel“. Die Strophenform des Liedes vom Lindenschmid war die gebräuchlichste des deutschen Volksgesangs, fünfzeilige Strophen, bestehend aus zwei kurzen Reimpaaren und einer reimlosen Zeile, der Waise, die zwischen das zweite Paar eingeschoben war. — In demselben Tone ist das lebendige, lange beliebte Reiterlied: Albrecht von der Rosenburg gedichtet. Strophe 1 lautet:

Was wollen wir singen und heben an?
Von einem fränkischen Edelmann
Ein neues Lied zu singen:
Albrecht von der Rosenburg ist er genannt,
Gott helf, daß ihm wohlgelinge!

## 21. Das Schloß in Österreich.

1. Es liegt ein Schloß in Österreich,
Das ist ganz wohl gebauet
Von Silber und von rotem Gold,
Mit Marmelstein gemauert.

2. Darin da liegt ein junger Knab
Auf seinen Hals gefangen,
Wohl vierzig Klafter unter der Erd,
Bei Ottern und bei Schlangen.

3. Sein Vater kam von Rosenberg
Wohl vor den Turm gegangen:
Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Wie hart liegst du gefangen!

4. „Ach Vater, liebster Vater mein,
So hart lieg ich gefangen,
Wohl vierzig Klafter unter der Erd,
Bei Ottern und bei Schlangen."

5. Sein Vater zu dem Herren ging:
„Gebt uns los den Gefangnen,
Dreihundert Gülden, die woll'n wir euch geb'n
Wohl für des Knaben Leben."

6. „Dreihundert Gülden, die helfen euch nicht,
Der Knab und der muß sterben;
Er trägt ein güldene Ketten am Hals,
Die bringt ihn um das Leben."

7. „Trägt er ein güldene Ketten am Hals,
Hat er sie doch nicht gestohlen,
Hat's ihm ein zart Jungfräulein verehrt,
Dabei hat sie ihn erzogen."

8. Man führt den Knaben wohl aus dem Turm,
Man reicht ihm die Sakramente:
„Hilf, reicher Christ vom Himmel herab!
Es geht mir an mein Ende."

9. Man führt den Knaben zum Gericht hinaus,
Die Sprossen muß er steigen:
„Ach Züchtiger, liebster Züchtiger mein,
Laß mir eine kleine Weile!"

10. „Ein kleine Weile laß ich dir nicht,
Du möchtest mir sonst entrinnen;
Leiht mir ein seidenes Tüchlein her,
Daß ich ihm sein Augen verbinde."

11. „Ach, meine Augen verbinde mir nicht,
Ich muß die Welt anschauen,
Ich seh sie heut und nimmermehr
Mit meinen schwarzbraunen Augen."

12. Sein Vater unterm Gerichte stund,
Sein Herz wollt' ihm zerbrechen:
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Deinen Tod will ich schon rächen."

13. „Ach Vater, liebster Vater mein,
Meinen Tod sollt ihr nicht rächen,
Brächt meiner Seelen ein schwere Pein;
Um Unschuld will ich sterben.

14. Es ist nicht um mein stolzen Leib,
Noch um mein junges Leben,
Es ist um meine Frau Mutter daheim,
Die weinet also sehre."

15. Es stund kaum an ein halbes Jahr,
Der Tod, der ward gerochen.
Es wurden mehr denn dreihundert Mann
Von's Knaben wegen erstochen.

16. Wer ist, der uns das Liedlein erdacht,
Gesungen auch zugleiche?
Das haben gethan drei Jungfräulein zart
Zu Wien im Österreiche.

I. Hauptinhalt. Das Lied besingt den Tod eines unschuldig hingerichteten Knaben und wirft ein Streiflicht auf die Rechtsverhältnisse der Zeit und die willkürliche Kabinettsjustiz. Lieder auf die Hinrichtung

Unschuldiger hörte das Volk mit Vorliebe. Was dem feinen, wohl aber nicht ritterbürtigen Knaben den Tod bringt, erfahren wir nicht. Die güldene Kette am Halse von einem Jungfräulein, die ihn damit „erzogen", d. h. an sich und dann ins Unglück gezogen, und die drei Jungfräulein, die das Lied gesungen, könnten Auskunft geben, aber der Schleier wird nicht gehoben, nur leise gelüftet. Wohl hatte sich der feine Knappe die Gunst einer Fürstentochter erworben und damit den Zorn des fürstlichen Vaters auf sich geladen. Die goldene Kette wurde zum Verräter. Die Treue, mit der der Knabe seinem Lieb und dies ihm ergeben blieb, mag den erzürnten Vater zu dem Justizmorde getrieben haben.

II. Gedankengang. 1. Die Haft des Jünglings Str. 1—2. 2. Die Klage des Vaters Str. 3—4. 3. Der vergebliche Befreiungsversuch und die Ursache der Verurteilung Str. 5—7. 4. Die Hinrichtung Str. 8—14. a) Vorbereitung zum Tode. b) Bitte um Aufschub. c) Weigerung, sich die Augen verbinden zu lassen. d) Rachedrohung des Vaters. e) Versöhnlichkeit des Sohnes. f) Klage um den Schmerz der Mutter. 5. Folgen der Hinrichtung Str. 14—16. a) Blutige Fehde. b) Verewigung im Liede.

III. Charakteristik der Personen. In wenigen Zügen sind die Personen treffend gezeichnet. Der in seinem Stolz gekränkte Fürst wirft sich eigenmächtig zum Richter auf. Erbarmungslos weist er jede Sühne zurück. Er hat nur Standesgefühl, kein Herz. — Der Vater eilt voll Liebe weit her zu dem eingekerkerten Sohne und beklagt sein Geschick. Er ist zu jedem Opfer bereit, um ihn zu lösen. Er verteidigt und entschuldigt den Knaben. Er gelobt Rache und erfüllt das Gelöbnis. — Der Knabe ist jung, fein, von schwarzbraunen Augen. Das Geheimnis seiner Liebe verschweigt er. Die goldene Kette bewahrt er treu. Geduldig trägt er die lange, furchtbare Kerkerhaft. Die Lebenslust und Freude an der schönen Welt erwacht noch einmal auf seinem Todesgange. Er bittet um Aufschub; er will sich die Augen nicht verbinden lassen. Den Vater bittet er, seine Rachegedanken fahren zu lassen. Seine Seele will er rein und unschuldig in Gottes Hände geben. Sein letzter Gedanke gehört der geliebten fernen Mutter.

IV. Verwandtes. Das Todeslied: Peter Unverdorben. Er ward nach langer Haft zu Neunburg gerichtet, ohne daß man die Ursache seines Todes erfährt. Der Abschied von der Welt in Str. 5 und 6 findet sich übereinstimmend in allen Todesliedern; es ist der Ausdruck der Liebe zum Leben und des Schmerzes über die Trennung von Licht und Freude dieser Erde.

1. Da zu Mitterfasten es geschach,
Daß Peter Unverdorben gefangen lag
Zu Neunburg in dem Turme:
Er lag gefangen um seinen Leib:
„Hilf, Mutter Maria, es ist Zeit,
Du magst mir wohl gehelfen!" 2c.

5. Und da er vor die Herrschaft trat,
Und wollt ihr hören, wie er sprach
Aus seinem viel roten Munde:
„Gott segne dich, Laub, Gott segne dich, Gras,
Gott segne alles, was da was,
Ich muß von hinnen scheiden.

6. „Lieber Engel, gang mir bei,
Bis Seel und Leib bei einander sei,
Daß mir mein Herz nicht breche!
Gott segne dich, Sonne, Gott segne dich, Mon,
Gott segne dich, schönes Lieb, das ich han,
Ich muß mich von dir scheiden."

## 22. Die gefangenen Reiter.

1. Es waren einmal drei Reiter gefangen,
Gefangen waren sie.
Sie wurden gefangen geführet,
Keine Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen röm'schen Reich.

2. Und als sie wohl auf die Brücke kam'n,
Was begegnet ihnen allda?
Ein Mägdlein, jung an Jahren,
Hatte nicht viel Leid erfahren:
„Geh hin und bitte für uns!"

3. Und wenn ich für euch bitten thu,
Was hülfe mir denn das?
Ihr ziehet in fremde Lande,
Laßt mich armes Mägdlein in Schande,
In Schanden lasset ihr mich!"

4. Das Mägdlein sah sich um und um,
Groß Trauern kam ihr an.
Sie ging wohl fort mit Weinen,
Bei Straßburg über die Steinen,
Wohl vor des Hauptmanns Haus.

5. „Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Hauptmann mein,
Ich hab' ein' Bitt' an euch:
Wollet meiner Bitte gedenken
Und mir die Gefangnen losschenken,
Dazu meinen eignen Schatz!"

6. „„Ach nein, ach nein, liebes Mägdelein,
Das kann und darf nicht sein:
Die Gefangenen die müssen sterben,
Gottes Reich sollen sie ererben,
Dazu die Seligkeit!"" —

7. Das Mägdlein sah sich um und um,
Groß Trauern kam ihr an.
Sie ging wohl fort mit Weinen
Bei Straßburg über die Steinen
Wohl vors Gefangenen-Haus.

8. „Guten Tag, guten Tag, Herzgefangner mein,
Es kann und darf nicht sein!
Ihr Gefangenen ihr müsset sterben,
Gottes Reich sollt ihr ererben,
Dazu die Seligkeit." —

9. Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
Ein Hemd, so weiß wie Schnee:
„Sieh da, du Hübscher und Feiner,
Du Herzallerliebster und du meiner,
Das soll dein Sterbekleid sein!"

10. Was zog er von seinem Fingerlein?
Ein güldenes Ringelein:
„„Sie da, du Hübsche und du Feine,
Du Herzallerliebste und du meine,
Das soll dein Denkmal sein!""

11. „Was soll ich mit dem Ringlein thun,
Wenn ich's nicht tragen darf?"
„„Lege du's in Kisten und Kasten,
Laß es ruhen, laß es risten und rasten
Bis an den jüngsten Tag!""

I. Hauptinhalt. Das Lied beklagt das Geschick eines Mägdleins, das aus Erbarmen drei zum Tode verurteilte Reiter loszubitten versuchte und dabei Ehre und Lebensglück in die Schanze schlug. Dem Liede zu Grunde liegt die uralte Sitte und Rechtsanschauung, daß junge

Mädchen durch das Versprechen, einen zum Tode verurteilten Missethäter zu heiraten, diesem Begnadigung verschaffen konnten. Die Sitte entsprang einerseits der Ehrfurcht vor den Frauen und anderseits der Hoffnung, einen verlornen oder verirrten Menschen durch den Einfluß einer aufopferungsfähigen Frau wieder auf den rechten Weg zurückzuführen.

II. Gedankengang. Str. 1: Drei Reiter, wahrscheinlich Deserteure, werden in Straßburg gefangen eingebracht und sehen einem schimpflichen Tode ohne militärische Ehren entgegen. Str. 2: Als sie über die Rheinbrücke geführt werden, begegnet ihnen eine Jungfrau, die sie um ihre Fürbitte bei dem Kommandanten anflehen. Str. 3: Das Mägdlein fühlt Erbarmen mit den Jünglingen, fürchtet aber, daß ihr kühner Schritt ihr nur Unehre und Herzeleid bringen wird. Str. 4: Doch läßt sie sich erbitten und geht in Trauer und Thränen vor des Hauptmanns Haus. Str. 5: Sie bittet um die Begnadigung der Gefangenen, von denen einer ihr Schatz sei, den sie ehelichen wolle. Str. 6: Der Hauptmann schlägt die Bitte ab. Str. 7: In Jammer und Thränen geht die Jungfrau bis vor das Haus, wo die Gefangenen verwahrt werden. Str. 8: Dort verkündet sie den Gefangenen ihr unabwendbares Geschick. Str. 9: Dem selbstgewählten „Schatz“ bringt sie als Beweis ihrer Teilnahme und Liebe ein weißes Sterbehemd. Str. 10: Er schenkt ihr als Denkmal ihrer Güte und Liebe einen Ring. Str. 11: Als sie beklagt, daß sie ihn nicht tragen dürfe, rät er, ihn heimlich und treu wie ihre Liebe bis zum Tage des Wiedersehens in der Ewigkeit zu bewahren.

III. Eigentümlichkeit. Die oben gegebene jüngere Lesart des weit verbreiteten und vielfach veränderten Liedes zeigt eine epische Eigentümlichkeit, die man bei der Kunstdichtung vermißt. Wie das griechische und deutsche Volksepos braucht es bei der gleichen Veranlassung dieselben Worte, bewahrt also den objektiven Gehalt und den festen Schritt des Epos, ohne wie die Kunstdichtung einen Wechsel des Ausdrucks zu versuchen. — Als Hintergrund des Liedes aus Volkssitte und Volksgeschichte erscheint folgendes: Straßburg war im deutschen Volksbewußtsein die werte Grenzwarte, die Stadt der Soldaten, der Desertionen nach Frankreich und der Schweiz und der unerbittlichen Disziplin. — Mädchen konnten zum Tode verurteilte Verbrecher losbitten und ehelichen. Bei der großen Zahl der Hinrichtungen im Mittelalter, oft um geringfügiger Ursachen willen, war diese Sitte ein wohlthätiges, milderndes Gegengewicht zu der sonstigen Härte. Vergl. Freistätten in Israel und Asyle flüchtiger Verbrecher. — Milde und Erbarmen sind die schönsten Zierden eines Frauenherzens. Die rechte Liebe ist opfermutig, stärker als die Rücksicht auf den Ruf und bewährt sich in der Treue. — Die Melodie des Liedes ist frisch, kräftig, hinreißend sangbar; es ist dieselbe, nach der Holtei sein Mantellied (Schier dreißig Jahre bist du alt —) dichtete und die hauptsächlich zur Verbreitung dieses Liedes beitrug.

IV. Verwandte Stoffe. Der unerbittliche Hauptmann: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt —“

(II, 623); Von drei gefangenen Soldaten: „Es waren drei Soldaten, sie waren gar junge Blut; sie hatten sich ein wenig vergangen, der Marschall nahm sie gefangen, gefangen bis zu dem Tod,“ ꝛc. — Im Wartburgkriege sehen wir den besiegten Heinrich von Ofterdingen unter dem Mantel der Landgräfin Schutz vor dem Tode suchen. — In dem Liede von Agnes Bernauerin will der Henker die unglückliche Frau vor dem Ertränken retten, indem er sie zum Weibe nehmen will. Sie aber zieht den Tod in den Fluten vor. — Fast bei allen Völkern, sogar bei den Wilden Nordamerikas, finden sich zahlreiche Beispiele, daß zum Tode Verurteilte durch die Fürbitte von Frauen gerettet wurden und diese dann ehelichten.

## 23. Die Nonne.

1. Ich stand auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein;
Ein Schifflein sah ich schweben,
Drei Grafen tranken drein.

2. Der jüngste von den dreien,
Der in dem Schifflein saß,
Bot mir einmal zu trinken
Kühlen Wein aus seinem Glas.

3. Was biet'st du mir zu trinken,
Was schenkst du mir den Wein?
Ich bin ein armes Mädchen
Und du ein reicher Graf!

4. Was zog er von seinem Finger?
Einen Ring von Golde so rot.
„Nimm hin, du Hübsche, du Feine,
Trag ihn nach meinem Tod.“

5. Was soll ich mit dem Ringlein thun,
Wenn ich's nicht tragen darf!
„Ei, sag, du habst's gefunden
Draußen im grünen Gras.“

6. Ei, warum sollt' ich lügen?
Ständ' mir gar übel an;
Viel lieber wollt' ich sagen,
Der junge Graf wär mein Mann.

7. Es stund wohl an ein Vierteljahr.
Dem Grafen träumt's gar schwer,
Als ob sein herzallerliebster Schatz
Ins Kloster gegangen wär'.

8. „Steh auf, steh auf, lieber Reitknecht mein,
Satt'l mir und dir ein Pferd;
Wir wollen reiten Berg und Thal,
Der Weg ist reitenswert.“

9. Und als er vor das Kloster kam,
Gar leise pocht er an:
„Wo ist die jüngste Nonne,
Die zuletzt ist kommen an?“

10. „„Es ist ja keine gekommen,
Es kommt auch keine heraus!““
„So will ich das Kloster anzünden,
Das schöne Gotteshaus!“

11. Das Nönnchen kam geschritten,
Schneeweiß war sie gekleid't.
Ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonne war sie bereit.

12. Sie bot ihm noch zu trinken,
Zu trinken aus dem Glas.
Das Glas thät ihm zerspringen,
Zerspringen auch sein Herz.

I. Gedankengang. Str. 1: Vom Berge hat das Mägdlein die Schönheit des Rheinthales so oft geschaut, die grünblaue Flut im Rahmen der Uferberge, die Rebengärten an den Hängen, die Burgen auf den Felsen und die Schiffe, die wie Schwäne über die Flut gleiten. Nun tritt sie selbst zur Fahrt in ein Schifflein. Viele fröhliche Menschen sind drin, darunter drei Grafen, die sich am Rebenblut gütlich thun und offenen Auges und empfänglichen Herzens in die schöne Welt sehen.

Str. 2: Der jüngste Graf hat mit dem Hellblick der Liebe sogleich das schöne, sittige Mägdlein erschaut. Sie hat's ihm angethan, und

immer wieder kehrt sein Blick zu ihr zurück. Endlich tritt er zu ihr. Seine Hand bietet ihr kühlen Wein im Becher, sein Blick heiße Liebe, sein Mund ein süßes Geständnis.

Str. 3: Sie will den Blick nicht sehen, und sieht ihn doch so gern. Sie will die Worte nicht hören, und hört sie doch so gern. Aber sie ist einsichtig und stark; Glas, Blick und Wort lehnt sie ab mit dem Einwand, daß eine Liebe zwischen dem armen, niederen Mädchen und dem reichen, hohen Grafen hoffnungslos sei.

Str. 4: Doch ihm ist's heiliger Ernst mit seiner Liebe. Bezwungen von ihrer Schönheit und Anmut, will er die Standeskluft überspringen und sie zu seinem Gemahl erheben. Er bietet ihr den goldenen Ring als Pfand seiner Treue. Und als sie ihn ablehnt, da meint er verzweiflungsvoll, er könne das nicht überleben, sein Herz müsse brechen. So solle sie wenigstens den Ring nach seinem Tode als Denkzeichen der Liebe und Treue tragen.

Str. 5 und 6 scheinen eine spätere Einschaltung eines fahrenden Sängers zu sein, der den Hörern das sittsame Sträuben des Mägdleins bei aufrichtiger Herzensliebe recht anschaulich malen wollte. Sie passen nicht in die knapp geschürzte und rasch fortschreitende Weise des Liedes. Die Worte in Str. 4: „Trag das Ringlein nach meinem Tode“ geben der Situation genug Licht, bezeugen die Liebe beider und bilden einen echt epischen Abschluß der Liebesentwicklung.

Str. 7: Der Jüngling ist von dem Mägdlein geschieden, seine Hoffnung aber hat er nicht aufgegeben. Tag und Nacht begleitet ihn der Gedanke an die Geliebte. Seinem ahnungsvollen Herzen sagt ein schwerer Traum, daß sie ins Kloster gegangen sei: Ihn will sie vor einem übereilten Schritte, vor Entzweiung mit seinen hochgebornen Verwandten ꝛc. schützen, sich aber Frieden in der frommen Stille des Klosters suchen.

Str. 8: Über Berge und durch Thäler reitet der Jüngling, um die Geliebte zu suchen und zu gewinnen. Der Weg ist reitenswert, denn es gilt, den besten Schatz, das höchste Glück zu gewinnen.

Str. 9: Am Kloster, wo er sie vermutet, klopft er an und fragt nach ihr.

Str. 10: Als sie zuerst verleugnet, sodann ihre Herausgabe verweigert wird, da droht er — nach der wilden Sitte der Zeit —, das Kloster anzuzünden und die Geliebte zu entführen.

Str. 11: Da erscheint sie selbst in Nonnentracht und sagt ihm, daß sie Gottes Braut und für ihn verloren sei.

Str. 12: Nur noch um einen Trunk aus ihrer Hand bittet er, und sie reicht ihm denselben. Da zerspringt das Glas, und ihm bricht das Herz vor übergroßem Weh. —

Außer Str. 5 und 6 haben spätere Reimer, denen der Gang der Handlung zu sprungweise und unklar war, der Ballade noch einige erklärende oder vielmehr verwässernde Zuthaten gegeben. So läßt eine hinter der dritten eingeschaltete Strophe das Mädchen sprechen: „Ich bin

nicht reich, aber ich halte auf Ehre. Da ich dich nicht ehelichen kann, will ich ins Kloster gehn und Nonne werden." An den Schluß sind noch zwei Strophen gefügt, die erzählen, wie das Nönnlein den Geliebten mit ihren Händen begrub, wie ihre Augen ihn mit Weihwasser begossen, wie ihre Stimme sein Grabgesang, ihre Zunge seine Totenglocke war.

II. Eigentümlichkeit. Das ewige Lied von der Liebe Lust und Leid hat in diesem Liede einen ergreifenden Ausdruck gefunden. Nach den Vorurteilen der Zeit hindert Standesungleichheit eine Verbindung der Liebenden. Er in seiner feurigen, stürmischen Weise will ohne Bedenken und Schwanken alle Schranken überspringen, sie aber opfert lieber Liebe und Lebensglück, ehe sie den Geliebten in eine schiefe Lage bringt und unglücklich werden läßt. Für seinen heftigen Charakter ist der Tod, für ihren milden der Eintritt ins Kloster die folgerichtige Lösung des schweren Konfliktes. — Die erste Hälfte der Ballade zeigt die Entwicklung, die zweite die tragische Lösung des Konfliktes. Der Fortschritt der Handlung ist rasch und energisch, die Sprache knapp und schön, die Situationszeichnung in wenig Strichen klar und deutlich, die Charakteristik des leidenschaftlichen Jünglings treffend, die Motivierung seines jähen Todes und ihres Eintritts ins Kloster fein und wahr, ganz dem Charakter eines jeden entsprechend. — Mit einem Ausblick vom hohen Berge in den tiefen Rhein beginnt, mit einem Aufblick aus der tiefen Klosterstille in den hohen Himmel schließt das Lied schön und wirkungsvoll. Auf dem Schiffe reichte er ihr das Glas mit funkelndem Wein; Liebe und Hoffnung sprühten seine Augen. An der Klosterpforte reichte sie ihm den Valettrunk; Wehmut und Entsagung sprachen aus ihren lieben Augen. Liebe und Leid, Finden und Scheiden sind an den Trunk aus lieber Hand geknüpft. Wie schön ist auch der Gegensatz zwischen dem seligen, ruhigen Hinschweben auf der Rheinflut, wo er sie fand, und dem wilden Hinstürmen durch Berge und Thäler, wo er sie suchte! Gefunden und verloren! klingt es zweimal durch das Lied, einmal jubelnd und dann klagend. —

III. Verwandtes. Heine: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu; und wem sie just passieret, dem bricht das Herz entzwei".

Das Lied von der Nonne hat als ein Lieblingslied im Volksmunde viele Umdichtungen und Zusätze erfahren. Eine der gewöhnlichsten, aber allerprosaischsten Abänderungen hat folgende Strophen:

„Ach Mädchen, du wärst schön genug,
Wärst nur ein wenig reich;
Fürwahr, ich wollt' dich nehmen,
Sähn wir einander gleich!"

„„Ei bin ich schon nicht reich genug,
Bin ich doch ehrlich und fromm;
Ich werd' die Zeit erwarten,
Bis meines Gleichen kommt.""

„Wenn deines Gleichen nun nicht kommt,
Was willst du fangen an?"
„„Darnach geh ich ins Kloster,
Will werden eine Nonn'.""

Ist in der Ballade „Die Nonne" das Kloster die erwünschte Zufluchtsstätte der Unglücklichen, der Ruhehafen nach den Stürmen des Lebens, so erscheint es in dem nachstehenden Gedichte als eine Stätte des Zwanges, als ein Grab aller Lebensfreude, und derjenige wird dreimal verwünscht, der das lebensfrohe Mägdlein hinein zwängen will.

## 24. Klosterschen.

1. Ich ess' nicht gerne Gerste,
Steh' auch nicht gern früh auf,
Eine Nonne soll ich werden,
Hab' keine Lust dazu.
Ei, so wünsch' ich dem
Des Unglücks noch so viel,
Der mich armes Mädel
Ins Kloster bringen will.

2. Die Kutt' ist angemessen,
Sie ist mir viel zu lang;
Das Haar ist abgeschnitten,
Das macht mir angst und bang.
Ei, so wünsch' ich dem
Des Unglücks noch so viel,
Der mich armes Mädel
Ins Kloster bringen will.

3. Wenn andre gehen schlafen,
So muß ich stehen auf,
Muß in die Kirche gehen,
Das Glöcklein läuten thun.
Ei, so wünsch ich dem rc.

Ähnlich klingt die Verwünschung aus der Limpurger Chronik, „die man in selbiger Zeit (1359) sang und pfiff":

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich macht zu einer Nunnen
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunten. rc.

## 25. Ein Thüringer Lied.

1. Aber so woll'n wir's heben an,[1]
Wie sich's hat angespunnen,[2]
Es ist in unser' Herr'n[3] Land also gestalt,[4]
Daß der Herren Räte[5] treib'n große Gewalt,
Drauf haben sie gesunnen.

2. Thüringerland, du bist ein fein gut Land,
Wer dich mit Treuen thät meinen,[6]
Du giebst uns des Weizens und Weins[7] so viel,
Du könnt'st einen Landherrn[8] wohl ernähr'n,
Und[9] bist ein Ländlein so kleine.

3. Wo der Geier uff'm Gatter[10] sitzt,
Da deihen[11] die Küchlein selten;
Es dünkt mich ein seltsam Narrenspiel,
Welcher Herr sein' Räten gehorcht so viel,
Muß mancher arme Mann entgelten.[12]

4. Ein edler Herr aus Thüringerland,
Herzog Wilhelm von Sachsen,
Ließet ihr die alten Schwertgroschen wieder schla'n,[13]
Als eure Voreltern haben gethan,
So möcht' eu'r Heil wohl wieder wachsen.[14]

5. So würden die Städte von Golde reich,
So würden wieder gute Zeiten,
So könnten euch eu'r arme Leut' beistahn,[15]
Wenn ihr sie in Nöten thät' rufen an,
Es wär' zu stürmen oder zu streiten.[16]

6. Wo das gut Geld im Land umfährt,
Das haben die Pfaffen und Juden,
Es ist dem reichen Mann alles unterthan,
Die den Wucher mit den Jüden han,[17]
Man vergleicht sie einem Stockrüdden.[18]

7. Hat einer dann die Pfennige nicht,
Er muß sie wahrlich schicken.[19]
Der reiche Mann, der hat's daheim in seinem Haus,
Er sieht gleich wie eine Steineule heraus,[20]
So geschieht manchem Armen oft und dicke.[21]

I. Vorbereitung. Bis zum Tode Friedrichs des Friedfertigen im Jahre 1440 war Thüringen ein eigenes Land, mit selbständiger Verwaltung, eigener Münze ꝛc. In diesem Jahre fiel es an die Brüder Friedrich und Wilhelm von Sachsen aus dem Hause Wettin. Anfänglich verwalteten sie es gemeinsam, im Jahre 1445 aber teilten sie in Altenburg die sächsischen und thüringischen Lande derart, daß Friedrich Meißen, Wilhelm aber Thüringen als Hauptland erhielt, manche Landesteile aber gemeinsamer Besitz blieben. Diese Teilung wurde die Veranlassung zu allerlei Zerwürfnissen und schließlich zu einem verheerenden Bruderkriege, der erst 1451 mit einer Versöhnung der Brüder endigte. Das böse Feuer des Haders wurde hauptsächlich von den Räten Wilhelms, den Gebrüdern Vitzthum, geschürt. Herzog Wilhelm lieh ihren verderblichen Ratschlägen allzu geneigtes Gehör, bevorzugte den Adel und die Geistlichkeit, duldete den Wucher der Juden, tastete manche thüringische Eigenart an und entfremdete sich so die Herzen des gemeinen Volkes. Der Stimmung im Lande giebt das „Thüringer Lied" vom Jahre 1452 einen kunstlosen aber kernigen Ausdruck.

II. Kurze Worterklärung. [1]) In ein Lied zu bringen und zu singen. [2]) Wie sich der Zwist entsponnen hat und die Verhältnisse so böse geworden sind. [3]) Unsere Herren: Friedrich und Wilhelm. [4]) gestellt oder gestaltet. [5]) Die Gebrüder Vitzthum sind die Räte. [6]) meinen, d. h. in Sinn und Herzen tragen, lieben. [7]) Wein im Saal- und Unstrutthal. [8]) Einen eigenen Fürsten. [9]) Und = obgleich du klein bist. [10]) Gatter = Hofumzäunung. Der räuberische Geier auf dem Gatter und die wehrlosen, friedlichen Küchlein im Hofe sind ein schönes Bild. [11]) deihen = gedeihen. [12]) Mancher muß sein Recht unterdrücken lassen, weil er kein Gehör bei seinem Fürsten findet, der sein Ohr nur den Räten leiht. [13]) Die Schwertgroschen sind die alte thüringische Münze, Zeichen der staatlichen Selbständigkeit und Bilder glücklicher Zeiten. Herzog Wilhelm muß das Münzsystem geändert haben. Das Lied meint nun, wenn der Herzog die alten Münzen

wieder schlagen ließe, so würden auch die alten glücklichen Zeiten zurückkehren. [14]) In der Einheit und Selbständigkeit Thüringens sieht das Lied die Bedingung zum Gedeihen des Landes und seines Fürsten. [15]) Die Liebe der Unterthanen und reiche Mittel zur Kriegführung verbürgen den Sieg. [16]) Zu stürmen die Festungen, zu streiten gegen alle Feinde. [17]) Das Lied beklagt den Wucher der Juden, die Habgier der Geistlichkeit und den Geiz der Reichen, die alles gute Geld aus den Händen des Volks ziehen und in ihren Kasten festlegen. [18]) Stockrüdden = Stockruten oder Stockausschlag, d. h. wilde, üppige Schößlinge, die dem Stamm die Nahrung wegnehmen. [19]) Ob er etwas hat oder nicht, man zwingt ihm durch Gewaltmaßregeln das Letzte ab. [20]) Wie eine Steineule in ihrem Mauerloch, gesichert aber herzlos und gleichgiltig. [21]) dicke = sehr viel. Die Unterdrückung des Armen kommt allzu häufig vor.

III. Hauptinhalt. Das Lied ist eine Klage über den Mißbrauch der Gewalt seitens der fürstlichen Räte, über verderbliche Neuerungen, über Wucher und Geiz der Reichen und über die Unterdrückung und Not der Armen.

IV. Gedankengang. Str. 1: Die fürstlichen Räte mißbrauchen ihre Gewalt. Str. 2: Thüringen ist ein kleines aber feines Land und könnte wohl seinen eigenen Herrn haben. Str. 3: Die Räte und ihr Anhang gleichen dem Geier auf dem Gatter, die Unterthanen der Küchleinherde auf dem Hofe. Str. 4: Mit den alten Münzen ist das alte Glück verschwunden. Str. 5: Mit dem alten Gelde würde das alte Gedeihen und die alte Liebe der Unterthanen wiederkehren. Str. 6: Geiz und Wucher der Reichen vernichtet das Glück des Volkes. Str. 7: Der Arme wird unterdrückt und ausgesogen, der Reiche sieht gleichgiltig zu und mehrt nur seinen Mammon.

V. Verwandtes. Der Aufstand des „Bundschuh“ 1502 und des „Armen Konrad“ 1514 unter den süddeutschen Bauern. — Der Bauernkrieg 1525. — Ludwig der Eiserne, Landgraf von Thüringen, und der Schmied von Ruhla: „Landgraf, werde hart!“ Der Edelacker bei Freiburg, auf dem die Adeligen, nach der Sage, den Pflug ziehen mußten. — Friedrich Wilhelm I. von Preußen: „Ich will nicht, daß die Herren Räte mit den Pferden meiner Bauern spazieren fahren!“

## 26. Der arme Schwartenhals.

1. Ich kam vor einer Frau Wirtin Haus,
Man fragt' mich, wer ich wäre?
„Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß und trink so gerne.“

2. Man führt' mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken;
Mein' Augen ließ ich umher gan,
Den Becher ließ ich sinken.

3. Man setzt' mich oben an den Tisch,
Als [1]) ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel stund mir leere.

4. Da ich zu Nachts wollt' schlafen gan,
Man wies mich in die Scheure;
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu teure.

5. Und da ich in die Scheure kam,
Da hub ich an zu nisten;[2])
Da stachen mich die Hagedorn,
Darzu die rauhen Disteln.

6. Da ich zu Morgens früh aufstund,
Der Reif lag auf dem Dache;
Da mußt' ich armer Schwartenhals
Mein's Unglücks selber lachen.[3])

7. Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand
Und gürt' es an die Seiten;
Ich Armer mußt' zu Füßen gan,
Das macht', ich hatt' nit z'reiten.[4])

8. Ich hub mich auf und ging davon
Und macht' mich auf die Straßen;
Mir kam eins reichen Kaufmanns Sohn,
Sein Täsch' mußt' er mir lassen.[5])

I. Vorbereitung. Abgedankte Landsknechte gerieten oft in Mangel und Not und ergaben sich dann der Landräuberei. Schwartenhals, d. h. arme Haut oder Hungerleider, war der Spottname für diese armen Teufel.

II. Worterklärung. [1]) Als = als ob. [2]) nisten = sich ein Nest oder Lager machen. Er grub sich in Gestrüpp und Stroh ein, um sich zu erwärmen. [3]) Gute Miene zum bösen Spiel machen. [4]) In Ermangelung eines Rosses ritt er auf Schusters Rappen. [5]) Er wurde seiner Geldtasche beraubt.

III. Hauptinhalt. Das Lied ist die schmerzliche und doch humoristische Klage eines abgedankten Landsknechtes, der ohne Geld, ohne Unterkunft und ohne Roß in seiner Not und Verzweiflung zum Räuber wird, wie der Schluß des Liedes naiv und halb verschämt andeutet.

IV. Gedankengang. Str. 1: Empfang am Wirtshause. Str. 2: Willkommentrunk in der Wirtsstube. Str. 3: Hunger am Wirtstische. Str. 4: Nachtlager in der Scheuer. Str. 5: Bett in Dornen und Disteln. Str. 6: Frost am Morgen. Str. 7: Ausritt — zu Fuße. Str. 8: Raub auf der Landstraße.

V. Verwandtes. Wie leichtherzig derartige Gesellen vom Waffen- zum Räuberhandwerk übergingen, bekunden viele Geschichten und Lieder. Das Raubritter- und Fehdewesen hatte auch dem Straßenraube den ärgsten Makel genommen und ihn in das Licht ritterlicher Gepflogenheit gerückt. Die Ritter von der Landstraße, „die armen Reitersknaben, die nicht viel Geldes haben," fühlten durchaus keine Gewissensbisse, ja sie flehten naiv die heilige Jungfrau um ihren Schutz und den edlen Ritter Sankt Jörg um seinen Beistand an, „daß wir nicht gar verzagen, wo wir im Feld umjagen, das Gütlein zusammen tragen. Errett uns arme Knecht' vor allem strengen Recht." Eine ähnliche Verwirrung der Begriffe von Recht und Frömmigkeit findet sich noch heute bei den Räubern in Italien.

## 27. Das dumme Brüderlein.

1. Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes[1]) Brüderlein?
Wie soll ich mich ernähren?
Mein Gut ist viel zu klein.[2])
Als[3]) ich ein Wesen[4]) han,
So muß ich bald darvon;[5])
Was ich heu'r[6]) soll verzehren,
Das hab' ich fernt[7]) verthan.

2. Ich bin zu früh geboren,[8]
Ja, wo ich heut hin kumm',
Mein Glück kommt mir erst morgen.
Hätt' ich das Kaisertum,[9]
Dazu den Zoll am Rhein[10]
Und wär' Venedig mein,[11]
So wär' es all's verloren,
Es müßt' verschlemmet sein.

3. Was hilft's, daß ich lang spare,
Vielleicht verlör' ich's gar;
Sollt' mir's ein Dieb ausscharren,
Es reute mich ein Jahr.[12]
Ich will mein Gut verprassen
Mit Schlemmen früh und spat,
Will dem die Sorgen lassen,
Dem es zu Herzen gaht.[13]

I. Vorbereitung. Die Lust an Zechgelagen gehört zu den charakteristischen Merkmalen des Mittelalters. Besonders liebten die Landsknechte und fahrenden Schüler ein fröhliches Schlemmen, d. h. üppiges Essen und Trinken. Leichten Herzens verpraßten sie wie der verlorene Sohn alles, was sie hatten. Geld und Gut hatte überhaupt nur Wert für sie als Mittel zu Schlemmereien; sonst mochte es dahin fahren und karge Thoren beglücken. In übermütiger Weinlaune dichteten und sangen die sorglosen Zecher allerlei Schlemmerlieder. Zwei der bekanntesten sind die vom dummen Brüderlein und vom liebsten Buhlen.

II. Worterklärung. [1]) Dumm bedeutet hier unbesonnen, toll und wild. [2]) Zu klein, um es zu erhalten und zu vermehren; ich würde dabei nur ärmlich und mühselig leben können. [3]) Als = wenn ich gleich. [4]) Wesen = Anwesen, Gut, Grundbesitz. [5]) Es reicht nicht für meine Bedürfnisse. [6]) heuer = dies Jahr. [7]) fernt = voriges Jahr (ferner oder firner Wein ist vorjähriger). [8]) Ehe auskömmliche Mittel für mich da waren. [9]) Das Kaisertum ist der Inbegriff von Macht und Einkünften. [10]) Jeder angrenzende Fürst erhob einen Zoll von den Schiffen und Warenzügen. [11]) Die reichste und berühmteste Handelsmacht. [12]) Nur was der Schlemmer in Genuß umsetzt, dünkt ihm Besitz und freut ihn. [13]) Die Sorgen um Erwerb und Besitz will ich den Sorghaften und Kummervollen überlassen, die das Leben und das Geschick schwer nehmen und in der Entsagung ihre Pflicht sehen.

III. Hauptinhalt. Dies Schlemmerlied, d. h. ein Lied der fröhlichen, sorglosen Zechfreude, stellt die Gegenwart und den Augenblick über die Zukunft, den Frohsinn über die Sorge, den Genuß über den Besitz.

IV. Gedankengang. Str. 1: Was hilft ein kleines Gut, mühsame Arbeit und ängstliche Sorge! Str. 2: Hätte ich alle Schätze der Welt, ich wollte sie alle verschlemmen. Str. 3: Besitz macht nur Sorgen.

V. Verwandtes. Der ungerechte Haushalter sprach Luk. 16, 3: Graben mag ich nicht. — Esau 1. Mos. 25, 32: Siehe, ich muß doch sterben, was soll mir denn die Erstgeburt? — Der reiche Prasser Luk. 16, 19 lebte alle Tage herrlich und in Freuden. — Der verlorene Sohn Luk. 15, 13 brachte sein Gut um mit Prassen. — Belsazar (Daniel 5) soff sich voll mit seinen Gewaltigen. Vergl. Heines Gedicht „Belsazar" (II, 162) und Uhlands „Glück von Edenhall" (II, 165)!

## 28. Der liebste Buhle.

1. Der liebste Buhle,[1]) den ich han,[2])
Der liegt beim Wirt im Keller.
Er hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller.[3])
Er hat mich nächten[4]) trunken g'macht
Und fröhlich heut den ganzen Tag,
Gott geb ihm heint[5]) ein gute Nacht.

2. Von diesem Buhlen, den ich mein',[6])
Will ich dir bald eins bringen;[7])
Es ist der allerbeste Wein,
Macht mich lustig zu singen,
Frischt mir das Blut, giebt freien Mut,
Alles durch sein' Kraft und Eigenschaft;
Nu grüß dich Gott, mein Rebensaft![8])

I. Worterklärung. [1]) Buhle = die Geliebte. [2]) han = habe. [3]) Muskateller sind starke und süße, rote und weiße Muskatweine aus der Muskatellertraube; berühmt unter den Muskatellerweinen ist „Lacrimae Christi" bei Neapel. [4]) nächten = gestern Abend. [5]) heint = heute Nacht. [6]) mein' = im Sinne habe und liebe. [7]) eins bringen = zutrinken, Gesundheit ausbringen. [8]) Fleißigen Gebrauch hält der Zecher für den besten Dank gegen Gott, der dem Weine so herrliche Gaben verliehen hat.

II. Eigentümlichkeit. Das fröhliche Zecherlied preist das Glück eines guten Trinkers und kleidet das Lob des Weines in die Form einer Vergleichung mit der Liebsten. Im Weine sieht der Zecher den liebsten Buhlen, im Faß sein Röcklein, im Wirtskeller sein Bett, in seiner Wirkung auf Stimmung und Geselligkeit die Macht der Liebe.

## 29. Die Macht der Feder.

1. Aus Schreibern und Studenten,
Ein gemeines Sprichwort ist,
Werden der Welt Regenten,
Wie männiglich bewußt.
Sie kommen hoch zu Ehren
Mit ihrer freien Kunst;
Man hat sie lieb und gerne,
Zu ihnen trägt man Gunst.

2. Die Feder thut regieren
Die ganze weite Welt,
Thut manchen Menschen zieren,
Verdient ihm Gut und Geld.
Ihr' kann man nicht entbehren,
Man braucht sie sonderlich
Bei Fürsten und bei Herren,
Ja, jedermänniglich.

3. Die Federn soll man preisen,
Wenn man's recht brauchen thut,
All Ehr soll man beweisen
Der edeln Feder gut.
Denn sie thut viel verrichten
Bei jung, alt, arm und reich;
Viel Sachen thut sie schlichten,
Nichts ist der Feder gleich.

4. Die Feder thut erschwingen
Den edlen Adler hoch;
So thut auch denen gelingen,
Die sie recht führen noch.
Denn sie thut hoch erheben
Zu Ruhm, Ehr', Preis und Lob,
Zu Geld und gutem Leben,
In Summ': sie schwebet ob!

I. Vorbereitung. Zu den bezeichnenden Gestalten im Volksleben des Mittelalters gehören die Schreiber und Studenten. Die Schreiber waren häufig lose Gesellen, die nirgends gut thaten und jede ernste Arbeit scheuten, die sich aber die damals seltene Kunst des Lesens und Schreibens angeeignet hatten. Ihre Dienste waren Schenkwirten und Krämern, die selten lesen und schreiben konnten, besonders erwünscht. Im Notfall ließen

sie sich auch als Kellner und Botenläufer gebrauchen. Sie hielten sich für wichtige und unentbehrliche Leute, pochten auf ihre „freie Kunst“ und brachten es in der That zuweilen bei Fürsten und Herren zu einflußreichen Stellungen. Die Studenten waren die fahrenden Schüler des 16. Jahrhunderts, die Deutschland von einem bis ans andere Ende durchzogen, um die besten Schulen aufzusuchen. Auf ihren Zügen erbettelten oder stahlen sie ihren Lebensunterhalt. (Der Name Abc-Schützen kommt von der Kunst dieser fahrenden Schüler im listigen, oft witzigen Stehlen oder Schießen.) Gern leisteten sie gegen gute Verpflegung oder Bezahlung Wirten, Krämern und Bauern gelegentliche Schreiberdienste oder traten als Schreiber ganz in Dienst bei adeligen Herren. Mancher brachte es durch seine Kunst und ein gewandtes Benehmen zu Einfluß, Ehre und Gut. Von solch fahrenden Schreibern und Studenten rühren die meisten Zech- und Schlemmerlieder her. Gut und lustig leben war der erste Zweck ihres Daseins. Wie hoch sie von ihrer Kunst und geistigen Überlegenheit dachten, bekundet das Lied von der Macht der Feder.

II. Gedankengang. Str. 1: Die Männer der Feder sind unentbehrlich und hoch angeschrieben. Str. 2: Die Feder übt eine große Macht und gewinnt Gut. Str. 3: Sie schlichtet und richtet schwere Sachen und verdient dadurch Lob und Ehre. Str. 4: Wie den Adler sein Flügelpaar, so trägt die Feder den Mann, der sie recht zu führen weiß, zu Gewinn und hoher Stellung.

Grundgedanke: Die Feder ist dem Schwerte, die Kunst der rohen Naturkraft, die Bildung dem Reichtum überlegen.

III. Verwandt ist das stolze Wort:

„Vorm Schreiber muß sich biegen
Oft mancher stolze Held
Und in ein Winkel schmiegen,
Wiewohl es ihm mißfällt.“

## 30. Sickingens Tod.

1. Drei Fürsten[1]) haben sich eins bedacht,[2])
Haben viel der Landsknecht zusammen bracht,
Vor Landstul[3]) sind sie zogen
Mit Büchsen viel und Kriegeswat.[4])
Den Franzen[5]) soll man loben, ja loben.

2. Zu Landstul er sich finden ließ,
Das bracht' den Fürsten kein Verdrieß,[6])
Sie huben an zu schießen.
Der Pfalzgraf ihm hofieren[7]) hieß:
Darob hat Franz Verdrießen, ja Verdrießen.

3. An einem Freitag es geschah,
Daß man den Löwen[8]) treffen sah
Die Mau'r zu Landstul erste.[9])
Der Franz mit Trauern darzu sprach:
„Erbarm des Gott der Herre, ja Herre!“

4. Die Fürsten waren wohlgemut,
Sie schossen in das Schloß so gut,
Den Franzen thäten's treffen;
Vergossen ward sein edles Blut;
Ich will sein nit vergessen, vergessen.

5. Und als der Franz geschossen ward,
Behend das Schloß er übergab;
Den Fürsten thät er schreiben:
Für seine Landsknecht er sie bat;
Er mocht' nicht länger bleiben, ja bleiben.[10])

6. Die Fürsten kamen in das Schloß
Mit Knechten zu Fuß und auch zu Roß,
Den Franzen thäten's finden.
Er red't mit ihnen ohn' Verdruß,
Die Wahrheit will ich singen, ja singen.

7. Als nun die Red' ein Ende nahm,
Da starb von Stund der werte Mann,
Das muß doch Gott erbarmen!
Kein besser Krieger ins Land nie kam,
Er hat's gar viel erfahren, erfahren.[11])

8. Er hat die Landsknecht all' geliebt,
Hat ihnen gemachet gut Geschirr,[12])
Darum ist er zu loben.
Sein Samen[13]) ist noch bei uns hie,
Er bleibt nit ungerochen, ungerochen.

9. Die Fürsten zogen weiter dann
Gen Drachenfels, also genannt,
Das haben sie verbrennet.
Gott tröst' den Franzen lobesam!
Sein Land wird gar zertrennet, zertrennet.

10. Also will ich's beleiben lan,[14]),
Es möcht noch kosten manchen Mann;
Ich will nit weiter singen;
Gefällt vielleicht nit jedermann,[15])
Wir müssen bald von hinnen, ja hinnen.[16])

11. Der uns das Liedlein neu gesang,
Ein Landsknecht ist er's ja genannt,
Er hat es wohl gesungen:
Die Sach' ist ihm gar wohlbekannt,
Von Landstul ist er kommen, ja kommen.[17])

I. Vorbereitung. Franz von Sickingen war der mächtigste deutsche Ritter am Anfang des 16. Jahrhunderts. Er trug sich mit hochfliegenden Plänen für die Umgestaltung der deutschen Verfassung. Vor allem wollte er dem Reichsritterstande einen entscheidenden Einfluß neben der fürstlichen und städtischen Macht verschaffen. In seinen fortwährenden Fehden mit Fürsten, Bischöfen und Städten führte er Tausende von Landsknechten ins Feld, so gegen Metz 16 000 zu Fuß und 4000 zu Roß. Seine Söldner hingen mit Begeisterung an ihm, weil er väterlich für sie sorgte und sie oft zu Sieg und Beute führte. In einer Fehde gegen den Erzbischof von Trier wurde er in die Reichsacht gethan

und endlich von drei Fürsten: dem Trierer Kurfürsten und Erzbischof Richard von Greiffenklau, dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz in seiner Feste Landstuhl oder Landstal in der Pfalz belagert. Am 2. Mai 1523 wurde er von einem Balkensplitter tödlich in die Seite getroffen, öffnete die Burg am 6. Mai den drei Fürsten und starb am 8. Mai. Auch seine übrigen Festen wurden gebrochen, seine Besitzungen zerteilt und seine Söldner entlassen. Wie sehr letztere an ihm hingen, bezeugt das Volkslied von Sickingens Tode, das einer, „der von Landstul kam," gedichtet hat.

II. Kurze Erläuterungen. 1) Welche drei Fürsten? 2) Was haben sie sich bedacht oder vorgenommen? 3) Die Feste Landstuhl ist heute eine Ruine über der Stadt Landstuhl in der bayerischen Pfalz. 4) Kriegeswat ist Kriegesrüstung, Kriegsgerät. 5) Den Franzen, d. h. Franz von Sickingen. 6) Die Fürsten freuten sich, den kühnen Gegner endlich eingeschlossen zu haben. 7) hofieren = den Hof machen, ihm ein Ständchen bringen, mit den Geschützen ihm aufspielen. 8) Der Löwe ist wohl eins der hessischen Geschütze mit dem Löwenwappen. 9) Es riß die erste große Bresche in die Mauer. 10) Er sah, daß die Burg gegen die Übermacht nicht zu halten war und daß sein Leben zu Ende ging. 11) In vielen Siegen hat er seine Kriegskunst bewährt. 12) Gut Geschirr = gute Verpflegung. 13) Sein Samen ist wohl Sickingens Sohn Franz Konrad, der später in den Reichsfreiherrnstand erhoben und dessen Nachkommen Reichsgrafen wurden. Gerächt hat er den Tod seines Vaters nicht, dazu fehlte ihm die Macht. 14) Mit dem Falle der Feste Drachenfels (10. Mai 1523) will der Sänger das Lied abbrechen. Er meint aber, die Unterwerfung der übrigen Burgen und die Verteilung des Landes würde noch manchen Mann kosten. 15) Den Feinden Sickingens wird das Lied nicht gefallen. 16) Die Auflösung und Entlassung der Sickingenschen Söldner steht bevor. Die Entstehung des Liedes fällt also in die nächsten Tage nach dem 10. Mai. 17) Der Sänger war also einer der Verteidiger des Landstuls.

III. Gedankengang. Str. 1: Zug der drei Fürsten vor Landstul. Str. 2: Beschießung der Burg. Str. 3: Bresche in die Mauer. Str. 4: Verwundung Sickingens. Str. 5: Übergabe der Burg. Str. 6: Einzug der Fürsten. Str. 7: Tod Sickingens. Str. 8: Seine Fürsorge für die Landsknechte. Str. 9: Einnahme des Drachenfels. Str. 10: Abbrechen des Liedes. Str. 11: Der Sänger desselben.

IV. Verwandtes. Das Dornecklied berichtet, wie Burg Dorneck an der Birs von Kaiser Maximilian I. 1499 berannt, aber von den Schweizern tapfer verteidigt und das Heer geschlagen ward.

1. An einem Montag es geschah,
Daß man die Österreicher ziehen sah,
Und Dorneck wollten sie beschauen.
Und Dorneck, du viel hohes Haus,
Du thust ihnen weh in den Augen.

15. Der uns das Liedlein neu gesang,
Ein frischer Eidgenoß ist er genannt,
Er hat's gar fröhlich gesungen:
Er hat manchen Schwaben erstochen
Und mit den Straßburgern gerungen.

## 31. Pavier Schlacht.

1. Was woll'n wir aber heben an?
Ein neues Lied zu singen
Wohl von dem König aus Frankenreich!
Mailand das wollt' er zwingen.
Das geschah, da man zählt tausend fünfhundert Jahr,
Den fünfundzwanzigsten ist's geschehen;
Er zog daher mit Heereskraft,
Hat mancher Landsknecht gesehen.

2. Er zog für eine Stadt, heißt Mailand,
Dieselbig thät er zwingen;
Darnach für ein Stadt, die heißt Pavia,
Er meint, er wollt's gewinnen.
Darin lag mancher Landsknecht frisch,
Das hatt' der König verschworen.[1])
Er sprach, sie sollten die Stadt aufgeben,
Sie wär' sonst schon verloren.

3. Wir hatten kürzlich einen Rat,
Einer fragt den andern:
Nun, zieht der König nimmer ab?
Darnach steht sein Verlangen.
Nennt sich einer mit Namen Graf Eitelfritz:[2])
„Die Stadt woll'n wir nicht aufgeben!
Wir bauen zwei Bollwerk, die sei'n fest,
Es kost' recht Leib und Leben!"

4. Sie sein mit mancher Hand gemacht,
Zwei Bollwerk wohl erbauen.
Wir liegen die winterlange Nacht[3])
Zu Pavia auf der Mauren;
Da wollen wir warten des kühlen Wein:
Thut der König die Mauren zerbrechen,
Es kommt ein Fürst von Österreich,[4])
Den Schaden würd er rächen.

5. Wir lagen die winterlange Nacht,
Vor Kält' konnten wir nicht bleiben;
Wir konnten nit erwarten des kühlen Wein,
Gar eilend thäten wir schreiben,
Und schrieben dem Fürsten aus Österreich,
Er soll nicht ausbeleiben,
Soll bringen manchen Landsknecht frisch,
Den König zu vertreiben.

6. Der Fürst hatt' kürzlich einen Rat
Mit seinen Fürsten und Herren,
Wie bald er nach Herr Jörgen schrieb!
Er war ihm nicht zu ferne.
Marx Sittig von Ems desselben geleich,
Er ruft sie an in Treuen,
Sie sollen ihm treulich beistahn,
Den König zu vertreiben.

7. Sie wurden kürzlich unterricht',
Zu Innsbruck auf dem Tage[5])
Wurd' manches Fähnlein aufgericht',

Im deutschen Land hört' man's sagen.
Darunter zog mancher Landsknecht frisch,
Thät in seinem Harnisch herklingen.
Wir zogen alle gen Mailand hinein:
Gott woll', daß uns gelinge!

8. Alsbald der König das vernahm,
Thät sich nit lang besinnen.
Wie bald er die Stadt zum Sturm beschoß!
Er meint', er wollt's gewinnen.[6])
Darvor verlor er viel manchen Mann,
Das thät dem König Zoren.[7])
Er sprach, sie sollen die Stadt aufgeben,
Sie wär' doch sonst verloren!

9. Der Stürme hat er fünf gethan
Und hat sie all verloren.
Da zog Herr Jörg, Marx Sittig von Ems daher,
Die zween Herren auserkoren,
Legten sich für Pavia in das Feld,
Pavia thät sich des freuen.
Der König lag mit Heereskraft davor,
Man kehrt sich nit an sein Dräuen.[8])

10. Die Landsknecht' machten ihr Ordnung fest,
Ein Rat der wurd' beschlossen:
Ein verlornen Haufen[9]) man machen soll,
Ein Hauptmann ausgeschossen,[10])
Hauptmann Edel[11]) ist er genannt,
Man ruft ihn an mit Treuen:
„Nimm den verlornen Haufen zu Hand,
Laß dich dein Leben nit reuen!“

11. An Sankt Mathestag,[12]) da der Tag herbrach,
Da fingen wir an zu ziehen.
Ich weiß, wie den Schweizern die Sach' gefiel,
Sie begunten gar bald zu fliehen:
Da zogen wir in Tiergarten hinein,
Darnach stund unser Verlangen;
Sie hießen uns all gottwillkommen sein
Aus Kartaunen und mit Schlangen.[13])

12. Valtein Kop war auch dabei
Mit manchem guten Schützen,
Darzu mancher frommer Landsknecht,
Nach Ehren thät er's nützen;
Das Handgeschütz hatt' er gar bei ihm
Mitsamt zweien Knechten:
„Schießt drein, schießt drein, ihr fromme Landsknecht,
Gar ritterlich woll'n wir fechten!“

13. Herr Jörg schrie Valtein Koppen an,
Soll ihm das G'schütz herbringen!
Velte Kop thät wie ein ehrlich Mann
Und sich nit lang besinnen:
Er führt's daher mit ganzer Macht,
Ganz wohl thät er sich rüsten.
Wir schossen all zu halben Mann,[14])
Ward den Franzosen Verdrießen.[15])

14. Herr Jörg, ein edler Ritter fest,
Stand da mit seiner Hellebarden.
Er sprach: „Es kommen uns fremde Gäst',
Derselben wollen wir warten!“ [16])
Gegen ihn zog der Langemantel daher:
„Herr Jörg, versieh dich eben! [17])
Du mußt hie mein Gefangner sein,
So du willst fristen dein Leben!“

15. Herr Jörg sprach: „Muß ich dein Gefangner sein,
Oder kost es mich mein Leben,
So hab ich getrunken des kühlen Wein,
Mein Leib will ich dir nicht aufgeben.
Ich hab so manchen Landsknecht frisch,
Stehn da in ihren halben Hosen. [18])
Stecht drein, stecht drein, ihr frommen Landsknecht,
Das sind die rechten Franzosen!“ [19])

16. Marx Sittig von Ems griff's zum ersten an
Mit seinen frommen Landsknechten;
Denn er stand selber vornen dran,
Gar ritterlich thät er fechten.
Die Schlacht die währt' ein' kleine Weil,
Da ward sie schon verloren.
Wurd' mancher Franzos zu Tod geschlagen,
Manch Kürassier auserkoren.

17. Ein Graf, genannt aus deutschem Land,
Mit Namen der von Salmen,
Er griff den König selber an,
Die Landsknecht [20]) waren zerspalten,
Der Vicereg [21]) desselben gleich,
Manch Speer wurd' in der Mitt' zerspalten;
Da stachen wir all mit Freuden drein.
Der lieb' Gott soll sein walten!

18. Die Schlacht währt' anderthalbe Stund,
Da war sie schon vergangen,
Wurd' mancher Schweizer zu Tod geschlagen,
Manicher wurd' gefangen.
Die Landsknecht blieben dahinten stahn, [22])
Als viel will mich bedunken.
Die Summ' man nit erzählen kann,
Die im Wasser sein ertrunken.

19. Schweizer, du thust mir ein Dreck auf d' Nas
Und fünfzehn in Knebelbarte; [23])
Ich mein', wir haben dich bar bezahlt
Zu Pavia im Tiergarten.
Du sprichst, ich berühm mich eigner Schand:
Das ist wahrlich erlogen!
Du hast dem Franzos verloren Leut' und Land,
Bist schändlich von ihm geflohen.

20. Du hast geschrieben in deutsche Land,
Wie du die Schlacht habest gewonnen, [24])
Du habest uns von unserm Geschütz gejagt,
Wären schändlich davon entronnen:
Das woll Gott heut noch nimmer han,

Kein Landsknecht ist geflohen.
Das dein hast du dahinten gelan,
Da wir zusammen zogen![25])

21. Also habt ihr vernommen wohl,
Wie es den Schweizern ist ergangen.
Sie hatten geschworen einen Eid,
Sie nähmen unser keinen gefangen.[26])
Sie ruften Maria, Gott's Mutter, an,
Daß wir ihr thäten warten.
Ich mein', wir haben sie bar bezahlt
Zu Pavia im Tiergarten.

22. Der uns das Liedlein neues sang,
Von neuem hat gesungen,
Das hat gethan ein Landsknecht gut,
Den Reihen hat er gesprungen:
Denn er ist auf der Kirchweih gewest,[27])
Der Pfeffer ward versalzen;[28])
Man richt' ihn mit langen Spießen an
Mit Hellebarden geschmalzen.
Allein Gott die Ehre!

I. Vorbereitung. Um den Besitz der Herzogtümer Mailand und Burgund entbrannten zwischen dem deutschen Kaiser Karl V. und dem französischen Könige Franz I. vier Kriege. Den ersten entschied die Schlacht von Pavia am 25. Februar 1525. König Franz belagerte die Stadt Pavia, welche Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern mit zwölf Fähnlein Landsknechten tapfer verteidigen half. Zum Entsatz rückte der kaiserliche Oberfeldherr Peskara und unter ihm Georg von Frundsberg, im Heere nur Herr Jörg genannt, mit seinen Landsknechten heran. Der Hauptschauplatz der Schlacht wurde der Tiergarten, ein meilenweiter Park an der Stadt, den eine feste Mauer umgab. Die Franzosen bewachten ihn nur lässig, weil sie sich durch die Mauer vor einem Überfall gesichert glaubten. Darauf baute der kaiserliche Kriegsrat seinen Schlachtplan. In der Nacht schossen die Kaiserlichen Bresche in die Mauer, drangen in den Park ein, vereinigten sich mit der benachrichtigten Besatzung und griffen nun das französische Lager in der offenen Seite an. Bei der Einnahme des Tiergartens ging ein verlorener Haufe von 5000 Mann unter dem Hauptmann Edel (d. i. Alfons Quasta, ein Verwandter des Oberfeldherrn) mit Todesverachtung voran. Als die Franzosen mit ihren Geschützen die in den Tiergarten eindringenden Kaiserlichen von der linken Seite stark schädigten, da richtete der Geschützmeister Valentin Kopp das Handgeschütz auf halbe Manneshöhe gegen sie, und die Landsknechte unter Frundsberg und Marx Sittig drangen unwiderstehlich auf sie ein. Dabei stießen sie auf die gefürchtete „schwarze Bande", eine verwegene, deutsche Landsknechtschar im französischen Solde unter dem Herzog von Lothringen. Ihr Hauptmann Georg Langemantel forderte Frundsberg zum Zweikampf heraus, doch dessen Landsknechte stachen den treulosen Überläufer nieder. Nun rückten die gefürchteten Schweizer im Heere des Königs

heran, aber sie bewährten ihre alte Kaltblütigkeit und Tapferkeit nicht, sondern flohen vor dem Ansturm der Landsknechte und ließen all ihr Geschütz und Gut in den Händen der Sieger. Nur König Franz wehrte sich noch wie ein Verzweifelter. Ihn bedrängte und verwundete der Graf von Salm; da ergab er sich endlich dem Vizekönig (Vicereg) von Neapel, Marquis de Lannoys. Der große Erfolg und Ruhm des Tages gehörte zu gutem Teile den deutschen Landsknechten unter Georg von Frundsberg. Mit stolzer Freude erfüllte sie's insonderheit, daß sie die ein Jahrhundert für unbesieglich gehaltenen Schweizer in die Flucht geschlagen hatten. Drei Jahre vorher hatten sie schon einen Angriff der Schweizer im Jagdpark von Bicocca siegreich zurückgewiesen und gegen 3000 Schweizer samt ihren beiden Hauptleuten getötet. Ihre Jubellieder über diesen Sieg hatte aber der Maler Manuel in Bern, der als Hauptmann dabei war, mit einem Hohnliede erwidert, worin er den Erfolg der Landsknechte allein ihrer festen Stellung zuschrieb und dem Dichter zurief:

Du myn Liedlyndichter zart
ich schyß dir ein Dreck uf d' Nasen
und dry in Knebelbart.

Nun dieser glänzende, unzweifelhafte Sieg bei Pavia! Hellen Jubel über den Erfolg der Landsknechte und über die schmähliche Niederlage der prahlerischen Schweizer atmet das Lied von der Pavier Schlacht. In einem fliegenden Blatte vom Jahre 1525 trug es die Überschrift: „Ein schönes Lied von der schlacht vor Pavia geschehn. Gedicht und erstlich gesungen durch Hansen von Würtzburg in einem newen thonn.“

II. Kurze Erklärungen. [1]) Er hatte geschworen, sie auf jeden Fall einzunehmen. [2]) Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, der sich für den äußersten Widerstand erklärt und durch Befestigung der Stadt den Worten die That folgen läßt. Das ist echte Zollernart! [3]) Es war im Februar, das Wetter kalt, die Nächte lang. [4]) Sie wollen den zugesicherten Entsatz aus Deutschland erwarten. [5]) In Innsbruck auf einem Reichs- oder Beratungstage empfingen die Heerführer kurz und gut Weisung. [6]) Durch verschärfte Angriffe wollte er die Stadt vor Ankunft des Entsatzheeres einnehmen. [7]) Brachte ihn in Zorn. [8]) Er drohte mit den härtesten Maßregeln im Fall einer Erstürmung. [9]) Der verlorne Haufen oder Läufer (franz. enfants perdus) war die für den ersten, gefährlichsten Angriff bestimmte Heeresabteilung, der dann die Gewalthaufen folgten. [10]) Ein Hauptmann wurde ausgeschossen, d. h. ausgewählt, ausgesondert. [11]) Sein eigentlicher Name war Alfons Quasta. [12]) Der 24. Februar ist der Gedächtnistag des Apostels Matthäus. [13]) Kanonen aller Art boten uns den Willkommen im Tiergarten. [14]) Zu halbem Mann = die Geschütze auf halbe Mannshöhe gerichtet. [15]) Unser Trefferfolg machte den Franzosen argen Verdruß. [16]) Sie tapfer empfangen. [17]) Hüte dich! Der Augsburger Patrizier Georg Langemantel, Hauptmann einer deutschen Landsknechtsschar

auf französischer Seite, forderte Frundsberg prahlerisch zum Zweikampf heraus. [18]) In kurzen Pluderhosen. [19]) Diese vaterlandslosen Deutschen verdienen noch schärfere Abfertigung als die wirklichen Franzosen. [20]) Die mit Spießen bewaffnete Bedeckung des Königs war niedergehauen. [21]) Vicereg = Vicekönig. [22]) Behaupteten das Schlachtfeld als Sieger. [23]) Wörtliche Anknüpfung an das Hohnlied des Schweizers Manuel. Statt: thät mir ein Dreck auf die Nase, steht im Original ein derberer Ausdruck. [24]) Es ist der mißlungene Angriff der Schweizer bei Bicocca und das Schmählied Manuels gemeint. [25]) Bei unserem Zusammentreffen seid ihr Schweizer geflohen und habt alle eure Habe und euer Geschütz dahinten gelassen (gelan). [26]) Sie wollten keinen Pardon geben, sondern alles niedermetzeln. [27]) Die Schlacht ist mit einer lustigen Kirmes verglichen. [28]) Schwarz Pfeffer war ein stark gewürztes Gericht aus Fleisch und Blut.

III. Eigentümlichkeiten. Siegesstolz und Siegesfreude geben dem Liede eine frische, rasche Bewegung und mildern dadurch die etwas breite und trockene Aufzählung von Einzelheiten. Die direkte Bezugnahme auf die Prahlereien und Schmähungen der Schweizer, die Zwiegespräche und charakteristischen Züge einzelner Heerführer, der Vergleich der Schlacht mit einer lustigen Kirmes, mit Tanz und Zechgelage ꝛc. drücken allem den Stempel der Unmittelbarkeit auf. Das Lied ist in einem neuen Tone, d. h. in neuer Strophenform gesungen, und in der That findet sich dieselbe in den älteren Volksliedern nicht. Es ist eine Nachahmung des achtzeiligen „Bruder Veiten“- oder Hildebrandstones, den eins der ältesten und beliebtesten Volkslieder anschlägt. Dasselbe besingt den Kampf zwischen Hildebrand dem Alten und seinem Sohne Hadubrand oder Hildebrand dem Jungen, der den heimkehrenden Vater nicht kennt. Die erste Strophe lautet:

„Ich will zu Land ausreiten,“
Sprach sich Meister Hildebrand;
„Wer thut den Weg mir weisen
Gen Bern (Verona) wohl in die Land?
Sie sind mir unkund gewesen
Gar manchen lieben Tag,
In zwei und dreißig Jahren
Frau Uten ich nicht gesach.“

Während das Hildebrandslied die ungeraden, läßt das Pavierlied die geraden Zeilen weiblich ausklingen. Daß letzteres fleißig gesungen worden ist, ergibt sich aus mehreren Nachahmungen der Strophenform oder des Tones, der ausdrücklich der des „Pavierliedes“ genannt wird.

IV. Verwandtes. Im Tone des echten Volksliedes sang Hoffmann von Fallersleben seine Landsknechtslieder. Das folgende behandelt die Schlacht von Pavia:

1. „Das Fähnlein auf! Die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer,
Ihr Landsknecht', drum verkauft es teuer!"
So war des Frundsberg erst Gebot.

2. Da sah man Spieß und Schwerter blitzen
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

3. Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein roter, heil'ger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Mut mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

4. Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren wert.
Du hast dein Völklein wohlgeleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet:
Da, Alter, nimm das Königsschwert!"

Ganz ähnlich wie das Pavierlied ist das schweizerische Jubellied auf die Schlacht von Murten 1476 und den Sieg der Eidgenossen über Karl den Kühnen von Burgund gehalten. Einige der 32 Strophen mögen folgen:

1. Mein Herz ist aller Freuden voll,
Darum ich aber singen soll,
Und wie es ist ergangen.
Mich hat verlanget Tag und Nacht,
Bis sich der Schimpf*) nun hat gemacht,
Nach dem ich han Verlangen.

2. Der Herzog von Burgund genannt,
Der kam vor Murten hingerannt,
Sein Schaden wollt' er rächen,
Den man ihm vor Granson gethan,
Sein Zelten spannt er auf den Plan,
Murten wollt' er zerbrechen. —

20. Einer floh hin, der andere her,
Da er meint, daß er verborgen wär,
Man töt' sie in den Hursten.
Kein größer Not sah ich nie meh,
Wie große Schar lief in den See,
Wiewohl sie nit mocht dursten!

21. Sie wateten drin bis an das Kinn,
Dennoch schoß man fast zu ihn'n,
Als ob sie Enten wären.
Man schifft zu ihnen und schlug sie zu Tod,
Der See, der ward von Blute rot,
Jämmerlich hört' man sie plärren. —

---

*) Schimpf in dem altertümlichen Sinne von Kurzweil.

32. Veit Weber hat dies Lied gemacht,
Er ist selbst gewesen in der Schlacht,
Des Schimpfes wär' er verdorben.
Des danket er den Eidgenossen,
Und denen er so Gutes gann,
Haben ihn um anders geworben.

---

## C. Religiöse Lieder.

### 32. Es ist viel Wunders in der Welt.

1. Es ist viel Wunders in der Welt;[1])
Groß Übermut und falsches Geld
Hat überhand genummen.
Christliche Lieb ist fast dahin,
Der Glaub' ist schier verschwunden.

2. So wächst nicht so viel Laub und Gras,
Als jetzt regieret Neid und Haß
Bei Reichen und bei Armen.
Kein Scham ist jetzund in der Welt,
Das möcht' Gott wohl erbarmen.

3. Die göttlich' Straf' will helfen nit,
Ein jeder lebt nach seiner Sitt',[2])
All' Bosheit thut sich mehren,
Und was von alters her gut was,
Das thut sich jetzt verkehren.

4. Jetzt verkehrt sich viel mancher Stand,
Das muß entgelten Leut' und Land,
Man säh' denn baß zu'n Sachen.[3])
Weil ein jeder sein Mut will han,
Der Schimpf der wird sich machen.[4])

5. Die jungen und die alten Leut'
Führen gegen einander groß Streit,
Der Gelehrt' der straft den Laien,
Der leider hält im Widerpart,
Sie thun sich oft entzweien.

6. Wann d' Weisheit auf der Gassen steht,[5])
Göttlich Gerechtigkeit untergeht,
Die Wahrheit liegt verborgen;
Die Lieb' Gottes ist verloschen gar,
Wir leben ohn' alle Sorgen.[6])

7. Man schreit und tobet bei dem Wein,
Jeder will evangelisch sein,
Ja mit Fluchen und Schelten!
Das Gottswort ist lauter und klar,
Gott läßt euch's nit entgelten.[7])

8. So find't man jetzt viel freier Gesell'n,
Die nimmer fasten noch beten wöll'n,
Gott wollen sie nicht mehr ehren;
Schreiben und sagen überlaut,
Der Luther thu sie's lehren.

9. Der Luther lehrt dich solches nit,
Du führst fürwahr ein böse Sitt',[8])
Die ist dir angeboren.
Schändliche Ding und Büberei
Hast du dir auserkoren.

10. Kein Gotteswort thust du nehmen an,
Du schändest Frauen und auch Mann,
Dein' Nächsten thust anklaffen.
Laß jeden bleiben bei sein' Ehr'n,
Schau, was du hast zu schaffen.

11. Ein' frommen Christen kennt man wohl,
Weiß wohl, wie er sich halten soll
Zu Kirchen und zu Straßen.
Was sei'n Nächsten zuleide kommt,
Das kann er freundlich lassen.[9])

12. Er acht' nicht, was ein jeder sagt,
Nach großen Gütern er nicht fragt,
Die Welt die läßt er fahren.
Und bringt mit ihm viel guter Frucht,
Das thut dem Teufel Zoren.[10])

13. Nun bitt'n wir Gott vom Himmelreich,
Daß er uns Glück und Heil verleich,[11])
Sein' Gerechtigkeit zu erkennen
Und sein' heilige Barmherzigkeit.
Gott sei bei unserm Ende. Amen.

I. Hauptinhalt. Das Lied stammt aus der Reformationszeit und erschien in einem fliegenden Blatt von acht Seiten mit dem Titel: Zwey Schöne newe Lieder. Das Erst, O Jesu warer Gottes Sohn, Im Thon, Ewiger Vatter im Himelreich, ꝛc. Das Ander, Es ist vil wunders in der Welt, Im Thon, vom König auß Frankreich. Gedruckt zu Nürnberg durch Valentin Newber. — Das Lied enthält in neuer Ausführung die uralte Klage über den Verfall der Sitte und Sittlichkeit, eifert aber gegen die Meinung der Reformationsfeinde, daß Luthers Lehre dies angestiftet habe.

II. Kurze Erläuterung. [1]) Verwunderliche Dinge tragen sich zu. [2]) Nach seiner Gewohnheit und dem Gelüst seines Herzens. [3]) Wenn die bestellten Wächter der Sitte nicht besser zu den Sachen sehen, werden Land und Leute die schweren Folgen tragen müssen. [4]) Weil jeder sein Mütchen kühlen will, wird sich schon allerlei Kurzweil (Schimpf) finden. [5]) Die Schwätzer auf den Gassen halten sich für Inhaber der Weisheit. Sonst werden auch Sprichwörter die Weisheit auf der Gasse genannt. [6]) Ohne Sorgen um unser Seelenheil. [7]) Bis jetzt läßt's euch Gott nicht (durch Strafen) entgelten, daß ihr durch euer unlauteres Leben sein lauteres Wort lästert. [8]) Deine böse Art und Gewohnheit, nicht Luthers Lehre, treibt dich zu dem lästerlichen Leben. [9]) Lassen, d. h. unterlassen alles, was dem Nächsten Leid bringt. [10]) Das thut dem Teufel Zoren oder Zorn, d. h. ein frommes Leben in der Liebe Gottes und des Nächsten bringt den Satan in Zorn, denn es entvölkert sein Reich. Unser Verderben ist seine Freude, unsere Rettung sein Groll. [11]) verleich = verleihe. Nur wenn er uns seine Gnade verleiht, können wir seine Gerechtigkeit erkennen und finden.

III. Gedankengang. Str. 1—8 schildert den Sittenzustand, Str. 9—13 nennt die Ursachen des Verfalls und die Mittel der Rettung. Str. 1: In den neuen wechselvollen Zeitläuften hat Demut und Ehrlichkeit, Glauben und Liebe abgenommen. Str. 2: Haß und Neid regieren schamlos in der Welt. Str. 3: Die guten alten Sitten verfallen, weil jeder nach seinem Gelüst lebt und der göttlichen Zucht nicht achtet. Str. 4: Die alten Standessitten schwinden zum Unheil des Volks, weil jeder nach neuer Kurzweil trachtet. Str. 5: Junge und Alte, Gelehrte und Laien liegen im Streite. Str. 6: Menschliche Klugheit verschüttet die göttliche Wahrheit und nimmt es leicht mit dem Seelenheil. Str. 7: Durch unlauteres Leben lästern viele das lautere Evangelium, zu dem sie sich mit dem Munde, aber nicht mit dem Herzen bekennen. Str. 8: „Freiheit“ und „Luthers Lehre“ machen sie zum Deckmantel ihres wüsten Treibens. Str. 9: Nicht Luther, sondern die böse Art ihres Herzens treibt sie dazu. Str. 10: Statt andere zu schänden und zu lästern, sollten sie sich um ihre Selbstbesserung kümmern. Str. 11: Ein rechter Christ wandelt allwegs unsträflich und thut niemand Leid. Str. 12: Durch ein geistliches Leben bringt sein Glaube viel gute

Frucht. Str. 13: Gott wolle uns durch seine Gnade unser Heil erkennen und zeitlich und ewig finden lassen.

## 33. Ein geistlicher Bergreihen.

1. Der Gnadenbrunn thut fließen,
Den soll man trinken.
O Sünder, du sollst büßen,
Dir thut Gott winken
Mit seinen gütigen Augen
Und richt' dir deinen Fuß
Wohl durch das Wort des Glaubens,
Christus allein dir helfen muß.

2. Dein Thun ist zwar zu nichten;
Zum ewigen Leben
Auf Christum mußt dich richten,
Der wird dir's geben;
Der hat versöhnt den Zoren
Mit seinem teuern Blut,
Wir waren all verloren,
Sein Leiden ist den Gläubigen gut.

3. Du sollst dir selbst nicht trauen,
Zu tilgen deine Sünd',
Auf Menschenlehr nicht bauen;
Vernunft erdicht' viel Sünd'.
Satan thut dich anwehen,
Er möcht dich stürzen um;
Das Wort Gottes thut nicht schweigen
Und macht gar manchen Sünder fromm.

4. Mein Seel' die thut sehr dürsten
Nach Gottes Stimme,
Recht wie ein gejagten Hirschen
Zum kühlen Brunnen.
O Jesu, thu mich laben
Mit deinem heilsamen Saft,
Mein Seel' wird mir verzagen,
Stärk mich mit deiner göttlichen Kraft.

5. Die solchen Durst empfinden,
Die sollen kommen,
Die sollen Labung finden,
Den Geist auch nehmen.
Wer glaubet an den Herren,
Ich mein an Jesum Christ,
Wie uns die Schrift thut lehren,
Ein solcher Christe selig ist.

6. Das Wasser thut herquellen,
Vom Himmel geben.
Er speiset unsre Seelen
Ins ewig Leben.
Er ist der Brunn der Gnaden
Und aller Gütigkeit,
Wäscht ab der Sünden Schaden
Und giebt die ewige Seligkeit.

I. Hauptinhalt. Das Lied preist Christus als den Brunnen der Gnade. Sein Blut wäscht uns rein von Sünden; sein Wort löscht den Durst der Seelen. Das Lied ist eine geistliche Umdichtung der nachstehenden ersten Strophe eines beliebten Volksliedes:

Die Brünnlein, die da fließen,
Die soll man trinken,
Und wer ein' stäten Buhlen hat,
Der soll ihm winken,
Ja, winken mit den Augen
Und treten auf den Fuß.
Es ist ein harter Orden,
Der seinen Buhlen meiden muß.

Das Volkslied wie seine geistliche Umdichtung hält innige Vereinigung mit dem Geliebten für das höchste Glück, Trennung von ihm für die härteste Ordensregel (Entsagung). In dem „geistlichen Bergreigen" ist Christus der Geliebte; seine Wunden und sein Wort sind die Brünnlein. Das Winken ist der Bußglaube, der nach ihm verlangt, das Treten auf den Fuß ist die gläubige Besitzergreifung seines Heils.

II. Gedankengang. Str. 1: Gott ruft den Sünder zum Brunnen der Gnade in Christo. Str. 2: In Jesu Blut ist die Versöhnung unserer Sünden. Str. 3: Menschenvernunft und Satan ziehen uns ab von dem Heilsquell in Gott. Str. 4: Die Seele dürstet nach dem lebendigen

Gotte. Str. 5: Der Durst wird gestillt durch Gottes Wort. Str. 6: Dies Wasser stammt vom Himmel und führt dahin zurück.

III. Verwandtes. Der Gnadenbrunn: „Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad' und ew'ge Quelle bist, daraus uns allen früh und spat viel Heil und Segen fließt.“ — „O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell guter Gaben.“ — „O du unergründ'ter Brunnen, wie will doch mein schwacher Geist, ob er sich gleich hoch befleißt, deine Tief ergründen können?“ — Jes. 12, 3: Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilsbrunnen. — Gott winkt mit den Augen: Ps. 32, 8: Ich will dich mit meinen Augen leiten. — Das Lamm wird sie leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen. — Er richtet unsern Fuß: Luk. 1, 79: Er richte unsere Füße auf den Weg des Friedens. — Unser Thun ist nichtig: Luk. 17, 10: Wenn ihr alles gethan habt, — wir sind unnütze Knechte. — Er hat versöhnt den Zorn: „Der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat“. — Kol. 2, 14: Gott hat uns geschenkt alle Sünde —. Du sollst dir selbst nicht trauen: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben oder zu ihm kommen kann“. — Jer. 17, 9: Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding. — Meine Seele dürstet: Ps. 42, 2. 3: Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser. — Joh. 4, 13. 14: Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten —. Joh. 7, 37: Wer da dürstet, der komme zu mir und trinke. — Das Wasser quillt vom Himmel: Gott gab Israel in der Wüste Wasser aus dem Felsen und Brot vom Himmel und taufte sie unter der Wolke. — Wäscht ab der Sünden Schaden: 1. Joh. 1, 7: Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden. — Die Fußwaschung. — Ps. 51, 4: Wasche mich wohl von meiner Missethat und reinige mich von meiner Sünde. —

## 34. Weihnachtslied.

1. Es kommt ein Schiff geladen
Bis an sein' höchsten Bord,
Es trägt Gott's Sohn voller Gnaden,
Des Vaters ewigs Wort.[1])

2. Das Schiff geht still im Triebe,[2])
Es trägt ein' teure Last.
Das Segel ist die Liebe,[3])
Der heilige Geist der Mast.[4])

3. Der Anker haft' auf Erden,
Und das Schiff ist am Land.[5])
Gott's Wort thut uns Fleisch werden,
Der Sohn ist uns gesandt.[6])

4. Zu Bethlehem geboren
Im Stall ein Kindelein,[7])
Giebt sich für uns verloren,[8])
Gelobet muß es sein.[9])

5. Und wer dies Kind mit Freuden
Küssen, umfangen will,[10])
Der muß vor mit ihm leiden
Groß Pein und Marter viel;[11])

6. Darnach mit ihm auch sterben
Und geistlich auferstehn,[12])
Ew'g's Leben zu erben,
Wie an ihm ist geschehn. —

Nach Johann Tauler um 1350.

I. Hauptinhalt. Das Lied besingt die Ankunft des Gottessohnes aus der Himmelsheimat im Erdenlande. Das Schiff, das ihn träget und an der Erde landen läßt, ist Maria, die selige Jungfrau „voller

Gnaden". (Dem Dichter schwebt wohl bei dem Bilde des Schiffes die Arche Noahs oder der altheidnische Glaube vor, daß neugeborne Kinder zu Schiffe ankämen.) Durch Leiden, Sterben und Auferstehn führte sein Weg zur Himmelsherrlichkeit. Das ist auch der Heilsweg für die Seinen.

II. Biblische Anklänge. [1]) Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch —. Joh. 1, 17: Die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden. — [2]) Marias Demut: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast". [3]) Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt geliebt —. [4]) „Empfangen vom heiligen Geiste." [5]) „Geboren von der Jungfrau Maria" am Weihnachtsfeste. [6]) Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch —. [7]) Weihnachtsgeschichte. [8]) „Gelitten — gekreuzigt, gestorben und begraben." [9]) „Gelobet seist du, Jesu Christ —." [10]) Die Hirten an der Krippe und die Weisen aus dem Morgenlande. [11]) „Denn welchen er will herrlich zieren und über Sonn' und Sterne führen, den führet er zuvor hinab." [12]) „Lasset uns mit ihm sterben, damit wir mit ihm zu seiner Herrlichkeit erhöhet werden." — Sigism. von Birken: „Lasset uns mit Jesu ziehen —. Lasset uns mit Jesu leiden —. Lasset uns mit Jesu sterben —. Lasset uns mit Jesu leben —."

## 35. Der jüngste Tag.

Wenn der jüngste Tag will werden,
Dann fallen die Sternlein auf die Erden,
Dann neigen sich die Bäumelein,
Dann singt ein schönes Waldvögelein,
Dann kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem schönen Regenbogen:
„Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehen,
Ihr sollt vor Gottes Gericht hingehen,
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Englein sitzen,
Ihr sollt treten vor den Thron,
Da Gott sitzt mit seinem Sohn."

Jetzt ist die Gnadenzeit,
Jetzt steht der Himmel offen,
Jetzt hat noch jedermann
Die Seligkeit zu hoffen.

Wer diese Gnadenzeit versäumt
Und sich zu Gott nicht kehrt,
Der schreiet Ach und Weh,
Wenn er zur Hölle fährt.

I. Hauptinhalt. Das Lied ist eine Illustration zu den Worten des Glaubensbekenntnisses: „Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten". Es schildert den jüngsten Tag und mahnt zur rechten Vorbereitung darauf.

II. Anklänge an Verwandtes. Matth. 25, 31—46: Christi Weissagung vom Ende der Welt und jüngsten (letzten) Gericht. — Matth. 25, 1—13: Das Gleichnis von den thörichten und klugen Jungfrauen. Der dritte Artikel: „Ich glaube an eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben". — „Und am jüngsten Tage wird er

mich und alle Toten auferwecken." — Joh. 5, 28. 29: Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören". — Matth. 22, 13: „Werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneklappen". — Nach Böckel (Deutsche Volkslieder aus Oberhessen) ist das alte merkwürdige Lied ein leiser Anklang an eine im Mittelalter weit verbreitete Anschauung. Von einem Akrostichon Augustins ausgehend, hat sich die Tradition von fünfzehn (oft variierenden) Zeichen vor dem Weltuntergange durch alle Jahrhunderte und unter fast allen Völkern Europas verbreitet und bis in die neueste Zeit erhalten. — Brentano hat in seiner schönen Dorfgeschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl das Lied dem Mädchen in den Mund gelegt; da hat es noch folgende Zeichen:

Da kamen die falschen Juden gegangen,
Die führten einst unsern Herrn Christus gefangen,
Die hohen Bäum' erleuchten sehr,
Die harten Stein' zerknirschten sehr.

Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal;
Die Seele wird vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn. Amen.

---

## III. Durchblick und Gewinn.

(Die nachstehenden Ausführungen sind im Anschluß an die Vorbereitung S. 115—118 aus den dargebotenen Volksliedern zu entwickeln oder durch dieselben zu beleuchten.)

**1. Wesen und Bedeutung des Volksliedes.** Das Volkslied ist der schlichte poetische Gefühlsausdruck der in Liebe oder Haß, in Lust oder Leid, in Jubel oder Klage, in Scherz oder Ernst, in Beifall oder Unwillen bewegten Volksseele, ein treues Spiegelbild wahren, starken und unmittelbaren Volksempfindens. Dies Empfinden ist in solcher Wahrheit, Einfachheit und Allgemeinheit zum Ausdruck gelangt, daß die Volkslieder als Naturlaute des ungeschminkten, urgesunden Volksgemütes erscheinen.

Das echte Volkslied ist wahr, denn es spricht nur wirklich Erlebtes und Empfundenes aus; stark und ursprünglich, denn es bricht plötzlich im Augenblick der Volkserregung wie ein Springquell mit elementarer Gewalt aus verborgener Tiefe hervor und reißt alle mit sich fort; einfach und schlicht, denn es verschmäht poetische Künstelei und spricht, wie dem Volk der Schnabel gewachsen ist; sprunghaft, denn es sprudelt stoßweise nur die Hauptmomente hervor und kümmert sich wenig um klare Begründung und um verbindende Mittelglieder; weitverbreitet und allgemein beliebt, denn dieselben Stoffe und Weisen finden sich in allen Gauen und in allen Volksschichten; jugendfrisch und jugend-

schön, denn das Beste und Unvergänglichste der deutschen Volksart trägt es in sich und an sich; sangbar, denn die Singweise ist seine Seele, mit der es geboren wurde, und ohne Sang und Klang ist es stumm und tot. „Waldfrische ist der Charakter der Volkspoesie; sie gleicht dem ungefaßten Quell im Waldesdunkel; sie blüht und duftet wie die Erdbeere unter den Moosen des Tannendickichts.“ (Vischer.)

Das Volkslied ist ein Hort unverfälschten, kräftigen Volkstums, ein Bergeort der Volkssitte und des Volksglaubens, der Volksfreude und der Volkskraft, ein festes Band zwischen den einzelnen deutschen Volksstämmen und den verschiedenen Volksschichten. Man denke an die mächtige Wirkung des Liedes im letzten Kriege!

Der schlimmste Feind des Volksliedes ist die vordringende moderne Kultur mit ihrer Interessenzersplitterung und ihrer unruhigen Neuerungssucht. Vor ihr flüchtet das Volkslied in das Dunkel der Volksseele und in die Stille abgelegener Winkel des Vaterlandes. Mit dem Verklingen und Verschwinden der Volkslieder geht eine Zersplitterung der Volkspersönlichkeit im Gleichschritt. Nur in dem starken Bewußtsein unserer gemeinsamen Volksgüter — und dazu gehört das Volkslied — und in der frischen Lust am gemeinsamen Thun — und sei es nur das Singen eines Volksliedes in geselligem Verein! — liegt die Bürgschaft für die Erhaltung unserer Volksindividualität, unseres Volkstums mit unzersplittertem Kern. Wollen wir Treue und Ehrlichkeit, Wohlhabenheit und Zufriedenheit, Gehorsam und Thatenmut im Volke erhalten, dann sollen wir mit allen Kräften Volkssitte und Volkslied hegen und pflegen. Beide gehören untrennbar zusammen und bilden einen festen Damm gegen die andringende Flut einer Kultur, die zersplittert und verflacht, naive Lebensfreude und stilles Volksglück wegschwemmt.

2. **Die Verfasser der Volkslieder** sind dichterisch begabte Glieder der Volksgemeinschaft, die als Mund einer gleich empfindenden und gleichgestimmten Menge mit glücklichem Wurfe poetisch das aussprechen, was alle beseelt. Sie wollen keine Dichterindividualität für sich sein, sich nicht aus der Gesamtheit lösen und für sich Namen und Ehre beanspruchen; sie sind zufrieden, wenn sie als poetisches Organ der Gesamtheit das rechte Wort, den rechten Ton getroffen haben, und verschwinden ruhm- und namenlos in der Menge. Der eigentliche Dichter der Volkslieder ist das Volk. In seinem Schoße sind die Lieder empfangen und aus ihm in glücklicher Stunde geselliger Vereinigung und besonderer Gemütserregung geboren. Der Dichter hat nur Dolmetscherdienste geleistet. Zuweilen bezeichnet er sich in der letzten Strophe nach Stand und Wohnort, fast niemals nach seinem Namen. So heißt es: Das hat ein Schreiber gesungen — ein Fischer, ein Student, ein Berggesell, ein Bäckerknecht, zwei Hauer zu Freiberg in der Stadt, drei Jungfräulein zu Wien in Österreich, drei Reiter gut zu Augsburg, eines reichen Bauern Sohn, war gar ein junges Blut, zween Landsknecht gut, ein alter und ein junger ꝛc.

Nicht selten änderte der Volksmund diese schlichte Autorenbezeichnung und schrieb einem Berufsgenossen ein Lied zu, das bloß in poetischer Freiheit für das Bedürfnis und den Geschmack einer bestimmten Gemeinschaft umgestaltet war.

Oft heißt es in der Schlußstrophe: „Der uns dies Liedlein neu gesang, so wohl gesungen hat" —. Das kann nun heißen: Er hat uns ein ganz neues Lied gesungen, oder auch: er hat den Stoff des Liedes, der in aller Munde war, ja vielleicht gar schon eine dichterische Fassung gefunden hatte, nach dem jeweiligen Volksbedürfnis für den Volksmund umgegossen.

Es kam aber auch vor, daß eine gesellige Vereinigung zur dichterischen Werkstatt des Volksliedes wurde. Ein Ereignis bewegte, ein Gefühl belebte, ein Ton durchzitterte alle Herzen. Endlich fand einer dafür den angemessenen Ausdruck in einer Liederzeile. Und „nun sprang die erregte Empfindung gleich einem starken elektrischen Funken von Satz zu Satz, von Strophe zu Strophe über, erschütterte und zündete, wo er hinschlug." Dem Ersten folgte ein Zweiter mit einer fügsamen Reimzeile. Einem Dritten fiel etwas Passendes aus seinem Lieder- und Märchenschatze ein; ein Vierter fand einen gefälligen Abschluß der Strophe. Ein Wetteifer des Suchens und Findens, des Fügens und Formens war erwacht. Allerlei Bekanntes und Verwandtes, Altes und Neues floß in bunter Folge zusammen. Aber selten blieb's bei diesem ersten Wurfe; es folgte ein langer Form- und Schleifprozeß, der das Lied so lange im Volksmunde hin und her warf, bis es alle befriedigte, bis es geschliffen und geglättet war wie der Kiesel im Bache. Noch heute entstehen in ähnlicher Weise durch die Sangluft und den Wetteifer der Jäger und Sennen die Schnaderhüpfle in Bayern und Steiermark, kurze Neck- und Liebes-, Rätsel- und Streitlieder. „Volkspoesie ist ja unwillkürliche und unmittelbare Gefühlsäußerung des Naturmenschen." Zur Entstehung eines Volksliedes gehört das innige Zusammenschließen einer Gemeinschaft, eine gleichartige Stimmung, eine alle blitzartig treffende Gefühlserregung und dann die gemeinsame Arbeit der Nachahmung, Erweiterung, Ausscheidung und Verbreitung. Die meisten Volkslieder zeigen einen langen, mannigfaltigen Formprozeß und die verschiedenartigsten Lesarten in Wort und Weise. Die innere und äußere Beteiligung der Gemeinschaft an der Gestaltung sowie die Wahl der Stoffe, die Volksbesitz sind, drückt den Liedern den Stempel der Allgemeingültigkeit auf.

**3. Die Stoffe der Volkslieder.** „Jedem Volksliede liegt ein Vorgang zu Grunde, der sich verändert und verarbeitet in ihm abspiegelt." (Böckel). Das Zusammenstimmen von Sage und Volkslied bei den verschiedensten Völkern spricht dafür, daß ein wirkliches Ereignis die dichtende Volksphantasie in Schwingungen versetzt hat. Der altgriechische Stoff von Hero und Leander klingt z. B. in unserem „Es waren zwei Königskinder —" und in anderen Volksliedern wieder. Verändert werden die Stoffe durch das Volksbewußtsein und die Persönlichkeit des

Dichters. Das Volk legt sich alles nach seinem Geschmack und Verständnis zurecht. Eigenes und Fremdes weiß es dabei nicht zu scheiden; historische, geographische oder sachliche Richtigkeit macht ihm keine Skrupel. Nach seinem Gefühl verbindet und trennt, verschmilzt und scheidet, verkürzt und verlängert es. Unerklärliche Vorgänge werden als ein Hereingreifen der Geisterwelt behandelt, unverstandene äußere Einflüsse nach dem Bedürfnis des Innern zurecht gemacht, die Dinge der Natur als lebendig oder als Boten und Werkzeuge der göttlichen Gerechtigkeit eingeführt. (Vergl. Bürgers Lenore. Das Thränenkrüglein. Die Sonnenstrahlen. Der Machandelbaum ꝛc.)

So vielgestaltig das Leben ist, so zahlreich und vielseitig sind die Volkslieder. Doch nur das allen Genehme und Geläufige, das sich über die platte Wirklichkeit erhebt, klingt im Liede wieder. Ein äußerer Anlaß säet den Keim; die innere Empfänglichkeit und Teilnahme ist die gedeihliche Lebensluft, die Gemeinschaft der Gartenboden, die thätige Mitwirkung aller die Gärtnerpflege für das Volkslied. Sie sind für alle, gehören allen und passen überall hin. Sie haften darum auch nicht an bestimmten Orten. „Es liegt ein Schloß in Österreich", d. h. im fernen Osten. „Es steht ein Baum im Odenwald —." „Es stand eine Linde im tiefen Thal —." „Ich stand auf hohem Berge —."

Ein besonderer kulturhistorischer Wert steckt in den Volksliedern, weil ihre Stoffe stark mit Volkssitten, Volksglauben und Zeitanschauungen versetzt sind. Durch die Volkslieder sieht man dem Volke ins Herz. Sie begleiten als poetischer Duft sein arbeitsvolles und entsagungsreiches Leben von der Wiege bis zum Grabe, durch Freud und Leid, durch Arbeit und Ruhe. „Der Volksglaube, wie er unter dem Volke sich entwickelt und in Sagen und Liedern poetisch niedergeschlagen hat, ist weder ein Überrest urgermanischer Religion, noch ein Spiel frivolen Aberglaubens, sondern ein echtes, wohlbegründetes Erzeugnis des Volksgeistes. Er ist in seinem Wesen tief religiös und verdient als treffliche Stütze des Christentums im Volke um jeden Preis geschont zu werden." (Böckel). Der Inhalt der Volkslieder ist das Volksleben selbst mit seinem äußerlichen und innerlichen Wellenschlage. Unpoetisches ist darin instinktiv umgangen, Wesenloses aus der Wunschwelt aber oft als wirklich hereingezogen.

Voran steht das Liebesleben mit seiner Lust und Pein und die Natur mit ihrem wechselnden Einflusse auf das Menschenleben. Natur und Liebe, dies uralte Thema wird nie ausgesungen. In allen Tonarten singt und klingt es vom Hangen und Bangen in schwebender Pein, vom Finden und Verlieren, vom Scheiden und Meiden, vom Hoffen und Harren, von der Treue und Untreue ꝛc. Auch die Macht des Gesanges klingt aus vielen Volksliedern. (Vergl. Orpheus, die Sirenen, Arion, Volker v. Alzei, Horant ꝛc.!) Ein Mägdlein singt, und die Vögel antworten im Wiederhall. Ein Gefangener singt, und die Vögel halten ein im Fluge. Mit Gesang lockt der Räuber die Königs-

tochter vom Putztische. Eine Schäferin bezaubert durch Gesang den Königssohn. Seeräuber locken dadurch ein Mägdlein auf ihr Schiff. Ein Fischer singt die Wellen in Schlaf. Die Nixe zieht den Fischer mit Gesang in die Tiefe 2c.

Ein weiterer Kreis von Liedern besingt die verschiedenen Berufsarten und Beschäftigungen mit ihren Ehren und Schwächen, oft in scherzhafter, ja beißender Weise. (Gärtner, Jäger, Müller, Reiter, Landsknecht, Schreiber, Schlosser, Schneider 2c.) Ein humoristisches Lied dieser Art ist das nachstehende:

1. Wie machen's denn die Schneider?
So machen sie's:
Hier ein Läppchen, da ein Läppchen,
's giebt dem Jungen noch ein Käppchen;
So machen sie's!

2. Wie machen's denn die Schuster?
So machen sie's:
Die ziehn das Leder in die Länge,
Hernach sind doch die Schuh zu enge.
So machen sie's!

3. Wie machen's denn die Brauer?
So machen sie's:
Sie machen ein bißchen Wasser warm,
Das giebt ein Bier, daß Gott erbarm.
So machen sie's!

4. Wie machen's denn die Metzger?
So machen sie's:
Am Abend schlachten sie 'ne alte Geiß,
Am Morgen ist's gut Hammelfleisch.
So machen sie's!

Auch die Ehe mit ihren Zwistigkeiten kommt oft im Volksliede vor. Bekannt ist das schweizerische Lied:

„Als ich ein jung Geselle war,
Nahm ich ein steinalt Weib.
Ich hatt' sie kaum drei Tage,
Da hat's mich schon gereut."

Der Geselle bittet den „Tod von Basel" (wohl eine Erinnerung an den zu Basel befindlichen Holbeinschen Totentanz), ihn zu befreien. Es geschieht; die Alte stirbt und wird begraben. Nach drei Tagen nimmt er eine Junge.

„Das junge Weibel, das ich nahm,
Das schlug mich alle Tag.
Ach, lieber Tod von Basel,
Hätt' ich meine Alte noch!"

Einen besonders breiten Raum nehmen die Wein-, Schlemmer- und Gesellschaftslieder ein. Nicht selten schlagen hierin Übermut und Schelmerei ihre Purzelbäume. Auch Rätsel-, Streit- und Lügenlieder giebt es in Menge. Die Erfüllung einer Bitte wird von unmöglichen Leistungen abhängig gemacht, z. B.:

1. Lieber Schatz, wohl nimmerdar
Will ich von dir scheiden,
Kannst du mir aus deinem Haar
Spinnen klare Seiden.

2. Soll ich dir aus meinem Haar
Spinnen klare Seiden,
Sollst du mir von Lindenlaub
Ein neu Hemdlein schneiden.

3. Soll ich dir aus Lindenlaub
Ein neu Hemdlein schneiden,
Mußt du mir vom Krebselein
Ein Paar Scheren leihen.

4. Soll ich dir vom Krebselein
Ein Paar Scheren leihen,
Mußt du tausend Krebselein
Durch den Neckar treiben. 2c.

Oder ein Mädchen sucht dem werbenden Liebhaber in allerlei Gestalten zu entgehen, er aber treibt sie durch immer stärkere Formen in die Enge. Oft sind Rätsellieder zugleich Werbelieder (Turandot). Auch die Zahl der Spiel- und Kinderlieder ist nicht klein. Bekannt sind: „Ringel, Ringel, Rosenkranz —.“ „Storch, Storch, Steiner mit den langen Beinern —.“ „Marienwürmchen, setze dich auf meine Hand —.“ „Es tanzt ein Butzemann in unserm Haus herum di dum —.“ „Patsche, patsche, Küchelchen —.“ „Wer will schöne Kuchen backen —.“ „Kling, kling, Glöckchen —.“ „Eia popeia, was raschelt im Stroh —.“ „Mäh, Lämmchen, mäh —.“ „Schlaf, Kindlein, schlaf, der Vater hüt' die Schaf —.“ „Drei Gäns im Haferstroh —.“ 2c. (Siehe des „Knaben Wunderhorn“ am Schlusse!)

Hauptsächlich setzen historische Ereignisse und historische Personen die Volksphantasie in Bewegung. So singt das Volkslied von der Pavier, Sempacher und Murtener Schlacht, von Hildebrand dem Alten, Siegfried, Dietrich von Bern, Heinrich dem Löwen, Eppelin von Gailingen, dem Lindenschmied, Albrecht von der Rosenburg, dem Landfahrer Schüttensamen 2c.

Ferner reizen ungewöhnliche Ereignisse des Alltagslebens — wie ein schrecklicher Mord, eine großherzige That, der Tod oder die Rettung Unschuldiger, Siege oder Niederlagen 2c. — die dichtende Volksphantasie zu schöpferischer Thätigkeit.

Erstaunlich ist's, wie das Volk sein reiches Besitztum in Herz, Mund und Gedächtnis bewahrt. Es ist dies nur aus folgenden Umständen erklärlich: In den Volksliedern pulsiert sein inneres Leben und erklingt seine eigene Sprech- und Sangweise, darum haftet seine Liebe und sein noch unzerstückeltes Interesse daran. Es ist sein Eigenes und sein Einziges; das bewahrt sich leichter als Fremdes und als Vielerlei. —

Aufgabe: Aus den Einzelzügen des Volkslebens in den mitgeteilten Volksliedproben ist ein Bild des Volkslebens und der Volkssitte im 16. Jahrhundert zu zeichnen! (Natur und Menschenleben in inniger Verkettung (1). Erntezeit (2). Wechsel der Jahreszeit (3). Das Herz ein Garten (4). Jägers Lust, Liebe und Leid (5). Spätfrost (6). Unglückliche Liebe (8—10). Leichtsinn und Untreue (12—14). Treue (15). Scheiden (16—17). Wankelmut (18). Landsknechtstreiben (19). Raubritterleben (20). Kabinettsjustiz (21). Deserteur-Schicksal (22). Klosterleben (23—24). Günstlingswirtschaft (25). Landfahrerleben (26). Schlemmer- und Zecherlust (27—28). Schreibereinfluß (29). Ritterleben und -Sterben (30). Siegerjubel (31). Sittenverfall (32). Heilsbrunnen (33). Festfreude (34). Ausblick in die Ewigkeit (35).

Einzelne Volkssitten, die in Volksliedern erwähnt werden, mögen hier folgen: Jungfrauen ließen die Haare fliegen, Frauen banden sie auf. — „Da brach der Reiter einen grünen Zweig und machte das Mädchen zu seinem Weib.“ Die Überreichung eines Zweiges bedeutete den Erwerb einer Sache. — „Winken mit den Augen und treten auf

den Fuß" waren gleichfalls Zeichen der Gewinnung eines Mädchens. — Kuß und Trunk galten im langobardischen Rechte als Verlobung. — Es gehörte zu den mittelalterlichen Vorurteilen, daß Einöds-Müller unehrlich, bissig, ja verbrecherisch seien. Daher das Sprichwort: „Nur die Müller sind fromm, die in der Hand und auf der Zunge Haare haben." — Es war ein Gauneraberglaube, daß der Finger eines ungeborenen Kindes bei nächtlichen Einbrüchen leuchte und vor Entdeckung schütze. Dasselbe glaubte man von den Fingern eines Gehängten. — Ein Abschiedstrunk hieß auch St. Johannes- oder St. Gertruds-Minne. Er hatte die Bedeutung eines Trankopfers zu Ehren eines Gottes und später eines Heiligen, in dessen Schutz man sich dadurch begab. — Die oft etwas bedenklichen Grasliedlein waren eine gemilderte Form der französischen Hirtenlieder. — „Saßen da zwei Turteltauben, saßen wohl auf grünem Ast!" Die Turteltaube war das Bild treuer Anhänglichkeit der Kirche an ihren gekreuzigten Stifter. Auf dürrem Aste klagte die Turteltaube um den verlorenen Gatten. — Für ungerade Zahlen, besonders für 3 und 7, zeigt sich eine Vorliebe. Sie scheinen dem Volksglauben glückbringend und gefeit gegen den Zauber.

Nach uralter Rechtsgewohnheit wurden zum Tode verurteilte Verbrecher freigegeben, wenn ein Mädchen sie zu ehelichen versprach. — Von einem Augustinischen Akrostichon ausgehend, hatte sich bei allen Völkern, in allen Jahrhunderten die Tradition verbreitet, daß 15 verschiedene Zeichen dem Weltgerichte vorangehen würden. —

**4. Die Sprache und der Aufbau des Volksliedes.** Die Sprache des Volksliedes kennt keine Perioden, keinen künstlichen Schmuck, keinen absichtlichen Wechsel im Ausdruck. Für die gleiche Lage und dasselbe Gefühl hat sie immer denselben einfachen, stereotypen Ausdruck. Sprichwörtliche und volkstümliche Redewendungen sowie die dialogische Form werden besonders oft und gern angewandt. Meist ist die Sprache das Schriftdeutsch, seltener der Volksdialekt. Feststehende Redewendungen, entlehnte Strophen und Zeilen, kecke Sprünge, der Natur entlehnte gleichartige Bilder, Natur- und Menschenleben in innigster Verknüpfung, so daß eins für das andere gesetzt wird, Knappheit und Treuherzigkeit: das sind weitere Eigentümlichkeiten der Sprache des Volksliedes. Unklares glättet, Fremdes verschmilzt sie eigenartig dem Vorstellungskreise, volkstümliche Kunstgedichte paßt sie dem Volksempfinden und Volksmunde an. „Das Volk zeigt sich hierin ganz kongenial einer Naturkraft, die Fremdes angliedert." (Böckel). Auch Metrum und Strophenbau zeigen weder ängstliche Sorgfalt noch Mannigfaltigkeit; beides sind ja nur zufällige Schalen des inhaltlichen Kerns. Oft wird das Versmaß (der Ton) einer bekannten Melodie gewählt. Ja der gefälligen Weise zuliebe erhält sich manches Lied in der Volksgunst, das durch seinen Inhalt dies nicht verdient. Sehr beliebt ist die Wiederholung einzelner Worte im Affekt („Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot? Edward, Edward!") und der Kehrreim oder Refrain. Letzterer bedeutet die Beteiligung der Menge an dem

Vortrage eines Einzelnen, das bekräftigende Amen auf den Inhalt des Liedes. „Er gleicht den Pendelschwingungen, welche, immer in sich selbst zurückkehrend, die Empfindung unwiderstehlich packen und in ihren Kreis hineinziehen.“ (Heinemann). Beim Aufbau des Volksliedes läuft der Faden schnurstracks von Anfang bis zu Ende. Selbstverständliche Nebensachen bleiben weg, Begründungen sowie Übergangs- und Bindestrophen werden vermieden, nur die Hauptpunkte fixiert, alle Personen in Aktion gezeigt.

Die Ankündigung ist zielbewußt, die Einführung schlicht, unmittelbar, frappant, ein kühner, künstlerischer Griff, die Situation kurz umrissen und doch deutlich, („Ich stand auf hohem Berge, sah in den tiefen Rhein —“), die Landschaft oft durch wenig Striche nah gerückt („Es steht eine Linde in jenem Thal —“, „Dort oben auf jenem Berge —“, „Dort unten in der Mühle —“), der Inhalt oft wie ein persönliches Erlebnis gefärbt („Ich hört' ein Bächlein rauschen —“, „Ich ritt mit Lust durch einen Wald“, — „Ich stund an einem Morgen —“, „Innsbruck, ich muß dich lassen —“).

Die eigentliche Handlung schreitet dramatisch in sicherm Thatenschritt fort; Vorgeschichtliches wird kurz und bündig erledigt, die Darstellung durch Aus- und Anrufe sowie durch kurze Sätze, die mitten in die Sache führen, belebt, das Interesse durch rhetorische Fragen gespannt, das Nachdenken durch Sprünge, kühne Verknüpfungen und dunkle Beziehungen gereizt. Das Erratenlassen oder Lesen zwischen den Zeilen gehört zu den besondern Eigenarten des Volksliedes. Sinnliches wird ausgesprochen, Geistiges muß erraten werden. Epische und dramatische Elemente, bildliche und gegenständliche Redeweise wechseln fortwährend. Die ganze Natur erscheint beseelt und nimmt in Mitfreude oder Mitleid teil am Menschengeschick. Personen werden plötzlich redend eingeführt, die noch gar nicht erwähnt sind, Antworten gegeben, zu denen die Frage fehlt, Fragen gestellt, auf die keine Antwort folgt, neue Momente in die Handlung eingefügt, die weder vermutet noch vorbereitet waren.

Die Melodien sind mit dem Texte zu einer Einheit verwachsen, häufig gleichzeitig mit demselben entstanden. Die Weisen des Volksliedes sind einfach, kunstlos, bewegt, ergreifend wie die Worte. Sie haben gewisse enge Grenzen und feststehende Gänge. Es ist erstaunlich, wie das musikalische Taktgefühl für das Wort stets die rechte Weise gefunden hat, besser als irgend ein kunstverständiger Musiker, den doch ein entwickeltes musikalisches Gefühl und Kenntnis der musikalischen Kunstgesetze leitet. Sie werden einstimmig oder mit einer gehörfälligen schlichten zweiten Stimme gesungen, welche begabte Sänger und Sängerinnen instinktmäßig finden. Nicht als fertiger Guß springen Wort und Weise des Volksliedes „blank und eben“ aus der ersten Werkstatt. Beide sind weich, elastisch, bildsam und erhalten ihre letzte Gestalt meist erst nach einem langen Schleifprozeß im Volksmunde. Merkwürdig ist die Verwandtschaft der Volkslied-Stoffe bei den verschiedenen Völkern. Derselbe Stoff findet

sich an den verschiedensten Orten, erfährt aber eine nationale Umbildung nach der Volksart; das Allgemeine erscheint in individueller Ausprägung. Wie eine lyrische Strömung scheint dieselbe Empfindung durch alle Zeiten und alle Länder zu fluten, dieselben Stoffe an die verschiedensten Ufer zu tragen und zu den vielgestaltigsten poetischen Formversuchen zu drängen.

**5. Gebrauch und Wirkung des Volksliedes.** Wer gebraucht es? Wie alle Schichten des Volkes beim Schaffen des Volksliedes beteiligt waren, so erfreuen sich auch alle an Wort und Ton desselben. Es hat eine wunderbare Vereinigungskraft, führt wie durch Zauber in kurzer Zeit getrennte Elemente zusammen und einigt sie in einem Klange und in einem Gefühle. (Vergl. Uhlands „Schifflein" II, 607!) Volkslieder singen die fröhlichen Studenten, die muntern Reisegenossen, die Soldaten auf dem Marsche, die Kinder in der Schule und beim Spiel, die fröhlichen Zecher, die Mädchen beim Spinnrocken, die Burschen im „Gelag", die Hirten bei den Herden, die Feldarbeiter und Jäger bei der Heimkehr ꝛc.

Das Volkslied studiert der Kulturhistoriker, denn es ist der poetische Niederschlag des Volksgemüts und Volkslebens, eine bewegende Macht in demselben. Es verrät eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, deckt dessen Tiefen klar und wahr auf, spiegelt Sitten und Gebräuche absichtslos wieder und ist gleichsam der Pulsschlag der Volksseele.

Auch der Dichter versenkt sich in das Volkslied, findet darin Muster und Vorbild seines eigenen Dichtens und manchen fruchtbaren Stoff. Den Volkston zu treffen, wahrhaft volkstümlich zu dichten, vom Volke gesungen zu werden, ist der höchste Ehrgeiz unserer Liederdichter. Ein Platen wünschte nichts sehnlicher, als daß „nach Äonen noch, was er erstrebt, im Mund verliebter Jünglinge und Mädchen lebt". Dieser höchste Dichterlohn ist ihm nicht zu teil geworden; nur wenige erlangen ihn.

Sogar die Maler halten es für eine dankbare Aufgabe, in die Welt des Volksliedes zu steigen, seine malerischen Figuren und Scenen mit dem Stifte festzuhalten und zu Wort und Weise noch das Bild zu gesellen.

Für die Musiker gehört es heute zu den anerkannten, unabweislichen Pflichten, bei dem Volksliede in die Schule zu gehen, die Eigenart seiner Melodien zu studieren und ihre frische, gesunde, kraftvolle Weise nachzuahmen. Wie in unsere Poesie, so hat das Volkslied in unsere Musik einen neuen, gesunden, kräftigen Zug gebracht. Unsere größten Tonmeister (Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn u. a.) haben aus diesem Liederborn geschöpft und sich daraus Begeisterung zu ihren Tonschöpfungen getrunken. Volkstümlichkeit ist die Parole für jeden Zweig der Kunst geworden.

Und auch die Schule hat ihre Pflicht erkannt. Statt der früheren gemachten Liedlein, die in der Schule mühselig geübt, im Leben aber rasch vergessen wurden, giebt sie jetzt den Kindern die echten Perlen unserer

Volkslieder. Die gehen mit hinaus ins Leben und bleiben ein teurer Schatz und eine köstliche Wegzehrung.

Wo und wann werden die Volkslieder gebraucht? In den Schulen und Kasernen, in den Spinnstuben und Wirtshäusern, auf Wiesen und Weiden, in Feld und Wald, auf der Landstraße und dem Schlachtfelde; überall da, wo einzelne zu einer Vereinigung zusammenrücken und wo ein gemeinsamer Lebensdrang alle beseelt, da erschallt das Volkslied. Es ist die gemeinsame Sprache, die alle verstehen, das Bindemittel, das getrennte Elemente zu einer Gemeinschaft umwandelt. Wenn die Liebe junge Herzen beglückt, dann klingt der Jubel aus in einem Liede wie: „Ach, ist es möglich dann —". Wenn es an ein Scheiden geht, da klagt das Trennungsweh: „Morgen muß ich fort von hier —". Wenn Tanzlust die Burschen und Mädchen bei den Pfingst- und Kirmsentänzen vereinigt, dann erklingen allerlei lustige und traurige Weisen wie: „Es stand eine Linde im tiefen Thal —", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —" rc. (Es ist ein merkwürdiger Zug im deutschen Volkscharakter, daß wir unwillkürlich schwermütige Lieder singen, wenn wir am froheſten sind.) Wenn das Spinnrad an Winterabenden die Mädchen vereinigt und eine gruselig-behagliche Stimmung alle umfangen hält, dann erklingen allerlei lustige und traurige Weisen — wie: „Mein Liebster ist ein Weber —", „In einem kühlen Grunde —" rc. Wenn die Soldaten zur Waffenübung oder zum blutigen Kriegstanze hinaus ziehen oder abends um das Lagerfeuer liegen, dann schallt es aus den rauhen Kehlen: „Ich hatt' einen Kameraden —", „Morgenrot —", „Frisch auf zum fröhlichen Jagen —" rc. Wenn die Handwerksburschen durch die Lande fahren, dann singen sie: „Innsbruck, ich muß dich lassen —" oder: „Mein feins Lieb ist von Flandern —". Wenn die fröhlichen Zecher um den Wirtstisch sitzen, dann bricht's von ihren Lippen: „Der liebste Buhle, den ich han —", „Wo soll ich mich hinkehren —", „Im tiefsten Keller sitz' ich hier —". Wenn der Weidmann von seinen Streifereien in Feld und Heide heimkehrt, dann hört man wohl: „Im Wald und auf der Heide —." Wenn die Marktgäste von der Messe oder dem Jahrmarkte in ihr Dorf zurückgehen, dann singen sie wohl Lieder von den gefangenen Reitern, vom Lindenschmied, vom Schloß in Österreich und anderen grausigen Mären, die einen angenehm-gruseligen Gegensatz zu ihrer behaglichen Stimmung bilden. Wenn ein armer Teufel „abgebrannt" im Wirtshause einkehrt, so bezahlt er wohl seine Zeche mit einem Liede wie: „Ich bin ein armer Schwartenhals —" und ersingt sich im Kreise der Wirtsgäste eine weitgehende Gastfreundschaft. Wie begierig erhaschten ehedem die Bewohner weitabgelegener Dörfer ein „fliegend Blatt" mit einem Volksliede oder hörten von Wanderern ein „neu Lied"! Es klang ihnen wie ein Gruß aus der großen Welt und erschien ihnen wie ein Band mit der Gesamtheit.

Wie werden die Volkslieder gebraucht? Singend sind sie entstanden, und nur im Gesange leben sie weiter, ja oft nur singend findet das Volk

den Text, den es gar nicht oder nur stolpernd aufzusagen vermag. Wort und Weise sind eine Einheit wie Leib und Seele. Die Sangbarkeit gehört zum Grundcharakter des Volksliedes; fehlt sie, so wird das beste Lied kein Volkslied. Der Rhythmus ist allen Naturvölkern angeboren; er wirkt z. B. bei Schiffern und Dreschern wie ein Naturprinzip. Aber auch die Lust, in Tönen seine Stimmung laut hinaus zu singen, ist allen schlichten, natürlichen, gesunden Menschen angeboren. Der Hauptreiz liegt dabei in dem gemeinsamen Vortrage. Im Chorgesange reizt und schiebt einer den andern. Es liegt eine merkwürdige Kraft im Zusammenstimmen. Der Einzelne fühlt sich einsam, unlustig, leistungsunfähig. Da stimmt einer ein Lied an, und der Bann ist gebrochen, Trübsinn und Mutlosigkeit verscheucht; einen nach dem andern zieht es hinein in die Gesangeswellen, und alle plätschern lustig drin wie in einem behaglichen Tonbade. Und trägt ein Vorsänger ein neues Lied vor, — wie das früher oft von den Bänkelsängern, die den Tanzenden aufspielten, geschah, — so beteiligt sich die Menge wenigstens durch das Singen eines Refrains. „Ihn schuf wie eine Naturnotwendigkeit das Gefangensein aller Sinne in einem mächtigen Gefühle.“ Zur Einübung und Verbreitung neuer Lieder gehört seitens der Menge achtsames Hören, Nachahmen, zuerst in leisem Summen, Einstimmen, zunächst durch den bekräftigenden Kehrreim, und endlich häufige Wiederholung. Ein echtes Volkslied wird das Volk zu singen nie müde. Es gleicht darin den Kindern, die unermüdlich mit immer gleicher Lust dasselbe aufsagen. Ertönt ein echtes Volkslied, so zündet's; jung und alt singt's; in Häusern und auf Gassen klingt's, und tiefe Wurzeln ins Leben treibt's. Das ist die unverwüstliche Lebenskraft des echt Volkstümlichen, und dafür hat das Volk einen sichern Instinkt. Es fühlt sofort, was seinem innersten Kern entsprungen und seinem Leben und Lieben innerlich verwandt ist. Solche Volkslieder gebe die Schule ihren Zöglingen mit auf den Lebenspfad. Sie werden auf den Landstraßen und in den Häusern zu Werbern für den deutschen Einheitsgedanken, für deutsche Sitte und Art werden.

**6. Geschichte des Volksliedes.** Die Freude an der Poesie und die poetische Schöpferkraft gehören zu dem angebornen Erbteil der Menschheit. Setzen die Dinge und Ereignisse der Außenwelt die Gefühle und Leidenschaften in Schwingung, so fließen sie über in Jubel- oder Klageliedern.

Uralt und allgemein finden sich bei allen Völkern Arbeitslieder, arm an Gehalt und gleichartig in der Form. Sie wurden von den Schiffern beim Rudern, von den Mädchen am Brunnen, von den Frauen an der Handmühle, von den Schnittern bei der Feldarbeit monoton gesungen. Noch heute leisten die Neger in der Improvisation von Liedern und Weisen bei der Arbeit und beim Tanze Bedeutendes.

Später traten Kriegsgesänge von frischer, kräftiger Färbung auf. Der Franzose Raffenel giebt uns Proben solcher Schlachtgesänge von dem Negerstamm der Bambaras. Einer lautet: „Kalt ist das Grab

den Vätern, welche feige Söhne haben. Die Kühnheit des Sohnes dringet wie süße Wärme in die Gruft des Ahnen und erquickt sein kaltes Gebein."

Zu den Kriegsgesängen gehört Lamechs Rede 1. Mos. 4, 23—24, Israels Lobgesang nach dem Durchgange durchs Rote Meer 2. Mos. 15 und Deboras Triumphlied Richter 5.

Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe erklingen die Liebeslieder. Sie setzen ein durch Scham und Zucht, Sitte und Sittlichkeit geregeltes Verhältnis zwischen den Geschlechtern und eine Wertschätzung des Weibes voraus.

Religiöse Lieder zum Preise der Gottheit finden sich erst da, wo ein geordneter Kultus und ein besonderer Priesterstand vorhanden ist. Die Ehrfurcht vor der unsichtbaren Gottheit und der Mangel an sinnlichen Anschauungen ließ die religiöse Poesie im Kindheitsalter der Menschheit nur schüchterne Versuche wagen. Die schönste Blüte religiöser Poesie sind die Psalmen in der Bibel.

„Volkspoesie im engern Sinne ist nur das, was im Gedächtnis der arbeitenden oder im Kampfe ums Dasein begriffenen Menschen Platz hat" (Böckel). Das sind entweder kurze Erzählungen (Balladen) oder Gefühlsausbrüche (Lieder). Alle Volkslieder, welche eine Seelenstimmung malen, in denen ein starkes Gefühl wie ein Blitz durch dunkle Wolken leuchtet, pflegen besonders kurz zu sein.

Böckel findet einen Beweis für die Echtheit eines Volksliedes in der Widerstandskraft gegen eindringendes Neue. Letzteres singt sich ab, das echte Volkslied bleibt, kommt immer wieder hervor und erwirbt immer neue Verbreitungsgebiete. Erst wo eine eindringende Überkultur Volkssitte und Volksglauben zerstört, da verliert sich das Volkslied, weil seine Wurzeln verdorrt sind. Ohne naive Volksseele, ohne eine Volksmasse, die in entsagender Bescheidenheit und aufopfernder Hingebung arbeitet und nur zeitweilig vom Drange nach bescheidener Geselligkeit zusammengeführt wird, ist weder ein Volkslied zu schaffen noch zu erhalten. Aber „das Volkslied ist unsterblich wie die Pflanzenwelt, denn sein Träger, das Volk, ist eine Naturmacht" (Böckel). Es kann sich zurückziehen, zeitweise verstummen, unter dem Modekram des Tages verschüttet werden, immer aber wird es siegreich wieder hervorbrechen, so lange der oben genannte Mutterboden noch vorhanden, der Kern des Volkes nicht verfault ist.

Vor andern Völkern sind die Deutschen schon in alten Zeiten ein sanglustiges und liederreiches Volk gewesen. Schon Tacitus berichtet von ihren Liedern zu Ehren Armins. Die Stoffe der Lieder gehören durchweg den Mythen und Heldensagen an. Uralt sind die Lieder von Hildebrand, Siegfried, Dietrich von Bern u. a., aus denen durch Verschmelzung, Erweiterung und Umbildung unsere großen Volksepen entstanden. Leider ist die von Karl dem Großen veranstaltete Sammlung alter Volkslieder verloren gegangen.

Die Kirche hatte wenig Freude an den alten Volksliedern mit ihrem heidnischen Inhalte und bekämpfte sie durch Wort und That. Im

9. Jahrhundert wurde durch kirchliche Vorschriften, ja durch Reichstagsbeschluß dem Volke das Singen von Buhlliedern auf den Gassen, den Nonnen das Abschreiben derselben und den Sachsen das Singen der alten Grabgesänge untersagt. Das Volksleben in seiner natürlichen Entfaltung und das Volkslied als poetischer Pulsschlag desselben wurde von den Geistlichen als das größte Hindernis für das tiefere Eindringen des Christentums beargwöhnt. Aber weder Verbote noch Verfolgungen schlugen durch. Geradezu bewundernswürdig ist die Standhaftigkeit und Lebenszähigkeit des Volksliedes in diesem Vernichtungskriege und nur erklärlich aus der innigen Übereinstimmung mit dem Volksgemüte. Ein Aufgeben der Volkslieder schien Selbstvernichtung der Volksseele und der Volkseigenart.

Als Verbote und Strafen das Volkslied nicht auszurotten vermochten, da versuchten es die Geistlichen mit religiösen Dichtungen und geistlichen Umdichtungen der „Buhllieder und Gassenhauer". Der Mönch Otfried von Weißenburg dichtete um 868 seine „Evangelienharmonie" in der ausgesprochenen Absicht, damit die Volkspoesie zu bekämpfen. Mehr als alle Verbote und geistlichen Dichtungen dämmte der Minnesang das Volkslied zurück. Als derselbe verstummte oder in das trockene Gereimsel des Meistersanges ausartete, da erwachte jugendfrisch wie eine unsterbliche Wunderblume im Volksgemüte und Volksleben das Volkslied. Der Zusammenhang desselben mit den Minneliedern sowie der Einfluß der letzteren auf seine Gestaltung ist unverkennbar. Nicht wenige der letzten Minnesänger sowie auch einige Meistersänger hatten in ihren Liedern einen Volkston angeschlagen, so z. B. Hans Rosenblüt in seinem Weinsegen:

Nun gesegn' dich Gott, du lieber Eidgesell;
Mit rechter Lieb und Treu ich nach dir stell,
Bis daß wir wieder zusammen kommen;
Dein Name der heißt Kützelgaumen.
Du bist meiner Zunge eine süße Naschung
Und bist meiner Kehle eine reine Waschung;
Du bist meinem Herzen ein edles Zufließen,
Und bist meinen Gliedern ein heilsam Begießen,
Und schmeckst mir baß denn alle Brunnen,
Die aus dem Felsen je sind gerunnen,
Denn ich die Enten nicht leiden mag.
Behüt dich Gott vor St. Urbanus Plag (dem Podagra)
Und beschirm dich auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stiege hinab muß tauchen,
Daß ich auf meinen Füßen bleib
Und fröhlich heimgeh zu meinem Weib
Und alles das wisse, was sie mich frag.
Nun behüt mich Gott vor Niederlag!

Unser Volkslied entstand im 14., wuchs im 15. und erreichte seinen Höhepunkt im 16. Jahrhundert. Im Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen und der kirchlichen Reformation, wo alle Verhältnisse sich umgestalteten, an allen Fesseln gerüttelt wurde und alle Geister sich in

Freiheitsdrang und Thatenlust regten, da brach auch der neuerwachte Lebensdrang des Volkes in zahllosen Liedern hervor. Alle Orte und alle Stände wetteiferten in der Hervorbringung von Volksliedern. Sie waren das tiefe Atemholen des neu erwachten Volksgeistes und zugleich Waffen im Kampfe der Geister. Fliegende Blätter und wandernde Gesellen trugen sie überall hin.

Das Elend des dreißigjährigen Krieges verstopfte auch die Quellen der Gesangeslust. Armut und Not, Roheit und Verkommenheit gestatten keine Erhebung im Liede, kein Jungbaden in den Wellen des Gesanges. Das Leben siechte kümmerlich dahin und damit auch das Lied. Die historischen Lieder aus dieser Zeit sind trockene, platte, chronikenartige Berichte ohne Leben und Feuer. Noch mehr wurde das deutsche Volkslied zurückgedrängt, als französische Sprache, Mode und Sitte an den deutschen Höfen zur Herrschaft kam und deutsches Volkstum überwucherte. Erst mit Friedrichs des Großen Regierung und Thaten kam ein neuer Lebensodem und Thatendrang in das deutsche Volk. Mit dem Leben regte sich auch wieder das Lied. Man besann sich wieder auf sein Volkstum und seinen Volksbesitz. Aber doch war es noch möglich, daß der Berliner Apostel der platten Aufklärung, Buchhändler Nicolay, das Volkslied in zwei Almanachen förmlich verspottete.

Erst als der Engländer Percy die altenglischen Balladen aus dem Staube der Vergessenheit hervorgrub und alle Welt dadurch entzückte, da erwachte auch in Deutschland der Eifer des Suchens und Grabens nach solchen verschütteten Schätzen und fand reiche Ausbeute. Bürger entlehnte die besten Züge seiner „Lenore“ dem Volksliede. Herder mit dem feinen Sinne für Schönes und Volkstümliches gab in seinem Buche von „deutscher Art und Kunst“ und in den „Stimmen der Völker“ unserem Volke herrliche Perlen echter Volkspoesie. Goethe lauschte mit feinem Verständnis dem Volksliede seine Art ab und wandte sie mit Glück in seinen schönsten Liedern an. Achim von Arnim und Brentano sammelten die schönsten Volkslieder, manchmal freilich eigenmächtig verändert, in des „Knaben Wunderhorn“. Eine treffliche Sammlung echter Volksliedtexte schenkte uns Uhland; andere von Soltau, Liliencron u. a. folgten. Ein heiliger Wetteifer in Bergung unserer kostbaren Schätze im Volksliede erwachte und wirkt noch heute. Volkstümlich zu dichten, das wurde die Losung unter dem jüngeren Dichtergeschlechte. Und vielen gelang es, sonderlich aber Hoffmann von Fallersleben, den kecken und doch innigen Ton des Volksliedes zu treffen. Die Wertschätzung und Verwertung unseres Volksliedes gehört zu den gesündesten und erfreulichsten Kulturbestrebungen unserer Zeit. So lange unser Volk seine nationalen Besitztümer schätzt, erhält und mehrt, so lange steht es gut mit ihm.

# Das evangelische Kirchenlied.

Litteratur: Evangelisches Gesangbuch für die Provinz Sachsen (Magdeburg, K. Friese). — Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges. 7. Bd. (Stuttgart, 3. Aufl.) — Cunz, Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom 16. Jahrh. bis auf unsere Zeit. 2. Bd. (Leipzig.) — Knipfer, Das kirchliche Volkslied in seiner geschichtlichen Entwicklung. (Bielefeld, Velhagen und Klasing). (Das treffliche Buch ist bei der nachstehenden Arbeit besonders dankbar benutzt worden.) — Dr. Wangemann, Kurze Geschichte des evangel. Kirchenliedes sowie der Kirche in ihrem Liede. (Treptow, Bockramm.) — Leitritz, Beiträge zu einer fruchtbaren Behandlung des deutsch-evangelischen Kirchenliedes. (Berlin, Ed. Beck.) — Greiner, Unser Schulliederschatz. (Stuttgart, Belser.) — Dr. Haase, Evangelische Liederkunde. (Langensalza, Greßler.) — Hölscher, Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. (Münster.) — Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther. (Hannover.) — Schletterer, Geschichte der geistlichen Dichtung und kirchlichen Tonkunst in ihrem Zusammenhange mit der politischen und sozialen Entwicklung insbesondere des deutschen Volkes. (Hannover.) — Engeln, Die gebräuchlichsten evangelischen Kirchenlieder für einfache Schulverhältnisse erläutert. (Gera, Theod. Hofmann.) — Frz. Knauth, Praktisches Hilfsbuch für den Gebrauch der 80 (Regulativ-) Kirchenlieder (Halle a. S., Schrödel u. Simon.) Derselbe, Präparationen zur Behandlung evangelischer Kirchenlieder aus neuerer und neuester Zeit. (Braunschweig, Harald Bruhn.) — Sörgel, Fünfzig evangel. Kirchenlieder mit Erläuterungen. (Essen, Bädeker.) — Vilmar, Litteraturgeschichte. — W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur.

---

## I. Übersicht nach verschiedenen Gesichtspunkten.*)

**1. Ursprung des Kirchenliedes.** Was Herz und Leben bewegt, das klingt im Liede. Echte Lyrik trägt darum immer die Blutfarbe des Lebens, entspringt, folgt und entspricht dem Wellenschlage und Wogenzuge des Kulturlebens und läßt den Gedankeninhalt, die Gefühlswärme und

*) Methodische Bemerkung. Da der Religionsunterricht während des ganzen Schullebens auf den geistigen und memorialen Erwerb von Kirchenliedern bedacht gewesen ist und die Schüler in den Besitz eines reichen Schatzes derselben gesetzt hat, so erübrigt an dieser Stelle im litteraturkundlichen Unterrichte nur eine organische Einfügung des Kirchenliedes in die gesamte Lyrik, eine Klarlegung des Entwicklungsganges, eine Zusammenfassung nach bestimmten Gesichtspunkten und die Darlegung des methodischen Ganges der Behandlung in praktischen Beispielen.

die Willensenergie jedes Zeitabschnittes deutlich erkennen. Ohne völlige innere Aneignung eines Gedankenkreises und Durchdringung der Volksseele mit demselben, giebt es kein wahres Lied, denn nur das Leben schafft das Lied.

Die Blütezeit des ritterlichen und höfischen Lebens schuf das Minnelied. Es ist der poetische Ausdruck des deutschen Natursinnes, des ritterlichen Standeslebens und der christlichen Begeisterung in ihrer harmonischen Verschmelzung. Die Begriffe deutsch und christlich einten sich in der deutschen Volksseele. Der ritterliche Geist minnte nicht bloß edle Frauen, sondern beugte auch die Kniee vor der Gottesmutter; er wollte nicht bloß das heilige Land erobern, sondern auch den Himmel stürmen.

Aber es waren nur die oberen Zehntausend, die dies Leben lebten und diese Lieder dichteten und sangen. Die große Masse des Volkes schwieg, hörte dem Singen und Klingen an den Höfen von fern zu und sang in stiller Weltferne seine alten Volksgesänge oder ahmte schüchtern Ton und Weise der Minnelieder nach. Wenn auch das Christentum äußerlich längst zur Herrschaft gekommen war, so gab es innerlich doch noch genug heidnische Reste, denn das Geistes- und Kulturleben geht seinen gemessenen Gang. Und nichts ist schwerer als die Umbildung eines Volkskerns, die Einführung eines neuen Lebensprinzips, das alle Verhältnisse durchdringt und auch das poetische Vermögen verklärt. Selbst wenn Bollwerk um Bollwerk im langsamen inneren Eroberungskriege genommen ist, fehlt noch viel, daß der neue Ideengehalt bei der großen Masse zur schöpferischen Lebensmacht wird. Erst gehen einzelne begnadete Naturen voran, und langsam folgen dann nach und nach immer breitere Schichten des Volkes. Ein herrliches Zeugnis davon, wie das Christentum in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einer äußern Eroberungsmacht eine innere Lebensmacht wurde, haben wir in dem sächsischen Heliand.

Mit dem Verfall des Rittertums, dem Erlöschen der religiösen Begeisterung in den Kreuzzügen und der immer schärfer werdenden Scheidung zwischen Klerus und Laien ging das Sinken des Minnesangs und das Aufblühen des weltlichen Volksliedes Hand in Hand. Nach dem treibenden Saftzufluß richten sich ja die Blüten am Baume des Volkstums.

Im Volksleben wie im Meer steigt die eine Welle, wenn die andere sinkt. Jede Kraft und jede Schicht im Volke drängt einmal an die Oberfläche und will sich ausleben, jede Geistesrichtung will einmal die Führerschaft übernehmen. Als der ritterliche Geist sank, da erstarkte der Volksgeist und entwickelte sich kräftig das Bürgertum. Als das Minnelied verklang, da schwoll stärker und stärker an das weltliche Volkslied als urkräftiger und treuer Ausdruck der Volksseele und des Volkslebens.

Es war nicht mehr heidnisch wie die alten Volksgesänge, aber auch

nicht spezifisch christlich; die Beziehung des Menschen zu Gott trat zurück hinter die zur Natur und zu den Volksgenossen. Nur vereinzelte Töne der Gottesminne klangen heraus aus dem Volksschoße hinein in das hundertstimmige Konzert des Volksliedes. Woher kam das?

Das Christentum war für die große Masse des Volkes nicht die alles beherrschende Lebensmacht, der alle Verhältnisse durchdringende Sauerteig, die Kirche nicht volle Lebensgemeinschaft aller, sondern mehr Priester- als Volkssache, der Gottesdienst in lateinischer Sprache etwas Fremdes, Aufgedrungenes, bei dem eine freudige, selbstthätige Einstimmung schwer möglich war. Klerus und Laien waren zwei scharf geschiedene Stände, deren Interessen sich oft feindlich kreuzten. Die Priester waren die Vertreter der Kirche und der christlichen Kulturmission gegenüber den weltlichen, natürlichen, oft halb heidnischen Volksbestrebungen. Sie vertraten die Beziehung des Volks zu Gott, sollten für geistige Speisung des Volkes sorgen und gleichsam das Volksgewissen sein. Zu den Pflichten der priesterlichen Vormundschaft gehörte die Versorgung des sanglustigen Volkes mit Liedern. Aber sie waren lateinisch wie die Sprache des Gottesdienstes und wurden nur von den Priestern oder besonderen Chören, nicht vom Volke gesungen. Die Beteiligung des Volkes bestand in dem kurzen Zurufe: Kyrie eleison! Später legten Geistliche von christlicher Einsicht und nationaler Gesinnung den lateinischen Hymnen deutsche Worte unter oder dichteten geistliche Lieder in deutscher Zunge. Sie wollten damit den oft sinnlosen Entstellungen der lateinischen Gesänge wehren, die halb heidnischen Volksgesänge verdrängen und der Sangeslust des Volkes entgegen kommen. Der Mönch Otfried von Weißenburg sagt ausdrücklich: „thaz wir Kriste sungun in unsara zungun“. Das Volk nannte diese kurzen deutschen Lieder, die auch im Gottesdienste nach und nach Zulassung fanden, Kirleisen oder Leisen (von Kyrie eleison).

Nicht gering ist der Reichtum der alten Kirche an lateinischen Hymnen und deutschen Leisen. Erstere sind oft von wunderbarer Kraft und Tiefe und erklangen entweder in der Weise eines Ambrosius († 397 als Bischof von Mailand) oder eines Gregor († 604 als Papst in Rom). Allgemein bekannt und noch im kirchlichen Gebrauch sind das „Te Deum landamus“, das „Dies irae, dies illa“, das „Stabat mater dolorosa“ u. a. Unter den Leisen sind viele liebliche geistliche Volkslieder, die entweder unverändert oder in Umdichtungen noch jetzt zum Liederschatze der Kirche gehören, z. B. „Gelobet seist du, Jesu Christ —“, „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute; wär' uns dies Kindlein nicht geborn, so wärn wir allzumal verlorn“, — „Es ist ein Ros (Reis) entsprungen aus einer Wurzel zart,“ — „Weine, Herze, weinet, Augen, weinet Blutes Thränen rot —, auch traure Laub und grünes Gras, laßt euch zu Herzen gehen das (die Passion)“ — „Christ ist erstanden“, — „Christ fuhr gen Himmel,“ — „Nun bitten wir den heiligen Geist,“ — „Schönster Herr Jesu.“ — In einem schlesischen Osterliede heißt es:

„In Freuden groß laßt ihr euch heute hören; laßt klingen hellen, süßen Klang, ihr Laien in Kirchen, ihr Pfaffen in den Chören.“ —

Viele Leisen sind Nachklänge der heiligen Minnelieder, z. B. der Kreuzlieder. Andere entstanden auf den Bußfahrten der Geißler zur Zeit des schwarzen Todes 1349. Nicht wenige stammen von den deutschen Mystikern, die nicht im toten Kirchentum oder scholastischen Formeln, sondern in der Herzensgemeinschaft mit Gott und in der Heiligung des Lebens den Kern des Christentums suchten. Vergl. Taulers Lied S. 171 „Es kommt ein Schiff geladen“. — Die böhmischen Brüder schufen sich schon zeitig ein Gesangbuch in der Landessprache. „Nun laßt uns den Leib begraben —“ haben wir von ihnen überkommen.

Eine sonderbare Sprachmengerei erzeugte das Bestreben der deutschen Volksseele, sich aus der lateinischen Hülle zu schälen. Die bekannteste Probe dieser Mischpoesie ist das Lied: „In dulci jubilo nu singet und seid fro! All unsere Wonne liegt in praesipio. Sie leuchtet vor die Sonne matris in gremio; qui es a et o, qui es a et o!“

Besonders auch durch geistliche Umdichtung weltlicher Volkslieder suchten wohlmeinende Geistliche wie der Mönch Joh. v. Salzburg und Heinrich von Laufenburg zu Straßburg im 15. Jahrhundert die Sanglust des Volkes auf das geistliche Gebiet zu lenken. Manches geriet, so das innige Heimwehlied: „Ich wollt', daß ich daheime wär' und aller Welt nicht diente mehr. Daheim ist Leben ohne Tod und ganze Freude ohne Not“; vieles mißriet und wurde läppisch, ja lächerlich. Aber eine Fülle heiliger Gesänge umrauschten in Fest-, Jesus-, Marien-, Wallfahrts- und Bußliedern besonders die Glieder der heiligen Familie und das Kreuz Jesu.

Obgleich also die alte Kirche nicht arm an Gesängen war und unter viel Schutt und Geröll doch auch viele köstliche, unvergängliche Liederperlen hatte, so fehlten ihr doch zum wahren kirchlichen Volksliede zwei Lebensbedingungen: 1. Eine lebendige Volkskirche, in der jeder Einzelne sein Heil in der innigen Lebensgemeinschaft mit Christus fand, der scharfe Gegensatz von Klerus und Laientum aber schwand; 2. die bedingungslose Aufnahme des deutschen geistlichen Volksliedes in den Kultus. Mehr als Duldung, als beschränkte Zulassung des geistlichen Volksliedes in den Gottesdienst erreichte das Drängen des Volkes nicht. Höher als die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes stand dem Klerus die Einheit der Kirche, welche äußerlich durch die Alleinherrschaft der lateinischen Sprache im Kultus ihren Ausdruck fand. Daß aber deutsche Lieder neben den lateinischen im Gottesdienste gesungen wurden, bezeugt Melanchthon in Art. 24 der Apologie, wo er die Einführung des deutschen Kirchengesanges rechtfertigen will. Er sagt: „Der Brauch ist allezeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen wurden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen: darum ist's so neu nicht.“

Aber nicht nur als Eindringling geduldet sein wollte das deutsche Lied, sondern volles Bürgerrecht verlangte es im Gottesdienste. Auf Einheit des kirchlichen mit dem Volksleben und auf volle Selbstbeteiligung der Laien am Gottesdienste zielte das Streben ab.

„Je näher die Zeit des großen kirchlichen Risses rückte, desto geschäftiger arbeiteten die subjektiven Mächte des Lebens an der Eisfläche des Kirchentums." (Knipfer.) In der Reformation riß endlich der trennende Damm zwischen Klerus und Laien, zwischen Priester- und Volksinteresse. Die „Freiheit eines Christenmenschen" und das „allgemeine Priestertum der Gläubigen" ward verkündigt. Die Kirche wurde Volkssache, das Christentum persönliche Angelegenheit und das Verhältnis zu Gott die höchste Beziehung jedes Einzelnen, der deutsche Volksgesang neben der deutschen Predigt ein wesentliches Stück des öffentlichen Gottesdienstes.

Mit der Gewinnung eines höheren Lebensinhaltes und der Verschmelzung des kirchlichen mit dem Volksleben in einer Volkskirche stimmte sich das weltliche und geistliche Volkslied um in das evangelische Kirchenlied. Es ist die schönste Blüte des Verschmelzungsprozesses zwischen deutschem Volkstum und volkstümlichem Kirchentum. Folgendes sind die Elemente, die es schufen und nährten: 1. Das deutsche Volkstum erstarkte, und sein Lebensdrang steigerte sich mächtig; 2. Luther machte durch seine Übersetzung der Bibel das göttliche Volksbuch der Weltpädagogik zum deutschen Nationaleigentum und gab damit dem religiösen Leben den höchsten Inhalt und den kräftigsten Ausdruck; 3. die klerikale Kirche verwandelte sich in eine Volksgemeinde, die kirchliche Pflicht in eine Herzens- und Gewissenssache des Einzelnen, die priesterliche Vermittlung in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott und in eine persönliche Verantwortlichkeit.

Die evangelischen Kirchenlieder, die aus diesem neugewonnenen Verhältnis zu Gott entsprangen und erklangen, haben die Ursprünglichkeit, Kraft und Schlichtheit der weltlichen Volkslieder, die Innigkeit der besten Minnelieder und den reinen, starken Metallklang der Bibelsprache. War das weltliche Volkslied ein Überquellen des natürlichen Lebens in Natur und Volksgemeinschaft, so ist das Kirchenlied ein Überquellen des Lebens in Gott. Und was brachte dies Leben zum Überquellen? Der Unwille über Hemmungen und Einschränkungen, die Erkenntnis eines neuen Lebensprinzips, der Fund neuer Geistes- und Herzensnahrung, die Freude über das neugewonnene Verhältnis zu Gott und der Kirche!

**2. Inhalt der Kirchenlieder.** Das evangelische Kirchenlied ist das schönste Glaubensbekenntnis und sprechendste Lebenszeugnis der evangelischen Kirche. Aus ihm erklingen: die Angst der Seele unter der Last der Sünde und die Sehnsucht nach dem Retter, ihr einsames Ringen in toten Werken und der Fund der freien Gnade im Glauben, der Kampf mit Sünde, Tod und Teufel und der Sieg über alle Seelenfeinde, die Erfahrungen des eigenen Herzens über die Macht der Sünde wie der

rechtfertigenden Gnade und der felsenfeste, freudige Glaube an die Heilsthatsachen der Erlösung, der Jammer über den Unfrieden des Herzens in der Trennung von Gott und der Jubel über das Glück der Lebens- und Liebesvereinigung mit Jesu, zu dem die Seele selig spricht: „Du bist mein, ich bin dein, niemand soll uns scheiden".

Die Stoffe, welche den Anstoß zu den Liedern gaben und ihre Grundlage bilden, waren: Psalmen, kirchliche Lehrstücke, biblische Geschichten und Sprüche, lateinische Hymnen und Sequenzen, altkirchliche Leisen und eigene Herzenserfahrungen. Was der Seele des Dichters Trost und Kraft, Licht und Nahrung gegeben, das klang im Liede aus und warb immer aufs neue um Seelen für das Evangelium. Die meisten Lieder waren ein Wort Gottes, getaucht in ein Christenherz und gefärbt durch dessen lebendige Erfahrungen, wie Maria die Worte des Engels in ihrem Herzen bewahrte und bewegte und dann das Magnifikat Luk. 1, 46—55 sang: „Meine Seele erhebt den Herrn —".

Die Lieder umspannten das Jahr der Kirche (Advents-, Weihnachts-, Neujahrs-, Epiphanias-, Passions-, Oster-, Himmelfahrts-, Pfingst- und Trinitatis-Lieder), die Gnadenmittel der Kirche (Gottesdienst, Gotteswort, Gebet, Sakramente), die Heilsordnung der Kirche (Buße, Glauben und Rechtfertigung, Heiligung, Jesusliebe), das Leben in der Kirche oder Familien- und Berufsleben im Lichte der Ewigkeit (Morgen-, Mittags- und Abendlieder, Berufslieder, Kreuz- und Trostlieder, Sterbelieder).

Ließ das weltliche Volkslied das kreatürliche Leben in allen Strömungen und Strebungen poetisch ausklingen, so rückte das Kirchenlied das innere und äußere Leben in das göttliche Licht des Evangeliums und stellte es unter den heiligenden Einfluß der Gnade.

**3. Verfasser der Kirchenlieder.** Der Mann, in dem sich Kampf und Sieg, Suchen und Finden einer heilshungrigen Menschenseele verkörperte; der Mann, „in dem alle Mächte der Zeit lebendig waren und in dem alle Linien früherer Bewegungen zusammenliefen"; der Mann, welcher der Sehnsucht seiner Zeitgenossen einen kräftigen Willen und eine laute Stimme lieh; der Mann, welcher der ganzen Zeit den Stempel seines Geistes aufdrückte: Dr. Martin Luther, er war auch der Vater des evangelischen Kirchenliedes. Er wies dem deutschen Volke den freien Zugang zu Gottes Vaterherzen; er gab ihm Gottes Wort in volkstümlicher Sprache in die Hand, und er löste ihm auch die Zunge zu heiligem Volksgesange in Haus und Kirche. Luthers Lieder vertreten alle Gebiete des kirchlichen Lebens und enthalten den heilsgeschichtlichen Lehrinhalt der Reformationskirche ziemlich erschöpfend, aber das christliche Leben des Einzelnen mit seinen Bedürfnissen, seiner Ebbe und Flut streifen sie kaum. Der Ausbau dieses Gebietes war dem 17. Jahrhundert vorbehalten. Die Lieder der ersten Periode, deren geist- und sprachgewaltiger

Repräsentant eben Luther ist, sind „Bekenntnislieder des kirchlichen Glaubens.“ Sie sind dem kirchlichen Gemeingefühl entsprungen und bilden das starke, freudige Bekenntnis der kirchlichen Gesamtheit. Darum singen und sagen sie: „Wir glauben all an einen Gott —, Ein' feste Burg ist unser Gott —, Vom Himmel hoch da komm' ich her und bring' euch neue, gute Mär —“ ꝛc. Und selbst da, wo ein Lied einmal in der Einzahl redet, wie: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir —“, da steht nicht das Einzelglied der Kirche, sondern das kirchliche Gesamt-Ich vor Gott, „der Israel erlösen wird von seinen Sünden allen“.

Ein Sündenleid hat alle umfangen; eine Gnade hat alle gerechtfertigt; ein neues Band umschlingt alle und verbindet sie mit ihrem Haupt und Heiland. Aus diesem Gefühl der kirchlichen Gemeinschaft und der gemeinsamen Lebensinteressen heraus singt das Kirchenlied der ersten Periode: Wir waren all verloren; wir glauben all; wir haben Gnade gefunden!

Sechsunddreißig Lieder schuf Luther selbst. Zu andern regte er seine Freunde, Mitarbeiter und Anhänger, wie Justus Jonas, Paul Eber, Paul Speratus, Nikolaus Decius, Nik. Hermann u. a. an. Das erste Gesangbüchlein, das in der Weise der fliegenden Blätter 1524 erschien, enthielt nur 8 Lieder, davon vier von Luther. Jede der rasch folgenden Auflagen mehrte aber den Schatz.

Nach Psalmen dichtete Luther 7 Lieder, z. B.: „Aus tiefer Not“ (Ps. 130), „Ein feste Burg“ (Ps. 46), nach Katechismus- oder Bibelstellen 8, z. B.: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“, nach lateinischen Hymnen 12, z. B.: „Wir glauben all an einen Gott —“, nach altdeutschen Leisen 4, z. B.: „Nun bitten wir den heiligen Geist —“, aus freiem Herzensdrange 5, z. B.: „Nun freut euch, lieben Christen g'mein“. Zu geistlichen Umdichtungen weltlicher Volkslieder konnte er sich nicht entschließen, weil er eine Schädigung des Geistlichen durch Vermengung mit dem Weltlichen und durch Anklänge an die „Buhllieder“ fürchtete. Durch geistliche, liebliche Lieder wollte er dem sanglustigen, aufgeregten Geschlechte des 16. Jahrhunderts die Buhllieder und Gassenhauer ersetzen und sie ganz beiseite drängen.

Aber etliche Volksmelodien von weltlichen Liedern nahm er herüber, komponierte auch selbst mehrere kräftige Weisen. Er war ja der Musik kundig und hielt sie hoch in Ehren. (Vergl. Fraw Musica III, 12!)

Der zweite Safttrieb des evangelischen Kirchenliedes fällt in die traurige Zeit des dreißigjährigen Krieges. Wie der große Krieg das Reich auflöste, so zerspaltete er auch den einheitlichen Kern der Volkskraft und löste die Volkseinheit in eine Vielheit Einzelner auf. Das spiegelte sich auch im Kirchenliede ab. Wenn auch das Fundament des kirchlichen Glaubens unverletzt war, so trat doch das Einzelleben mit seinen Bedürfnissen mehr in den Vordergrund. Die Herzensstellung des Dichters kam mehr zur Geltung; das Gemeindebewußtsein trat hinter das indivi-

duelle Recht des Herzens zurück; auf dem Boden des objektiven kirchlichen Bekenntnisses entfaltete sich das subjektive christliche Leben. Die kirchliche Liederdichtung dieser Periode in ihrer mannigfachen Verzweigung gab Zeugnis von der Gotteskraft des Glaubens in den verschiedenen Lagen des Lebens. Mit Recht nennt Knipfer die Lieder dieser Periode Zeugnislieder des christlichen Lebens. Ihr Hauptvertreter ist Paul Gerhardt. Seine 131 Lieder behandeln die Fest- und Tageszeiten, Natur und Vaterland, Familien- und Berufsleben, Sündenleid und Gnadenhilfe, Zeit und Ewigkeit. Am zahlreichsten sind die Kreuz- und Trost-, Lob- und Danklieder. Alle sind voll biblischer Anklänge. Sehr viele haben Bibelstellen, Psalmen, Lehrstücke, ältere Kirchenlieder 2c. als Grundlage. Fast die Hälfte sind freie Schöpfungen. Auf seinen Ton stimmten die Harfe Mich. Schirmer, Tobias Clausnitzer, Christian Keimann, Joh. Franck, Gg. Albinus, Gg. Neumark, Kurfürstin Luise Henriette u. a. In verwandter Weise sangen Joh. Heermann, Martin Rinkart, Paul Fleming, Simon Dach, Joh. Rist u. a.

Mehr und mehr erstarrte die Kirche der Reformation in äußeren Formeln und Dogmen, und ihre Glieder entzweiten sich durch theologische Streitigkeiten. Da sehnten sich die tieferen Gemüter hinweg aus diesem Wortglauben und Dogmengezänke in den Frieden einer Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott. Manche (wie der schlesische Dichter Joh Scheffler) verließen die Kirche der Reformation und suchten das Heil in der alten Kirche Roms. Andere blieben zwar der Kirche treu, aber sie suchten die toten Formen mit lebendigem Geiste zu erfüllen. Im Gegensatz zu dem toten Glauben betonten sie die Heiligung des Herzens und Lebens durch eine lebendige Gottesgemeinschaft, so Spener und Aug. Herm. Francke, deren kirchliche Richtung Pietismus genannt wurde. Noch weiter ging Graf Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde, der in einem innigen Liebesbunde mit Jesu, in einem gesteigerten Herzens- und Gefühlsleben die reinste Blüte des Christentums fand. Die Dichter dieser Richtung, die allen Nachdruck auf ein Herzenschristentum legten, kultivierten — oft in überschwenglicher Weise — das Jesuslied des gottinnigen Gefühlschristentums. Am erwähnenswertesten sind der Konvertit Angelus (Ich will dich lieben, meine Stärke —), Franckes Schwiegersohn Freylinghausen (Wer ist wohl wie du, Jesu, süße Ruh —), der Graf Zinzendorf (Jesu, geh voran —) und der reformierte Bandwirker Gerhard Tersteegen (Ich bete an die Macht der Liebe —).

Der Herrschaft des Gefühlschristentums folgte die des Verstandeschristentums, denn in der geschichtlichen Entwickelung pflegen sich die Gegensätze, schroff oder in unmerklichen Übergängen, abzulösen. Dem Pietismus folgte der Rationalismus, die Zeit der nüchternen Aufklärung, die das Fundament der Kirche lockerte und das gesamte Volksleben umgestaltete.

Als dichterischer Impuls brachte es der Rationalismus, der keine höhere Instanz als die menschliche Vernunft anerkannte, nur zu dürftigen, wässerigen „Leseliedern einer glaubenslosen Moral", die bald wie taube Blüten von dem Baume der kirchlichen Lyrik abfielen. Aber entsetzlich hauste er unter den alten kirchlichen Kernliedern, die er schamlos in die Gußform der rationalistischen Geschmacklosigkeit goß. Weder vor dem geistigen Eigentum der Dichter noch vor dem Erbe der Väter hatte er Achtung, weder für die Tiefe des Inhalts noch für die eigenartige Kraft der Sprache hatte er Verständnis. Dem Götzen „Aufklärung" oder „Zeitgemäßheit" wurde alles, auch Pietät und Ästhetik, geopfert. Aus jener Zeit stammen unsere verwässerten, verhunzten Gesangbücher, die leider heute noch vielfach „Israel verwirren".

Aber in dieser dürren, trostlosen Zeit gab es noch redliche Christen, die ihren kirchlichen Glauben bewahrten und Gott gläubige Lieder sangen. Freilich machten sie durch leichten Sprachfluß und möglichste Vernunftgemäßheit der Zeitmode weitgehende Zugeständnisse. Diese Richtung schuf das Betrachtungslied des denkgläubigen Christentums. Ihr Vertreter ist Christ. Fürchtegott Gellert. („Auf Gott und nicht auf meinen Rat —", „Wie groß ist des Allmächtigen Güte —" ꝛc.)

Wohin es führt, wenn ein Volk seines Gottes und der Kirche, seiner Sprache und Lieder, seiner Geschichte und Sitte vergißt, das erlebte das deutsche Volk an der Wende dieses Jahrhunderts. Es ward unter die Füße des Korsen Napoleon getreten. In Trübsal und Not besann es sich auf seinen Gott und seine Vergangenheit. Ernst Moritz Arndt, Max v. Schenkendorf u. a. schärften ihm das Gewissen. Die Romantiker zeigten ihm die bislang gering geachteten geistigen Schätze der Väter. In den Befreiungskriegen wurde mit dem Joch des Eroberers auch der Bann des Unglaubens und der Fremdländerei abgeschüttelt. Deutsche Art und Sprache, deutsche Sitte und Sittlichkeit ward fortan die Losung. Das deutsche Gemüt fand seinen Gott wieder und sprach auch zu ihm in tief empfundenen geistlichen Liedern. Als Vertreter „dieser Stimmungslieder des neuerwachten Glaubenslebens" müssen Albert Knapp und Philipp Spitta angesehen werden. Ein zahlreicher Kreis frommer Dichter stimmt in ihre Weisen ein. Wenn auch ihre Lieder keine Kirchenlieder sind, so bekunden sie doch, daß der Wald unserer Kirche noch grünt.

Vergleichen wir die Verfasser weltlicher mit denen kirchlicher Volkslieder nach der Zahl, so dürfte sich kaum ein großer Unterschied herausstellen. Aber jene sind namenlos, diese meist bekannt. War dort eigentlich das Volk der Dichter, so gilt das auch von den ältesten Kirchenliedern, denn die Dichter waren nur der Mund der Gesamtheit, der aussprach, was alle bewegte. Waren die Dichter der weltlichen Volkslieder meist schlichte Kinder des Volkes, so hatten die Verfasser der Kirchenlieder in der Mehrzahl eine theologische oder sonstige hohe Bildung. Nach dem „Gesangbuchführer" von Gläveke in Rostock stammen in dem Mecklen-

burg-Schwerinschen Gesangbuche von 1764 404 Lieder von 137 Theologen, 20 von Fürsten, 67 von 28 Juristen, 35 von 14 Lehrern, 13 von 3 Medizinern, 2 von 2 Offizieren, 7 von 5 Kaufleuten und Handwerkern, 17 von 6 Musikern, 21 von 9 Frauen.

4. **Aufbau und Sprache der Kirchenlieder.** Der Aufbau der rechten Kirchenlieder ist einfach und gleicht dem des weltlichen Volksliedes. Ein Gotteswort, das dem Dichter durchs Herz ging, gab meist den Anstoß und bildete, oft mit verwandten Stoffen, die biblische Grundlage, ein Zeitgedanke die dichterische Absicht und die Ausstrahlung desselben die Gliederung in Strophen. Der metrische Aufbau war stets volksmäßig wie beim weltlichen Volksliede, selbst wenn das Lied wie „Valet will ich dir geben —", „Meinen Jesum lass' ich nicht —", „Befiehl du deine Wege —" ein Akrostichon bildete. Dichter, die sich bei ihren weltlichen Dichtungen in krausen, bunten und verzwickten Formen und allerlei Spielereien gefielen, vergaßen oder verschmähten dieselben, wenn sie als Mund der Gemeinde vor Gott traten; schlecht und recht sangen sie, wie der Volksmund es forderte.

Daß das Kirchenlied als geistliches Volkslied anzusehen ist, erhellt aus folgendem: a) Es spricht nur innerlich Erfahrenes, von der Volksgemeinde Erlebtes aus. b) Rasch und unmittelbar entspringt es der geweihten Stimmung des Augenblicks, wenn der Blitz von oben im Herzen gezündet hat. c) Gang, Strophenbau, Sprache und Weise entlehnt es dem weltlichen Volksliede, z. B.: „O Welt, ich muß dich lassen" von „Innsbruck, ich muß dich lassen —". d) Farbige Schilderungen, bunte Wortmalerei, figürliche Ausdrücke, breite Lehrhaftigkeit sind dem echten Kirchenliede fremd. e) Wie das weltliche Volkslied an Königen und Helden, Kämpfen und Siegen seine Freude hatte, so das geistliche an dem Himmelskönige, den Glaubenshelden, den Seelenkämpfen und Glaubenssiegen. Liebesglück, Abschiedsweh und Heimatssehnsucht des weltlichen Volksliedes hob es in eine geistige Höhe und ließ es ausklingen als Seligkeit in Gott, als Weltüberdruß und Himmelssehnsucht. Das Kirchenlied beweist, wie das Christentum nicht eine Vernichtung der natürlichen Volksgaben, sondern eine Heiligung und Erhebung derselben ist.

Wesentlich verschieden ist Art und Sprache der Kirchenlieder in den einzelnen Entwicklungsperioden.

Das Luthersche Bekenntnislied hat einfache, aber große poetische Motive, einen würdigen, königlichen Gang, eine männliche, ja oft rauhe und spröde Sprache und die objektive Haltung eines Dolmetschers der gläubigen Volksgemeinde, der erzählend, lehrend und bekennend ausspricht, was alle Seelen bewegt. Der Volksredner Luther ist im Liede zum Künstler geworden. Seine Phantasie und schöpferische Sprachkraft weiß die Dinge des Heils dramatisch und dialogisch, personfiziert und gegenständlich, sprichwörtlich und fragend, in klarer, ja derber Rede und in kräftiger, natürlicher Bildlichkeit darzustellen. Wie seine Persönlichkeit, so ist sein Lied: innerlich bewegt, ja aufbrausend, kühn, ja rücksichtslos,

klar und ohne Umschweife alles beim rechten Namen nennend, demütig vor Gott, aber mutig gegen Menschen. „Das Frische und Zutreffende, das Schlagende und Angemessene, das Deutliche, d. h. das Deutsche und Körnige, das ist schließlich das Entscheidende im kirchlichen wie im weltlichen Volksliede" (Knipfer). Nie hat jemand gewaltiger und ergreifender mit Wort und Wesen zu Verstand, Herz und Phantasie seines Volkes geredet als Luther in seinen Liedern zum deutschen Volke. Seine Lieder wurden die fliegenden Apostel seiner Lehre.

Ganz anders klingen und wirken Paul Gerhardts Zeugnislieder. Sie sind der Tiefe seines innigen, reinen Seelenlebens entquollen, atmen Frieden und erbauen die Seelen. „Die friedliche Einstimmung mit Gott scheint alle Worte und Gedanken in ein sanftes Klingen aufzulösen, das uns umgiebt wie milde Abendluft" (Scherer). Luthers Lieder entsprangen dem Gemeindegefühl, und namens der Kirchengemeinde spricht er, Gerhardts der persönlichen Herzenserfahrung, und für jeden Einzelnen singt er. Jener bekennt, dieser erbaut. Luthers Glaube gipfelt in der Rechtfertigung, Gerhardts durchleuchtet alle Lebensverhältnisse. Durch Luthers Lieder schreitet ein hoher Ernst, eine erhabene Gesinnung, ja blitzt zuweilen ein heiliger Zorn; durch Gerhardts wehet inniger Glaube, sanfte Heiterkeit und fromme Milde. Luther spricht und schreibt im Lapidarstil, in körniger Kürze, Gerhardt in liebevoller Ausführlichkeit, mit einer Neigung zu behaglicher, aber immer fesselnder Breite; jener oft mit herber Sprödigkeit, dieser weich und harmonisch. Luthers Geist gleicht dem Sturm, Erdbeben und Feuer (1. Kön. 19), Gerhardts dem stillen, sanften Sausen. Luther kämpft, Gerhardt duldet. Luther faßt die Seelen scharf an und schlägt auch Wunden; Gerhardt bereitet Balsam und heilt sie. Des ersteren Lieder atmen den neuerwachten feurigen und kriegerischen Geist des 16., des letzteren die Ergebung in die Leiden und Drangsale des 17. Jahrhunderts.

Die Jesuslieder der Pietisten und Herrenhuter zeigen bei aller Innigkeit und Jesusliebe und bei allem Ernst des Heiligungsstrebens viel Überschwenglichkeiten und Spielereien mit Worten und Gedanken. Süße Beiwörter, gesuchte Kosenamen, Verkleinerungssilben, eingeschaltete Empfindungswörter und Redewendungen im Tone des Hohenliedes sind besonders beliebt.

Die Betrachtungslieder eines Gellert sind leichtflüssig, sprachgewandt, faßlich und vernünftig, aber sie moralisieren und reflektieren zu viel und entbehren der kraftvollen Gegenständlichkeit und Originalität der alten Kirchenlieder. Die Stimmungslieder unserer Zeit sind innig und gedankenreich. Ihre fließende, schöne Sprache schmeichelt sich ins Ohr, und ihr Inhalt sucht eine Versöhnung der heutigen Bildung mit dem Geiste des Christentums. Aber sie sind nicht aus einem starken, einheitlichen Gemeindebewußtsein, sondern aus frommen Stimmungen Einzelner erwachsen und lassen die schlichte Einfalt, die plastische Gegenständlichkeit und kernige Bibelsprache des alten Kirchenliedes vermissen.

Wie mit dem weltlichen Volksliede die Weise, so war mit dem Kirchenliede die Melodie, der Choral, untrennbar verbunden. „Die Noten machen den Text erst lebendig.“ (Luther.) Erst im Gemeindegesange gelangt das Kirchenlied zu seiner ganzen Bedeutung und vollen Wirkung. Wort und Weise im Verein dringen wie ein himmlischer Strahl der Heiligung hinein in die Seelen und wie ein tiefer Atemzug der gläubigen Volksseele heraus und hinauf zu dem Vater im Himmel.

Der rechte Choral ist einfach und kraftvoll, schlicht und tief, die einfachste Tonsprache von gewaltigster Wirkung. Die Geschichte des Chorals ist wie die Geschichte des Kirchenliedes eine Siegesgeschichte ohne gleichen. Die Choräle sind teilweise alte Volksweisen, teilweise im Geiste derselben komponiert.

**5. Gebrauch und Wirkung der Kirchenlieder.** Das Kirchenlied ist die poetische und musikalische Sprache der kirchlichen Gemeinschaft, ein Einigungsmittel zwischen ihren Gliedern und ein festes Band in der kirchlichen Organisation. Aber nicht nur in der Kirche erklingt's, stimmt die Herzen, erhebt die Seelen und eint die Glieder, auch der Einzelne singt's in seiner Abgeschiedenheit und singt so unsichtbar die Gemeinde herbei und sich in das Gemeindegefühl hinein, „als knieten viele ungesehn und beteten mit ihm“. Auch der häuslichen Andacht und Erbauung leistet das Kirchenlied unschätzbare Dienste. Mehr als die Bibel ist das Gesangbuch häusliches Erbauungsbuch. Für alle Lagen des Lebens und für alle Stimmungen des Gemüts giebt es den treffendsten Ausdruck, hat Lehre und Mahnung, Rat und Trost immer bei der Hand.

Wie Märlein klingt's, was von Gebrauch und Wirkung des Kirchenliedes in der Reformationszeit erzählt wird. Kaum dem Herzen des Dichters entquollen, ward das neue Lied auf ein Flugblatt gedruckt und den Winden preisgegeben. Wer Hände hatte, griff zu; wer eine Stimme hatte, sang es, und bald erklang es frisch und frei in Volksweise überall, als ob die Engel Botendienste gethan oder das Lied Flügel gehabt hätte. Um einen Vorsänger — und war's ein Bettler oder Wandergesell, ein Bote oder Marktgänger — scharten sich Volksmassen, hörten zu, summten mit, fielen ein und sangen's, immer und immer wieder, bis sie's inne hatten. Singend zogen sie heim, und immer weitere Wellen schlug die Sangesfreude, und immer mehr Sänger wurden in ihren Kreis gezogen. Von der Gasse drang das Lied in Häuser und Kirchen und gewann einzelne Herzen, ja ganze Gemeinden und Städte mit einem Schlage für das Evangelium. Jung und alt, hoch und niedrig hörte es mit heilsbegierigem Sinne, sang es in freudiger Zustimmung mit und bewahrte es in Herz und Gedächtnis als Himmelsbrot für die Erdenwanderung und als keimkräftige Heilsaussaat für andere. Daß die Heilsbotschaft im Volkstone erklang, das Heilsverlangen einen so ursprünglichen volkstümlichen Ausdruck fand, das Sehnen des Herzens und die Freude am Gesange gleichzeitig befriedigt wurde, die Gemeinde wieder unverkümmert in das uralte Recht der selbstthätigen Beteiligung am Gottesdienste trat:

das erklärt den Beifall und die Begeisterung des Volkes und die Wirkung des Liedes. Es ist zu verstehen, wenn ein Gegner der Reformation meinte, Luther habe mehr Seelen in die Hölle gesungen als gepredigt. „Niemals ist in gleicher Weise Wahres, Wirksames, Überwältigendes und Ursprüngliches als Gemeindeeigentum geschaffen worden“ (Vilmar).

Und köstliches Gemeindeeigentum, ein Hort edlen Volkstums, eine heiligende Macht des Lebens ist bis heute das Kirchenlied geblieben! Das Gesangbuch mit seinem Liederschatze gehört zu dem geistigen Einschlage des Volkslebens.

Ein Gesangbuch kauft sich auch der Ärmste. Auswanderer nahmen Bibel und Gesangbuch als ihren nötigsten Hausrat mit. Auf die weißen Blätter vorn oder hinten wurde die Hauschronik geschrieben und damit jedes Familienereignis in das Licht des göttlichen Wortes gerückt. Mit dem Morgensegen und einem Morgenliede begann die Arbeit des Tages, mit dem Abendsegen und einem Abendliede schloß sie. Glockenspiele riefen beim Stundenwechsel einen Choral in die Ohren und das damit untrennbar verbundene Lied in die Herzen der Hörer. Choralblasen von den Türmen weckte Stadt oder Dorf am Festmorgen. Mit Trompetenschall weckte ein: Wie schön leuchtet der Morgenstern — ein glückliches, geehrtes Geburtstagskind. Mit dem Gesange eines Liedes zeichnete der Nachtwächter Festnächte aus („Nun laßt uns gehn und treten —“, „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden —“, „Nun bitten wir den heiligen Geist —“, „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich —“) und meldete Geburts- und Todesfälle an („Nun lob, mein Seel, den Herrn —“, „Was Gott thut, das ist wohlgethan —“). Kein Kindtaufs- und kein Hochzeitsschmaus schloß ohne den Gesang von: „Nun danket alle Gott“. Zu jedem Beicht- und Abendmahlsgange rüstete man sich aus Bibel und Gesangbuch. Die Toten trug man unter dem Gesange von: „Jesus, meine Zuversicht —“, oder: „Nun laßt uns den Leib begraben —“ zur Gruft. Die Mutter sang abends im Kreise ihrer Kinder, die Familie am Weihnachtsbaume ein Lied. Ja der Bettler vor der Thür mußte sich sein Stücklein Brot ersingen oder doch erbeten. Gesunde und Kranke, Junge und Alte stärkten sich aus diesem geistlichen Erquickbrunnen. Liederklang durchtönte, verschönte und versöhnte das Alltagsleben mit seiner Plage.

Leider hat der Rationalismus und die Neuerungssucht unserer Zeit viele dieser schönen Sitten hier und da fortgeschwemmt. Wo sie aber noch sind, da halte man sie mit ganzer Kraft, denn sie sind Anker unseres Volkstums und unseres Glückes.

**6. Einige historische Züge** über die Dichter, die Entwickelung, Art und mächtige Wirkung einzelner Kirchenlieder.

Nach der Magdeburger Chronik hat 1524 ein alter Tuchmacher auf dem Markte „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir —“ und „Es woll' uns Gott gnädig sein —“ gesungen und dadurch allsobald einen großen Haufen Volks herbeigezogen. Als man ihn hierauf ins Gefängnis warf, haben ihn bei 200 Bürger auf dem Rathaus frei gebeten. Unter den Klängen

von: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir —" wurde Luther zu Wittenberg ins Grab gesenkt, und alles Volk zerfloß in Thränen. Mit: „Ein feste Burg ist unser Gott —" gingen die Hugenotten mutig in den Tod, die Salzburger Emigranten in die Verbannung, Gustav Adolf in die Schlacht bei Breitenfeld. An diesem Kampf- und Siegesliede stärkte sich Fürst Wolfgang von Anhalt bei der über ihn verhängten Reichsacht, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in schweren Stunden, Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Kunersdorf.

Das Lutherlied: „Nun freut euch, lieben Christen gmein —" hat Hunderte von Christen für die Reformation gewonnen und erklingt seit mehr als 100 Jahren unter den bekehrten Hindus auf Malabar. Mit dem Lutherliede nach Ps. 12: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein und laß dich des erbarmen —" vertrieben die Braunschweiger einen päpstlichen Prediger, der die lutherischen Ketzereien widerlegen wollte, von der Kanzel. „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort —" sangen die Kinder in Magdeburg bei dem Einbruch von Tillys Scharen, und erbittert durch den Gesang, metzelten die Kroaten die jungen Sänger nieder. Das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her —" von Paul Speratus († 1551 in Marienwerder als preuß. Bischof) hat die Reformation in viele Herzen und Häuser gesungen und Luthern Freudenthränen entlockt, als er's zum erstenmal von einem Bettler vor der Thür singen hörte. Ihm ging wohl durch den Sinn die Schlußstrophe seines Liedes „Von den zween Märtyrern Christi zu Brüssel", welche die „Sophisten" von Löwen 1522 verbrannten:

Man laß sie lügen immerhin,
Sie haben's keinen Frommen.
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Das Lied: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott —", von Paul Eber († 1569 als Generalsuperintendent in Wittenberg) hat viele in Sterbensnot getröstet oder auf dem letzten Gange begleitet. Auch in der kathol. Kirche ist es Begräbnislied.

Das altkirchliche Gloria in excelsis Deo, das bei keinem Hochamt der kathol. Kirche fehlt, machte Nik. Decius († 1541 als Pfarrer in Stettin) in „Allein Gott in der Höh' sei Ehr —" zu unserem unentbehrlichen Festliede. Unter den Klängen dieses Chorals, den ein auf dem Turm befindliches Glockenspiel spielte, stürzte 1842 bei dem großen Brande in Hamburg der St. Petriturm zusammen.

Das schöne Weihnachtslied „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich —" von Nik. Herman († 1561 als Kantor zu Joachimsthal in Böhmen) hilft Jahr für Jahr die Weihnachtsfreude vermehren und erklingt aus Kindermund unter dem Weihnachtsbaume.

Mit dem Liede (nach Ps. 18 und 73): „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr —" von Martin Schalling († 1608 als Pfarrer in Nürnberg) beschloß der fromme Spener jeden Sonntag seine Abendandacht, weshalb man's auch sein Requiem nannte.

Das tägliche Gebet des viel umgetriebenen Nikol. Selneccer († 1572 als theologischer Professor in Leipzig) „Laß mich dein sein und bleiben —" bildete bis heute oft den Schluß des Gottesdienstes.

Das volkstümliche Reiselied des „deutschen Assaph" Ludwig Helmbold († 1598 als Superintendent in Mühlhausen) „Von Gott will ich nicht lassen —" begleitete den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen als Tröster auf allen Reisen und Kriegszügen und war auch das Leiblied anderer Fürsten. Der fromme Volksschriftsteller Gotthilf Heinrich Schubert hielt es als erquickenden Reisesegen voll Herzens- und Lebenserfahrung besonders in Ehren.

Die beiden Lieder von Philipp Nicolai († 1608 als Oberpfarrer in Hamburg nach einem Leben voll Unruhe) „Wie schön leuchtet der Morgenstern —" und „Wachet auf! ruft uns die Stimme —" mit ihren wunderherrlichen Melodien haben eine reiche Segensgeschichte. Beide sind Akrosticha auf des Dichters Schüler Wilhelm Ernst, Graf und Herr zu Waldeck. Ersteres, ein „Brautlied der Seele", wurde bei allen Trauungen gesungen, und ohne den „Morgenstern" hätte die heilige Handlung der rechten Weihe ermangelt. Letzteres, ein geistiges Wächterlied, ist ein letzter Nachklang der Wächterlieder des Mittelalters, welche die Liebenden trennten, und hat das Gleichnis von den 10 Jungfrauen als biblische Grundlage. Es ist in vier Sprachen übersetzt, von Alb. Knapp das Ebenbild des Straßburger Münsters genannt und von Em. Geibel in dem Türmerliede nachgeahmt worden.

„Valet will ich dir geben —" von Valerius Herberger († 1562 als Pfarrer zu Fraustadt in Posen) wurde während der Pest auf des Dichters Vornamen gedichtet und hat in Not und Tod vielen Christen Trost ins Herz gegossen.

Mit der 2. Strophe des Gebetsliedes: „O Gott, du frommer Gott —" von Johann Heermann (Pfarrer zu Köben bei Glogau, † 1647 zu Lissa nach einem Leben voll Leiden) gingen die Soldaten des großen Friedrich dem überlegenen österreichischen Heere bei Leuthen entgegen und schlugen es. „Welche Kraft hat die Religion!" rief der große König aus.

Das deutsche Te Deum „Nun danket alle Gott —" dichtete Martin Rinkart († 1649 als Geistlicher in Eilenburg) gegen Ende des dreißigjährigen Krieges nach Sir. 50, 24—26. Es ist ein Lied von unvergleichlicher „sieghafter Popularität". Überall, bei jeder Dankfeier wird es wie auf Verabredung, ohne Gesangbuch, frisch und freudig angestimmt. Es bildete den erhebenden Nachtchoral von Leuthen und den kirchlich geweihten Wiederhall unserer Siege von 1870/71 in Frankreich.

Von ähnlicher Kraft und Wirkung in Wort und Weise ist das frische, jubeltönige Psalmlied in Daktylen „Lobe den Herren, den mächtigen König

der Ehren —" von Joachim Neander († 1680 als Pfarrer in Bremen). Friedrich Wilhelm III. hatte seine besondere Freude an dem Liede.

Das Lieblingslied König Friedrich Wilhelms III. war „In allen meinen Thaten —" von Paul Fleming († 1640, 31 Jahr alt, als Arzt in Hamburg). Er dichtete das Lied als Reisesegen in prophetischer Voraussicht der unsäglichen Gefahren, die seiner auf einer Gesandtschaftsreise nach Moskau und Persien warteten. Das Lied hat als Traulied viele Paare in den Ehestand geleitet.

Das alte Kanzellied „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend —" dichtete der fromme, tapfere Herzog Wilhelm II. von Sachsen-Weimar († 1662 zu Weimar). Von alten Zeiten bis heute pflegt es den Gottesdienst zu eröffnen.

Einen ähnlichen kirchlichen Gebrauch fand immer das schöne Lied „Ach bleib mit deiner Gnade —" von Josua Stegmann († 1632 als Professor der Theologie in Rinteln).

Die Sehnsucht frommer Seelen nach dem himmlischen Jerusalem sang Matthäus Mayfart († 1642 als Pfarrer in Erfurt) in dem ergreifenden Liede „Jerusalem, du hochgebaute Stadt —".

Das Lieblings- und Schwanenlied Gustav Adolfs „Verzage nicht, o Häuflein klein" — dichtete Mich. Altenburg († 1640 als Pfarrer in Erfurt).

Von den Liedern Simon Dachs († 1659 als Professor der Dichtkunst in Königsberg) hat „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen —" vielen den Lebensabend und das Todesthal erhellt.

Ebenso hat der Morgensegen seines Freundes Heinrich Albert († 1651 als Domorganist in Königsberg) vielen Christen den Tag erhellt und geweiht.

Von den Liedern des gefeierten „nordischen Apoll" Joh. Rist († 1667 als Pfarrer in Wedel bei Altona) hat „Auf, auf, ihr Reichsgenossen —" vielen Herzen einen rechten Advent, „Werde munter, mein Gemüte —" ein selige Nachtruhe, „O Ewigkeit, du Donnerwort —" eine heilsame Erschütterung ins Herz gesungen.

Eine besondere Segensgeschichte haben die Lieder Paul Gerhardts (geb. 1607 zu Gräfenhainichen bei Wittenberg, erzogen in Grimma, Hauslehrer in Berlin, Geistlicher in Mittenwalde, Berlin und Lübben). Eine rechte Adventszeit ist nicht zu denken ohne sein „Wie soll ich dich empfangen —". Das Thor des neuen Jahres öffnet überall sein „Nun laßt uns gehn und treten —". Der Mittelpunkt der Passionsfeier und der Trost an Sterbebetten ist sein, dem Passionssalve des heiligen Bernhard nachgedichtetes Lied „O Haupt voll Blut und Wunden —". „Aus Sebast. Bachs großer Matthäuspassion dringt es erschütternd auch in solche Herzen, die es längst nicht mehr mit der Gemeinde zu singen gewohnt sind."

Die Ostersonne geht uns auf mit dem Jubelliede „Auf, auf, mein

Herz, mit Freuden —". Die Pfingstfreude klingt uns entgegen in „Zeuch ein zu deinen Thoren —". Ein hundertfältig bewährter „Antimelancholikus" ist „Warum sollt ich mich denn grämen?" — und das köstlichste aller Trostlieder, die kostbarste Perle aller Kreuzlieder ist „Befiehl du deine Wege" —. Nicht zu zählen sind die Herzen, die dies Lied erquickt, nicht zu messen ist der Segen, den es ausgegossen hat. Die Psalmworte 37, 5 bilden akrostichisch die Strophenanfänge. Eine liebliche Legende, die Schmidt von Lübeck in dem Gedichte „Zu Brandenburg einst waltet —" poetisch gefaßt hat, läßt Paul Gerhardt das Lied 1666 unter einem Apfelbaume des Gartens dichten, als er, von Berlin vertrieben, mit Weib und Kind amt- und brotlos unterwegs in einer Herberge geweilt und die Thränen seines Weibes gesehen habe. Es habe die bekümmerte Gattin erhoben, und die ersehnte Hilfe sei auch schon in Gestalt zweier Boten des Herzogs Christian von Merseburg vor der Thür gewesen. Allein das Lied erschien schon 1659 gedruckt; die Gattin war bereits tot, und besondere Verfolgungen und Nöte hatte der Dichter nach seiner Amtsniederlegung nicht zu erleiden.

Das Lied „Ich singe dir mit Herz und Mund —" klang als heilige Jugenderinnerung so laut in dem Kunsthistoriker Winckelmann, der in Rom zur katholischen Kirche übergetreten war, daß er sich deshalb ein Gesangbuch aus Deutschland kommen ließ.

P. Gerhardts treuherziges Morgenlied „Wach auf, mein Herz, und singe —" und sein gemütvolles Abendlied „Nun ruhen alle Wälder —" sind von alters bis heute bei der häuslichen Andacht der liebste und lieblichste Morgen- und Abendgruß gewesen.

Sein sonniges und inniges Naturgefühl klingt aus dem jugendfrischen Sommerliede „Geh aus, mein Herz, und suche Freud —", sein deutscher Familiensinn aus dem Ehstandsliede „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ —", seine warme Vaterlandsliebe aus dem Friedensliede am Ende des dreißigjährigen Krieges: „Gottlob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort, daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und ihr Mord".

Das Lied „O heiliger Geist, kehr bei uns ein —", ohne dessen Klänge kein Pfingstfest vergeht, dichtete Gerhardts Freund Mich. Schirmer († 1673 in Berlin als Konrektor am Grauen Kloster). Mit dem herzlichen, allbekannten und allbeliebten kleinen Kanzelliede „Liebster Jesu, wir sind hier —" beschenkte Tobias Clausnitzer die Kirche. (Er war eine Zeit lang schwedischer Feldprediger und starb 1684 als kurpfälzischer Kirchenrat in Weiden.)

Das vielgebrauchte schöne Lied „Meinen Jesum lass' ich nicht —" verfaßte der gelehrte Zittauer Rektor Christian Keimann († 1662) in pietätvoller Erinnerung an den frommen sächsischen Kurfürsten Johann Georg I., der mit den Worten starb: Meinen Jesum lass' ich nicht! Diese fünf Worte bilden die Anfänge der fünf ersten Strophen. Die Anfangsbuchstaben der fünf ersten Zeilen in Str. 6 erinnern an den Namen,

Zeile 6 an das Losungswort des heimgegangenen Fürsten. Es ergiebt sich der Satz: „Johann Georg Churfürst zu Sachsen spricht: Meinen Jesum lass' ich nicht!"

Das seelenvolle, hochpoetische Abendmahlslied „Schmücke dich, o liebe Seele —" von Joh. Franck († 1677 zu Guben als Bürgermeister und Landesältester der Niederlausitz) hieß in Meiningen das „Fürstenlied", weil es Herzog Bernhard mit besonderer Lust bei jedem Abendmahle sang.

Eins der gesegnetsten Sterbelieder, das viele Herzen todesfreudig gestimmt hat, ist „Alle Menschen müssen sterben —" von Gg. Albinus († 1679 als Pfarrer in Naumburg). Spener erbaute sich allsonntäglich nach dem Mittagstische daran.

Das gesegnetste aller Sterbe- und zugleich Osterlieder ist „Jesus, meine Zuversicht —" von Luise Henriette, der Gemahlin des großen Kurfürsten (Urenkelin Colignys, Tochter des holländischen Statthalters von Oranien; † als Kurfürstin von Brandenburg 1667 in Berlin). Das Lied lebt in allen evangelischen Herzen und hat Millionen zu Grabe geleitet. In Oranienburg trägt die Glocke „Zuversicht" den Anfang des Liedes als Inschrift.

Ein Kreuz- und Trostlied von volkstümlicher Fassung und sieghafter Kraft ist „Wer nur den lieben Gott läßt walten —" von dem Thüringer Georg Neumark († 1681 in Weimar als Bibliothekar, nachdem ihn das Geschick lange in ganz Deutschland umher geworfen hatte). Ein ganzer Arabeskenkranz von Sagen umschlingt das Lied und beweist, wie tiefe Wurzeln es in der Liebe des Volkes geschlagen hatte. In trostlosester Armut sollte der Dichter 1653 in Hamburg seine geliebte Viola di Gamba versetzt, der schwedische Resident ihm aber endlich nach dem trefflichen Gelingen einer Arbeit eine Stelle als Sekretär gegeben und damit seine Not geendet haben. Nachdem Neumark seine Gambe eingelöst, habe er dankbaren Herzens das Lied gedichtet und dazu die Melodie in A moll auf der Gambe unter Vergießung vieler Thränen gespielt. Friedrich Wilhelm I. von Preußen befahl, dies Lied bei seinem Begräbnis zu singen.

Ein Lieblingslied des vielgeprüften Friedrich Wilhelm III. war das verwandte „Was Gott thut, das ist wohlgethan —" von Samuel Rodigast († 1708 als Rektor des Grauen Klosters in Berlin).

Beliebt und viel gebraucht ist das christliche Kampflied „Mir nach! spricht Christus, unser Held —" von Joh. Scheffler, nach seinem Übertritte zur katholischen Kirche Angelus Silesius genannt. (Erst Leibarzt des Herzogs von Öls und kaiserl. Hofmedikus; † 1677 als geistlicher Rat des Fürstbischofs zu Breslau.)

Pietisten und Herrenhuter fühlten sich sehr von den Schefflerschen Liedern („Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht —", „Ich will dich lieben, meine Stärke —") wegen der darin glühenden Jesusliebe und wegen ihrer gefälligen Form angezogen und gefesselt, der Magistrat in Mühlhausen aber verbot ihre Aufnahme in das Gesangbuch.

Heiligen Todesernst und innige Jesusliebe atmet auch das Lied der Gräfin Ämilia Juliana von Schwarzburg-Rudolstadt († 1637) „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ — und das ihrer Schwägerin Ludämilia Elisabeth († 1672 in Rudolstadt): „Jesus, Jesus, nichts als Jesus —“.

Von dem Orden der Pegnitzschäfer mit ihren Spielereien in Worten und Gefühlen hat sich nur ein Lied in hoher Wertschätzung erhalten „Lasset uns mit Jesu ziehen —“ von Sigismund von Birken oder Betulius († 1681 als Privatgelehrter in Nürnberg).

Heilige Gottesnähe und tiefe, wahre Jesusliebe weht uns an aus den Liedern des mystischen Dichters Gerhard Tersteegen († 1769 in Mülheim a. d. Ruhr: „Gott ist gegenwärtig —“ und „Ich bete an die Macht der Liebe —“. Letzteres ist besonders auch durch seine schöne Melodie von dem Russen Bortnianski ein Lieblingslied vieler geworden.

Ein vielgesungenes Loblied bei Erntefesten, bei Rettungen aus Gefahr und Not 2c. „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut —“ dichtete Speners Freund Jak. Schütz († 1690 als Rechtsanwalt in Frankfurt a. M.).

Ernste, erschütternde Wirkung übte auf viele Seelen das Lied „Mache dich, mein Geist, bereit —“ nach Matth. 26, 31, von Burchard Freystein († 1718 als Hof- und Justizrat in Dresden).

Die Herrlichkeit des inwendigen Christenlebens schildern die Lieder „Es glänzet der Christen inwendiges Leben —“ und „Es kostet viel, ein Christ zu sein —“ von Chr. Friedr. Richter († 1711 als Arzt am Halleschen Waisenhause, für dessen Apotheke er die weltberühmten „Halleschen Arzneien“ erfand). Das erste Lied war Schleiermachers Lieblingslied.

Ein Amtsbruder Franckes an der Universität Halle und dem Waisenhause war Daniel Herrnschmidt († 1723). Sein feierlich-inniges Lied „Lobe den Herren, o meine Seele —“ nach der Melodie von Luise Reichardt war Gotth. Heinr. Schuberts liebstes Morgenlied auf Reisen. Einmal haben ihn die Worte: „Sein Aufsicht ist des Fremden Trutz; Witwen und Waisen hält er im Schutz —“ in bitterster Verlegenheit zu Bologna wunderbar getröstet und sich als Vorläufer herrlicher Durchhilfe bewährt.

Eins der schönsten Gebets-Morgenlieder ist „O Jesu, süßes Licht —“ von Joachim Lange († 1744 als Professor der Theologie in Halle).

In lebendigem Gebrauche steht auch noch das schwungvolle Preis- und Gebetslied: „Dir, dir, Jehovah, will ich singen —“ von dem Düsseldorfer Bußprediger Bartholomäus Crasselius († 1724) und das herrliche Heiligungslied „Eins ist not“ — von Joh. Heinr. Schröder († 1699 als Pfarrer zu Meseberg bei Wolmirstedt).

Von Heinr. von Bogatzki, dem Verfasser des „Güldnen Schatzkästleins“ († 1774 in Halle) wird das schöne Missionslied „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen —“ bis heute auf Missionsfesten gern gesungen.

Aus der großen Zahl von „Jesusliedern der brüderlichen Liebes-

gemeinschaft", die allzu häufig in zarten Gefühlen schwelgen und mit Worten spielen und tändeln, hat sich in besonderer Gunst erhalten das schöne Pilgerlied „Jesu, geh voran —" des Grafen Nik. Ludw. von Zinzendorf († 1760 zu Herrnhut).

Das „Schwanenlied der lutherischen Orthodoxie" sang Benjamin Schmolck († 1737 als Pfarrer in Schweidnitz). Er hat nach Paul Gerhardts Vorbild viele Lieder, oft „mit eilender Feder" gedichtet. Sie sind fließend, frisch, warm, kirchlich-gläubig, treiben aber eine wahre Verschwendung mit starken Bildern und blumenreichen Redewendungen. Noch immer erbauen sich viele Seelen an dem Adventsliede: „Hosianna, Davids Sohn kommt in Zion eingezogen —", an dem Passionsliede: „Seele, geh auf Golgatha —", an dem Kreuz- und Trostliede: „Je größer Kreuz, je näher Himmel —", an dem Abendliede: „Hirte deiner Schafe —" u. a.

Christian Fürchtegott Gellert († 1769 als Professor der Philosophie in Leipzig nach langen körperlichen Leiden, die er mit Engelsgeduld ertrug) wollte in seinen geistlichen Liedern Glauben und Vernunft, das ehrwürdige Erbteil der Väter und den Bildungserwerb der Neuzeit, versöhnen. „Seine geistlichen Lieder hatten gerade Bibelton genug, um die Frommen auch zu erbauen, und nicht zu viel, um die Vernunftmoralisten nicht zurück zu stoßen" (Gödeke). Sie sind sprachgewandt, fließen leicht dahin und atmen einen aufrichtigen kindlichen Glauben, eine warmherzige Liebe zu Gott und den Brüdern, ein demütiges Herz und eine praktische Frömmigkeit.

Von seinen vielen Liedern gehören folgende immer noch zu den Lieblingen des christlichen Volkes und finden einen Ehrenplatz in den meisten Gesangbüchern: Das Weihnachtslied „Dies ist der Tag, den Gott gemacht —", das Osterlied „Jesus lebt, mit ihm auch ich —", die Lob- und Danklieder „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht —", „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte —", das Morgenlied „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank —", das Abendlied „Herr, der du mir das Leben —", das Trost- und Traulied „Auf Gott und nicht auf meinen Rat —" u. a.

Gellert hat durch seine Lieder und sein Leben, die eine schöne Einheit bildeten, in der Zeit des allgemeinen Abfalls Tausende bei ihrem Gott erhalten oder sie wieder zu ihm zurückgeführt. Seine Lieder wurden in viele fremden Sprachen übersetzt und auch von andern Confessionen im Gottesdienste verwandt. Friedrich der Große lobte das Coulante in Gellerts Sprache, und der alte Zieten parierte des Königs Spott über die veralteten religiösen Gesänge mit den Worten: „Es hat Ew. Majestät Soldaten noch nie geschadet, wenn ich an der Spitze meiner Reiter mit dem lauten Gesang „Auf Gott und nicht auf meinen Rat —" in die Feinde einhieb".

Aus der Zeit der rationalistischen Liederverhunzung und Gesangbuchsverböserung ist kein Lied erwähnenswert. Mit dem Glauben schien auch der poetische Geschmack verloren.

Aus der Zeit des neuerwachten Glaubenslebens sind nicht wenige Perlen echter geistlicher Lyrik in den Liederschatz der Kirche übergegangen, so:

„Der Mond ist aufgegangen —“ von dem treuherzigen Wandsbecker Boten Matthias Claudius († 1815 in Hamburg), „Geht nun hin und grabt mein Grab —“ von Ernst Moritz Arndt († 1860 als Professor in Bonn), „Wenn ich ihn nur habe —“ von Frdr. v. Hardenberg († 1801 als Bergwerksassessor in Weißenfels), „Einer ist's, an dem wir hangen —“ von Albert Knapp († 1864 als Pfarrer in Stuttgart), „O selig Haus, wo man dich aufgenommen —“ von Phil. Spitta († 1859 als Superintendent zu Burgdorf in Hannover).

Schöne Missionslieder wurden gedichtet von Fr. Adolf Krummacher († 1854 als Pfarrer in Bremen) „Eine Herde und ein Hirt! —“, Rud. Stier († 1862 als Pfarrer in Eisleben) „Licht, das in die Welt gekommen —“, G. Fr. Ludw. Knak († 1878 als Pfarrer in Berlin) „Zieht in Frieden eure Pfade —“ und „Laßt mich gehn —“ u. a.

Auch in der katholischen Kirche, wo der deutsche Kirchengesang volles Bürgerrecht erlangte, hat die geistliche Lyrik viele liebliche Blüten getrieben, so die tiefsinnigen Lieder der Freiin Annette von Droste-Hülshoff, der Konvertitin Luise Hensel, des „Festkalenders“ v. Grf. Pocci und Görres u. a. Nicht klein ist die Zahl der Lieder, die sich in evangelischen und katholischen Gesangbüchern finden.

---

## II. Methodische Skizzen zur Behandlung der Kirchenlieder auf der letzten Unterrichtsstufe.

**Vorbemerkung.** Die Einzelbehandlung einer Anzahl von Kirchenliedern im Religionsunterrichte muß vorausgesetzt werden. Auf dieser letzten Stufe, und besonders im litteraturkundlichen Unterrichte, handelt sich's um Einfügung der Lieder in das kirchliche Lehrsystem, um Gruppierung um einen typischen Mittelpunkt und um Zusammenfassung unter einen Gesichtspunkt. Der Name Kirchenlied bekundet, daß der kirchliche Gesichtspunkt die Stellung und Verwertung des Kirchenliedes bestimmt. Die Lieder sind hiernach in vier Gruppen einzuordnen; sie behandeln A. das Jahr der Kirche, B. die Gnadenmittel der Kirche, C. die Heilsordnung der Kirche, D. das Leben in der Kirche.

Jede Gruppe muß womöglich vertreten sein durch Bekenntnis-, Zeugnis-, Jesus-, Betrachtungs- und Stimmungslieder, also durch Proben aus den fünf Hauptentwicklungsperioden. Die Texte werden nicht abgedruckt, die Lieder aber nach dem trefflichen „Evangelischen Gesangbuche der Provinz Sachsen“ bezeichnet.

Auf der Stufe der Vorbereitung (I) wird die Stellung jeder Gruppe zu dem Heilsplane Gottes, zu Bibel und Katechismus kurz gekennzeichnet. Die Darbietung (II) soll ein Lied als Typus für die Gruppe ausführlicher behandeln. Die Vertiefung (III) muß eine Erweiterung des Kreises, eine Verknüpfung und Zusammenfassung der verwandten Lieder sein, die gleichsam Ausstrahlungen des

Grundgedankens bilden. Die Verwertung (IV) hätte schließlich durch allerlei zusammenfassende und eindringende Aufgaben die Herrschaft über die gewonnenen Stoffe zu befestigen.

## A. Das Jahr der Kirche.

I. **Vorbereitung.** Das 3. Gebot. Das apostolische Glaubensbekenntnis. Wesen und Bedeutung des Kirchenjahrs. (Natürlicher Jahresring vom 1. Adventssonntag bis zum letzten Trinitatissonntag; idealer Lebensring Jesu; geistlicher Lebensring des Christen.) Gliederung nach den Festen und Sonntagen; deren Bedeutung. Festliche und festlose Zeit. Fest- und sonntägliche Perikopen. Die drei Festkreise mit ihrer Rüstezeit, ihrer Festthat und ihrem Nachklang. Weihnachts-, Oster- und Pfingst-Festkreis. Zusammenfassung im Trinitatisfeste zu Ehren des dreieinigen Gottes, der uns erlöst hat. Im Rückblick auf die drei großen göttlichen Festthaten singen wir das Gloria der Engel, poetisch krystallisiert in Nikolaus Decius' schönem Trinitatisliede: Allein Gott in der Höh' sei Ehr' — (Nr. 114 des Gesangbuches der Provinz Sachsen).

II. **Kurze typische Behandlung des Liedes.** 1. Hauptinhalt, biblische und historische Grundlage. Das Lied ist ein Preisgesang des dreieinigen Gottes, unseres Heilandes (Tit. 3, 4) und knüpft an den englischen Lobgesang Luk. 2, 14: „Ehre sei Gott in der Höhe —" und das apostolische Glaubensbekenntnis an. Str. 1 war ein uralter kirchlicher Lobgesang, dann stehender Meßgesang und wird noch heute bei jedem Hochamte in der katholischen Kirche angestimmt. Nik. Decius schuf daraus 1529 unser herrliches Lied.

2. Kurze Erläuterungen. Str. 1 Allein Gott — Ps. 115, 1: „Nicht uns, nicht uns —". Ehre — Röm. 11, 23: Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Worin besteht die Gnade? Daß uns jetzt und später kein Sündenschade mehr anrühren, dauernd anhaften kann. Früher hatte Gott Mißfallen an uns. Röm. 8, 7: Die Sünde ist eine Feindschaft wider Gott — Jes. 59, 2: Eure Untugenden scheiden euch —. Nun hat Gott ein Wohlgefallen an uns. Eph. 1, 6: „Er hat uns angenehm gemacht in dem Geliebten." Groß Fried ohn Unterlaß, d. h. dauernder, allseitiger Friede ohne Aufhören. Röm. 5, 1: „Nun wir denn gerecht worden —". All Fehd, d. h. aller Unfriede in uns und Streit mit den Nächsten hat ein Ende. Der Ausdruck ist vielleicht ein Anklang an Maximilians I. ewigen Landfrieden 1495, der allen Fehden des verwilderten Rittertums ein Ende machen sollte.

Str. 2. Die Ehre, welche Gott dem Vater für seine Macht- und Gnadenthaten gebührt, wird gelobt, gepriesen und angebetet. Für die Regierung ohne Wanken, d. h. ohne Wechsel und Schwanken in den Grundsätzen der Heilsbereitung, wird ihm als für die größte Wohlthat gedankt. Seine Macht ist unermessen, d. h. unermeßlich, nie auszumessen in ihrer Tiefe und Weite, sein Regentenwille vorbedacht

(göttliche Vorsehung, die den Ratschluß der Erlösung gefaßt, vorbereitet und ausgeführt hat). Fort = fortan, in stetem Fortgang geschieht dein Macht- und Gnadenwille. Ps. 33, 9: „So er spricht —". Wir können uns selig preisen, daß wir solch feinen, d. h. mächtigen, weisen und gütigen Herrn haben. Inhalt des 1. Artikels!

Str. 3. Sohn eingeborn — 2. Art.: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn —". Joh. 3, 16: „Also hat Gott —". Joh. 1, 14: „Das Wort ward Fleisch —". Versöhner der Verlornen, Stiller unseres Haders — Kol. 1, 20: „Er hat Friede gemacht —". Eph. 2, 14: „Christus ist unser Friede". Lamm Gottes — Joh. 1, 29: „Siehe, das ist Gottes Lamm —". Die Bitt' von unsrer Not, die uns unsere Sündennot auspreßt — Jes. 26, 16: „Herr, wenn Trübsal da ist —".

Str. 4. Allerheilsamster Tröster, der uns den Trost der Sündenvergebung schenkt, das Heil aneignet, den Sündenschaden heilt — Joh. 15, 26: „Wenn aber der Tröster kommen wird —". Die Jesus Christ erlöset — 2. Art.: Der mich verlornen — erlöset hat. Darauf wir uns verlassen — d. h. auf die Erhörung dessen, was wir gebeten haben. Es ist gleichsam das Amen des Liedes, „auf daß wir ja nicht zweifeln dran, was wir hiermit gebeten hab'n".

3. Gedankengang. Str. 1: Wir stimmen ein in den Lobgesang der Engel für die Gnadenthat der Erlösung. Str. 2: Wir preisen Gott den Vater, der in seiner Regentenweisheit unsere Erlösung vorbedacht und vorbereitet hat. Str. 3: Wir bitten Gott den Sohn, unseren Versöhner, uns aus Gnaden von allem Sündenelende zu erlösen. Str. 4: Wir bitten Gott den heiligen Geist, uns, die Erlösten Jesu, im Glauben und heiligen Leben zu erhalten, Not und Jammer abzuwenden.

### III. Erweiterung des Kreises durch verwandte Lieder.

1. **Der Weihnachtsfestkreis**: Die Gnadenthat Gottes des Vaters in der Sendung seines Sohnes. Advent als Vorbereitungs-, Neujahr und Epiphanias als Nachbereitungszeit.

Joh. Horn (Vorsteher der böhmischen Brüder, † 1547 in Jung-Bunzlau) mahnt in: Gottes Sohn ist kommen — (Nr. 3) zur rechten Adventsfeier durch Hinweis auf die dreifache Ankunft des Herrn: ins Fleisch, ins Herz und zum Gericht.

Paul Gerhardt lehrt uns die rechte Adventsvorbereitung in den Liedern: Wie soll ich dich empfangen — (Nr. 14) und Warum willst du draußen stehn — (Nr. 13). Ersteres hat Jesu Einzug und Empfang in Jerusalem (Mtth. 21, 1—9) als biblische Grundlage und behandelt a) die rechte Adventsfeier nach dem Vorbilde Zions (Str. 1 und 2), b) die Adventsfreude über die erlösende Liebesthat des Heilandes (Str. 3—5), c) den Adventstrost im Hinblick auf unsere Verzagtheit und Schwachheit gegenüber der Sünde und der Welt (Str. 6—9), d) die Adventsmahnung und Bitte

(Str. 10). Letzteres enthält unter Anknüpfung an Labans Wort 1. Mos. 24, 31: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn —" eine dringende Einladung an den Heiland zur Einkehr in unser Herz und Haus. Gegenüber dem Gesetz, dem Teufel und der Welt bin ich ohne Trost; sie mehren nur meine Not. Licht und Freude ist bei Jesu. Ihm öffne das Herz; er tilgt deine Sünde; seine Gemeinschaft ist Seligkeit.

Valentin Thilo (geb. 1607 in Königsberg, studierte hier, reiste nach Holland ꝛc., gehörte dem Dachschen Dichterbunde an, wurde durch den Tod einer einzigen lieben Schwester erschüttert, bereitete sich zeitig auf den Tod vor und starb 1662 in Königsberg als polnischer Geheimsekretär) läßt in dem Liede: Mit Ernst, o Menschenkinder — (Nr. 9) auf biblischer Grundlage von Jes. 40, 3. 4: „Es ist eine Stimme eines Predigers —" und Luk. 3, 18 (die Thätigkeit von Jesu Vorgänger Johannes dem Täufer) einen eindringlichen Weckruf an alle Christen ergehen. Str. 1: Bereitet das Herz, der Weltheiland will einziehen. Str. 2: Räumt alle Hindernisse hinweg. Str. 3: Schmückt das Herz mit Demut und Willigkeit. Str. 4: Der Herr als Weihnachtsgast wolle sich selbst die Stätte recht bereiten und dann einziehen.

Johann Rists: Auf, auf, ihr Reichsgenossen — (Nr. 1) ist ein Adventslied von erhabenem Gedanken- und Sprachschwunge. Der Inhalt klingt vielfach an P. Gerhardts „Wie soll ich dich empfangen —" an. Das Lied preist die Herrlichkeit und Liebe des Königs, der da einziehen will, und ermahnt zu rechtem Empfange.

Benjamin Schmolcke hat in: Hosianna! Davids Sohn kommt in Zion eingezogen — (Nr. 6) das Hosianna der Jünger und des Volkes bei Jesu Einzug als unser herzliches „Willkommen, Adventskönig!" warm und gewandt durchgeführt.

Friedrich Rückert hat im biblischen Ton des Kirchenliedes ein Adventslied gesungen, das die rettende Liebesmacht des Adventskönigs preist. Es fängt unter Anknüpfung an das Palmsonntag-Evangelium an: Dein König kommt in niedern Hüllen — (Nr. 2).

Unter den Weihnachtsliedern stehen voran Dr. Luthers: Gelobet seist du, Jesu Christ — (Nr. 21), Vom Himmel hoch, da komm' ich her — (Nr. 27) und: Vom Himmel kam der Engel Schar — (N. 28). Das erste enthält die Weihnachtsgeschichte (Luk. 2, 1—20) in lyrischer Durchleuchtung. Str. 1 (unter Anknüpfung an eine lateinische Sequenz des Notker Balbulus): Lob und Dank, Christ ist geboren! Str. 2: Gottes Sohn ist Fleisch geworden. Str. 3: Der Weltregent liegt als Kindlein in der Krippe. Str. 4: Das ew'ge Licht erleuchtet die Erdennacht. Str. 5: Gottes Sohn wird hier ein Gast, um uns droben in die Heimat zu führen. Str. 6: Seine Armut macht uns reich. Str. 7: Seine Liebe verdient unsern ewigen Dank. Von besonderer Schönheit sind die Gegensätze zwischen der göttlichen und menschlichen Natur, zwischen seinem Dienste und unserem Gewinne. — Das zweite Lied soll Luther für seine Kinder gedichtet haben. Es stellt

die Weihnachtsereignisse in dramatischem Aufbau dar und erinnert an die alten volkstümlichen Krippen- und Wiegenlieder. Ergreifend ist die plötzliche Wendung der Engels-Botschaft, als diese ausgerichtet ist, in eine innige Begrüßung des Weihnachtsgastes in der Krippe. „Sei willkommen, du edler Gast —". Das dritte Lied stellt plastisch die Weihnachtsthat, den Weihnachtssegen und die Weihnachtsfreude dar.

Der Joachimsthaler Kantor Nikolaus Herman sang das schöne Weihnachts-Kinderlied: Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich — (Nr. 24). Er stellt die Weihnachtsthat als Wiedergewinnung des verlornen Paradieses (1. Mos. 3, 24) dar und entlehnt biblische Züge aus der Weihnachtsgeschichte, Joh. 3, 16 und Phil. 2, 7—11: „Er äußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an —". Str. 1: Alle Christen sollen Gott loben, weil er uns durch die Geburt seines Sohnes das Himmelreich wieder aufgeschlossen hat. Str. 2: Aus der Herrlichkeit des Himmels kommt er in das Elend der Erde (Joh. 1, 18; Luk. 2, 7). Str. 3: Der Herr wird zum Knecht, die Hoheit zur Niedrigkeit (Phil. 2, 7; Joh. 1, 3). Str. 4: Der Herr der Engel, der Sproß Davids, nährt sich als hilfloses Kind aus seiner Mutter Brust. Str. 5: In ihm erfüllt sich die Weissagung Jes. 11, 1: „Es wird eine Rute aufgehn —". Str. 6: Er vertauscht Gottheit gegen Menschheit, Himmelsherrlichkeit gegen Niedrigkeit; Str. 7: Herrschaft gegen Knechtschaft (Mtth. 20, 28). Str. 8: Er schließt uns die verschlossene Paradiesespforte wieder auf.

Paul Gerhardt singt in kindlich seliger Weise im Hinblick auf die Weihnachtsgeschichte vom Weihnachtssegen, von der Weihnachtsfreude und dem Weihnachtsgelübde in dem Liede: Fröhlich soll mein Herze springen — (Nr. 20), Grundton bleibt: Christus ist geboren, dort im Stall, hier in meinem Herzen.

Gellerts bestes, kirchlichstes Lied ist: Dies ist der Tag, den Gott gemacht — (Nr. 15). Es gründet sich auf Ps. 118, 24—26: „Dies ist der Tag —"; Gal. 4, 4: — Da aber die Zeit erfüllet —". Str. 1: Weihnachten, Gottes Gnadentag; Str. 2: Tag der Erfüllung der Verheißungen, Ende des langen Harrens; Str. 3: der unbegreiflichen Gottesliebe; Str. 4: der Erscheinung Gottes im Fleisch; Str. 5: des Einzugs in Zion; Str. 6: der Anbetung des Friedensfürsten; Str. 7: der Vereinigung von Gottheit und Menschheit; Str. 8: des seligen Friedens; Str. 9: der Rettung der sündigen Menschheit; Str. 10: des Jauchzens von Himmel und Erde; Str. 11: aller Heilserfüllung.

Nachklänge des Weihnachtsfestes in Neujahr und Epiphanias.

Paul Eber singt im dankbaren Rückblick auf die empfangenen geistlichen und leiblichen Wohlthaten im alten Jahre: Helft mir Gott's Güte preisen — (Nr. 35).

Paul Gerhardts herrliches Neujahrslied: Nun laßt uns gehn und treten — (Nr. 38) hat als biblischen Untergrund 1. Sam. 7, 12: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen —". Klag. 3, 22. 23: „Die

Güte des Herrn ist es —". Ps. 38, 22. 23 „Verlaß mich nicht —". Es zeichnet herzenswarm Stimmung, Gedanken und Pflichten des Christen beim Eintritt ins neue Jahr. Str. 3 und 10 erinnern daran, daß das Lied zum Neujahrstage 1649, dem ersten nach Beendigung des 30jährigen Krieges, gedichtet ist. Str. 1—7: Lob und Dank bewegt das Herz im Rückblick auf die schwere Vergangenheit. Str. 8—15: Bitte, Gebet und Fürbitte für alle Lagen und Beziehungen des Lebens werden vor Gott gebracht.

Aug. Hermann Francke sang: Gott Lob! ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet — (Nr. 34), ein Lied voll inniger Dankbarkeit für die göttlichen Wohlthaten, voll heißer Liebe zu dem Segenspender und voll Sehnsucht nach Vollendung.

Vergl. von Eleonore Fürstin Reuß († 1835): Das Jahr geht still zu Ende — (Nr. 31. — Bd. III, 287). Beim Jahresschlusse schauen wir mit Wehmut zurück auf die Schmerzen und Verluste des sterbenden Jahres, erkennen darin die erziehliche Wirksamkeit unseres Gottes, richten den Blick voll Glauben und Sehnsucht nach der ewigen Heimat und wandern in ihrem Lichte weiter durchs Leben, bis uns der Herr heimführt zum ewigen Frieden.

Epiphanias, das Weihnachts- und Missionsfest der Heiden, findet die schönsten Festklänge in Luthers: Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin — (Nr. 123) nach dem Lobgesange des alten Simeon Luk. 2, 29—32, in Joh. Rists: Herr Jesu, Licht der Heiden — (Nr. 122), in Heinr. v. Bogatzkis: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen — (Nr. 167) nach Mtth. 9, 37. 38: „Die Ernte ist groß —", 2. Thess. 3, 1: „Betet, daß das Wort Gottes —". Ps. 14, 7: „Ach, daß die Hilfe —", in Krummachers: Eine Herde und ein Hirt — (Nr. 162), in Knaks: Zieht in Frieden eure Pfade — (Nr. 168).

2. **Der Osterfestkreis** hat als Mittelpunkt die Erlösungsthat Gottes des Sohnes. Die Vorbereitung ist die sechswöchentliche Passions- oder Fastenzeit, die Nachbereitung die Zeit bis Himmelfahrt. Altkirchlicher Gesang: Christe, du Lamm Gottes — nach Joh. 1, 29: „Siehe, das ist Gottes Lamm —" (Nr. 44).

Nik. Decius dichtete den altkirchlichen lateinischen Meßgesang Agnus Dei um in: O Lamm Gottes unschuldig — (Nr. 60). Es ist ein dreimaliger Anruf der Gemeinde an das Gotteslamm um Erbarmen in der Sündennot. Nach dem dritten Anruf, der mit der Bitte um Frieden endigte, gaben sich die Gemeindeglieder den Friedenskuß.

Paul Gerhardt: Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld — (Nr. 47) nach Joh. 1, 29 und Jes. 53, 4—7 „Fürwahr er trug unsere Krankheit —". In wahrhaft dramatischer Lebendigkeit wird der Entschluß des Heilandes geschildert, durch freiwilligen Opfertod die Menschen von den Fesseln der Sünde zu lösen und zur Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Str. 1: Geduldig unter unsäglichen Leiden trägt das Gotteslamm die Sünde der Welt. Str. 2: Sein Vater trägt

ihm das schwere Werk auf. Str. 3: Gehorsam übernimmt es der Sohn. Str. 4: Ewig will ich ihm dafür dankbar sein. Str. 6: Mein Herz soll das Schatzhaus seines Blutes werden. Str. 7: Das wird alle Seelenbedürfnisse stillen, Str. 8: Leiden und Tod entwaffnen, Str. 9: mein Braut- und Ehrenkleid vor Gottes Thron sein. (Christi Blut und Gerechtigkeit —.)

Paul Gerhardt: O Haupt voll Blut und Wunden — (Nr. 58). Biblische Grundlage: Die Kreuzigung Jesu, Matth. 27, 29. — Jes. 53, 4—7. — Jes. 50, 6: „Ich hielt meinen Rücken dar —". Hebr. 12, 2: „Lasset uns aufsehen —". Röm. 5, 8—11: „Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns —". Das ergreifende Passionslied ist eine freie Nachbildung des siebenten der herzinnigen Grüße, welche der fromme Bischof Bernhard v. Clairvaux an die einzelnen Glieder des gekreuzigten Heilandes richtete. Der Dichter und mit ihm jeder gläubige Christ steht unter dem Kreuze des sterbenden Erlösers, sieht das blutüberströmte Haupt und das erbleichte Antlitz des Herrn, seine Schmach und sein unschuldiges Leiden (Str. 1—3), erkennt sich als den Urheber desselben (Str. 4), ihn aber als den Quell aller Labung (Str. 5), gelobt ihm Treue bis zum Tode (Str. 6), innige Nachfolge im Leiden und Sterben (Str. 7), dankt für den Segen seiner Todesschmerzen (Str. 8), fleht um den Beistand des Erlösers in seiner Todesstunde (Str. 9) und sieht in dem Gekreuzigten Schild und Trost in Todesnot (Str. 10). Sehr verwandt mit diesem Liede ist P. Gerhardts: O Welt, sieh hier dein Leben — (Nr. 62) nach Klag. 1, 12: „Schauet doch, sehet —" und 1. Petr. 2, 21—24: Denn dazu seid ihr berufen —". Das Lied betrachtet Leiden und Sterben Jesu in seiner Segenskraft für Herz und Leben. a) Es betrachtet dies Leiden, b) dankt für dasselbe, c) schöpft reichen Segen für alle Lebenslagen daraus.

Johann Heermann besingt auf Grund der Pilatusfrage Luk. 22, 23: „Was hat denn dieser Übels gethan —" und im Anschluß an Augustins Betrachtungen Kap. 7 die Ursachen von Jesu bittern Leiden und den aus seiner Liebe und Gnade fließenden Trost. Das unschuldige, bittere Leiden Jesu ist ein Sündenspiegel für mich (Str. 1—3), ein Gnadenspiegel seiner Liebe (Str. 4—7), eine Lebensregel für den Erlösten (Str. 8—12).

Derselbe Dichter sieht in dem schönen Liede: Jesu, deine tiefen Wunden — in Jesu Wunden das beste Schutzmittel gegen die Sünde, zu der uns Fleisch, Teufel und Welt locken, Trost in allen Lagen, Anker des Vertrauens und Beistand im letzten Kampfe.

Gellert sieht in dem Liede: Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken — (Nr. 51) in Jesu Leiden die unendliche Liebe Gottes, das harte Strafgericht über die Sünde und den steten Anreiz zur Demut, Liebe und Dankbarkeit.

Dem Passionsleide folgt die Osterfreude. Die alte Kirche grüßte am Ostermorgen freudig mit dem Liede: Christ ist erstanden

von der Marter alle — (Nr. 68). Luther sang: Christ lag in Todesbanden — (Nr. 69) nach der Osterepistel 1. Kor. 5, 6—8 „Wir haben auch ein Osterlamm —“ und „Darum lasset uns Ostern halten —“; Nik. Herman preist in: Erschienen ist der herrlich Tag — (Nr. 71) Ostern als den Triumphtag Christi über Sünde, Tod und Teufel. Das jubelreichste Osterlied singt Paul Gerhardt: Auf, auf, mein Herz, mit Freuden — (Nr. 67) im Anschluß an das Osterwunder, an 1. Kor. 15, 57 „Gott sei Dank —“ und 2. Tim. 2, 11. 12 „Sterben wir mit ihm —“. Christus, der große Osterheld, der Sieger über Grab, Tod, Hölle und Welt, dringt aus Grabesnacht hindurch bis zur höchsten Herrlichkeit. Ich als sein Glied bin mit ihm untrennbar verbunden, folge ihm auf seinem Kampf- und Siegesgange immer nach und gelange mit ihm zur Krone der Ehren.

Die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg dichtete das ergreifende, noch heute an den Gräbern gesungene Trost- und Siegeslied im Angesichte des Todes: Jesus, meine Zuversicht — (Nr. 77) nach der biblischen Grundlage Hiob 19, 25—27: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt —“, 1. Kor. 15, 42—44: „Es wird gesäet verweslich —“ und dem 3. Art. „Ich glaube an eine Auferstehung des Fleisches“. Str. 1: Mein Todesbangen schwindet, weil Christus im Leben ist (1. Kor. 15, 20; Ps. 23, 4). Str. 2: Er, mein lebendiges Haupt, kann mich, sein Glied, nicht im Tode lassen (Joh. 14, 19; Kol. 1, 18). Str. 3: Mein Glaube und meine Hoffnung brechen den Bann des Todes. Str. 4: Wie mein Tod, so ist meine Auferstehung gewiß (1. Mos. 3, 19; Joh. 6, 39. 40). Str. 5: Im verklärten Leibe werde ich zum Anschauen Gottes gelangen (2. Kor. 5, 1). Str. 6: Mein Auge wird ihn sehen, meine Liebe ihn umfangen (Hiob 19, 27). Str. 7: Die irdische Aussaat wird zur himmlischen Ernte gereift sein (1. Kor. 15, 42—44). Str. 8: Am jüngsten Tage wird mein Grab sich öffnen, warum sollte ich trauern (1. Thess. 4, 16; Joh. 5, 28. 29)? Str. 9: Dann kann ich der Erde und ihrer Schwachheit, des Todes und der Hölle lachen (1. Thess. 4, 16. 17). Str. 10: Doch hier muß ich mich dem Herrn ergeben, wenn ich dort ewig bei ihm sein will (1. Petr. 2, 11).

Gellert besingt die Osterthat in dem Liede: Jesus lebt, mit ihm auch ich — (Nr. 76). Das Thema: Jesus lebt! beginnt, und der Refrain: Dies ist meine Zuversicht! schließt jede Strophe. Str. 1: Jesus lebt und ich mit ihm. Str. 2: Er lebt und herrscht ewig. Str. 3: Er nimmt aus Gnaden die Sünder an. Str. 4: Ihm will ich mein Leben weihen. Str. 5: Nichts soll mich von ihm scheiden. Str. 6: Seine Auferstehung ist mein Trost in Todesnot.

Die Zeit der Osterfreude schließt Jesu Himmelfahrt. Die alte Kirche sang: Christ fuhr gen Himmel — (Nr. 89).

Josua Wegelin (geb. 1604 in Augsburg, † 1640 in Preßburg) spricht alle Gedanken, die gläubige Christen am Himmelfahrtsfeste bewegen sollen, aus in dem Liede: Auf Christi Himmelfahrt allein —

(Nr. 88). Biblische Grundlage: Joh. 12, 32: „Und ich, wenn ich erhöhet werde —“, Joh. 17, 24: „Vater, ich will —“. 2. Art. „Aufgefahren gen Himmel, sitzend zur rechten Hand Gottes“. Christi Himmelfahrt ist die Bürgschaft für unsere eigene Himmelfahrt, denn das Haupt wird seine Glieder nicht verlassen (Str. 1), und meine Sehnsucht nach Ruhe kann nur bei ihm im Himmel gestillt werden, wo mein Herz und meine Liebe schon immer ist (Str. 2). Gottes Gnade wolle meinen Glauben stärken und mich zur rechten Zeit heimfahren lassen (Str. 3).

Sehr schwungvolle Himmelfahrtslieder sind: Ach wundergroßer Siegesheld — (Nr. 87) von Ernst Christoph Homburg († 1681 als Rechtsanwalt in Naumburg). Einer ist König, Immanuel sieget — (Nr. 90) von Joh. Ludw. Konr. Allendorf († 1773 als Pfarrer zu Halle) und: Siegesfürste, Ehrenkönig — (Nr. 97) von Gerh. Tersteegen.

3. Im **Pfingstfestkreis** feiert die Christenheit die Sendung Gottes des heiligen Geistes und sein Heiligungswerk an den Seelen. Vorbereitet wird das Fest durch die zehntägige Wartezeit, nachklingt es in der Trinitatiszeit.

Die alte Kirche sang: Komm, heil'ger Geist, erfüll die Herzen deiner Gläubigen — (Nr. 103); Dr. Luther: Komm, heiliger Geist, Herre Gott — (Nr. 104) und: Nun bitten wir den heiligen Geist — (Nr. 107). Das erste Lutherlied hat als biblische Grundlage: Das Pfingstwunder, Joh. 14, 26 „Der Tröster, der heilige Geist —“, Röm. 8, 9 „Ihr aber seid nicht fleischlich —“, und ist eine Überarbeitung des altkirchlichen lateinischen „Komm, heiliger Geist —“ von dem französischen König Robert († 1031). Das Lied ist ein brünstiges Gebet um das Kommen des heiligen Geistes. Str. 1: Gott heiliger Geist soll die Gläubigen, die er aus allen Völkern der Erde zu einer Pfingstgemeinde gesammelt hat, mit seiner Liebe und mit seinem Lichte erfüllen. Str. 2: Als Licht und Hort soll er ihnen Weisheit und Erkenntnis verleihen und sie vor Irrtum bewahren. Str. 3: Als Liebesquell und Tröster wolle er Kraft und Stärke zu rechtem Leben, Leiden und Sterben schenken. — Das zweite Lutherlied zu Pfingsten ist die erweiterte Umbildung einer altdeutschen Pfingstleise nach der biblischen Grundlage 1. Kor. 12, 3 „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen —“ und Apostg. 19, 2 „Habt ihr den heiligen Geist —“. Wir bitten in dem Liede den heiligen Geist um den rechten Glauben (Str. 1), die rechte Erleuchtung (Str. 2), die rechte Liebe (Str. 3) und die rechte Beständigkeit (Str. 4).

Michael Schirmer, der Freund Paul Gerhardts, dichtete auf der biblischen Grundlage Jes. 11, 2 „Auf ihm wird ruhen der Geist der Weisheit —“ und Röm. 8, 26 „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf —“ das kräftige Pfingstlied: O heil'ger Geist, kehr bei uns ein — (Nr. 110). Es ist ein inniges Gebet um die Einkehr und die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes. Str. 1: Komm als Herzenssonne

und bringe Licht und Freude; Str. 2: als Geist der Weisheit lehre uns weise Einsicht und liebevolle Eintracht; Str. 3: als Geist des Rates führe und stärke uns; Str. 4: als Geist der Stärke gieb uns freudigen Streitermut; Str. 5: als Geist der Erkenntnis erhalte uns bei dem Worte der Wahrheit; Str. 6: als Geist der Liebe schaffe Frieden und Eintracht in unserer Gemeinschaft; Str. 7: als Geist der Zucht führe uns zur Heiligung unseres Sinnes und Wandels.

Paul Gerhardt ladet den Pfingstgast ebenso herzlich wie dringend ein in dem Liede: Zeuch ein zu deinen Thoren — (Nr. 113). Er nennt ihn Herzensgast, Entsündiger, heiliges Öl, weisen Lehrer, Freudengeist, Liebesgeist und erbittet von ihm: Frieden und Liebe, Endigung des Kriegselendes, Schutz und Schirm für alle Stände, Segen und Gedeihen für Herzen und Häuser, Freudigkeit und Stärke im Kampfe, himmlischen Sinn und seligen Tod.

Benjamin Schmolck dichtete nach Ps. 118, 27 „Schmücket das Fest mit Maien —": Schmückt das Fest mit Maien — (Nr. 112), Gerh. Tersteegen: O Gott, o Geist, o Licht des Lebens — (Nr. 109).

Zu den Trinitatisliedern gehört Dr. Luthers sogenannter großer Glaube: Wir glauben all an einen Gott — (Nr. 119), der das nicänische Glaubensbekenntnis zur Grundlage hat.

## IV. Übung und Befestigung des Stoffes durch Aufgaben.

Luther als kirchlicher Reformator und als schöpferisches Sprachgenie! — Paul Gerhardt und seine Bedeutung in der Kirchen- und in der Litteraturgeschichte. — Wie decken sich die Worte des englischen Lobgesanges mit denen des Liedes „Allein Gott in der Höh' sei Ehr?" — Wie stehen die Worte des englischen Lobgesanges Ehre, Friede und Wohlgefallen in Konkordanz mit den drei göttlichen Personen und mit Schöpfung, Erlösung und Heiligung? — Wie korrespondieren die drei Glaubensartikel mit Str. 2, 3, 4 von „Allein Gott"? — Wie umspannt das Lied die drei Festkreise des Kirchenjahres? — Welche der angeführten Lieder und Sprüche stehen in innerer Verbindung mit Str. 1, 2, 3 und 4? — Die angeführten Lieder jedes Festkreises sind nach den fünf Liederperioden zu sondern! — Welche haben eine Bibel-, eine Katechismus-, eine altkirchliche oder keine bestimmte Grundlage? — Wie findet der Hauptfestgedanke in den einzelnen angeführten Liedern seine Ausstrahlung? — In den Liedern „Wie soll ich dich empfangen —", „O Haupt voll Blut und Wunden —", „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden —" sind alle biblischen Anklänge aufzusuchen! — Die Art der Sprache und des Gedankens, wie die jedesmalige Festthat in den Festliedern der einzelnen Perioden zum Ausdruck und zur Wirkung kommt, ist nachzuweisen! —

## B. Die Gnadenmittel der Kirche.

I. **Vorbereitung.** Wesen der Kirche (Heilsanstalt Gottes für die Menschen). Arten (streitende und siegende). Versammlungen; das 3. Gebot (Gottesdienst). Wort Gottes. Gebet. Sakramente. — Der 3. Artikel. 1.—3. Gebot. — 1.—3. Bitte. 4. und 5. Hauptstück. —

II. **Typische Behandlung** des Lutherliedes: Ein' feste Burg ist unser Gott — (Nr. 148).

1. Biblische Grundlage, Entstehung und Art. Ps. 46 „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke —". Luther dichtete das Lied nicht, wie lange geglaubt wurde, 1530 auf der Feste Coburg, wo er, der Geächtete, weilen mußte, während seine Freunde in Augsburg die Konfession übergaben und die Sache des Evangeliums in großer Gefahr stand; das Lied findet sich schon in dem Wittenberger Gesangbüchlein von 1529. Aber in diesem Jahre unter den wenig hoffnungsreichen Zurüstungen zum Reichstage in Speier, auf dem seine Anhänger den Namen Protestanten erhielten, wird Luther es gedichtet haben. Bei den aufsteigenden und sein Werk umdrohenden Wettern suchte er in Gott Zuversicht und Stärke. — Das Lied ist das Schutz- und Trutz-, Kriegs- und Siegeslied der evangelischen Kirche. Es lebt im Geiste, spricht mit dem Worte und wirkt mit der Kraft Gottes.

2. Vortrag und Erläuterungen. Str. 1: Ein' feste Burg = eine Feste zum Bergen. Wartburg und Coburg in Luthers Leben. Wehr = Schutzwehr. Waffen = zum Angriff, also Schutz- und Trutzwaffen. Vergl. die christliche Waffenrüstung Eph. 6, 10—17! — Hilft uns frei = macht uns los, aus freier Gnade. Jetzt = in der Reformationszeit. Der alt böse Feind = der Teufel; er trachtet in seiner Bosheit nach der Menschen Verderben; seine Bosheit zeigte er schon im Paradiese. Mit Ernst er's jetzt meint = gerade jetzt macht er die heftigsten Anstrengungen, sein Reich zu halten und zu stärken, Gottes Sache aber zu stören und zu verheeren. Groß Macht = 1. Petr. 5, 8 „Euer Widersacher —". Viel List = Eph. 6, 11 „Die listigen Anläufe —", Jesu Versuchung. Grausam ist die Rüstung, denn sie kann Grauen einflößen, und der „starke Gewappnete" kennt kein Erbarmen. Seinsgleichen, d. h. Feinde von seiner Art sind nicht mehr auf Erden.

Str. 2: Unsere Macht ist Ohnmacht. Ps. 39, 12 „Ach wie gar nichts —". Der rechte Mann = 2. Mos. 14, 14 „Der Herr wird für euch streiten —. Er ist ein Kriegsmann". Erkoren, d. h. als Retter auserwählt wie einst Moses, Gideon 2c. Er = der rechte Mann und Helfer. Jesus Christ = Helfer und Seligmacher, der gesalbte Fürst Gottes. Der Herr Zebaoth, d. h. Herr der Heerscharen. Ps. 18, 30 „Mit meinem Gott —". Ps. 24, 10 „Wer ist derselbige König der Ehren?" Das Feld muß er behalten = Sieger bleiben.

Ps. 118, 16 „Die Rechte des Herrn ist erhöhet; die Rechte des Herrn behält den Sieg".

Str. 3: Die Welt voll Teufel = Ps. 18, 5. 6 „Die Bäche Belials —". Verschlingen = 1. Petr. 5, 8 „Der Teufel gehet umher —". Luther: „Und wenn in Worms so viel Teufel wären —". So fürchten wir uns nicht so sehr = Ps. 118, 5 „Der Herr ist mit mir —". (Manche verbinden das zweite so mit einem verächtlichen Schnippen des Fingers: nicht im geringsten!) Gelingen = Gottes Werk zum Siege zu führen. Der Fürst dieser Welt, d. h. der Teufel, der alle Welt in den Banden der Sünde hält. Joh. 14, 30 „Es kommt der Fürst dieser Welt —". Wie saur er sich stellt = durch zornige Gebärden schreckt. Thut er uns doch nicht = nämlich einen tödlichen Schaden. Röm. 8, 31 „Ist Gott für uns —". Das macht, er ist gericht't, d. h. die Ursache seines erfolglosen Wütens ist der über ihn ergangene Richterspruch Joh. 15, 1: „Daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist —". Bis hierher und nicht weiter. „Er soll dir den Kopf zertreten." Ein Wörtlein, nämlich der Name Jesus, kann ihn fällen, wie die Axt den Baum. Nach dem Volksglauben verscheuchte die Nennung des Namens Jesu und das Kreuzzeichen den Teufel; er wich zurück und versank in den Boden.

Str. 4: Das Wort (Gottes) sie (die Feinde) sollen lassen stan (stehen) = Mtth. 24, 35 „Himmel und Erde werden vergehen —". Und kein'n Dank dazu hab'n, daß sie dem Evangelium widerstrebt haben, oder daß sie Schonung geübt hätten. Nur der Macht Gottes, nicht der Schonung der Feinde, ist die Erhaltung des göttlichen Wortes zu danken. Er (Jesus Christus) ist bei uns auf dem Plan = dem Kampfplatze, Mtth. 28, 20 „Siehe, ich bin bei euch —". Jer. 16, 19 „Herr, du bist meine Stärke —". Mit seinem Geist (unsichtbar treibende Kraft) und Gaben (Wort und Sakrament, Glaube und Liebe). Nehmen sie uns den Leib = töten sie uns, Gut = berauben sie uns, Ehre = schänden und schmähen sie uns, Kind und Weib = unsere Liebsten; Mtth. 19, 29 „Wer verläßt —". Laß fahren dahin = gräme dich nicht über den Verlust. Sie haben's kein Gewinn = es hilft ihnen nichts, führt sie nicht zum Siege. Mtth. 10, 28 „Fürchtet euch nicht vor denen —". Das Reich muß uns doch bleiben — das Reich Gottes mit seinen Gnaden hienieden und seiner Herrlichkeit droben. Ps. 73, 23—26 „Dennoch bleibe ich stets an dir —".

3. Gedankengang und Gliederung. Der Grundgedanke ist Ps. 46, 2. 3 „Gott ist unsere Zuversicht; darum fürchten wir uns nicht". Str. 1: Gott ist unsere Burg, unsere Schutz- und Trutzwehr bei des Teufels Wüten. Str. 2: Unserer Ohnmacht kommt Jesu Allmacht zuhilfe. Str. 3: Darum können wir bei den Drohungen des bösen Feindes ruhige Zuversicht behalten. Str. 4: Gott und sein Wort stehen fest. Unser Verlust hier wird Gewinn dort.

4. Sprachliche und musikalische Form. Die Sprache wie der Gedanke schreitet markig und wuchtig einher wie Luther selbst, wie der Ritter in der christlichen Waffenrüstung Eph. 6. Das Lied ist ein ehern Denkmal seines Geistes, seines Mutes, seines Glaubens und seiner Siegesfreudigkeit. Es ist eine Reformationsgeschichte im kleinen und würde allein den Dichter unsterblich gemacht haben. Demut und Mut, Gefahr und Glaubenszuversicht, Gott und Teufel, Welt und Himmelreich treten als kräftige Gegensätze heraus. Der Versbau hat selbst etwas von dem kühnen, starken Geiste des Inhalts. Die vier kurzen Zeilen des zweiten Teils sind scharfe, entscheidende Schwertschläge, die fünfte reimlose der Kampf- und Siegesruf: Auf Erd' ist nicht seinsgleichen! Das Feld muß er behalten! Ein Wörtlein kann ihn fällen! Das Reich muß uns doch bleiben! In Str. 1 und 3 treten Satan und sein Wüten, in Str. 2 und 4 Gott und seine Sache mehr in den Vordergrund. — Dem Worte des Liedes gleicht an originaler Kraft und Tiefe die Melodie; sie macht das Wort lebendig, erklärt und belebt es. Sie hat Luther zum Urheber; dafür sprechen äußere und innere Gründe. Sie erschien gleichzeitig mit dem Liede und atmet ganz seinen Geist.

„Ein' feste Burg" ist in sehr viele Sprachen übersetzt und wird auf dem ganzen Erdkreise gesungen. Eine Änderung dieses Liedes hat sogar die rationalistische Verwässerungswut nicht gewagt. Solcher Erzguß läßt sich nicht feilen, rücken und biegen, sonst zerbricht er. Freilich hat sich das Lied auch viel mißhandeln lassen müssen von solchen, die nichts von Gottes Wort und Luthers Glauben wissen, sondern nur gegen irgend etwas protestieren wollten. Das Beste ist ja nie vor Mißbrauch sicher. Verwandten Klang haben Luthers: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort — (Nr. 149) und: Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit — (Nr. 156), sowie Mich. Altenburgs († 1640): Verzage nicht, du Häuflein klein — (Nr. 155).

III. **Erweiterung des Kreises.** 1. Vom öffentlichen Gottesdienst (3. Gebot). Der ältesten Zeit gehört an Luthers: „Es wolle Gott uns gnädig sein —" (Nr. 150), eine herrliche Umdichtung von Ps. 67. Liebe, viel gebrauchte Eingangslieder sind: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend — (Nr. 134) und: Liebster Jesu, wir sind hier — (Nr. 139). Das erste ist: „Frommer Christen Herzensseufzerlein um Gnade und Beistand des heiligen Geistes" von Herzog Wilhelm II. zu Sachsen-Weimar. Es gründet sich auf Ps. 43, 3: „Sende Dein Licht und Deine Wahrheit —" und Luk. 17. 5: „Herr, stärke uns den Glauben". Str. 1: Jesu, sende uns deinen heiligen Geist, daß er uns den Weg zur Wahrheit führe (Joh. 17, 17; Joh. 16, 13). Str. 2: Bereite Herz und Mund, Glauben und Verstand zur rechten Andacht. Str. 3: Laß uns zeitlich und ewig dein Lob singen (1. Mos. 32, 2; Jes. 6, 3; Joh. 3, 2; Joh. 17, 24; Ps. 16, 11). Str. 4: Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit. — Das zweite ist ein

schlichtes, herzliches Gebet um eine gesegnete gottesdienstliche Feier von Tobias Clausnitzer (einem geborenen Sachsen, der schwedischer Feldprediger wurde, am 1. Jan. 1649 zu Weyden in der Oberpfalz die Friedenspredigt hielt und hier 1684 als Kirchenrat starb). Bibl. Grundlage des Liedes ist Cornelius' Wort an Petrus Apostg. 10, 33: „Wir sind hier alle gegenwärtig vor Gott —". Str. 1: Jesu soll die Herzen in Andacht von der Erde zu sich lenken (Ps. 119, 103, Jak. 1, 21); Str. 2: Durch seinen Geist unsern Verstand erleuchten (Joh. 15, 5); Str. 3: Durch seinen Glanz unser Herz heiligen (Hebr. 1, 3, Ps. 118, 25). Den Gottesdienst enden häufig die kurzen Gebetsstrophen: Unsern Ausgang segne Gott — (141) von Hartmann Schenck († 1681 als Pfarrer zu Ostheim a. d. Rhön) nach Ps. 121, 8 und: Laß mich dein sein und bleiben — (Nr. 137) von Nik. Selneccer.

Reichen Inhalt hat das kurze, schöne Gebetslied von Josua Stegmann: Ach bleib mit deiner Gnade — (N. 144) nach der bibl. Grundlage Luk. 24, 29: „Bleibe bei uns —". In sechs Strophen redet er den Herrn mit sechs Namen an und bittet um sechs verschiedene Seelengüter: 1. Jesu Christ, bleib bei uns mit deiner Gnade! 2. Werter Erlöser, bleib bei uns mit deinem Worte! 3. Wertes Licht, bleib bei uns mit deinem Glanze! 4. Reicher Herr, bleib bei uns mit deinem Segen! 5. Starker Held, bleib bei uns mit deinem Schutze! 6. Herr und Gott, bleib bei uns mit deiner Treue! Der zweite Teil der einzelnen Strophen zeigt stets die Wirkung von Jesu Gnadengabe. Verwandt nach Form und Inhalt mit „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend —" ist: O Jesu Christe, wahres Licht — (N. 153) von Johann Heermann. Von großer Innigkeit ist das Lied von Phil. Hiller († 1769 als württembergischer Pfarrer in Steinheim bei Nördlingen): Die Gnade sei mit allen — (Nr. 147); ebenso Zinzendorfs Gebetslied um innige Liebesgemeinschaft in den gottesdienstlichen Versammlungen: Herz und Herz vereint zusammen — (Nr. 152) und Gerh. Tersteegens: Gott ist gegenwärtig (Nr. 130).

2. Vom Worte Gottes. Dr. Luther: Dies sind die heiligen zehn Gebot — (Nr. 174), eine kernige, knappe Auslegung der 10 Gebote Gottes.

David Denicke († 1680 als Konsistorialrat in Hannover): Wir Menschen sind zu dem, o Gott — (Nr. 180) nach 1. Kor. 2, 14 „Der natürliche Mensch vernimmt nichts —" und dem Gleichnis vom Säemann und dem verschiedenen Acker.

Gellert: Gott ist mein Hort, und auf sein Wort — (Nr. 176) nach Joh. 17, 17 „Dein Wort ist die Wahrheit" und Ps. 119, 105 „Dein Wort ist — ".

3. Vom Gebet. Dr. Luther: Vater unser im Himmelreich — (Nr. 341), eine tiefssinnige und tiefinnige, auch sprachflüssige Umschreibung des heiligen Vaterunsers.

Kaspar Melissander (Bienemann, † 1591 als General-Super-

intendent in Altenburg): Herr, wie du willst, so schick's mit mir — (Nr. 335) und: Was mein Gott will, gescheh allzeit — (Nr. 467) von Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach († 1557). Beide Lieder haben als Grundton die Gottergebenheit, die sich in Jesu Wort ausspricht: „Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe". Die rechte Art und Kraft des Gebets klingt aus dem Liede von Barthol. Crasselius († 1724): Dir, dir, Jehovah, will ich singen —. Biblische Grundlage Joh. 14, 13. 14 „Was ihr bitten werdet —" und Joh. 16, 23—30 „So ihr den Vater —". Das Gebet in Jesu Namen ist nur durch Kraft des heiligen Geistes möglich (Str. 1—4). Es hat die Verheißung gewisser Erhörung (Str. 5. 6) und giebt freudige Zuversicht (Str. 7. 8).

Eine herrliche Umdichtung von Ps. 103 ist das Lied: „Nun lob, mein Seel, den Herrn — (Nr. 355) von Joh. Gramann († 1541 als Pfarrer in Königsberg).

Unter den Dankliedern steht obenan, als ein rechter Dank- und Lobespsalm und ein teures Eigentum des deutschen Volkes, Martin Rinkarts: Nun danket alle Gott — (Nr. 353) nach Sir. 50, 24—26 „Nun danket alle Gott —". Str. 1: Alle sollen mit allem Gott für seine unzählbaren Wohlthaten danken. Str. 2: Der reiche Gott wolle uns Frieden und ein frohes Herz geben und uns durch seine Gnade aus aller Not erlösen. Str. 3: Wir sollen dem dreieinigen Gott ewig Lob und Ehre geben.

Paul Gerhardts schönste Lob- und Danklieder sind: Ich singe dir mit Herz und Mund — (Nr. 349), Sollt' ich meinem Gott nicht singen — (Nr. 359), Geh aus, mein Herz, und suche Freud' — (Nr. 346). Das zweite, eins der herrlichsten Loblieder, gründet sich auf Ps. 104, 33 „Ich will dem Herrn singen —" und klingt immer in den Refrain aus: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit". Str. 1: Gottes Liebe ohne Grenzen und Ende treibt mich zum Singen. Str. 2: Der Vater gab mir das Leben und erhält es. Str. 3: Der Sohn löst mich durch sein Blut aus Höllenfeuer. Str. 4: Der Geist wird im Glauben mein Führer durchs Leben. Str. 5: Meiner Schwachheit kommt Gott zuhilfe. Str. 6: Die ganze Erde hat er mir dienstbar gemacht. Str. 7: In Not und Gefahr beschirmt er mich. Str. 8: Plagen wendet sein Engel ab. Str. 9: Meine Sünde straft er gelinde. Str. 10: Ja, die Strafen sind Liebeszeichen. Str. 11: Jedes Kreuz endet endlich. Str. 12: Nur Gottes Liebe ist ohne Ende und ohne Schranken.

Joh. Jak. Schütz († 1690 dichtete das viel gebrauchte kräftige Lob- und Danklied: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut — (Nr. 358) nach dem Lobliede Mosis 5. Mos. 32, 3 „Gebt unserm Gott allein die Ehre" und nach 1. Kön. 18, 39 „Da fiel alles Volk auf sein Angesicht und sprachen: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!" Str. 1: Lob und Ehre dem wunder- und gnadenreichen Gotte (Ps. 31, 20;

Ps. 77, 15; Ps. 73, 26; Ps. 68, 20)! Str. 2: Himmel, Erd' und ihre Heere preisen Gottes Schöpfermacht (Kol. 1, 16; Ps. 36, 8). Str. 3: Der Schöpfer ist auch Erhalter und Regierer (1. Art.; Ps. 145, 15. 16); Str. 4: Ein Retter und Tröster in Not (Ps. 50, 15). Str. 5: Stetig und sicher führt er die Seinen (1. Petr. 2, 9). Str. 6: Auch in der größten Not weiß er Hilfe. Str. 7: Mein ganzes Leben sei ein Lobgesang. Str. 8: Hinweg mit allen falschen Götzen und ihm allein die Ehre (1. Kön. 18, 39)! Str. 9: Lobt den weisen Regenten und bezahlt ihm die gelobte Pflicht (Ps. 50, 14 „Opfere Gott Dank —"; Ps. 95, 2; Ps. 116, 18. 19)!

Joachim Neander († 1680) hat im Anschluß an Ps. 103, 1. 2 „Lobe den Herrn, meine Seele —" und Ps. 98, 4—6 „Jauchzet dem Herrn alle Welt —" als herrliches Loblied einer von Gott begnadeten Seele gesungen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren — (Nr. 350). Str. 1 fordert die Seele zum Lobgesange auf (Ps. 24, 8; Ps. 57, 9). Str. 2 preist den Herrn, der so herrlich regiert, führt und erhält (2. Mos. 19, 4; Jes. 41, 10). Str. 3 lobt den weisen Bildner des Leibes und den Retter in Not (Mtth. 23, 37). Str. 4 rühmt die Liebe und den Segen des Herrn (2. Mos. 16, 4). Str. 5 fordert alle Kräfte zum Loben auf (Ps. 150, 6; Gal. 3, 9). Ähnlicher Jubel klingt aus Joh. Mentzers († 1734 als Pfarrer in Kemnitz bei Bornstadt) volltönigem Liede: O daß ich tausend Zungen hätte — (Nr. 357).

Gellert preist in dem Liede: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht — auf Grund des 1. Art., Ps. 104, 24 „Herr, wie sind deine Werke —" und Jes. 40, 26 „Hebet eure Augen in die Höhe —" a) die herrlichen Eigenschaften des Schöpfers, b) seine wunderbaren Werke: Himmel, Erdenfruchtbarkeit, Meer und Land, der Mensch mit Leib und Seele c) und fordert den eigenen Geist und alle Welt zur Lobpreisung auf.

Verwandt ist: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte —, worin Gellert nach Ps. 36, 6—8 „Herr, deine Güte —" und 1. Joh. 4, 9. 10. 16—19 „Daran ist erschienen die Liebe —" Gottes unermeßliche Güte preist. Str. 1: Sie rührt das Herz und treibt zum Danke. Str. 2: Sie ist mein Reichtum, sein freiwilliges Geschenk. Str. 3: Sie giebt mir Hoffnung auf mein ewiges Leben. Str. 4: Den Gott der Güte muß ich lieben und Str. 5: seine Gebote erfüllen, seinem Vorbilde folgen. Str. 6: Seine Güte wolle mich in Glück und Not leiten.

4. Von den Sakramenten. Dr. Luther: Christ, unser Herr, zum Jordan kam —. Im Anschluß an die Geschichte von Jesu Taufe durch Johannes besingt das Lied Wesen und Wichtigkeit, Kraft und Gnade der heiligen Taufe (4. Hauptstück).

Ein schönes Tauf- und Konfirmationslied ist Mich. Francks († 1667 als Lehrer in Coburg): Sei Gott getreu — (Nr. 189).

Von Alb. Knapp ist der Konfirmations-Wechselgesang zwischen Gemeinde und Kindern: Vor dir, Todesüberwinder — (Nr. 191).

Ein altes Abendmahlslied von Luther ist: Gott sei gelobt und gebenedeiet — (Nr. 193), das in etwas schwerer Sprache von dem Wesen, der Kraft, Gnade und Wirkung des heiligen Abendmahls handelt.

Das am meisten gesungene, ergreifendste Abendmahlslied ist: Schmücke dich, o liebe Seele — von Joh. Franck († 1679). Biblische Grundlage: Off. 19, 7—9 „Laßt uns freuen —", Off. 3, 20 „Siehe, ich stehe vor der Thür —" und Joh. 6, 48. 54. 56. 58 „Ich bin das Brot des Lebens —", Gedankengang: 1. Schmücke dich, Seele, der Himmelskönig ladet dich zu Gaste! 2. Schließ ihm die Herzensthür auf und heiß ihn willkommen! 3. Die reichsten Gaben schenkt er dir. 4. Ich sehne mich nach der Vereinigung mit ihm. 5. Freude und Zagen weckt in mir die geheime Wunderkraft dieser Speise. 6. Sie nährt Tausende und wird nie verzehrt. 7. Jesu, laß mich die Himmelsspeise würdig genießen! 8. Deine Liebe und dein Blut tränken mich! 9. Laß mich das heilige Mahl zum Segen und nicht zum Fluch genießen!

Gellert in: Ich komme, Herr, und suche dich — (Nr. 202) naht sich demütig und reumütig dem Tische des Herrn, tröstet sich des Verdienstes seines Heilandes, freut sich der Sündenvergebung, vereinigt sich mit Jesus aufs neue, gelobt ein Leben der Heiligung.

E. M. Arndt preist in: Kommt her, ihr seid geladen — (Nr. 204) im Anschluß an das Gleichnis vom großen Abendmahle und den Spruch Mtth. 11, 28—30 „Kommt her zu mir —" die Liebe des Herrn, der zum wunderbaren Mahle einladet. Hier ist Vergebung für den Sünder, Trost für die Betrübten. Die Treue tränkt die Gäste, heilt die Kranken, erhebt die Zerschlagenen, belebt die Müden. Drum jauchze, meine Seele, ob solcher Liebe und verkünde die Gnadenthat des wunderbaren Herrn.

IV. **Übung und Befestigung des Stoffes durch Aufgaben.** Aus Bibel, Katechismus und Gesangbuch sind die Stoffe zu gruppieren, welche von der Kirche, vom öffentlichen Gottesdienste, vom Worte Gottes, vom Gebet, von den Sakramenten handeln! — Wie sind diese einzelnen Gnadenmittel in dem Lutherliede „Ein' feste Burg —" angedeutet? — Bei welchen kirchlichen Gelegenheiten werden die angeführten Lieder gebraucht? — Wie unterscheiden sich die Lieder dieser Gruppe nach den einzelnen Entwickelungsperioden? — Aus folgenden, besonders biblisch durchtränkten Liedern sind die biblischen Anklänge aufzusuchen: Ach bleib mit deiner Gnade —, Sollt ich meinem Gott nicht singen —, Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut —, Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren —, Dir, dir, Jehovah, will ich singen —! — Nun danket alle Gott — und: Lobe den Herren — sind zu vergleichen!

## C. Die Heilsordnung der Kirche.

I. **Vorbereitung.** Der 3. Glaubensartikel: Ich glaube an eine Vergebung der Sünde —, „Der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen“ bis: „im rechten einigen Glauben“. — Die 1., 2., 3., 5., 6. und 7. Bitte. Biblische Geschichten von der Berufung, Erleuchtung (Buße, Glauben und Rechtfertigung), Heiligung, Erhaltung.

II. **Typus für die ganze Gruppe:** Eins ist not. Ach Herr, dies eine. — (Nr. 236).

1. Biblische Grundlage Luk. 10, 38—42 „Die Geschichte von Martha und Maria. Jesus aber sprach: „Du hast viel Sorge und Mühe; eins aber ist not —“. 1. Kor. 2, 30 „Jesus Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung“.

2. Vortrag und kurze Erläuterungen. Str. 1: Eins ist not! ist das Thema des ganzen Liedes. Der Herr selbst soll mich dies Notwendigste erkennen lehren. Die Erdendinge, wie sie auch scheinen oder glänzen, liegen wie ein Joch, wie eine schwere Last, auf dem Herzen und lassen es nicht aus der Unruhe kommen. Das Eine ersetzt alles und bringt der Seele die ersehnte Ruhe und Freude. —

Str. 2: Bei einer Kreatur, einem erschaffenen Wesen, ist's nicht zu finden. Laß das Irdische dahinten — Luk. 9, 62. Schwing dich über die Natur, die sichtbare Welt Kol. 3, 2. In dem Gottmenschen Jesu ist Gottheit und Menschheit vereinet (2. Art.). Da erscheint = wird offenbar die Fülle = Inbegriff der Vollkommenheit Kol. 2, 9.

Str. 3: Beflissen = fleißig bemüht. Genieß = Genuß, Glück in der Hingabe an Jesum. Entbrannte = in heiligem Verlangen Luk. 24, 32. Ihr Alles = alle Sinnen und Geisteskräfte. Versenkt = ganz hingegeben.

Str. 4: Also = wie Maria. An dir hangen Joh. 6, 68. 69. Zum größesten Haufen Mtth. 7, 13. In Liebe nachlaufen = ihm eifrig und eilig immer folgen. Hohel. 1, 4. Was ist wohl = was giebt es wohl. Geneußt = genießt, hat. Wer ihn hat, der entbehrt nichts.

Str. 5: fein = willig und bescheiden. Schranken = Grenzen, Beschränkungen, Gesetze. Einfalt = eine Falte, also einfach und aufrichtig. Der Weisheit vollkommener Preis = die höchste, beste Weisheit.

Str. 6: Nichts als Jesum kann ich zur Sühne meiner Sünden und zur Rechtfertigung vor Gott als Lösegeld, Fürsprecher, Schild bringen. Die höchste Gerechtigkeit, die vor Gott gilt und besteht, 2. Kor. 5, 21. Kleider des Heils oder Rock der Gerechtigkeit

Jes. 61, 10. Das hochzeitliche Kleid. „Christi Blut und Gerechtigkeit —“.

Str. 7: Meine Seele soll vom Sündenschlafe erwachen und in das Bild Jesu verklärt, ihm ähnlich werden. 2. Kor. 3, 18. Dein Leben sei mir einzig bewußt = durchdringe mich und bilde mein Herz und Leben nach deinem Vorbilde um. Gal. 2, 20.

Str. 8: Eingegangen in das Heilige = in den Himmel. Hebr. 9, 12. Von der höllischen Herrschaft entbunden = erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt das Teufels. Abba = lieber Vater. Röm. 8, 15.

Str. 9: Volles Gnügen = an allem genug Joh. 10, 11. Frische Weide Ps. 23, 2. Jesus, der gute Hirt = Joh. 10, 12. Im Glauben erblicken = ansehen, haben und halten. Das Ansehen der ehernen Schlange brachte Genesung.

Str. 10: Prüf, erfahre = Ps. 139, 23. 24. Gieb, daß ich hier alles nur achte für Spott (ursprünglich Kot) = Phil. 3, 8 „Denn ich achte es alles für Schaden —“.

3. Hauptgedanke und Gliederung. Eins ist not zu unserem Heil und Glück; nur in Jesu ist's zu finden; in ihm ist alles Suchen und Sehnen erfüllt und gestillt. Str. 1: Der hohe Wert des Einen, was not ist. Str. 2: Nicht bei einer Kreatur, nur in dem Gottmenschen Jesu ist's zu finden. Str. 3: Maria fand es zu Jesu Füßen in inniger Hingabe an ihn. Str. 4: Nach ihrem Beispiel will ich Jesu treulich nachfolgen. Str. 5: Dann wird er mir zur Weisheit, Str. 6: zur Gerechtigkeit, Str. 7: zur Heiligung, Str. 8: zur Erlösung. Str. 9: In der Glaubens-Gemeinschaft mit Jesu habe ich die Fülle des Glückes. Str. 10: Nur in treuer Liebe, aufrichtigem Wandel und Verachtung alles Irdischen gewinne ich Jesum und habe damit das Eine, was not ist.

4. Eigentümliches in Form und Inhalt. Der Dichter Joh. Heinr. Schröder († 1699 als Pfarrer in Meseberg bei Wolmirstedt) ist tief gegründet in der Schrift, tief erfahren in dem Heiligungsleben der Seele und sehr gewandt in der Sprache. Die erste Strophenhälfte hat trochäische, die zweite daktylische Verse, ein in Kirchenliedern selten angewandtes Metrum. Das Lied erschien 1697 gedruckt im Halleschen Gesangbuche. Man hält es mit Recht für die Krone der Heiligungslieder. Gründlicher und inniger, tiefer und vielseitiger ist das Wort vom „Einen, was not ist —“, das „unum necessarium“ des Amos Comenius und auch Bugenhagens Wahlspruch, weder vor- noch nachher ausgelegt worden. Die Heiligung besteht in der Abwehr von der Welt und ihrer Lust und in der Hingabe an Jesum. Er hat durch seinen Opfertod das Heil, die höchste Gerechtigkeit und Seligkeit erworben, und er schenkt sie uns, wenn wir ihn in herzlicher Liebe suchen, im Glauben sein Verdienst uns aneignen und in Treue und Einfalt seinem Wandel folgen.

III. **Erweiterung des Kreises.** Das Lied: „Eins ist not —" in seinem Verhältnis zur Heilsordnung: Berufung und Erwählung in Str. 1—4. Selbstprüfung, Buße und Bekehrung in Str. 10 und 8. Glaube und Rechtfertigung Str. 6. Heiligung und Nachfolge Jesu Str. 7. Jesusliebe und Erhaltung im Glauben Str. 9. — Am vollständigsten ist die Ausführung des göttlichen Heilsplanes und die ganze Heilsordnung besungen in dem Lutherliede „Nun freut euch, lieben Christen g'mein —" (Nr. 246) und in Paul Speratus' Liede: „Es ist das Heil uns kommen her —" (Nr. 237). Ersteres ist ein kerniges Danklied für die höchsten Wohlthaten Gottes in Christo, letzteres eine klare Darlegung der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben nach Römer 3, 28. Ist der Sprachfluß der beiden Lieder auch manchmal holperig, durch Stromschnellen und Felsblöcke eingeengt, so ist doch der Inhalt hochbedeutsam, ein klares, kleines Evangelienbuch.

Christus als Feldherr ruft alle Christen zu seiner Nachfolge und zum Kampfe mit den Feinden der Seele in dem Liede: Mir nach! spricht Christus, unser Held — von Joh. Scheffler. Bibl. Grundlage: Mtth. 16, 24—26 „Will mir jemand nachfolgen —" und: Mtth. 11, 24—30 „Kommt her zu mir —". Gedankengang: Str. 1: Christus, unser Held (1. Mos. 49, 10. Jes. 9, 6) fordert alle zur Nachfolge, d. h. zur Selbstverleugnung und Weltflucht, auf; Str. 2: nennt sich das Licht und den Weg (Joh. 8, 12. Joh. 14, 6); Str. 3: das Vorbild der Demut, Sanftmut, Liebe und Gottergebenheit; Str. 4: den Herzensarzt und Seelenführer; Str. 5: das Vorbild der Tapferkeit und den Kampfesbeistand; Str. 6: mahnt zur Rettung der Seele in treuer Nachfolge des bewährten Feldherrn. Str. 7: Wir geloben treue Nachfolge, um die Krone des Lebens zu gewinnen (Offb. 2, 10). Oder: Das Thema ist der Ruf des himmlischen Feldherrn: Folget mir nach! a) Der Ruf und seine Forderung (Str. 1), b) Wesen und Beistand des Anführers (Str. 2—5), c) Kampfpreis (Str. 6), d) Treugelöbnis (Str. 7).

Das Bußgefühl findet seinen tiefsten und ergreifendsten Ausdruck in dem Lutherliede: Aus tiefer Not schrei' ich zu dir — (Nr. 213). Bibl. Grundlage Ps. 130 „Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu dir —". Der alttestamentliche Psalm ist durch Luthers Herz gegangen und zu einem neutestamentlichen Bußpsalm geworden. Grundgedanke: Gottes Gnade ist größer als unsere Sünden. Gedankengang: Str. 1: Ich bekenne meine vielen und schweren Sünden; Str. 2: verlasse mich nicht auf eigenes Thun, sondern allein auf Gottes Gnade; Str. 3: finde einzig Trost in der göttlichen Gnadenzusagung; Str. 4: verzweifle auch nicht, wenn Gott mit der Vergebung lange ausbleibt; Str. 5: weiß, daß seine Macht und Gnade keine Grenzen hat. — Ähnlichen, tief erschütternden Bußklang hat das Beichtgebet: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ — (Nr. 212) von Joh. Schneesing († 1567 als Pfarrer in Friemar bei Gotha). Das

Lied besteht aus einer Anrede an den Sünderheiland, aus den Bitten um Sündenvergebung und neues geheiligtes Leben und einer Lobpreisung des dreieinigen Gottes. Unter den vielen Bußliedern der Kirche nehmen einen hervorragenden Platz ein das Joh. Heermannsche So wahr ich lebe, spricht mein Gott —, eine dringende Mahnung (nach Augustin, Ps. 95, 7 u. a.), die Buße nicht aufzuschieben, und: Ich will von meiner Missethat — von der Kurfürstin Luise Henriette — über die Tiefe des Sündenelends und den Reichtum der göttlichen Erbarmung.

Glaube und Rechtfertigung finden den kräftigsten Lehrausdruck in Paul Speratus' Liede: Es ist das Heil uns kommen her — (Nr. 237), den mutigsten Willensausdruck in P. Gerhardts: Ist Gott für mich, so trete — (Nr. 242), nach Röm. 8, 31—39) und den tief innigsten und hoch poetischen Gefühlsausdruck in Joh. Andr. Rothes († 1758 als Pfarrer zu Thommendorf bei Bunzlau): Ich habe nun den Grund gefunden — (Nr. 239). Bibl. Grundlage: 1. Kor. 3, 11 „Einen andern Grund —", Ebr. 6, 19 „Wir haben einen sichern und festen Anker —", 1. Tim. 1, 15 „Das ist je gewißlich wahr —". Grundgedanke: Der göttlichen Barmherzigkeit danke ich allein meine Rettung. Gedankengang: a) Wo ist der Ankergrund unseres Glaubens? (Str. 1 bis 4). b) Welchen Trost gewährt er (Str. 5—8)? c) Wozu verpflichtet er mich? (Str. 9. 10.) — Ähnlich nach Grundlage, Form und Inhalt ist das schöne Lied von Phil. Hiller: Mir ist Erbarmung widerfahren — (Nr. 245).

Unter den Heiligungsliedern, die von der Erneuerung des Sinnes und Wandels durch den Glauben in der Liebe handeln, steht: Eins ist not — voran. Von den Liedern der ältesten Periode sei erwähnt: Ich ruf' zu dir, Herr Jesu Christ — von Joh. Agricola († 1566 als Hofprediger in Berlin). Nach demselben soll sich die Heiligung im Glauben beweisen und bewähren in der Pflichterfüllung, in der Nächstenliebe, in der Feindesliebe, in Leiden, Not und Tod, in innern Anfechtungen. Siegm. v. Birken († 1681) dichtete als kurzen Inbegriff eines rechten Christenlebens: Lasset uns mit Jesu ziehen — (Nr. 275) nach dem Worte des Thomas Joh. 11, 16 „Lasset uns mit Jesu ziehen, daß wir mit ihm sterben". Den Heiligungskampf schildert Joh. Heinrich Schröder in dem schwungvollen Liede: Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens — (Nr. 272) und Joh. Burch. Freystein in dem ergreifenden, tiefernsten Liede: Mache dich, mein Geist, bereit — (Nr. 276). Letzteres hat als bibl. Grundlage Matth. 26, 44 „Wachet und betet —" und Eph. 6, 18 „Betet stets in allem Anliegen —", als Grundgedanken: Wachsamkeit und Gebet bewahren die Seele vor Sicherheit und schützen gegen die Lockungen des Teufels, der Welt und des Fleisches.

Gellert findet in: So jemand spricht, ich liebe Gott —

(Nr. 291) nach 1. Joh. 4, 20 die Heiligung hauptsächlich in der Bethätigung wahrer christlicher Nächstenliebe.

Die Erhaltung im Glauben und heiligen Leben ist nur möglich durch eine innige Jesusliebe; dieselbe findet ihren schönen poetischen Ausdruck in den Jesusliedern. Zu den älteren gehört Philipp Nicolais erhabenes: Wie schön leuchtet der Morgenstern — (Nr. 326) mit seiner hinreißenden Melodie. Bibl. Grundlage: Ps. 45 „Mein Herz dichtet ein feines Lied —". Hauptinhalt: „Ein herzliches Brautlied der gläubigen Seelen von Jesu Christo, ihrem himmlischen Bräutigam". Gedankengang: Str. 1: Jesus ist der himmlische Bräutigam aus Davids Stamm (Jes. 11, 1—2); Str. 2: das wahre Himmels-Manna (Matth. 13, 46. Ps. 119, 103. Joh. 6, 48). Str. 3: Nach seiner Liebe sehnt sich mein Herz (Offb. 21, 11. 18. Eph. 5, 30); Str. 4: nach der innigsten Vereinigung mit ihm (Matth. 11, 28. Gal. 5, 24). Str. 5: Des Vaters Liebe hat mich zur Braut des Sohnes bestimmt (Joh. 3, 16. Joh. 10, 28). Str. 6: Darob jubelt die selige Seele (Eph. 5, 19. Offb. 5, 8). Str. 7: In Freude und Hoffnung wartet sie auf die letzte Vollendung (Offb. 1, 8. Offb. 22, 20).

Der zweiten Periode gehören an: Meinen Jesum lass' ich nicht — (Nr. 313) von Christian Keimann und: Jesus, Jesus, nichts als Jesus — (Nr. 309) von Ludäm. Elisabeth Gräfin von Schwarzburg. Beide sind Akrosticha und dabei doch voll natürlicher, schlichter Frömmigkeit. Von dem Convertiten Scheffler haben sich folgende innige Jesuslieder in den evangelischen Gesangbüchern erhalten: Liebe, die du mich zum Bilde — (Nr. 310), Ich will dich lieben, meine Stärke — (Nr. 306) und: Ach, sagt mir nichts von Gold und Schätzen — (Nr. 296). Von großer Kraft und Schönheit ist auch das Lied: Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen — (Nr. 327) von W. Chr. Dreßler († 1722 als Konrektor in Nürnberg). Biblische Grundlage: Röm. 8, 28—35 „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben —". Grundgedanke: Wahre Seelenruhe findet sich nur in Jesu. Gedankengang: Str. 1: Bei Jesu ist Himmelsruhe in der Unruhe des Erdenlebens. Str. 2: Er ist ein wahrer, die Welt ein falscher Freund; Str. 3: ein Schutz- und Bergeort in Gewissensangst; Str. 4: ein Führer, Speise und Trank auf der Wüstenwanderung des Lebens; Str. 5: ein Tröster in Todesnot; Str. 6: meine einzige Freude und Ruhe hier und dort.

Von Gerh. Tersteegen haben wir das viel gesungene rührende Jesuslied: Ich bete an die Macht der Liebe — (Nr. 305). Mein Herz sucht ihn, meine Freude, Ruhe, mein einzig Gut, und damit Verklärung in seiner Liebe, und seine Liebe sucht mich. Sein Name ist der Liebe Quell, aus dem alle Bächlein der Freude hier und dort entspringen. Novalis (Frd. v. Hardenberg, † 1801) dichtete die ergreifenden Jesuslieder: Was wär' ich ohne dich gewesen — (Nr. 323) und: Wenn ich Ihn nur habe — (Nr. 324).

IV. **Übung und Befestigung des Stoffes durch Aufgaben.**

Der Pietismus (Speners und Aug. Herm. Franckes) und die Brüdergemeinden in der Kirchengeschichte. — Die erste schlesische Dichterschule in der Litteraturgeschichte. — Joh. Schefflers Bedeutung. — Die Pegnitzschäfer und die sprachreinigenden Gesellschaften. — Der Einfluß des 30jährigen Krieges auf die Litteratur. — Wie stehen die Lieder des erweiterten Kreises mit dem typischen „Eins ist not —" in innerem Zusammenhange? — Welche verschiedenen Seiten der Buße beleuchten die einzelnen Bußlieder? — Welche gehören den einzelnen Perioden an? — Vergleichung von „Eins ist not —" und „Jesu, hilf siegen —!" Die einzelnen Heiligungs- und Rechtfertigungslieder sind durch biblische Geschichten zu illustrieren! — Die biblischen Anklänge in „Ich will von meiner Missethat —!" „Ich habe nun den Grund gefunden —", „Mache dich, mein Geist, bereit —" und „Wie schön leuchtet der Morgenstern —" sind aufzusuchen! —

## D. Das Alltagsleben im Lichte der Kirche.

I. **Vorbereitung.** Das Leben als Beweismittel für die Lehre, die That als Frucht des Gedankens. Das Alltagsleben in Familie und Beruf, Freude und Leid, Liebe und Haß, Arbeit und Ruhe, Haus und Staat, Krieg und Frieden, Krankheit und Tod. Die Verzweigung der Arbeit. Das 4. bis 10. Gebot und ihre Pflichten! — Die menschheitlichen Beziehungen und Pflichten nach der 4. Bitte! — Die Übel der Erde nach der 7. Bitte! — Die letzten Dinge nach dem 3. Artikel! —

II. **Typische Behandlung** von Joh. Heermanns Lied: O Gott, du frommer Gott —.

1. Biblische Grundlage. Jak. 1, 17 „Alle gute Gabe —". Salomos Gebet 1. Kön. 3.

2. Hauptinhalt. „Ein tägliches Gebet, welches lehrt recht glauben, christlich leben, geduldig leiden und selig sterben" (Engeln).

3. Biblische Beleuchtung einzelner Ausdrücke. Str. 1: Frommer, d. h. zuverlässiger, treuer Gott Ps. 25, 8; Ps. 92, 16. Brunnquell guter Gaben, d. h. unerschöpflich im Gabenspenden Jak. 1, 17. Ohn' den nichts ist = er ist der Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Unverletzte, d. h. von der Sünde unbeschädigte Seele Apostg. 24, 16. Rein, d. h. unbeflecktes Gewissen Hiob 27, 6.

Str. 2. Mit Fleiß = mit Eifer und aus allen Kräften Röm. 12, 11. Stande = Amt, Beruf, Stellung. Bald = ohne Aufschub und Zögern. Es gerate wohl Ps. 1, 3; Ps. 118, 25.

Str. 3. Unnützes Wort = das keinen Nutzen schafft Matth. 12,36. Amt = Berufspflicht 1. Kön. 3, 9. Nachdruck = überzeugende Kraft. Ohn' Verdruß = ohne daß es andere verdrießt und ärgert Eph. 4, 29.

Str. 4. Gefährlichkeit = drohende Übel. Kreuz = Leiden um des Herrn willen. Tragen = Mtth. 10, 28; Ps. 68, 20. 21. Mit Sanftmut überwinden Mtth. 5, 5. 44. Guten Rat erfinden, d. h. ausfindig machen Jak. 1, 5.

Str. 5. So weit es christlich ist, d. h. mit Jesu Sinn und Gebot sich verträgt Röm. 12, 18. Von unrechtem Gut nichts untermenget Hab. 2, 6. Jer. 22, 15.

Str. 6. Mein Leben höher bringen = zu hohen Jahren kommen; „auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden". Saurer Tritt = allerlei Beschwerden Ps. 90, 10. Ins Alter bringen Ps. 71, 9. Gieb Geduld bei den Gebrechen des Alters. Mit Ehren graues Haar Spr. 16, 31.

Str. 7. Auf Christi Tod abscheiden = im Vertrauen auf das Verdienst seines Todes Apostg. 7, 58. Bei frommer Christen Grab, also auf dem Gottesacker 1. Mos. 47, 30.

Str. 8. Jener Tag = der jüngste Tag. Laß hören deine Stimm', welche die Toten aus den Gräbern ruft Joh. 5, 28. 29. Schön verklärt Phil. 3, 21. Auserwählter Hauf = die Gemeinschaft der Seligen.

4. Gedankengang. Str. 1: Wir bitten Gott, den Spender alles Guten, um Gesundheit des Leibes und der Seele; Str. 2: um pünktliche, fleißige Pflichterfüllung; Str. 3: um weise, wirksame Rede; Str. 4: um Mut in Trübsal und Sanftmut im Verkehr; Str. 5: um friedlichen und ehrlichen Erwerb; Str. 6: um Geduld in den Beschwerden des Alters, Str. 7: um ein christliches Ende und ein ehrliches Begräbnis; Str. 8: um eine selige Auferstehung.

5. Zur Geschichte des Liedes. Joh. Heermann dichtete dies Lied unter den unablässigen Schmerzen eines lebenslänglichen Siechtums, unter allerlei Kränkungen von andern, Kriegsdrangsalen und dergl. als sein tägliches Gebet. Reiche Herzens- und Lebenserfahrung, frommer Christensinn und stille Ergebung spricht aus dem schönen Liede, das wohl eine „christliche Ethik im kleinen" genannt worden ist. Es hat zwar statt der metrischen Form der alten Kirchenlieder den Alexandriner, aber die Sprache fließt klar, durchsichtig, innig und zierlich dahin. Die Unruhe der Zeit und die Schmerzen des Dichters sind tief unter seiner klaren, ruhigen Flut begraben. — Mit der 2. Strophe zogen die Krieger des großen Friedrich in die Leuthener Schlacht. Die 3. Strophe ist schon manchem zum „Mundschloß und Zungenarzt" geworden. Fast jede Strophe ist umschattet von lieblichen historischen Zügen ihrer gesegneten Wirksamkeit.

III. **Erweiterung des Kreises.** Das Lied „O Gott, du frommer —" in seinem Verhältnis zu der ganzen Gruppe: An Str. 1 und 2 lehnen sich die Morgen- und Abendlieder, an Str. 2, 3 und 5 die Berufslieder, an Str. 4, 5 und 6 die Kreuz- und Trostlieder, an Str. 7 und 8 die Sterbe- und Begräbnislieder.

Unter den Morgenliedern steht voran: Wach auf, mein Herz, und singe — (Nr. 383) von Paul Gerhardt. Biblische Grundlage: Ps. 57, 8—12 „Mein Herz ist bereit, Gott, mein Herz ist bereit, daß es lobe und singe —". Hauptinhalt: Der Christ bringt Gott sein Morgenopfer dar in Lob und Dank, in Bitte und Gebet. Gedankengang. Str. 1: Erwache, Herz, und lobsinge deinem Schöpfer, Erhalter und Regierer! 1. Artikel! Jak. 1, 17; Ps. 121, 3—8. Str. 2: Er hat dich in der dunkeln Nacht behütet; Ps. 121, 5—7; Str. 3: den bösen Feind unschädlich gemacht; Ps. 27, 1; Str. 4: mir einen neuen Tag geschenkt. Str. 5: Mein Dankopfer sind Gebet und Lieder Ps. 50, 14; Eph. 5, 19. 20. Str. 6: Du Allwissender, kennst ihren Wert; 1. Sam. 16, 7. Str. 7: Schütze mich heute durch deinen Engel! Ps. 34, 8; Ps. 91, 11. 12. Str. 8: Segne meine Arbeit! Str. 9: Wohne in meinem Herzen! Joh. 14, 23; Mtth. 4, 4.

Gott des Himmels und der Erde — (Nr. 374) von Heinrich Albert ist eine sinnige, tiefsinnige Umdichtung des Lutherschen Morgensegens und eins der am meisten gesungenen und gebeteten Morgenlieder. Von besonderer Tiefe und Schönheit ist Joachim Langes: O Jesu, süßes Licht — (Nr. 381). Die heilige Jesusnähe als Schutz gegen Sünde und Unfall und als Triebkraft eines geheiligten Lebens ist nirgends schöner besungen worden.

Unter den neuern Morgenliedern nimmt Gellerts: Mein erst Gefühl sei Preis und Dank — (Nr. 378) immer noch den ersten Platz ein. Es spricht im Tone der Betrachtung die frommen Gefühle eines Christen am Morgen aus, bewundert und preist Gottes Obhut (Str. 1—6) und bittet ihn um Schutz und Segen für den Tag (Str. 7—12).

Das bekannteste Tischlied ist Ludw. Helmbolds: „Nun laßt uns Gott dem Herrn —" (Nr. 386). Es sagt Gott Dank für Leibes- und Seelenspeise.

Zu den älteren Abendliedern gehört: Christ, der du bist der helle Tag — (Nr. 390) von Erasmus Alberus († 1553 als Generalsuperintendent in Neubrandenburg). Aus der Periode der Zeugnislieder haben wir das schöne P. Gerhardtsche Abendlied: Nun ruhen alle Wälder — (Nr. 399) nach der Volksmelodie: Innsbruck, ich muß dich lassen —. Biblische Grundlage: Ps. 4, 9 „Ich liege ganz mit Frieden —" und Ps. 62, 6—9 „Meine Seele harret nur auf Gott —". Ps. 63, 7. 8 „Wenn ich mich zu Bette lege —". Hauptinhalt: Irdisches und Himmlisches ist in einer frommen Abendbetrachtung einander gegenüber gestellt; die irdischen Erscheinungen am Abend werden in das Licht der Ewigkeit gerückt. Gedankengang: Str. 1: Die Natur ruht, die Seele erwacht zum Lobe. Str. 2: Die irdische Sonne verschwindet, die Herzenssonne geht auf. Str. 3: Die Sterne erscheinen am Himmel; so hoff' ich einst vor Gott zu stehen. Str. 4: Die Kleider lege ich ab, den Rock der Gerechtigkeit zieht mir Christus an. Str. 5: Die

Arbeit endet jeden Abend, der Kampf mit der Sünde erst am Lebensende. Str. 6: Die müden Glieder sinken ins Bett, der müde Leib einst in die Erde. Str. 7: Die Augen fallen zu, Gott aber bewacht Leib und Seele. Str. 8: Jesus breitet gleich der Henne seine Flügel über seine Küchlein und macht die Anschläge des Satans zu Schanden. Str. 9: Meine Lieben befehl' ich Gottes Schutz, und er schützt sie durch seine Helden. —

Von großer Schönheit und Kraft ist Joh. Rists Abendlied: Werde munter, mein Gemüte — (Nr. 404) nach Ps. 36, 6—13 „Herr, deine Güte reichet, so weit der Himmel ist —".

Gottes Hirtentreue am Abend besingt Benjamin Schmolcke in: Hirte, deiner Schafe — (Nr. 398), die rechte Abendstimmung Gellert in: Herr, der du mir das Leben — (Nr. 395), den rechten Kindersinn der fromme Wandsbecker Bote Matthias Claudius in: Der Mond ist aufgegangen — (Nr. 392).

Von den Haus- und Berufsliedern seien erwähnt: Alles ist an Gottes Segen — (Nr. 425) von einem unbekannten Verfasser. Es lehnt sich an Ps. 127, 1. 2 „Wo der Herr nicht das Haus bauet —" und zeigt, wie alles in der Berufsarbeit von Gottes Segen abhängt.

Spitta: O selig Haus, wo man dich aufgenommen — (Nr. 410, vergl. Bd. III, S. 279!). Paul Flemings köstliches Reiselied: In allen meinen Thaten — (Nr. 450), in dem sich kindliche Ergebenheit in Gottes Rat und Willen sowie mutige Entschlossenheit zur That ausspricht.

Besonders groß ist die Zahl der Kreuz- und Trostlieder für die verschiedenen Lagen des Lebens. Die bekanntesten und schönsten sind die folgenden:

Ludw. Helmbolds: Von Gott will ich nicht lassen — (Nr. 463) nach Ps. 73, 23 „Dennoch bleib' ich stets an dir —", ein Treugelübde von großer Innigkeit und Schönheit. Es ist wie mit lauter güldnen Fäden biblisch durchschossen.

Georg Neumarks: Wer nur den lieben Gott läßt walten — (Nr. 471) nach Ps. 55, 23 „Wirf dein Anliegen auf den Herrn —", „ein Trostlied, daß Gott einen jeglichen zu seiner Zeit versorgen und erhalten will".

Samuel Rodigasts verwandtes: Was Gott thut, das ist wohlgethan — (Nr. 466) nach 5. Mos. 32, 4 „ein Amen der vertrauenden Seele zu allen Wegen Gottes und Entschluß derselben, in dieser Zuversicht unerschütterlich zu verharren".

Paul Gerhardts unvergleichliches: Befiehl du deine Wege — (Nr. 428) ein Akrostichon auf Ps. 37, 5 „Befiehl dem Herrn deine Wege —" ein Lied in höherem Chor, „aus dem erklinget die getroste Zuversicht eines Gotteskindes im Kreuz auf die väterliche Fürsorge und Regierung Gottes, die gewiß alles zu einem seligen Ziele führt, zugleich ein Aufruf zu gleicher Zuversicht". Gedankengang: Str. 1: Gott lenkt den Himmel, auch deinen Fuß (Ps. 104, 2—4). Str. 2: Trau

dem Herrn und bete! (Jer. 17, 7; Mtth. 7, 7). Str. 3: Er hat Rat und That (Mtth. 6, 32; Spr. 8, 14), Str. 4: Mittel und Wege (Ps. 33, 9—11). Str. 5: Kein Feind hält ihn auf (Jes. 45, 24). Str. 6: Hoffe und vertraue auf seine Hilfe! (Ps. 55, 23). Str. 7: Wirf deine Sorgen auf ihn, den weisen Regenten! (1. Petr. 5, 7). Str. 8: Er wird dich wunderbar erretten (Jes. 28, 29). Str. 9: Läßt er dich mit der Hilfe warten, so verzage nicht (Jes. 54, 7. 8). Str. 10: Bleibst du treu, so befreit er dich von deiner Last (Röm. 8, 28). Str. 11: Die Treue wird gekrönt (Off. 2, 10). Str. 12: Hilf uns, o Herr, aus aller Not und führe uns zum Himmel! (Ebr. 12, 12. 13; 2. Tim. 4, 18).

Gellerts: Auf Gott und nicht auf meinen Rat — nach Psalm 73, 24—26 und Spr. 3, 5. 6 „Verlaß dich auf den Herrn —".

Von den letzten Dingen (Tod, Grab und Ewigkeit) handelt eine große Zahl von Liedern. In die älteste Periode gehören: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen — (Nr. 503) von Dr. Luther nach einer alten lateinischen Todeshymne gedichtet als der Christen Glaubenstrost in der Anfechtung des Todes und Gerichts. — Nun laßt uns den Leib begraben — von Mich. Weiß nach einem alten Märtyrerliede, ein christlich Trostlied bei Begräbnissen. — Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott — (Nr. 491) von P. Eber, ein Sterbelied von wunderbarer Kraft, das viele in Todesnot getröstet hat.

In die zweite Periode gehören: Wachet auf, ruft uns die Stimme — (Nr. 529) von Phil. Nikolai nach Mtth. 25, 1—13, ein machtvolles Lied im höhern Chor, das den Tod als das Heimholen der Braut, die Ewigkeit als die Hochzeit des Lammes besingt und zur Wachsamkeit mahnt. — Christus, der ist mein Leben — (Nr. 484) nach Phil. 1, 21 „Christus ist mein Leben —", ein Lied, wie wenige geeignet, um in die rechte Sterbebereitschaft zu versetzen und den dunkeln Todesweg zu erhellen.

Valet will ich dir geben — (Nr. 506) von Val. Herberger nach 2. Kor. 5, 1—10, ein Akrostichon auf den Namen Valerius, ein tiefsinniges, glaubensfrohes Abschiedslied von der Welt.

Jerusalem, du hochgebaute Stadt — (Nr. 521) von Matth. Meyfart, ein Lied voll Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem, mit einer markigen Melodie.

Alle Menschen müssen sterben — (Nr. 482) von Gg. Albinus nach 1. Petr. 1, 24. 25 und Ps. 103, 15—17, ein Begräbnislied voll freudiger Todeszuversicht.

Von den gottinnigen Jesusliedern gehört hierher: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende — (Nr. 509) von Äm. Jul. v. Schwarzburg-Rudolstadt mit dem schönen Refrain: „Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut".

Zu den Betrachtungsliedern zählt Gellerts bekanntes Sterbelied: Meine Lebenszeit verstreicht — (Nr. 501), zu den gläubigen Stimmungsliedern der neuen Zeit E. M. Arndts: Geht nun hin und grabt mein Grab — (Nr. 490) und Knaks Lied der Himmelssehnsucht: Laßt mich gehn — (Nr. 522).

IV. **Aufgaben zur Befestigung.** Wie und wo finden sich in den Liedern der letzten Gruppe die Vorstellungen: Tageszeiten, Gottes Segen bei der Arbeit, redlicher Erwerb, Gesundheit und Krankheit, gut Gewissen, guter Name, ehrliches Alter, treue Pflichterfüllung, Vorsicht mit dem Wort, Mut in Gefahr, Geduld im Kreuz, Sanftmut gegen Feinde, Friedfertigkeit im Verkehr, seliger Tod, christliches Begräbnis, selige Auferstehung, Todespein und Auferstehungshoffnung? — Einzelne Lieder wie „Wachet auf, ruft uns die Stimme —“, „Alle Menschen müssen sterben—“, „In allen meinen Thaten —“ ꝛc. sind biblisch zu illustrieren! — Vergleichung von „Was Gott thut, das ist wohlgethan —“ und „Wer nur den lieben Gott läßt walten —“! Wo im Katechismus fänden die einzelnen Lieder ihren Platz? — Wo und wann werden sie im kirchlichen Leben besonders gebraucht? —

Fr. Polack.

# Fr. Gottlieb Klopstock.

## (Ausgewählte Oden.)

Litteratur: H. Düntzer, Klopstocks Oden erläutert, Wenigen-Jena. 1860, Heft I—VI. — Desselben Ausgabe: Oden von Fr. G. Klopstock. Auswahl, mit Einleitung und Anmerkungen. 2. Aufl. Leipzig 1881. — R. Hamel, Klopstocks Werke; III. Teil Oden, Epigramme und geistliche Lieder (Auswahl). Berlin und Stuttgart (in der deutschen National-Litteratur von J. Kürschner). — R. Boxberger, Klopstocks Oden und Epigramme, mit Einleitung und kurzen Anmerkungen. Berlin, G. Hempel. — Veraltet sind Vetterlein, Klopstocks Oden und Elegien; Leipzig 1883; 3 Bde. und Gruber, Klopstocks Oden, 2 Bde. 1831. — Einzelne Oden behandeln: M. W. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert. Leipzig 1846. Teil II. — C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Leipzig 1865. — C. Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen. Kassel 1880. Teil III.

---

### Vorbemerkung.

Indem wir ausdrücklich auf unsere Vorbemerkungen zu den in der ersten Abteilung dieses Bandes S. 261 ff. gegebenen Erläuterungen des Messias, sowie auf die Vorerinnerung zu dieser Abteilung S. 3 verweisen, wiederholen wir zunächst, daß auch bei der Behandlung der Oden Klopstocks für uns der unterrichtliche Gesichtspunkt maßgebend,*) und demgemäß auch hier die Beantwortung der Fragen entscheidend ist: wie kann ich ein persönliches Verhältnis des Schülers zu dem Objekt herstellen; wie demgemäß die entgegenstehenden Hemmnisse am schnellsten beseitigen; wie in ihm unter steter Anknüpfung an die bereits vorhandene Erfahrungswelt eine neue begründen; wie in seinem Geiste auch hier eine Welt von gehaltvollen, sich an einander schließenden Vorstellungen aufbauen, in sein Gemüt eine reiche Fülle von nachhaltig wirkenden Eindrücken senken; wie zu diesem Zweck die Oden-Poesie Klopstocks so verwerten, daß zugleich mit der Einführung in das Charakteristische und Wertvollste dieses Objekts noch ein anderes in dem Subjekt des Schülers erreicht wird, nämlich die

---

*) Darin wird sich unsere Behandlung von derjenigen der sonstigen Kommentare unterscheiden.

zielbewußte Förderung seines geistigen Wachstums und der planmäßige Auf- und Ausbau einer bestimmten Gedankenwelt.

Diese Gesichtspunkte in erster Linie, nicht die litterargeschichtlichen, welche eine relative Vollständigkeit in der Darbietung des Materials oder die Nachweisung des inneren Entwicklungsganges in dem Dichter in den Vordergrund stellen könnten, bestimmen zunächst schon unsere Auswahl. Die Klopstockſche Oden-Poesie ist wie überhaupt dem modernen Geschmack, so auch demjenigen des Schülers von vornherein wenig sympathisch; aber Aufgabe ist doch wohl, sie ihm und zwar auf die naturgemäßeste Weise symphatisch zu machen. Wo nun ein persönliches Verhältnis des Schülers zu dem Stoff der Oden gar nicht, oder nur sehr mühsam zu gewinnen sein würde, sehen wir von ihm ab, unbekümmert um das Schul-Herkommen und um die Urteile litterargeschichtlicher Leitfäden. Da dem Schüler die Ebert, Cramer, Rabener, Giseke, Rothe, Olde, Kühnert, Schmidt, Joh. Adolf und Joh. Elias Schlegel u. s. w. völlig gleichgiltig sind, und im Vergleich zu andern Persönlichkeiten auch gleichgiltig bleiben können, so geben wir z. B. die Wingolf-Oden, sowie die Ode an Giseke und an Ebert, auch wenn W. Herbst sie zu den hervorragendsten rechnet, und die Mehrzahl der anderen Sammlungen sie behandelt, unbedenklich preis. Aber auch Stoffe, welche sich sonst wohl in den Zusammenhang der übrigen hineinfügen würden, wie z. B. die Oden „Braga“ und „Die Kunst Tialfs“ in die Gruppe der den Eislauf feiernden Gedichte, lassen wir bei Seite, wenn sie wie dort durch die Fülle fremdartigsten, mythologischen Stoffes die geistige Aneignung unverhältnismäßig erschweren.

Anderseits behandeln oder berühren wir Oden, welche selbst manche Ausgaben derselben unberücksichtigt gelassen haben, wofern ihr Inhalt für die vollere Herausstellung der in dem Schüler aufzubauenden Gedankenwelt bedeutsam erschien.

Indem wir überall zugleich auch auf den didaktischen Wert sehen, unterscheiden wir darnach 1. Hauptoden, 2. Nebenoden, 3. einzelne den übrigen Oden entnommene Ergänzungsstoffe, und suchen durch gruppierende Verbindung dieser Elemente größere „Einheiten“ zu erzeugen. Die Ergänzungsstoffe sind uns aber nicht immer Ergänzungen im Sinne eines Abschlusses, sondern ebenso oft auch Ausgangspunkte im Sinne einer Vorbereitung, wofern eine derartige Anordnung der leichteren Aneignung durch den Schüler förderlich scheint. Daß dann zuweilen mit dem Ausschnitt aus einer Ode begonnen wird, mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, liegt aber in dem Plan einer allmählichen Einführung in das Ganze, nämlich in die Eigentümlichkeit der Klopstockschen Oden-Poesie und dient dem allmählichen Aufbau eines bestimmten, den Oden entnommenen Gedankenkreises.

Ebenso sehen wir in den Erläuterungen von einer durch litterargeschichtliche Rücksichten bestimmten Vollständigkeit ab und stellen in knappster Auswahl und nur andeutend das zusammen, was ein fruchtbarer Unterricht nach unserer Ansicht dem Schüler zu bieten haben würde. Für denselben hat vieles, was zur Geschichte der Entstehung der einzelnen Oden und ihres Textes gehört, unter dem philologisch-kritischen Gesichtspunkt auch von hoher Bedeutung sein kann, gar keinen oder nur sehr geringen und sehr bedingten Wert. In dieser Beziehung ist auf den Kommentar von Düntzer zu verweisen, an welchem der Lehrer bei der Behandlung der Oden Klopstocks überhaupt nicht wird vorübergehen dürfen. Für uns handelt es sich um Umprägung des fachwissenschaftlichen Materials in schulwissenschaftliche

Münze.*) Wir wünschen mit unseren Erläuterungen, ebenso wie früher mit denjenigen zum Messias dem Lehrer einen Wegweiser (γνώμων) an die Hand zu geben zu einer leichteren Überschau über die didaktisch-fruchtbarsten Oden, sodann eine Hilfe für eine zweckmäßige unterrichtliche Behandlung derselben.

Da das didaktisch Wertvollste stets mit dem wahrhaft Großen und Bleibenden in dem Dichter und seinen Erzeugnissen zusammenfällt, so wird es bei solcher Behandlung sogar leichter werden, als Frucht und Gewinn derselben schließlich die bedeutsamsten Züge der Klopstockschen Lyrik einheitlich herauszustellen und zusammen zu fassen.

Unsere Erläuterungen sind schon mit Rücksicht auf den Raum, der uns hier, und auf die Zeit, welche uns im Unterrichte zu Gebote steht, aber auch aus didaktischen Gründen, mit Rücksicht nämlich auf die leichtere Aneignung durch den Schüler, sehr viel knapper gehalten als die der meisten übrigen Kommentare. Um so eher werden sie dem Vorwurf entgehen, zu viel erklären zu wollen. Eine negative Kritik ist auf alle Weise vermieden, und nur in den seltensten Fällen angedeutet, damit dem Schüler die Unbefangenheit der Würdigung und des Genusses nicht verkümmert werde.**)

Ein besonderes Wort verlangt die Beantwortung der Frage: wie man sich zur Behandlung des Metrums zu stellen habe? Wir machen in Übereinstimmung mit den zuvor dargelegten Grundsätzen uns frei von der verbreiteten Meinung: es schicke sich für die höheren Schulen, zumal für Gymnasien nur eine gründlich eingehende philologische Behandlung der Metra. Wir begnügen uns, die dem Schüler bereits bekannten horazischen Metra durch ihn selbst im Klopstock „wieder erkennen"***) zu lassen, bei den übrigen aber den allgemeinen Charakter der dem Schüler fremdartigen Maße nur so anzudeuten, daß wir auch hier stets das darin bekannte heraus heben. Bei der großen Verschiedenartigkeit, in welcher gegenwärtig die antiken Maße benannt, aufgefaßt und erläutert werden, erscheint es uns wenig fruchtbar, die Klopstockschen vielfach aus veralteter Auffassung herrührenden Nachbildungen†) in eines der neueren Schemata umzugießen und vollends nach diesen die freien Umbildungen erläutern zu wollen, welche sich Klopstock mit den antiken Maßen in vielen seiner Oden erlaubt hat. Wie sich Klopstock am großartigsten in seinen freien Rhythmen zeigt, wo „ein fesselloser dithyrambischer Schwung durch die frei aufgeführten lyrischen Gebäude geht" (R. Hamel, a. a. O. Vorrede S. XIII), so wirken auch seine anderen Oden, abgesehen von denjenigen, welche in den dem Schüler bereits vertrauten Maßen sich bewegen, dann am unmittelbarsten auf ihn, wenn sie ihm nicht in der Einschnürung einer fremdartigen Kunstform entgegentreten, sondern in dem rhythmischen Wohllaut der vertrauten Muttersprache. Schon die Vorsetzung der Vers-

---

*) Vgl. des Verf. „Pädagogische und didaktische Abhandlungen" Bd. I, S. 152 und Seite 389.

**) Wir können den sonst wohl, z. B. auch von Düntzer gegen Klopstock erhobenen Ausstellungen sehr häufig nicht beitreten. — Auch scheinen uns die bisherigen „Erläuterungen" oft viel zu viel zu erklären.

***) Die ἀναγνώρισις ist ein wichtiges Element nicht nur in der poetischen, sondern auch in der didaktischen Kunstarbeit.

†) Man denke an den von Klopstock besonders geliebten Didymäus, oder an seine choriambischen Maße. Vgl. zu dem ganzen Punkt die ausführlichen Nachweisungen Düntzers, a. a. O. S. 32 ff.

maße vor die Oden, bemerkt R. Hamel a. a. O. S. XXXI sehr richtig, stört erfahrungsmäßig in dem Genuß der letzteren.

Zum Einteilungsgrunde für die folgende Anordnung machen wir nach den oben S. 4 und 7 gegebenen Erörterungen das Verhältnis der Klopstockschen Lyrik zu den drei Welten von Natur, Menschenleben (geschichtlichem Leben) und Gott, so daß wir die Oden und die denselben entnommenen Ergänzungsstoffe nach dieser Dreiheit im ganzen gruppieren, dieselben Beziehungen aber auch für die Anordnung innerhalb der dadurch geschaffenen Kreise bestimmend sein lassen. Mit diesen größeren Kreisen und kleineren Gruppen sind zugleich dann die „unterrichtlichen Einheiten" gegeben, deren Behandlung die Aufgabe hat, mit einem bestimmten Gewinn abzuschließen.

---

## A. Naturleben.

In dem großen Kreise derjenigen Oden und Ergänzungsstoffe, welche das Naturleben behandeln, sind leicht solche zu unterscheiden, die dasselbe rein gegenständlich (objektiv) schildern, von solchen, die es zu einem Träger machen der menschlichen Stimmungen. Unter den letzteren legen die einen wiederum ein rein menschliches Stimmungsleben hinein, andere das religiöse, durch die Beziehung zur Gotteswelt gegebene. Jene bringen das allgemeine, diese das religiös-geweihte **Naturgefühl** zum Ausdruck. Indem wir diesem Gange folgen, wird es, meinen wir, am leichtesten, zwischen dem Erfahrungsleben des Schülers und demjenigen des Dichters ein inneres Verhältnis zu begründen, ihn in die betreffende Gattung der Klopstockschen Lyrik einzuführen, endlich mit der Einführung in die Eigentümlichkeit des Klopstockschen Naturgefühls zu einer Klarheit über **das Wesen des Naturgefühls** überhaupt und seine Stufen von einfacher Naturbeobachtung bis zur mystischen Naturandacht zu bringen. Denn dies wird der besondere Gewinn sein müssen, welcher dem Schüler aus der Lektüre dieser Gruppe erwächst, und so wird zugleich auch die Behandlung der Oden zu einer Vorbereitung auf das Verständnis des Messias werden können.

Die Art der Darbietung erfolgt im Unterricht selbst so, daß dieselbe die Einsicht in die gegebene Gruppierung, sowie die Erkenntnis des Charakteristischen jeder Gruppe aus der gemeinsamen Arbeit mit dem Schüler herauswachsen läßt. So wird am naturgemäßesten in dem Schüler Stufe für Stufe ein geistiges Wachstum begründet werden.

### I. Völlig objektiv gehaltene Bilder in Wirklichkeit vorhandener Landschaften.

Wir beginnen mit ergänzenden, in diesem Falle vorbereitenden Stoffen (s. o. die Vorbemerkung S. 236), welche in der Wirklichkeit vorhandene Landschaftsbilder vorführen, und so

einfach gehalten sind, daß sie nur weniger Erläuterungen bedürfen, anderseits Klopstocks hohe Kunst beschreibender Darstellung und die volle Schönheit seiner Lyrik schon deutlich erkennen lassen, deshalb aber auch vortrefflich geeignet sind, den Weg zu den schwierigeren Oden von verwandtem Inhalt in zunächst anfremdender Form zu bahnen.

Dahin gehören folgende Schilderungen:

1. Der Rheinfall bei Schaffhausen in der Ode: „Aganippe und Phiala" (1764)*):

Str. 1. Wie der Rhein im höheren Thal fern herkommt,
Rauschend, als käm' Wald und Felsen mit ihm;
Hochwogig erhebt sich sein Strom,
Wie das Weltmeer die Gestade

Str. 2. Mit gehobner Woge bestürmt! Als donnr' er,
Rauschet der Strom, schäumt, fliegt, stürzt sich herab
Ins Blumengefild, und im Fall
Wird er Silber, das emporstäubt.

Str. 3. So ertönt, so strömt der Gesang, Thuiskon,
Deines Geschlechts.

Sachliches:**) Klopstock in einem Briefe vom 21. Juli 1750 im Angesicht des Rheinfalls: „Sei gegrüßt Strom, der du zwischen Hügeln herunterstäubst und donnerst, und du, der den Strom hoch dahin führt, sei dreimal, o Schöpfer, in deiner Herrlichkeit angebetet." — Ein Gleichnis: der strömende deutsche Gesang verglichen mit dem rauschenden deutschen Rheinstrom. — Landschaft: das Rheinthal von Wald und Felsen umsäumt; durch dasselbe in die angebaute Ebene rauschend, schäumend, fliegend, stürzend der wogende Strom. Höhe der Schilderung: der emporstäubende Rheinfall. — Innerhalb des Gleichnisses ein zweites Gleichnis: das die Gestade bestürmende wogende Weltmeer.

Sprachliches: Zum erstenmal hier die sehr häufig wiederkehrende Eigentümlichkeit Klopstocks, den Komparativ im Sinne eines verstärkten Positiv zu brauchen („im höheren Thal").

Poetische Form: Verwendung der asyndetischen Anordnung: „rauschet, schäumt, fliegt, stürzt". — Musikalische Wirkung des malerischen Rhythmus, wie das Gleichnis selbst sich nicht nur an das Auge, sondern auch an das Ohr wendet (rauschen, donnern).

Zur Vergleichung: das Gleichnis Ilias XI, 492 ff., Horaz c. III, 29, 36—39; Goethe, Mahomets Gesang, Strophe 1—3. F. L. Stolberg, der Felsenstrom (in Echtermeyers Auswahl (N. 400).

Metrum: Grundcharakter choriambisch.

---

*) Wir citieren die Oden nur nach den Jahren der Entstehung, weil sie so in den verschiedenen Ausgaben am leichtesten zu finden sind.

**) Wir folgen auch im weitern ohne besondere Angabe dieser Anordnung: Sachliches (und zwar zunächst das die Total-Auffassung Vermittelnde), Sprachliches, die poetische Form Betreffendes.

1. Die Umgebung von Friedensburg in der Ode: Friedensburg (1750).

Vorbemerkung: Friedensburg, ein Lustschloß einige Meilen von Kopenhagen am Esrom-See, 1720 von König Friedrich IV. erbaut, als er mit Karl XII. von Schweden einen Frieden geschlossen hatte. Klopstock verweilte hier mit dem König Friedrich V. während der Sommermonate 1751.

Str. 4. Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand
Über Hügel und Thal lebende Schönheit goß,
Mit verweilendem Tritte,
Diese Thäler zu schmücken, still.

Str. 5. Sieh den ruhenden See, wie sein Gestade sich
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat,
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämm'rung birgt.

Str. 6. Sieh des schattenden Walds Wipfel. — — —

Bild des tiefen Friedens der Natur. Waldfrieden. Stimmungsvolles Landschaftsbild*) auch ohne daß die Art der Stimmung ausgesprochen wird; sie wird nur empfunden; dazu genügt ein verständnisvolles Vorlesen.

Sprachliches: „Lebende Schönheit". Beseelung der Natur, s. unten zu V, 1 die Bemerkung über die beiden Seiten des Naturgefühls. — Zur Vergleichung: F. L. Stolberg, „Der Felsenstrom"

(Es) lächelt dir unten die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des schweigenden Sees,
Bald silbern vom schwimmenden Monde,
Bald golden und rot im westlichen Strahl.

und Goethe: Über allen Wipfeln ist Ruh" u. s. w.

Metrum: asclepiadeisch.

## II. Objektiv gehaltene Bilder ohne bestimmten geographischen Hintergrund.

1. Bild aus einer Frühlingslandschaft in der Ode: „An Giacomo Zigno" (1783).

Str. 3. Also erfrischt bei hoher Frühlingssonne
Dichter Ulmengewölbe, oder jene
Luft des ersten Mai's, die vom Wasserfalle
Lieblich einher weht.

---

*) Auf die von uns hier mitgeteilte Schilderung Klopstocks weist auch W. Scherer, Gesch. d. deutschen Litteratur S. 427 hin, um zu zeigen, welche stimmungsvolle Landschaftsbilder der Dichter mit wenigen Zügen zu entwerfen verstehe.

Auch hier ein landschaftlicher, aber allgemein gehaltener Hintergrund (dichte Ulmengewölbe, Wasserfall). Das gemeinsam Charakteristische: „die erfrischende Frühlingsluft“. — Gleichnis zur Verdeutlichung der Kraft, welche sich mit der sanften Rhythmusbewegung im deutschen Hexameter verbindet, im Gegensatz zu dem überwiegend sanften Rhythmus des griechischen. — Metrum: das sapphische.

2. Gewitter in der Ode: „Die unbekannten Seelen“ (1800):

Str. 9. (Denn) nicht Segen erschafft nur den Feldern die nährende Mutter,
Wenn der Orkan sich erhebt, Wälder das Haupt
Neigen, droben die Nacht immer sich drohender
Herwölkt, Donner auf Donner rollt!

Einheitlichkeit der Schilderung: Aufruhr von Erde und Himmel, jedesmal durch zwei Züge bezeichnet, welche unter sich eine Steigerung darstellen von allgemeiner Erscheinung zu besonderer Wirkung. — Metrum: V. 1 Hexameter, sonst choriambisch.*)

3. Landschaft nach dem Gewitter in der Ode: „Kennet euch selbst“ (1789):

Nach dem Wetter atmen sie kaum die Lüfte; die Bäche
Rieseln, vom Laube träufelt es sanft;
Frische labet, Gerüch' umduften, die bläuliche Heitre
Lächelt, das Himmelsgemälde**) mit ihr.
Alles ist reg' und ist Leben und freut sich; die Nachtigall flötet
Hochzeit, liebender singet die Braut.

Naturschilderung, aber Zug um Zug in Handlung umgesetzt: „Alles ist reg' und ist Leben,“ die Elemente auf der Erde sowohl wie am Himmel. Dazu Staffage aus der Tier- und Menschenwelt. Das Ganze ein Spiegelbild von dem Glücke eines befreiten Volkes (Düntzer), in dessen unmittelbare Schilderung die letzten beiden Verse übergehen:

Knaben umtanzen den Mann, den kein Despot mehr verachtet,
Mädchen das ruhige, säugende Weib.

Metrum: Das alkmanische, mit Verkürzung des daktylischen Tetrameters.

4. Winterlandschaft in der Frühe eines Wintermorgens in der Ode: „Der Eislauf“ (1764):

Str. 7. Sein Licht***) hat er in Düfte gehüllt!
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Str. 8. Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!

---

*) Im übrigen vgl. unten VI, 1.

**) Regenbogen.

***) Voraufgeht: „Des Krystalls Ebene winkt“. Also „sein Licht“ ist des Eises sonst spiegelnde Ebene.

Gewinn: Welche Züge der Klopstockschen Lyrik sind schon aus diesen Proben deutlich ersichtlich? Tiefes Verständnis für Naturschönheit; Fähigkeit, sie anschaulich und mit warmer Empfindung zu schildern.

## III. Objektive Schilderung des reinsten Naturgenusses.

Die Natur an einem schönen Frühherbsttage in der Ode: „Die Wiederkehr" (1794):

— — — — — — — — — — Ich schau' genießend*) den hellern,**)
Bläueren**) Himmel, des Sees
Ebnen Krystall, und, umschwebt von ziehenden Metten,***) vergess' ich
Fast der Blüte,†) die nun
Fruchtet und mit vielfarbiger Last den biegsamen Zweig krümmt.
Also trink' ich die reinere**) Luft,
Und ein sanftes, frohes Gefühl des Lebens berauscht mich.

Momente des Naturgenusses: Ich schaue genießend; ich trinke die reinere Luft, es berauscht mich u. s. w. Höhe und Wirkung dieses Naturgenusses: Erhöhung des Lebensgefühls. Vgl. Goethes „Herbstgefühl":

Fetter††) grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter††) quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller††) und glänzet voller.††)
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende†††) Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.*†)

Metrum: Hexameter und daktylische Verse von wechselnder Länge.

Auch ein Blinder kann die Natur genießen mit dem lauschenden Ohr. Nicht entbehrt er, wie der Taube den

*) Voraufgegangen ist die Hinweisung auf den „Lebensgenuß" und die Aufforderung: „Laß uns genießen".

**) Der bekannte Klopstockſche Komparativ im Sinne eines verstärkten Positiv; s. oben zu I, 1.

***) Sommerfäden.

†) Der sonst als das Schönste uns erscheinenden Blüte.

††) Wirkliche Komparative.

†††) Siehe oben bei Kl.: Z. 5.

*†) Hineintragen der eigenen Stimmung. Bei Kl. Herauslesen der Stimmung der Natur.

Stromfall, noch den Schlag
Der geflüchteten Wolke, die donnernd sich wälzt, daß die Hütte bebt
(Ein Graun Zagenden nur),
Und lautwirbelnd Sturmwind' an Felsenlüften herbrausen, nicht Waldgeräusch
Von Mailuft, die dich labt,
Noch das frohe Gesing' am verhohlnen Nestbau. — —
(Aus der Ode „Das Gehör" 1783.)

So ist sein Los ein glücklicheres, als das des Tauben.

Der Schüler wird nach diesen charakteristischen Zügen der Lyrik Klopstocks schon jetzt seiner reichen und wahrhaft dichterischen Gestaltungskraft inne, und somit auch geneigt werden, das etwa vorhandene Vorurteil zu mildern.

Nunmehr erst lassen wir die Lesung und Betrachtung von ganzen Oden verwandten Inhalts folgen, deren Auffassung und Aneignung durch die voraufgehenden Bruchstücke vorbereitet und erheblich erleichtert ist. Wir ordnen sie planmäßig, wenn wir von einem Naturbilde den Ausgang nehmen, in welchem die objektive Schilderung zwar auch noch überwiegt, aber so, daß sie nur Mittel wird zu dem Zweck, den Naturgenuß zu schildern.

## IV. Objektive Naturbilder mit Hervorhebung des Naturgenusses.

Dezember-Freuden in der Ode „Der Kamin" (1770).

Von dem befremdenden Schluß wird zunächst abgesehen. — Gliederung: I. Abschnitt, zweiteilig. 1. Maimorgen. 2. Dezembermorgen. Jedesmal Landschaftsbild mit Staffage und dem Refrain als Höhe: „Wie schön du bist, Natur!" Zugleich Verherrlichung des Landlebens. Genauer Parallelismus in der Durchführung. „Der Wecker mit dem rötlichen Fuß," d. h. die Morgenröte.

II. Abschnitt: Die Freuden des Dezembers, und im Anschluß an dieses zweimal voraufgeschickte Thema („O ihr Freuden des Dezembers") die Schilderung eines Eislaufes am frühen Wintermorgen („Freuden des gewagteren Laufes"). — Schauplatz (Landschaft): See, schilfumgeben. Handelnde Personen: der Landmann, der Städter, vorher hoch zu Roß. — Handlung: der Eislauf selbst (ausgeführte Schilderung). Der Genuß: Erhöhung des physischen Lebensgefühls („Mit dem Gefühle der Gesundheit durchströmt die frohe Bewegung sie"; „die Kühlungen der reineren Luft" durchwehen eilendes Blut und die zarteste d. h. überaus feine (Luft) hilft der Nerven Gleichgewicht erhalten, dessen Störung Grund so vieler physischer Leiden ist). — Unermüdlichkeit in solchem Genuß von der Frühe des Morgens bis zur „schimmernden Mitternacht".

Schluß. Zunächst befremdende Dissonanz; äußerlich erklärt durch die Verwertung des Motivs bei Horaz Epod. 2. Sodann Wirkung durch das Mittel des Gegensatzes, auf den die Überschrift „der Kamin"

von vornherein hindeutet. Weichliches Stubenleben des philiströsen Weichlings „Behager“ (nom. propr.) und frisches Leben in der freien Natur von seiten der der Winterfreuden so tapfer sich Hingebenden.

Zur Sacherklärung: „rauschender Winterkohl“; an den herben Winter-Salat ist zu denken. — Der „kennende“, d. h. kunstverständige Zeichner findet in den anmutigen, natürlichen Bewegungen der geübten Schlittschuhläufer das dankbarste „Modell“ und obenein ohne Entgelt. — Rauchwerk = Pelzwerk. — Rak = Arak.

Metrum. Freies Versmaß, von Kl. selbst das päonische genannt; näheres bei Düntzer zu dieser Ode S. 105.*)

## V. Stimmungsbilder.

1. Die frühen Gräber (1764). (Vgl. die Behandlung von Fr. Polack in Bd. III, S. 297).**)

a) Hauptbild: Die mondbeglänzte Sommernacht. Nur allgemeine Züge: Silberner Mond, darüber hinwallendes Gewölk; alles Übrige bleibt unserer Phantasie zu ergänzen.

b) Nebenbild. Zur Vergleichung und als Gegensatz: der mit dem Frührot erwachende Maimorgen. Auch hier nur allgemeine, die Phantasie zur Ergänzung herausfordernde Züge: ein Hügel, den die Morgenröte färbt; der helle Tau, in dem ihr Glanz sich bricht.

c) Aber beide Bilder nur Mittel zum Zweck. Hauptgedanke: stiller Gefährte der Nacht, der zu entfliehen scheint, aber verweilend bleibt, die Gedanken hinaufzieht über den Erdenraum von dem irdischen, vergänglichen Dasein in die Welt des Ewigen, und unwillkürlich die Erinnerung an die Abgeschiedenen weckt (Ihr Edleren, ach, es bewächst Eure Male schon ernstes Moos!), und zugleich an ein entschwundenes Glück (O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch sahe u. s. w.). Davon sind die „frühen Gräber“ Zeugnis, mag nun des Dichters Blick sie in der ihm vor Augen liegenden Landschaft schauen, oder mit geistigem Auge sie in der Ferne suchen. Verhältnis des Dichters also zu den voraufgehenden Bildern; seine Grundstimmung: stille Wehmut („Lang' ist es her“. Vgl. das Homerische: *εἴ ποτ' ἔην γε*. Il. III 180, XI, 762, XXIV, 426), veranlaßt durch die Stimmung der Natur. Naturgefühl als teilnehmendes Mitleben und verständnisvoller Umgang mit derselben („stiller Gefährte der Nacht“, vgl. auch oben S. 240). Die Stimmung der Natur herauszulesen und die eigene in dieselbe hineinzutragen, das sind die beiden Faktoren im Wesen des

*) Verwandte Stoffe: „Braga“ und „Die Kunst Tialfs“ (beide aus aus dem Jahre 1766).

**) Bei Gude II, S. 186 ff., Götzinger S. 110, Leimbach III, S. 113.

Naturgefühls. Beides zeigt sich auch schon in solchen Verbindungen, wie „ernstes Moos“*).

Die Ode geschöpft aus eignem, tiefen Erfahrungsleben, dessen Reichtum und Tiefe den Gehalt der lyrischen Poesie bestimmen, ist ein „Demant von unvergänglicher Schönheit und dem allerfeinsten Schliff. Welche Fülle des zartesten Empfindungswechsels: Freude, Zagen, Hoffen, Jubel, Erinnern, Trauern, Sehnen in diesen paar Zeilen, die uns mit wenigen Worten zugleich in Ort und Natur aufs stimmungsvollste und deutlichste versetzen“. (R. Hamel, a. a. O. S. XIV.)

Zur Vergleichung: M. Claudius' Abendlied, Goethe an den Mond und Klopstock die Gestirne Str. 13, wo der Mond genannt wird der „sanft schimmernde Genoß schweigender kühlender Nacht“.

Metrum: Daktylischchoriambisch: V. 3. Anapästischer Kreticus, Trochäische Reihe.**)

2. Die Sommernacht (1766).***)

a) Landschaftsbild: Mondbeglänzte Sommernacht, wie oben in 1; aber mit einem Zuwachs von neuen Zügen: Wälder vom Mondeslicht übergossen, Lindenduft, Abendkühle.

b) Verhältnis und Stimmung des Dichters diesem Bilde gegenüber: ihm scheint die Natur verwandelt. (Zu betonen ist Str. 1, 1 nun, Str. 2, 3 mir, Str. 3, 3 warst.) Denn er trägt in dieselbe hinein die eigne, ihn ganz erfüllende Stimmung tiefer Wehmut in Erinnerung an die abgeschiedenen Geliebten und das entschwundene Glück. Verwandtschaft und Steigerung des Empfindungslebens im Vergleich zu der vorhergehenden Ode. Neue Freunde (Giseke 1765) und Geliebte (Metas Mutter 1766) waren gestorben, das Erfahrungsleben des Dichters mehr noch bereichert.

Der Schluß-Akkord: „o schöne Natur“ entläßt uns mit einer Kräftigung unseres eignen Naturgefühls.

Metrum: Päonisch.

3. Mein Wäldchen (1778).

Vorbemerkung. Ungenaue Interpunktion von Str. 1, 1 in der Goeschenschen und Reclamschen Ausgabe. Es muß heißen:

Eure Beschattung kühlt schon lang, des lieben Wäldchens Eichen,

und der letzte Zusatz als Vokativ verstanden werden. Zu betonen sind die wirklichen Komparative: früher, höher, längre, in Str. 1 und 2, die Negationen nicht, keine in Str. 5.

---

*) Nicht mit Gude II, S. 188 als Personifikation aufzufassen.

**) Zu Str. 2, 3 „aus der Locke träuft“ wird auf die Ode „Der Jüngling“ (1764) verwiesen, welche im übrigen nicht näher behandelt wird wegen ihrer Allgoristerei und moralisierenden Deutung.

***) Bei Gude II, S. 188, Götzinger II, S. 111, Leimbach III, S. 114.

Total-Auffassung: Ein Wäldchen — warum Kl. es „mein Wäldchen“ nennen konnte, sagt er selbst in den Erläuterungen*) — von tiefgewurzelten, hochragenden Eichen (Bild der Erhabenheit, Erinnerung an eine ferne Vergangenheit und Zukunft); ringsum Thränenweiden, deren Laub im Abendwinde leise sich bewegt. Sommer-Abend und als Staffage ein liebendes Paar in einem (etwas gesuchten) Gespräch über die Sprache der Thränenweide (falsch ist, was der Vorfahr wähnte, der ihr den Namen „Thränenweide gab).**)

Höhe des Gedankenzuges: Lieder überdauern das Rauschen der Eichen, wie das Lispeln der Weide, wofern sie aus der Tiefe der Erfahrung geboren auch das ewig Wiederkehrende in der allgemeinen menschlichen Erfahrung treffen. Darum ist für den wahren Dichter kein Grund zur Klage inmitten aller Vergänglichkeit. So verbindet sich — ein Neues im Vergleich zu dem Gehalt der voraufgehenden Oden — das Dichtergefühl mit dem Naturgefühl.

Metrum: das sapphische.

Gewinn aus der Besprechung der letzten Gruppe: a) zur weiteren Charakteristik der Klopstockschen Lyrik. „Stimmung zu erzeugen, ist Kl.s eigenste Kunst. . . . Mit welcher Gewalt der Stimmung durchdringen uns viele Eingänge seiner Oden. . . . Welche stimmungsvollen Landschaftsbilder entwirft er mit wenigen Zügen.“ (W. Scherer a. a. O. S. 427). — b) Vertiefteres Verständnis des Naturgefühls (s. oben zu 1 c); die volle Vertiefung bringt erst die folgende Gruppe und die Betrachtung der Goetheschen Lyrik.

## VI. Zeugnisse eines geweihten und geheiligten Naturgefühls.

Den Übergang macht eine kurze Hinweisung auf Str. 6 und 7 der Ode: „Die unbekannten Seelen“ (1800). Wie die Sterne und die ganze Welt, so ist ihm auch die Erde ein beseeltes Wesen mit einem Leben von Empfindungen, ja von Thaten.

Str. 6. Freuet sich etwa die Erde nicht auch, wenn am rötlichen Abend
Sie sich mit rieselnder Luft lieblich umweht?
Wenn die Ströme nicht mehr hallen, die Wirbel sich
Leis' am Ufer hinunterdrehen?

Str. 7. Wisset ihr, ob sie nicht Thaten, und wem sie die schrecklichen kund thut,
Wenn der Orkan sich erhebt, Wälder das Haupt
Neigen, droben die Nacht immer sich drohender
Herwölkt, Donner auf Donner rollt?

Gesuchte Anschauung; es ist Klopstock noch nicht gegeben, die volle Sprache des Naturlebens zu verstehen, wie etwa Goethe und

*) „Der Graf (Holck) hatte mich auf seinem Gut Eckhof zum Herrn eines Wäldchens gemacht, das aus ungefähr sechzig Eichen bestand.

**) Vgl. die Ode „Der Frohsinn“ (1784) Str. 3 und 4.

Geibel (s. oben V. Schluß). Dafür kennt er eine andere und zwar die höchste Weihe des Naturgefühls, die religiöse. Sie liegt ihm nach der Eigentümlichkeit seiner ganzen Geistesrichtung besonders nahe. Mit seinem Naturgefühl verbindet sich das Gottesgefühl. Am einfachsten in Schilderungen wie in der Ode: Psalm (1789).

Str. 5. Er*) hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
Reifet den goldenen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde:
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde.**)

Die ganze Natur ist ihm eine Sprache an unser Auge und Ohr: s. die Ode: Wißbegierde (1799) mit dem Eingang: „Auch Gott spricht.“***)

Str. 3. Es sank die Sonne, Dämmerung kam, der Mond
Ging auf, begeisternd funkelte Hesperus.
O, welche inhaltsvolle Worte
Gottes, der redete, sah mein Auge!

Str. 4. Das Licht schwand. Donner halleten: Sturm, des Meers
Getös war schön und schrecklich, erhob das Herz.
O, welche inhaltsvolle Worte
Gottes, der redete, hört' ich tönen.

Das Naturgefühl wird schließlich zur mystischen Natur-Andacht (H. Gelzer), die ganze Schöpfung, das Universum zu einem Danklied der Natur. Das macht am deutlichsten

1. die Ode: Die Gestirne (1764).†)

Das Thema: „Danklied der Natur“ (Str. 1, 4). — Gliederung: I. Str. 1—3. Erde, Meer und Himmel tönen ein Danklied der Natur. II. Str. 4 und 5. Tritt auch du, der du unsterblich bist, dankend herein in diesen Chor. III. Str. 6—13. Das Danklied selbst; ein Gesang des Heeres der Gestirne durch den Mund des Dichters. A. Schilderung der Gestirne.

a) Sonne und Erde (Str 6). — b) Die Sternbilder: Löwe (das Herz ist das größte und glänzendste Gestirn in demselben), Widder, Steinbock (Capricoren), Siebengestirn (Pleionen), Skorpion, Krebs, Wage, Schütze, Zwillinge (mit dem „Strahlenfuß“, d. h. den fünf Sternen an den Füßen), Fische (welche nicht Wasser, wie auf Erden, sondern Licht und Ströme von Gluten speien), die Krone (Kranz) mit dem glänzendsten Stern der Rose (sonst gemma genannt), Adler, Schwan, Leyer, Jungfrau mit den Sternen der Ähre und Winzerin, der Wassermann mit der Urne, aus welcher sich Ströme des Lichts ergießen, der Orion,

---

*) Gott.

**) Zusammenfassung aller vorauf genannten Punkte. — Metrum: freies Versmaß.

***) Vgl. oben S. 243. — Metrum: das alcäische.

†) Das Metrum völlig freie Verwendung antiker Elemente; das Nähere bei Düntzer II, S. 131.

der in Betrachtung seines glänzenden Gürtels versunken ist, Becher (Schale) und Altar. — c) Der Mond (Str. 13), der dem Erdenstaube näher, als der „Genoß schweigender kühlender Nacht" (s. oben V, 1 c „stiller Gefährte der Nacht") mit sanftem Schimmer diejenigen erheitert, welche der Sonne Glutenstrahl erdulden.

B. Str. 14 und 15. Übergang auf den Tod des Menschen, welcher — unsterblich — einst umstrahlt sein wird von den Gestirnen (Str 13), weil der Herr der Gestirne auch als ein Herr des Grabes Dämmerung und Licht bringt in des Todes kühlende, heilige Nacht, das Grab schmückt und zum Gericht aufstehend, die Totengebeine neuschaffend bewegen und zum Gericht erwecken wird (Thema der Unsterblichkeit).

Zuwachs: Einblick in die Erhabenheit einer kosmischen, durch religiöse Empfindung geheiligten Naturanschauung, welche den ganzen Weltkreis umspannt, und ebenso zum erhabensten Bild des Weltenrichters empor, wie zu dem armseligen und doch durch die Gewißheit der Unsterblichkeit beseligten Dasein des Menschen herniedersteigt. — Vorbereitung auf die den ganzen Messias beherrschende Weltanschauung. Der XX. Gesang desselben, von dem damals Fragmente erschienen, ist ebenfalls nur ein Triumphgesang der Schöpfung. Über die Vorliebe, mit welcher die damalige Zeit das Thema Unsterblichkeit behandelte, s. d. Erl. zum Messias S. 276.

Metrum: Frei erfundenes Maß mit choriambisch-daktylischem Charakter.

Neben-Oden verwandten Inhalts zur Ergänzung.

2. Die Zukunft (1764).

Gliederung: I. Str. 1—5. Die Harmonie der Sphären in dem Sphärengange der Gestirne vernommen von dem Ohre der Himmlischen und von ihren Psalmen begleitet.

Der donnernde Gang der Gestirne Celäno und Pleione im Siebengestirn, die Bewegung der Planeten um die Sonne und um sich selbst, die Umdrehung der Fixsterne, „die im Glanze sich verbergen", d. h. nur von uns gesehen werden, das Rauschen der Sturmwinde und das Wogen der Meere auch auf den Gestirnen, bald sanfter, bald gewaltiger, die schwebende, lauttönende Bewegung der Sternbilder Altar, Jungfrau, Schwan und Rose.

II. Str. 6—11. Ein ahnendes Gefühl von jener Herrlichkeit, wie ein Herüberklingen der jenseitigen Töne auch in die schwachen Menschenherzen („Staub an dem Staub" Str. 6, vgl. Staub vom Staube), das ihm zu einer Tröstung und Weissagung wird auf der Pilgerfahrt durch das Erdenleben, welche wir bald säumend, bald eilend wie ein Geschwätz (Psalm 90, 9) dahinbringen.*)

3. Dem Unendlichen (1764).

Gliederung: I. Eingang Str. 1 und 2. Gefühl menschlicher Nichtigkeit und Ewigkeitsgefühl, welches das Recht giebt, den Unendlichen,

*) Verwandten Inhalts ist die Ode „Die Verwandelten" (1782).

nie genug zu Preisenden dennoch zu preisen. — II. Str. 3—5. Aufforderung der gesamten Welt, a) des himmlischen Jerusalem mit seinem Harfengetön,*) b) der Welten der Gestirne in ihrem Sphärengang, in den Preis Jehovahs einzustimmen.**)

4. Die höheren Stufen (1802).

Gliederung: I. Str. 1. Ankündigung der Vision. Der Dichter sieht sich auf den Planeten Jupiter versetzt. — II. Str. 2—6. Schilderung der dort geschauten Bilder.

Ihre überirdische Schönheit gemessen an der irdischen. Das Neue: Bewohnung jener Welt von lebenden, menschenähnlichen Wesen. Ihre ätherische, sanftschimmernde Lichtgestalt (s. d. Erl. zum Messias S. 288) — ihr Glanz gleicht dem leuchtenden Blick eines, in dessen Seele ein schöpferischer Gedanke aufblitzt — wandelt sich von Schönheit zu immer vollerer Schönheit. Oft nehmen sie die verwandte Schönheit der umgebenden Natur an, oder tauchen hinein in die Glutenströme des Lichts, sich zu erquicken. Ihre Wandlung wird zu einem Ausdruck ihrer Empfindungen, zu einer Sprache ihres Seelenlebens.

III. Str. 7—9. Tieferer Einblick in die Zustände der Seligen, durch einen der Himmlischen selbst dem Dichter eröffnet. Sein Erwachen aus der Vision.

Er schaut, wie die Seligen von den Planeten zur Sonne emporsteigen, noch höhere Glückseligkeit zu genießen, und sieht erwachend den Abendstern. — Hochpoetische Verknüpfung von Vision und Wirklichkeit, irdischer und überirdischer Welt, in welche seine Seele auf Schwingen der Sehnsucht bei dem Anblick des Abendsternes hinaufgezogen wird.

Höchste Erhebung der kosmischen Naturanschauung (Vision, vgl. über die Vorliebe Kl.'s für Verwendung dieses poetischen Motivs d. Erl. z. Messias S. 274 und 356). Das Wonnegefild einer himmlischen Natur mit Gebirg und Thal, Wald und Strom im milden Glanze morgenrötlicher Glut und mit mehr Anmut, als der irdischen Naturschönheit inne wohnt. Dazu die himmlischen Wesen in verklärter Leiblichkeit, diese verklärte Schönheitswelt genießend, erlebend und dadurch selbst zu immer höherer Schönheit belebt. — Diese Welt ist der Boden, auf dem die übersinnnliche Handlung in dem Messias sich bewegt. So wird das Verständnis dieses Epos schon jetzt vorbereitet. Vgl. auch die Schilderung des Loses der von Sünde und Tod nicht berührten glückseligen Menschen eines andern Gestirns im Messias. Ges. V, 153 ff. u. d. Erl. S. 296 und 365.

---

*) Vgl. d. Erl. zum Messias S. 326 und das. die Stelle aus dem geistlichen Volksliede: „Das Rauschen der Harfen, der liebliche Klang, bewillkommet die Seele mit süßem Gesang".

**) Die Interpunktion der letzten Strophe am sinngemäßesten nach Düntzer II, S. 141:

Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott! — nie es ganz, Gott!
Gott, Gott ist es, den ihr preist.

„Wir machen den Abschluß dieser ganzen Gruppe mit der Betrachtung der Ode.

5. die Frühlingsfeier (1759),*)

aber wir halten uns dabei zunächst nicht an die Folge der Strophen, sondern suchen die Ode dem Gefühl und dem Verständnis der Schüler dadurch näher zu bringen, daß wir die leichteren und ihn von vornherein mehr anmutenden Abschnitte zuerst herausheben, das Übrige aber sich diesem Kern anschließen lassen.

I. Schilderung eines Gewitters, als einer Offenbarung Gottes, des sich nahenden. Naturschilderung, wie oben II, 2 und 3, zugleich als Ausdruck mystischer Naturandacht s. oben S. 247.

Steigerung in den Elementen der Naturschilderung: Es hauchen die Lüfte; es strömen die Wolken; es schweben, rauschen und wirbeln die Winde; es beugt und neigt sich der Wald; es hebt und flieht der Strom; es lagert sich Nacht über die verstummende Natur; es zückt der Strahl, und tragen die Gewitterwinde den „erschütternden" Donner; langsam wandelt die schwarze Wolke; es fliegt herab der Strahl, und dampft der geschmetterte Wald; es rauscht der Regen auf die dürstende Erde herab, und wölbt sich der Bogen des Friedens über dem entlasteten Himmel.

Parallel damit geht die Steigerung, welche die Annäherung des Herrn bezeichnet (s. den Schluß der Str. 13—18, 21—27): Er sandte die Lüfte; er kommt, ist sichtbar, wird vernehmbar durch den Donner, offenbart sich im Wetterstrahl (1. Höhe), wie nachher im rauschenden Regen und in dem sanften Säuseln (2. Höhe). — Der Bogen des Friedens neigt sich unter ihm, d. h. über aller Erhabenheit der Natur bleibt thronen die Majestät Jehovahs. — Eine dritte Steigerung in dem Verhalten des das Nahen Jehovahs erwartenden Dichters. Höhenpunkte hier Str. 16, 4: „Du Naher, erbarme dich meiner" — Str. 20, 1: „Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen" — Str. 22: „Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, angebetet, gepriesen sei dein herrlicher Name." — Dazwischen als Episode die Hinweisung auf das Würmchen im Staube Str. 19, s. unten zu III b.

Zum Schluß vgl. die Stelle in Goethes Werthers Leiden: „Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend; sie sah gen Himmel und auf mich; ich sah ihr Auge thränenvoll; sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß." Sodann Klopstocks eigenes Geständnis: er habe die „Freuden des Landlebens" — die der Aufenthalt in Friedeburg an der Saale und die Einwirkung seines gemütvollen und frommen Vaters seiner Kindheit nahe gebracht hatten — dichterisch verherrlichen wollen. Daher der ursprüngliche Titel der Ode: „Über die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens". Diese „Vergnügungen" sind für den Dichter: sinniger Naturgenuß und geheiligtes Naturgefühl.

---

*) Bei Gude III, S. 189 ff., Götzinger II, S. 100 ff.

II. Str. 3 und 4. Schilderung der Weltenschöpfung und der Herrlichkeit des Kosmos (kosmisches Naturgefühl) s. oben S. 248.

Eine Schilderung von großartigster Erhabenheit: der Hand des Allmächtigen entquellen größere Erden (d. h. Planeten); aus ihr rauschen herab Ströme des Lichts und werden zu Gestirnen (Siebengestirnen, Fixsternen) und zur Sonne; aus ihr stürzen herab Wogen des Lichts, und werden zu dem glänzendsten Sternbild am Himmel, dem Gürtel des Orion; aus ihr entrinnen die Tropfen unserer Erde. — Beginn und Schluß auch dieser Schilderung: Hinweisung auf den auch über dem Universum schaffend Gebietenden, Allmächtigen („d. Hand des Allmächtigen" Str. 3, 1 u. 4; 4, 3).

III a. Str. 1 und 2. Mein anbetendes Lied gilt nicht dem ganzen Kosmos, sondern nur der Erde. Mystische Naturandacht, welche in die Herrlichkeit der Erde sich anbetend versenkt.

Ankündigung des Zieles der ganzen Ode: „Ich will anbeten! Halleluja! H.!" — Vgl. die Wiederaufnahme dieses Ergusses anbetender Andacht in Str. 5, 3; 10, 4; 20, 1; 22 und die Ausführung in Abschn. IV. Der Schluß (Str. 2, 4), zugleich Übergang zu dem folgenden Abschnitt (Str. 3, 1 ff.).

Einzelnes: „Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen" rc. (Str. 1, 1), wie im Messias. — „Die ersten Erschaffnen" (Str. 1, 3) d. h. die Erzengel; vgl. Messias I, 281 ff. — „Tropfen am Eimer" nach Jesaias 40, 15.

III b. Str. 5—9. Gefühl der eignen Ohnmacht gegenüber dem Weltenall und doch auch erhaben zu sein über allem kreatürlichen Dasein kraft der Unsterblichkeit der Seele. Episode: Das Frühlingswürmchen im Grase. Wird auch dieses unsterblich sein? s. oben zu I Schluß.

Doppelter Gegensatz: Die Myriaden von Welten des Kosmos und der Mensch; der Mensch und das Frühlingswürmchen im Grase. — Mitte und Höhe: die anbetende Erhebung zu dem über allen Geschöpfen stehenden Jehovah. Str. 5, 3: „Halleluja dem Schaffenden".

IV. Str. 10—12. „Ich singe dem Herrn", das Hauptthema der Ode.

Aufforderung an seine Harfe: „Preise den Herrn" (Str. 10). Die Ausführung: „Ich singe dem Herrn". — Anbetende Versenkung des Dichters in das Anschauen der Schöpfung (Str. 11). So wird das andächtige Gemüt des Dichters zu einem Mittelpunkt und unwillkürlich auch unsere Seele teilnehmend in seine Stimmung hineingezogen.

„Umwunden wieder mit Palmen ist meine Harfe", d. h. ich nehme nach der voraufgegangenen Unterbrechung (Str. 6—9) den heiligen Sang wieder auf. Das Laub der Palme ist Symbol der heiligen, geistlichen Dichtung.

Nunmehr folgt ein nochmaliger Überblick über die ganze Ode in der vom Dichter gegebenen Folge der Strophen. — Herangezogen wird zur Vergleichung Psalm 104 und Hiob c. 36, 27 ff. und c. 37.

Metrum. Völlig freie Verwendung antiker Maße. Näheres bei

Gude, a. a. O. S. 196, der auf die rhythmische Lautmalerei in Str. 15, 21, 7 und 27 aufmerksam macht.

Zur Ergänzung kurze Betrachtung der Ode:

6. Psalm (1789).

Keine Umschreibung des Vater-Unsers, welche immer zu einer Verwässerung desselben führen würde, sondern vorbereitende Betrachtungen, welche auf die jede Strophe abschließenden Abschnitte des Vaterunsers hinleiten. Schilderung des Kosmos (Str. 1), und seiner Bewohner, welche alle Gott danken und sich seiner freuen (1. Bitte. Str. 2), wie er über allen stehend ihrer gedenkt, sie zu seinem heiligen Reich beruft (2. Bitte Str. 3) und mit seinem heiligen Willen ihr Geschick ordnet (3. Bitte Str. 4); Schilderung der Erdenschöpfung (4. Bitte Str. 5), s. oben S. 247). Frage: Reichen Sünde und Tod durch den ganzen Weltenraum auch in die jenseitige Welt hinein? (Muß der Freund im Tode sich trennen?" Vgl. über die Lieblingsthemata der damaligen Zeit: Freundschaft und Unsterblichkeit die Erl. z. Messias S. 276 und 357 ff. und die oben S. 249 erwähnte Schilderung von den über Sünde und Tod erhabenen Bewohnern eines andern Gestirns.) Antwort: Vergieb uns Erdenbewohnern unsre Schuld, welche uns Gewißheit ist nach dem uns verklagenden Gewissen (5. Bitte Str. 6). — Der Weg der Erdenbewohner zur hohen, d. h. jenseitigen Glückseligkeit führt durch viele Einöden und Anläße zu Versuchungen, ist aber auch nicht ohne erquickende und erlösende Oasen (6. Bitte Str. 7). — Zusammenfassung der voraufgegangenen Gedanken mit der Aufforderung zur Anbetung zum Anfang und zum Schluß der Str. (Die Doxologie, Str. 8).

Der Psalm (d. h. Hymnus) wurde mehrfach komponiert und nach der Komposition von Schwenke-Hamburg bei Klopstocks Totenfeier am 22. März 1803 in der Kirche von Ottensen vorgetragen.

Zusammenfassung des Gewinnes (s. S. 238), der sich weiter (s. oben S. 242) aus der Betrachtung dieser Gruppe (A) ergiebt:

Sinnigkeit der Phantasie, welche auch für das Kleinste ein Auge hat, aber auch Weite, Erhabenheit und kühner Flug derselben, welche Erde, Himmel und den ganzen Kosmos umspannen. — Stärke der Beobachtungsgabe und äußeren Anschauung, aber weit mehr noch der inneren, welche sich zur Intuition und Vision steigert, Reichtum des Empfindungs- und des inneren Erfahrungslebens. Höhe und Tiefe dieses Erfahrungslebens in der religiösen Erhebung und mystischen Andacht.

Sein Naturgefühl ist die Fähigkeit: die Bilder der irdischen Naturschönheit zu sehen, ihre Schönheit zunächst äußerlich zu genießen (Lebensgenuß, Erhöhung des physischen Lebensgefühls s. oben S. 242), aber sich auch in die Tiefen des Geschauten zu versenken, die Stimmungen der Natur mit dem eignen Stimmungsleben teilnehmend

und mitlebend zu begleiten, und so die Schönheit der Natur erfahrend zu erleben, endlich sie als Abglanz einer höheren, überirdischen Schönheit, als eine Offenbarung Gottes zu begreifen, und in der Erhöhung des ganzen innern Lebens in mystischer Naturandacht genießend zu schauen.

---

## B. Menschenleben.

Hier stellen wir nach den S. 7 gegebenen Bemerkungen, und damit die Bedeutung des Dichters dem Schüler von vornherein recht lebendig fühlbar werde, den **Vaterlandsbegriff** in den Vordergrund, behandeln demgemäß diejenigen Stoffe, welche diesen Begriff nach seinen Elementen zu erläutern und sein Verständnis zu vertiefen geeignet sind, gehen sodann zu den fernerliegenden geschichtlichen Stoffen über, lassen darnach diejenigen Oden folgen, welche die Person des Dichters uns rein menschlich näher bringen, und schließen mit denjenigen, welche von seinem dichterischen Selbstgefühl Zeugnis ablegen. Das letztere wird dann nicht mehr als ein unberechtigtes erscheinen, ein persönliches Verhältnis des Schülers zu dem Dichter aber sicherer durch die Aufdeckung seiner innerlichen Stellung zu den großen Mächten: Natur und Vaterland begründet werden, als durch Mitteilung derjenigen Oden, welche uns mit seinen kleinen persönlichen Erlebnissen bekannt machen.

### I. Vaterland.

#### A. Muttersprache.

Zur Vorbereitung dient eine kurze Hinweisung auf einige Epigramme.

a) Das Epigramm Nr. 19 (ohne besondere Überschrift):

Bildsamkeit ist ein Hauptzug, der die Sprache der Deutschen
Unterscheidet. Die Freiere darf nicht Satzungen folgen,
Die zur gegängelten Sklavin sie erniedrigen würden.
Aber die weise Bildnerin liebt auch Winke des Urteils.

Der unterscheidende Hauptzug, d. h. die differentia specifica der deutschen Sprache ist also Bildsamkeit und das Wesen derselben Freiheit, aber eine Freiheit, welche sich weisen läßt durch Winke des Urteils. Das dunkle Sprachgefühl bedarf der besonnenen Führung durch ein klares Sprachbewußtsein; vgl. die ironische Frage in der Ode: „Unsere Sprache an uns“:*)

Weil ich die bildsamste bin von allen Sprachen, so träumet
Jeder pfuschende Wager, er dürfe getrost mich gestalten
Wie es ihn lüste? (s. auch d. Epigramm: „Vom Genie“.)

---

*) Nur in der Ausgabe von Vorberger S. 515.

b) Epigramm Nr. 68: „Unsere Sprache“.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

Weitere charakteristische Merkmale unserer Muttersprache sind also: Uranlage, eigenartige Ursprünglichkeit, Reichtum und Kraft, darin ist sie unvergleichlich und allen anderen Sprachen überlegen; vgl. Tacitus, Germania, Kap. 2 und 4. — Daraus ergiebt sich die Berechtigung der Warnung in dem

c) Epigramm Nr. 85: „Vergebliche Warnung“.

Jedes Wort, das Ihr von dem Fremden, Deutsche, nehmt,
Ist ein Glied in der Kette,
Mit welcher Ihr, die stolz sein dürften,
Demütig Euch zu Sklaven fesseln laßt.

Nunmehr lassen wir folgen die Ode:

1. Unsere Sprache (1767).

Zur vorläufigen Totalauffassung: Das Ganze eine Vision (vgl. Horaz. c. II, 19).

I. Str. 1—3. Die Göttin der deutschen Sprache erscheint dem Dichter, begleitet von Gebilden, welche den deutschen Dichtungen entnommene Gestalten darstellen.

II. Str. 4—11. Charakteristik der deutschen Sprache.

III. Str. 12—14. Klage und Frage, betreffend das Schicksal der untergegangenen Dichtungen, sowie der Gesänge des Dichters selbst.

In der Betrachtung selbst schälen wir zuerst das Kernstück II, Str. 4—11 heraus, weil es sich eng an den durch die voraufgehenden Epigramme vorbereiteten Gedankenzug anschließt.

Zu II, Str. 4—11. Weitere charakteristische Eigenschaften der deutschen Sprache: Leichtigkeit, treffend, kraftvoll, kühn und seelenvoll Gedanken und Empfindungen auszudrücken; Größe und Erhabenheit (Str. 6) ebenso, wie sanfte Milde (Str. 7), Unbesiegbarkeit (Str. 8—11). — Die Vision bleibt auch hier bestimmend, aber die Beziehungen von Sprache und Göttin fließen zum Teil in einander über (Str. 4 und 5). — Weitere Bestandteile: Gleichnis vom Wanderer, der das mächtige Rauschen im Beginne des Waldes und das leisere Wehen im tiefern Wald vernimmt. Bilder aus dem Freiheitskriege der Deutschen mit den Römern (Varus, die Weserschlacht). Charakteristik des deutschen Volkes als eines Volkes auch von Thaten (Entscheidungen, Vergeltungen, Rachethaten Str. 10).

Einzelnes: Str. 4. Die Eroberung wird hier gepriesen; sonst sind für Klopstock Eroberer und Tyrannen ein Gegenstand besonderer Abneigung (s. Str. 9, 2; 11, 2 und die Erl. z. Messias S. 360). — Str. 5: „Ströme“ u s. w d. h. laß frei ausströmen, o Göttin, die Begeisterung, unbekümmert um diejenigen, die als seichte, empfindungslose Naturen die Erhabenheit deines Gedanken-

fluges nicht zu fassen vermögen. Rechtfertigung seiner eigenen Poesie gegen den Vorwurf allzu großer und deshalb unverständlicher Erhabenheit. — Str. 8: „Teutonien erlag nur Siegen," d. h. es blieb unerobert, so lange auch an ihm herumgesiegt wurde; vgl. Tacitus Germ. 37: tam diu Germania vincitur; . . . proximis temporibus (Germani) triumphati magis quam victi sunt. Florus IV, 12, 30: Germani victi magis, quam domiti erant. — Str. 9: Die romanischen Sprachen tragen noch die Fesseln des römischen, die englische des angelsächsischen Eroberers. — Str. 11: Die Barden, welche dich (Muttersprache) mit erhielten, umhüllt Vergessenheit mit Nacht. Erinnerung an Horaz IV, 9: urgentur ignotique longa nocte carent quia vate sacro.

Es folgt nunmehr der das Kernstück umschließende Rahmen.

I. Str. 1—3 Schauplatz: bewaldete („Hain"=) Bergeshöhe, von der ein Quell seine schäumenden Wasser rauschend zu Thale sendet, wie der kastalische Quell in der Schlucht von Delphi. Hier Anspielung auf den Dichterquell (Brunnen) Mimirs, der unter einer der Riesenwurzeln der Weltesche entspringt.*) Dieser Schauplatz mit der Quelle als Mittelpunkt wird auch im Folgenden (s. Str. 6, 1 und 7, 1) festgehalten. Der „Hain" ist wie nach sonstigem Klopstockschen Gebrauch auch hier zugleich Hindeutung auf die deutsche Poesie; vgl. die Ode „Der Hügel und der Hain", wo der Hügel den Musenberg der Griechen (Helikon) d. h. die griechische Dichtung, der Hain den Bardenhain der Deutschen, d. h. die deutsche Poesie bezeichnet, daher Str. 14 „Haingesang"; vgl. den Göttinger „Hainbund". Der Hain wird als Eichwald gedacht, wie der Göttinger Dichterbund in einem Eichengrunde gegründet wurde. Das Laub der Eiche (Str. 3, 4) wird sodann Bezeichnung für die vaterländische Dichtung, wie die Palmenzweige für die religiöse, heilige. — Die irrige Vorstellung Klopstocks von einem besonderen Stande der Barden auch bei den Deutschen und seine irrige Deutung des Wortes barditus auf ihre ältesten Gesänge ist hier zu berichtigen. — Auf diesem Schauplatz tritt die Göttin der deutschen Sprache und des Gesanges (Tuiskone, Teutone) auf, begleitet von den Gestalten deutscher Dichtungen der Vorzeit. [Man erinnert d. Sch. an die Tableaus, mit welchen man wohl auf der Bühne das Andenken großer Dichter zu ehren pflegt, wenn man ihr Bild vorführt, umgeben von den Helden und bedeutsamen Gestalten ihrer Dichtungen.] Von diesen zeigen die einen sich nur in dämmernder Ferne, andere schweben nahe um die Göttin, siegesfroh und die Schläfen mit Laub der Eiche bekränzt. Jene sind der Vergessenheit anheimgefallen; d. h. der Dolch der Sterne Wurdi (Urd der Edda), der Göttin der Vergangenheit und des Schicksals, welche den Tod der Menschen bestimmt, hat sie zum Tode getroffen. Diese sind unsterblich, d. h. sie hat errettet der mächtige Stab der Skulda (Skuld der Edda), der Göttin der Zukunft und des Schicksals, welche den Menschen das Leben erhält; vgl. die Ode „Skulda" (1766), welche den hier angedeuteten Gedanken ausführt und auch die dritte Norm erwähnt als Werandi (Verdandi der Edda).

Zu III, Str. 12—14. Klage über den Untergang der vaterländischen Heldengesänge, welche der Dolch der Wurdi traf (Str. 12); Frage, ob er selbst, der Dichter, der diese Klage erhebe, dem Untergang verfallen werde, und beschwörende Bitte an die ihn umschwebenden Gebilde und Genien der noch lebenden d. h. unsterblichen Gesänge, auch ihn emporzuführen zur Höhe unsterblichen Dichterruhms. Es tröstet ihn der Blick auf den Ossian, der aus langer Vergessenheit nun emporgehoben dem Griechen Homer sich zur Seite stellen kann, wie

*) Vgl. d. Edda v. Simrock S. 287 u. G. Schoene, Eddasagen S. 11.

Apollos gedankenvolles Schweigen und Bragors beredter Blick es bezeugen. Bragor (Bragi in der Edda), der nordische Gott der Dichtkunst, zürnet ihm nicht, wenn jener zögert, dem Ossian den Preis zuzuerkennen. Beide erkennen sich gegenseitig an. — Ossian wird von Klopstock als ein deutscher Dichter behandelt, vgl. das Epigramm: „Gerechter Anspruch".*)

Die Antwort auf des Dichters, sein eignes Schicksal betreffende Frage bleibt hier aus; sie wird sechs Jahre später, im Jahre 1773, dem Jahr der Vollendung des Messias, gegeben in der Ode: „Teutone".

Von dieser (Teutone) sind Str. 1—13 eine Wiederholung, Str. 14—17 eine Ergänzung unserer Ode. Denn diese letzten Strophen, die von den vorangehenden durch einen größern Zwischenraum getrennt werden müssen, bringen nunmehr die dort noch nicht gegebene Antwort. Der Eingang: „So erscholl's mir von der Telyn wieder in dem Hain" bezeichnet das Voraufgehende als die Wiederaufnahme eines früheren Stoffes (die Telyn, d. h. die Leier der Barden). Noch einmal durchlebt der Dichter die Vision in dem „Hain", aber sie endet jetzt damit, daß die Göttin mit einem Lächeln auf ihn blickt, das ihm die Unsterblichkeit verheißt (Str. 14, 2 und 15, 4), und scheidend die Geister seiner Gesänge emporsteigen läßt, die mit heiligem Laube (der Palmen), aber auch mit dem jüngsten aus dem Hain (der Eichen) die Schläfen geschmückt haben. So werden seine religiösen und vaterländischen Gesänge leben; der Wurdi Dolch traf sie nicht, und die Göttin selbst hat sie die Bahn zur Unsterblichkeit hinaufgeführt; vgl. Goethes Zueignung:

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Es folgt nunmehr ein nochmaliger Überblick, wie oben bei der Frühlingsfeier.

Metrum: päonisch-choriambisch; von besonders musikalischer Wirkung Str. 6, 1 und 7, 1.

---

*) Nur bei Hamel S. 245:

Sie, deren Enkel jetzt auf Schottlands Bergen wohnen,
Die von den Römern nicht provinzten Kaledonen,
Sind deutschen Stamms. Daher er gehört auch uns mit an
Der Bard' und Krieger Ossian,
Und mehr noch als den Engelländern an,
Weil ihn, da er
Aus seiner Hall' ins Freie kam,
Deutschland mit mehr
Verehrung und mit wärmerem Gefühl aufnahm.

Zur Ergänzung diene die Charakteristik der deutschen Sprache zu Beginn der Ode:

Die deutsche Sprache (1783).

Da wird sie einem Strom verglichen, welcher „ferner Gestade“ d. h. breiten Bettes ist, in dem die Woge durchsichtig bis zu den Kieseln auf seinem Grunde, mag er nun blinkend durch die ihn umgebenden Ufergebüsche gleiten, oder im Katarakt herabstürzend wieder emporstäuben zu duftigem Gewölk, schnell und oft in Wirbeln dahinschießt; „so strömt die Sprache, die, Hermann, dein Ursohn, spricht“.

Hierher ist am besten auch zu setzen die Ode:

Die deutsche Bibel (1784).

Zu den früheren Charakterzügen der deutschen Sprache werden hier genannt: Keuschheit, Adel, Erhebung, Fähigkeit zu heiterem Lächeln, wie zu tiefem Ernst und eine Sprache nicht nur der Menschen zu sein, sondern auch der Engel zu werden (wie im Messias, vgl. 1. Kor. 13, 1). Sie ist „umgeschaffen“, d. h. von neuem geschaffen zur neuhochdeutschen Schriftsprache durch Luther, von dem Kl. in der Gelehrtenrepublik sagt: „Niemand, der weiß, was eine Sprache ist, erscheine ohne Ehrerbietung vor Luther“. . . Unter keinem Volke hat ein Mann so viel an seiner Sprache gebildet.“ — Diese Neuschöpfung ist die That seiner Bibelübersetzung, an welche die geistesarmen neueren Übersetzungen eines Michaelis*) und Bahrdt,**) die in ihrer Selbstüberhebung ihn zu verbessern sich vermaßen, nicht heranreichen. Hätten sie Selbsterkenntnis, so müßten sie dastehen voll Reue und Beschämung. — Die Nachahmung der kirchlichen Litanei: sancte ora pro nobis in Str. 1, 1 soll launig sein, ist aber wenig glücklich (Luther ein Heiliger!!), und anstößig nicht nur für das katholische Gefühl.

Metrum: die sapphische Strophe.

Gewinn der Gruppe. Es wird nunmehr leicht sein, die wesentlichen Vorzüge der deutschen Muttersprache zusammenfassen zu lassen. Außerdem wird die Hinweisung auf verwandte Stoffe und Auffassungen (Fichtes Reden an die deutsche Nation, Schenkendorfs „Muttersprache“, Rückerts „An die Sprache“, die Bemühungen der Brüder Grimm um die Aufdeckung des Wertes und der Tiefe unserer Muttersprache) Kl. als Vorläufer und Propheten einer großen Zukunft erkennen lassen. Anderes s. unten bei der Ode: „Heinrich VI.“

### B. Wert und Größe des deutschen Vaterlandes.

Kl. schildert die Vorzüge des deutschen Vaterlandes a) an sich und b) durch Zusammenstellung mit andern Ländern und Völkern, immer

*) Professor der orientalischen Sprachen in Göttingen, übersetzte das Alte Testament.

**) Proffessor der Theologie in Erfurt und Gießen, zuletzt Dozent in Halle, übersetzte das Neue Testament. Diese Übersetzung verspottet Goethe in dem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Bahrdt“.

aber so, daß zugleich das Bekenntnis stolzen Vaterlandsgefühls und begeisterter, ja schwärmerischer Liebe zu demselben die eigentliche Seele dieser lyrischen Ergüsse wird, entsprechend dem Wesen der lyrischen Poesie, welche das innere Erfahrungs- und Stimmungsleben der Seele zum Ausdruck bringt. Hier ist die Haupt-Ode:

Mein Vaterland (1768).

Vorblick: Der Schüler wird leicht als Höhenpunkte herausfinden: I. die Liebeserklärung: „Ich liebe dich, mein Vaterland" (Str. 5, 4) und II. den Vorsatz: „Ich singe, o Vaterland, dich dir" (Str. 10, 4), III. als Kernstück des Ganzen den Gesang selbst auf des Vaterlandes Wert und Größe (Str. 11—17), IV. das Schlußwort, mit dem der Gesang abbricht, das Gelübde steter Erneuerung der Hingabe und Treue (Str. 18). Er wird sodann leicht finden, daß der Beginn (I) und der Schluß (IV) eine Vision darstellen, s. oben S. 249, daß II und III in enger Beziehung zu einander stehen, daß endlich der eingehenden Schilderung des Vaterlandes in III. eine kurze Charakteristik desselben in I wie zur Vermittlung einer Totalauffassung vorbereitend voraufgeht (in Str. 5), welche zugleich die unmittelbar darauf folgende Liebeserklärung begründet, und andeutend auch in dem Abschnitt II wiederholt wird (Str. 6, 3 u. 4).

Zu I Str. 1—3. Vision (die Herrlichkeit des Vaterlandes) und die Liebeserklärung. Um das zunächst etwas befremdende Gleichnis dem Verständnis des Schülers näher zu bringen, erinnern wir an die Stelle in der Leichenrede des Perikles (Thuc. II, Kap. 43, 1), wo er das Verhältnis der Vaterlandsgenossen zum Vaterlande dem Verhältnis des Liebhabers zur Geliebten vergleicht, oder an die Empfindungen, von denen ein Jüngling noch heute erfüllt sein würde, wenn er der Gestalt unseres Kaisers oder eines der großen Helden der jüngsten Zeit gegenüberstände. — Wie ein Jüngling im Gefühl seiner Unzulänglichkeit (pudor) zagt, dem Heldenkreise das Flammenwort: „wie sehr er ihn liebe," zu sagen, hin eilt, es zu gestehen und es doch nicht sagt, so hat die Bescheidenheit bisher dem Dichter gewehrt, auch wenn die Laute von selbst tönend (s. die Ode: Weissagung Str. 1—2) ihn gebieterisch aufzufordern schien (vgl. Horaz c. I., 32 poscimur), dem Vaterland das Geständnis zu machen, bis endlich das seherische Schauen seiner erhabenen Größe und Herrlichkeit (Vision Str. 5) die Zunge ihm löst. So wird das Ganze zu einer Art Liebesode im höchsten Stile (R. Hamel).

Horazische Anklänge auch in der nicht glücklichen Allegorie „eiserner Arm" nach Horaz c. I, 35, 18, in dem „Schone mein" Horaz c. II, 19, 7. 8. Nicht glücklich ist ferner die Allegorie „Flügel der Morgenröte" in Str. 2, 3 und 3, 3, in deren Schein die Laute schimmert.

Zu II Str. 6—10. Die Herrlichkeit der Erscheinung, ihr beglückendes Lächeln, (s. oben S. 256 die Stelle aus Goethes Zueignung) und der Entschluß des Dichters, das Vaterland in Dankbarkeit dafür, daß dieses Lächeln ihm ward, zu besingen und so, daß es in allen Landen laut wiederhallt. Schon früh hatte er diesen Entschluß gefaßt, als er, durch heimatliche Erinnerungen bestimmt, Heinrich I. zum Helden eines Epos erkor (in Pforta); aber zu-

nächst nahm die Besingung des höheren himmlischen Vaterlandes, der ewigen Heimat, ihn fast ganz in Anspruch (im Messias). Zur Erholung indessen greift er zuweilen zu der Bardenharfe, das irdische Vaterland zu besingen, beiden gilt sein Gesang, vgl. unten die Ode: „An Freund und Feind" Str. 13.

Zu III Str. 11—17. Der Gesang selbst auf des Vaterlandes Wert und Größe. — Gliederung. Thema: Du bist ein Land der Denker und auch von Helden (Str. 11). Ausführung: 1. Du bist eine Heimstätte schöpferischer Gedanken und so reich, daß du auch fremden Landen davon mitteilen konntest (Str. 12 und 13). — 2. Du bist ein Land großer Heldenthaten, und hast es erwiesen im Kampf mit Galliern, Britten, ja mit dem stolzen Rom (Str. 14 und 15). — Mahnung: Sei (eingedenk deines „schönen" Fehlers) nicht allzu gerecht (Str. 16). — Zusammenfassende Schilderung der Vorzüge des deutschen Volks unter neuer Hervorhebung der beiden Punkte: Gedanken und Thaten.

Einzelnes: (Str. 11) „Weit schattet und kühl dein Hain." Ich vermute: „kühlt", wie in der Ode: „Mein Wäldchen" Str. 1, 1 „Eure Beschattung kühlt schon lang". — „Hain" und „Büsche" beziehen wir auf die Gegenüberstellung von großen und minder bedeutenden Gedanken und Thaten. — Str. 12. Ein Märchen ist die Wünschelrute, welche in des Schatzgräbers Hand, zu glücklicher (tanzender d. h. [?] fröhlicher) Stunde geführt, zuckend das verborgne Gold anzeigt; kein Märchen die andere, die in dem Hain des deutschen Volkes gebrochen die Schätze schöpferischer Gedanken hebt. Wohl braucht es dazu des scharfen Blickes des Entdeckers; der Schatz selbst aber wird ihm als ein Geschenk vom Genius beschert, vgl. das Epigramm:

Entdeckung und Erfindung (1771).

Wer unruhvollen, hellen Geist hat, scharfen Blick
Und auch viel Glück,
Entdeckt;
Doch wer, um Mitternacht vom Genius geweckt,
Urkraft, Verhalt und Schönheit tief ergründet,
Der nur erfindet (d. h. ist schöpferisch).

Str. 13. Beispiele in der Ode: „Wir und Sie": Händel, und der in damaliger Zeit berühmte Porträtmaler Gottfr. Kneller aus Lübeck, beide in der Westminsterabtei zu London bestattet; auch an Holbein d. J. kann gedacht werden. — Str. 14. Zu einem Frankreich wurde Gallien durch das Schwert der Franken, zu einem Engelland Britannien durch das der Angelsachsen. — Str. 15. Wohl wurde die hohe Rom zu kriegerischem Stolze von einer Wölfin gesäugt, wohl war sie Jahrhunderte hindurch Welttyrannin, aber dennoch hast du, mein Vaterland, auch diese gestürzt. — Str. 17. Beispiel meisterhafter descriptio. Steigerung: Einfalt der Sitte, welche ein Ausdruck der Naturanlage und des unmittelbaren Empfindens ist, ernste Tiefe des Geistes (der Gedankenarbeit), Kraft des Wortes und entscheidende That. Aber frei bliebst du von dem Makel des Eroberers (s. oben S. 254).

Zu IV. Str. 18 vgl. Str. 3, 1 zugleich Erinnerung an den Anfang von Horaz c. IV, 15 Phoebus volentem proelia me loqui victas et urbes increpuit lyra und an den Schluß von c III, 3 und II, 1. — „Schreckend," d. h. mit Bangen erfüllend im Hinblick auf die schwere Aufgabe, deiner Herrlichkeit mich wert zu machen.

Metrum: freies Versmaß.

Verwandte Stoffe zur Ergänzung die Oden:

Vaterlandslied (1770),

behandelt in Bd. III., S. 207 ff., Seitenstück dazu das Lied eines deutschen Jünglings von M. Claudius („Ich bin ein deutscher Jüngling“ 1771).

Wir und Sie (1766).

Nachdrückliche Hinweisung auf deutschen Wert und deutsche Größe gegenüber der Anglomanie damaliger Zeit.

Fragen (1752).

Die Berechtigung des deutschen Stolzes und das Unwürdige niedriger Nachahmung und Ausländerei. Das Material zur Erläuterung dieser Oden, soweit sie einer solchen überhaupt bedürfen, giebt die Ode: „Mein Vaterland“ an die Hand. — Der Gedankengang am Schluß der Ode: „Fragen“: „Zwar haben auch Thatenruhm die Deutschen aufzuweisen, aber auch geniale Geisteswerke von Meistern sind Heldenthaten und unsterblich,“ wiederholt den Grundgedanken in Teil III jener Ode.

### C. Wert und Größe der deutschen Dichtung.

Den Wert der deutschen Dichtung, wie sie in der jüngsten Zeit zu neuer Blüte sich entfaltete, feiert die Ode:

Thuiskon (1764).

In der Ode II, 20 glaubt Horaz, der venusinische Sänger, in einen Schwan verwandelt auf wunderbaren Schwingen mit lautem Sang (canorus) über die Erde sich erhebend durch den lichten Äther zu schweben. Diese Erinnerung wird für Klopstock Anlaß zu einer ungleich poetischeren Anwendung auf Thuiskon, den göttlichen Ahnherrn des deutschen Volkes (Tacit. Germ. c. 2) und Hüter deutscher Sprache und deutscher Dichtung. Aber er läßt diesen umgekehrt vom Himmel aus der Walhalla sich herabsenken zur Erde. Wenn der milde Glanz der Dämmerung und des Abendsternes sich zur Erde senkt, dann steigt Thuiskon hernieder gleich dem stäubenden Silber eines Wasserfalls zum Eichenhain der Barden und dem Quell Mimirs. Es begrüßen ihn das melodische Rauschen der Quelle (Str. 1, 4), das lispelnde Wehen der Eiche (Str. 2, 3), endlich mit lauterem Gruß das Saitenspiel und der Gesang der Enkel; das sind die Melodien des „Odenflugs“ der jüngsten deutschen Poesie. Sie gleichen den Melodien der Telyn in Walhalla, sind mannigfach („wechselnd“), von erhabenem Schwunge („kühn“) und deutschester Art, steigen bald empor, wie der Adler zu den Wolken (in der heiligen Poesie), senken sich bald auch herunter zu der Eiche Wipfeln (in der vaterländischen Dichtung). — Die horazische Erinnerung wird zu einem nebensächlichen Zuge; sie dient nicht mehr zur Vergleichung des Horaz mit der dafür zu erhabenen Gestalt des Thuiskon, sondern nur zur Verdeutlichung des denselben begrüßenden Rauschens der Eiche.

Der Schauplatz, wie in der Ode „Unsere Sprache" (s. oben S. 255), auch die Situation ist eine ähnliche. Dort Erscheinung der Teutone „der Sprache des Thuiskon", hier des Thuiskon selbst. Das Ganze auch hier eine Vision, welche aber nicht wie dort dem Dichter wird, sondern der die Erscheinung des Thuiskon begrüßenden Dichterschar. Die Schilderung wiederholt die aus den früheren Oden bereits bekannte Lieblingsvorstellung der Dichter-Phantasie Kl.s: Waldlandschaft in dem milden Glanz einer Abenddämmerung (s. oben S. 240 u. 245); Eichwald, Wasserfall, Rauschen des Haines, der Quelle (s. oben S. 240). — Zu beachten ist in der Form die Vorliebe für das Wort „senken", „entsenken". Eigentümlich die Verbindung von Landschaftsbild und Vision, Naturgefühl und dichterischem Gefühl, s. oben S. 246, idealer Wirklichkeit und Allegorie, insofern bei dem „Hain" und der „Quelle" auch an die deutsche Dichtung zu denken ist; die durch die ganze Ode sich hindurchziehende Steigerung, welche die Erscheinung des Thuiskon begleitet (Gruß der Quelle, des Haines, der Sänger) und mit der zusammenfassenden, stolzen Schilderung des Wertes und der Größe der deutschen Dichtung so abschließt, daß diese selbst wiederum das Motiv der Steigerung wiederholt („wechselnd", „kühner", „deutscher"). Das Ganze ein Zeugnis von des Dichters eignem dichterischen Vollgefühl; denn durch ihn hat sich die deutsche Dichtung wieder auf ihren Wert besonnen und zu neuer Blüte entfaltet.

Metrum: das päonische. Der Rhythmus besonders malerisch in Str. 1, Str. 3, 2 und Str. 4.

Den Wert und die Größe deutscher Dichtung stellt durch Vergleichung mit den Dichtungen anderer Völker (der Britten) in ein helleres Licht der Ode:

Die beiden Musen (1752).

Wiederum eine Vision. Wettlauf („Streitlauf" bei Kl.) der deutschen und britischen Muse hin zu den krönenden Zielen der Eiche (vaterländischen Dichtung) und Palme (religiösen Dichtung). Das Motiv der Ilias entlehnt (Buch XXIII Wettlauf in den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos), indessen nicht ohne Versetzung mit römischen Vorstellungen („heißer Sand" Str. 3, 4, d. h. doch wohl die römische Arena). Homerisch ist auch das Motiv abgebrochner Kämpfe (z. B. *κόλος μάχη* in B. VIII, der abgebrochne Götterkampf in B. XXI, abgebrochne Zweikämpfe sehr häufig, wie des Menelaos und Paris in B. III, des Hektor und Ajas in B. III).

Gliederung: I. Str. 1: Das Thema. — II. Str. 2—12: Örtlichkeit und vorbereitende Situation. a) Str. 2—5: der Schauplatz und das Auftreten der Streiterinnen. b) Str. 6—12: Wettgespräch als Vorbereitung auf den Wettlauf. — III. Str. 13: Der Wettlauf selbst und sein noch unentschiedenes Ergebnis.

Zu I Str. 1. Vgl. Horaz c. II, 19, 1. Bacchum . . . . vidi docentem . . . credite posteri.

Zu II a. Str. 2. Die meta der römischen Rennbahnen bestand gewöhnlich aus 3 kegelförmigen Spitzsäulen. — „Im Abendschimmer" nach der Vorliebe

Klopstocks für diese Zeit, s. zur voraufgehenden Ode S. 261. — Str. 3. Die britische Muse hat durch Milton bereits mit dem Homer und dem Virgil gerungen. — Str. 4. Plastische Schilderung der Heldengestalt der deutschen Muse. Das bezeichnende: pudor, s. oben S. 258. — Str. 5. Unschönes Bild in unglücklicher Nachahmung von Horaz I, 15. 31 sublimi anhelitu; unschön auch „die vorgebeugte Gestalt", „der trunkene, schwimmende Blick"; die letzte Wendung in dem Zeitalter der Sentimentalität beliebt.

Zu II b. Das Wettgespräch: Anerkennung der deutschen Muse durch die britische; aber das Ziel erst, und zwar das weitere der religiösen Dichtung, sowie der Wettlauf, der nicht leichte, soll ganz entscheiden. Bezeugung bewundernder Liebe für die britische Muse durch die deutsche; aber noch höher ist ihre Begeisterung für den unsterblichen Dichterruhm und zwar der religiösen Dichtung (Palme); auch ist sie sich hoher schöpferischer Kraft bewußt, der es möglich sein wird, gleich nach der britischen Muse das Ziel zu fassen, vielleicht sogar vergönnt ist, es früher zu erreichen. — Str. 9. Vielleicht Hindeutung auf das von Kl. sehr geschätzte Epos „Leonidas" von Glover (R. Hamel). — Str. 12, 4. Erinnerung an Ilias XXIII, 765.

Zu III. Erst jetzt ertönt das Zeichen, welches Str. 5, 4 angekündigt wurde. Der Ausgang des Ringens um die höchsten Ziele (Palmen) bleibt der Zukunft überlassen. Erst 5 Gesänge des Messias waren i. J. 1752 vollendet. Die Erfüllung der Vision zeigt das Schlußwort der Ode „An Freund und Feind", wie die Ode „Teutone", die am Schluß der Ode „An unsere Sprache" erregte Erwartung erfüllt.

Metrum: das alcäische.

**Gewinn:** Die wesentlichsten Züge des deutschen Vaterlandes sind in der Zusammenfassung am Schluß der Ode „Mein Vaterland" verglichen mit dem Inhalt von Str. 5 gegeben. — Das persönliche Verhältnis des Dichters zu ihm ist begeisterte, schwärmerische Liebe zu demselben, hoher Stolz auf seine Vorzüge, d. h. ein lebendiges Nationalgefühl. Es ist Kl.s Verdienst, den Vaterlandsbegriff gleichsam wiederentdeckt und das deutsche Vaterlandsgefühl nachdrücklicher, als es je zuvor in der neueren Zeit geschehen war, dem deutschen Volke vorgehalten zu haben.*) Aber das Vaterlandsgefühl verbindet sich naturgemäß bei ihm mit dem Dichtergefühl, weil er die Herrlichkeit deutschen Landes und Volkes mit dichterischem Auge ansieht und mit dichterischem Sinn preist, auch sich bewußt ist, dessen Herrlichkeit durch seine Dichtungen selbst zu neuem Glanze geführt und gemehrt zu haben. Die volle Vertrautheit mit der Antike verschließt ihm nicht den Blick für die nationale Bildung; die Begeisterung für das himmlische Vaterland nicht die Liebe für die irdische Heimat; antike, vaterländische und christliche Bildungselemente verbinden sich in seinem Gemüt zu einer Einheit, und das Bildungsideal, welches er seinem Zeitalter vor Augen stellte, entspricht demjenigen, zu

*) Denn Thomas Abbts Schrift „vom Tode fürs Vaterland" (1761) ist zu allgemein und abstrakt gehalten, Lessings Philotas bewegt sich auf antikem Boden, und dessen Minna von Barnhelm behandelt das Thema nur indirekt.

welchem der ganze Bildungsgang des deutschen Volkes durch die Eigentümlichkeit der gehaltvollsten Faktoren seiner Bildung (des nationalen, christlichen, antik-klassischen) bestimmt und geleitet wurde (s. d. Erl. z. Messias S. 263 ff.). — Seine Visionen werden, wie im Messias, auch hier zu einer großen Vision von der Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes, die er mit seherischem Auge schaut, und insofern zugleich zu einer Art Prophetie von Bahnen künftiger Größe, welche ein anderes Zeitalter und andere Heroen heraufführen sollten.

Aber er ist auch ein rückwärts gewandter Prophet, begleitet

### D. das Vaterland in seiner geschichtlichen Entfaltung

und teilt mit den litterarischen Größen, welche später zur Zeit des wiedererwachenden deutschen Nationalgefühls das altdeutsche Leben und Wesen aufzudecken sich bemühten, die Vorliebe für die germanische Urzeit. Er ahnt dunkel, was jene in ein helles Licht stellten, daß dort das deutsche Volkstum in seiner Ursprünglichkeit, Reinheit und Größe am unmittelbarsten zu belauschen sei, und wird so ein Vorläufer von Männern, wie die Brüder Grimm, Uhland, Simrock u. a. Nun waren bei dem Stande der damaligen Bildung seine Vorstellungen von der germanischen Urzeit vielfach willkürlich, schief, unklar und nebelhaft, seine sogenannten „Bardite", in denen er die Vorgeschichte zu dramatisieren suchte (die Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod), sehr unvollkommen; — aber wie er mit dem begeisterten Verlangen, in jene Welt einzudringen, sich über seine Zeit erhob, so hat er demselben auch in einzelnen Erzeugnissen seiner Odenpoesie bedeutsameren und wahrhaft poetischen Ausdruck gegeben. Dafür dienen uns die nächstfolgenden Oden als Beispiele:

### Hermann und Thusnelda (1752).

Situation. Unmittelbar nach der Schlacht am Teutoburger Walde, in welcher Siegmar, der Vater Hermanns, gefallen ist. Hermann kehrt heim und wird als Sieger von der Gattin empfangen. Also Wahl eines hochdramatischen Moments.

Gliederung: Das Ganze ein Dialog. 1. Thusnelda. Str. 1—5. Begrüßung. Verknüpfung dieses Höhenpunktes ihres Lebens mit der Erinnerung an den anderen, als Hermann ihr zuerst seine Liebe gestand. Verkündigung der Unsterblichkeit seines Heldenruhms. — Str. 7. Trost und Mahnung. Ethische Verknüpfung der Vergangenheit („Siegmar ist bei den Göttern") mit der Zukunft („folge ihm nach"). — 2. Hermann. Str. 6. Mahnung an die letzte Pflicht gegen den gefallenen Vater, verknüpft mit dem Rachegedanken im Hinblick auf den Augustus.

Handlung in dem Dialog. a) Thusnelda nimmt dem Gatten die Siegestrophäe, den römischen Adler, und sein bluttriefendes Schwert ab (inhaltsschwere Zusammenstellung); b) sie trocknet den Schweiß von seiner Stirn, das Blut von seiner Wange, drückt ihm den Siegeskranz in die Locken und ordnet diese von neuem nach altgermanischer Sitte,

daß sein Antlitz drohender werde den Feinden auch für künftige Siege. — Die Komposition also durchaus durchsichtig, gehaltvoll und beziehungsreich.

Einzelnes: Str. 2. Zwei römische Adler wurden in jener Schlacht erbeutet, Florus IV, 12. — Str. 3: Im Bardit „die Hermannsschlacht" sagt ähnlich Hermann: „Ich habe dich noch nie geliebt, wie heute." — Str. 5. „Erzählt's," ihr Sänger! — „Augustus mit den Göttern Nektar trinkend" Erinnerung an Horaz c. III, 3, 11. — Str. 7. Hindeutung auf die germanische Sitte, das Haar über dem Haupte zusammenzubinden, um das furchtbare Ansehen zu erhöhen, vgl. Tac. Germ. c. 38: insigne gentis (Suevorum), obliquare crinem nodoque substringere.

Metrum: freies Versmaß. Logaödisch.

## Hermann (1767).*)

Zur Vorbereitung. Tac. Annalen II, 88: „Da Arminius nach dem Abzug der Römer und nach der Niederwerfung des Marbod die Königswürde begehrte, fand er Widerstand in dem Freiheitssinn seiner Volksgenossen; und während er im offnen Kampfe mit wechselndem Glücke stritt, fiel er durch die Arglist seiner Verwandten: er, der unstreitig der Befreier Deutschlands war und nicht wie andere Könige und Führer die Anfänge des römischen Volkes, sondern das Reich auf der Höhe seiner Macht herausgefordert hatte, kämpfte in Schlachten mit wenigstens wechselndem Erfolg, blieb im Kriege aber unbesiegt. Auf 37 Jahre brachte er sein Leben; 12 Jahre behauptete er seine Macht. Und noch wird von ihm gesungen bei den barbarischen Stämmen, von ihm, der unbekannt den Jahrbüchern der Griechen, die nur ihre eigene Geschichte zu bewundern wissen, und auch bei uns Römern nicht nach Gebühr gefeiert ist, die wir nur das Alte preisen, unbekümmert um das Neue."**)

Klopstock, um die Größe seines Hermann nicht verdunkeln zu lassen, nimmt an, daß er nur zum Frommen des Reiches darnach getrachtet habe, „das Feldherrnschwert unter den Fürsten zu tragen" (Str. 26), um die geeinigte Wehrkraft des deutschen Volkes gegen Rom selbst zu führen. So bleibt er nicht nur wert des Gesanges der edelsten Barden, sondern wird desselben nur noch würdiger.

Zur Totalauffassung: Das Ganze ist eine Totenklage (vgl. die Verwertung dieses Motivs in der Ilias und im Messias, s. d. Erl. zu demselben S. 355) in Form 1. eines Dialogs, sodann 2. eines Gesanges dreier Barden.

---

*) Diese Ode ist vorzugsweise geeignet, die Schüler anzuleiten, den in ihr liegenden Reichtum an Gehalt, Situationen und Elementen in allmählicher Arbeit heuristisch aufzudecken.

**) Vgl. hierzu Kl.s Epigramm „Die zehn Feldzüge" bei Hamel S. 182: „Von Ariovist bis Hermann thaten die Römer zehn Feldzüge nach Deutschland, einen gegen Hütten, zween zur Schau, einen geflüchteten, fünf siegende, keine erobernden, den letzten ohne Wiederkehr".

1. Der Inhalt des voraufgeschickten Dialogs (Str. 1—16). Schauplatz: ein Wald- und Felsenthal, durch dessen Klüfte ein Waldstrom hindurchstürzt und Tannen herabwälzt (Str. 8); ein mit alterndem Moose bedeckter Steinsitz; in der Tiefe verdeckt von tiefem Gesträuch die blutige Leiche Hermanns. — Handelnde Personen: drei bezeichnend unterschiedene Barden; Werdomar, der Führer, ein Greis und Held, Gefährte Hermanns in den Schlachten und sein Vertreter; Kerding, ein Jüngling, der an diesem Tage erst mit dem Schwert umgürtet wurde, das Bild eines gefühlvollen, begeisterten, dem Heldenruhm zugewandten, aber von dem Bewußtsein unzulänglichen Wertes (pudor) noch erfüllten Jünglings; Darmond, ein Held im vollen Mannesalter, eine feurige, leidenschaftliche Natur. Zu ihren Füßen die Leiche des erschlagenen Hermann. — Die Handlung: Vereinigung der drei Barden zu einem Gesang auf den unsterblichen Helden. „Unsre Telyn soll den Unsterblichen singen" (Str. 1, 2, 3, 4 und 16), des Getöteten Geist aber auf dem Wege zu seinem Vater Siegmar in die Walhalla (s. d. voraufg. Ode Str. 6) verweilen, daß er dem Gesange der heißen Liebe seines Volkes lausche (Str. 10). Verknüpfung der sichtbaren Handlung mit einer unsichtbaren, zugleich das poetische Motiv einer Fixierung der Handlung (s. d. Erl. zum Messias S. 362, und Horaz c. I, 15, wo Paris, auf der Seefahrt aufgehalten, dem Liede des Nereus lauschen muß.)

Einzelnes: Werdomar Str. 1—3 Bezeichnung der Situation. Angabe des Themas zu Beginn und zum Schluß; die letzte besonders wirkungsvoll. — Str. 2: Über die Gefangenschaft der Thusnelda im Hause ihres Vaters, des Segestes, vgl. Tacit. Annalen c. I, 57; von dem Triumphzug des Germanicus, in welchem sie mit ihrem dreijährigen Sohn Thumeliko mit aufgeführt wurde, berichtet Strabo VII, p. 291, vgl. Tacit. Annalen II, 41. — Zu Str. 3, 1 und 2 vgl. Shakespeares Julius Cäsar, die ähnliche Wendung in der Rede des Antonius.

Kerding Str. 4 und 5. Über die feierliche Wehrhaftmachung in der Gemeindeversammlung berichtet Tacit. Germ. c. 13, aber nur von der Bewaffnung mit Schild und Lanze; erst im Mittelalter tritt an ihre Stelle die Schwertumgürtung (Schwertleite), s. I. Abt. S. 17; die Telyn ist völlig freie Zuthat Klopstocks. — Er muß zuvor trocknen mit dem goldenen Haar die von Thränen heiße Wange; denn er hatte zunächst nur Thränen und Trauer, noch keinen Sang für den Helden. Rückbeziehung auf Str. 3, 3. — Mana bei Tacit. Germ. c. II: celebrant carminibus antiquis . . . . Tuiskonem deum terra editum et Manum, originem gentis conditoresque.

Darmond Str. 6 und 7. Fortführung des Gedankens von Str. 3, 3 und Str. 5, zugleich aber auch Gegensatz zu demselben. Er will den Strom der Thränen nicht hemmen; aber sie sollen nicht Ausdruck der Klage werden, sondern der Wut, der Rache und des Fluches. Er wünscht den Verrätern, die Verräter nicht nur an Hermann sind, sondern auch am Vaterlande, daß ihrer keinem zu Teil werde die höchste Heldenehre, der Tod in der Schlacht. — Str. 7, 2 vgl. Klopstocks Anmerkung hierzu: „Hela"; sie „herrschet in den traurigen Gegenden, wo die nach dem Tode sind, welche nicht in der Schlacht sterben".

Werdomar Str. 8—10, dazu Tacit. Germ. 27: „Die Bestattung wird

prunklos veranstaltet; das allein beachten sie, daß die Leichen berühmter Männer mit bestimmten Holzarten verbrannt werden. . . . . . Nur die Waffen folgen einem jeden, einigen auch ihr Roß in die Glut. Nur Rasen dient zur Errichtung des Grabmals." Die Asche wurde in Thongefäßen beigesetzt. — Str. 9, 4 Hindeutung auf den Inhalt von Str. 29 ff.

Kerding Str. 11 und 12 (in Übereinstimmung mit dem Charakter von Str. 4 und 5) aus der Fülle des Mitgefühls mit dem tragischen Lose der Thusnelda. Auch Thusnelda, „die edle, unglückselige", ist, wenn man ihres eigenen, ihres Gatten und ihres Sohnes Leids gedenkt, ein „Weib der Schmerzen", wie Niobe, Thetis, Andromache, Iphigenie, und Antigone, Kriemhild und Gudrun, wie endlich im Messias Maria, die Mutter Jesu, s. Erl. zu dems. S. 323.

Darmond Str. 13 (in Übereinstimmung mit dem Charakter von Str. 6). Rache des Segestes für die Entführung seiner Tochter durch Hermann (Tacit. Annal. I, 58. Segestes vor dem Germanicus: raptorem filiae meae, violatorem foederis vestri, Arminium apud Varum reum feci). Er ist der Hela bereits verfallen.

Werdomar Str. 14—16 vgl. die oben S. 255 citierte Stelle aus Horaz IV, 9. — „Singen dem Wiederhall", Lieblingswendung Klopstocks, s. oben die Ode „Mein Vaterland" Str. 7. „Dem geheimen Grauen des Haines", vgl. Tacit. Germ. c. 9. — Steigerung in dem Versschluß, „dem Liebling der Edelsten", „dem Führer der Kühnsten", „dem Befreier des Vaterlandes". Thema und Übergang zu dem eigentlichen Gesang, der nun erst beginnt, „im vollen Chor", als dessen Führer Werdomar anzusehen ist, wenn er den folgenden Gesang zunächst auch allein anstimmt, und die beiden andern ihn zunächst allein aufnehmen.

### 2. Der Inhalt des eigentlichen Gesanges der drei Barden.

I. Werdomars Gesang Str. 17—26.

a) Grundlegung, Vorbereitung auf den Hauptgedanken: Hermanns Thaten zur Verteidigung seines Vaterlandes, die Schlacht im Teutoburger Walde (Vision), der Kampf mit dem Caecina Str. 17—20.

b) Das Hauptthema. Hermanns „großer Vaterlandsgedanke", die geeinigte Wehrkraft des ganzen deutschen Volkes in einem Angriffskrieg nach Italien selbst und gegen die Stadt Rom zu führen, Str. 21—26.

c) Str. 29. Klage, daß so große Entwürfe nun vereitelt sind, und Hermann, ohne sie ausgeführt zu haben, zur Walhalla fahren muß. (Abschluß der ganzen Ode.)

II. Darmond. Anrufung der Rache in Übereinstimmung mit Str. 6 und 13.

III. Kerding. Empfang Hermanns in Walhalla durch Siegmar, Thuiskon, Mana (Vision).

Einzelnes: Zu I. Gesang Werdomars. a) Str. 17—20. Vision. „Winfeld" im Teutoburger Walde. Die Parallele mit Cannae ist auch von neueren Geschichtsschreibern mehrfach gezogen worden. „Die Schlacht", d. h. „die Gefallenen" schweben mit wehendem, blutigen Haar unter die Harfen Walhallas; vgl. die verwandte Darstellung Kaulbachs in der Hunnenschlacht. Zugleich Vor-

bereitung auf Str. 28. „Hermanns Eintritt in Walhalla,“ und kürzeste Andeutung der Unsterblichkeit dieser Kampfesthaten. — Str. 18 und 19. Das öde Todesthal. Tacitus: moesti loci visuque ac memoria deformes. Obgleich Germanicus, des Drusus Sohn, die Spuren so großer Thaten auszulöschen bemüht war, wenn er bei einem Besuch des Schlachtfeldes im Jahre 15 die gebleichten Gebeine der Erschlagenen (ossa albentia), das „vergängliche Denkmal“, bestatten ließ (Tacit. Ann. I, 60 ff.), so wird die Erinnerung an diese Ruhmesschlacht doch bleiben; denn wir deckten wieder auf die Gebeine (freie Erfindung Klopstocks) und feiern bei diesem Totenmale unser Frühlingssiegesfest zur Erinnerung an die große dreitägige Schlacht; vgl. in der Ode: „Der Hügel und der Hain“ Str. 14:

> Ich beschwöre dich, o Norne, Vertilgerin,
> Bei dem Haingesang, vor dem in Winfeld die Adler sanken,
> Bei dem liedergeführten Brautlenzreihn u. s. w.

und Horst in der „Hermannsschlacht“: „Zu diesem Grabe, an dem die letzte weiße Legion liegt, will ich jeden Frühling meines Lebens hinziehen, es mit Blumen ohne Zahl bestreuen und des besten Barden besten Gesang mit allen meinen Freunden unter der glänzenden Mondwolke singen“. — Str. 20. Hindeutung auf die Niederlage der Deutschen durch Cäcina i. J. 15. Dieser wurde auf dem Wege von der Weser zum Rhein von den Deutschen angegriffen und in die äußerste Bedrängnis gebracht, dann aber aus dem anscheinend sicheren Untergang dadurch gerettet, daß entgegen der Meinung Hermanns, der ihn nur auf dem Marsche angreifen wollte, auf den Rat des Ingomar (Inguiomarus bei Tacit. Annal. I. 68) ein Sturm auf das römische Lager unternommen wurde, der nicht nur zurückgeschlagen wurde, sondern auch mit einem Ausfall der Römer und gänzlicher Niederlage der Deutschen endigte. Diese Hinweisung bereitet den Inhalt der folgenden Str. vor. Jene Erfahrung bewies dem Hermann die Notwendigkeit einer einheitlichen Führung durch ein übergeordnetes, von der Fürsten „überrufendem“ d. h. überstimmendem Ratschluß unabhängiges Oberhaupt; und schon damals brachte die Auflehnung der Fürsten gegen den geistig allen überlegenen Hermann dem ganzen Volke Verderben. — Str. 20, 2. „Varus“ Dativ, dem V.; Str. 3, 4 Gen., des V.

b) Das Hauptthema Str. 21 u. 22 zur Erregung der Erwartung.

Poetische und konkrete Ausführung des Gedankens: er bewegte seinen Entwurf bei Nacht, wo er während des Opfers des Thor zuerst in seiner Seele sich bildete, wie bei Tage (bei dem Waffentanz); hierzu vgl. Tacit. Germ. c. 24: „nackte Jünglinge werfen sich zum Spiel springend zwischen Schwerter und ausgestreckte Lanzen,“ und ebendas. c. 31: die Tapfersten tragen (bei den Chatten) einen eisernen Ring, ein Zeichen der Schmach bei dem Volke, wie eine Fessel, bis sie sich durch Tötung eines Feindes lösen („Blutringe“). — Str. 23. Das zunächst befremdende Gleichnis zögert die Befriedigung der erregten Erwartung noch weiter hinaus. Landschaftsbild (mitgeteilt durch die Erzählung eines Seefahrers, „Sturmbesiegers“) von dem Vulkan Hekla in Island inmitten des nordischen Meeres. So wünscht Hermann wie ein anderer Hannibal Tod und Verderben über die schützenden Eisgebirge der Alpen in die Ebenen Roms zu tragen, um entweder dort zu sterben oder im stolzen Kapitol vor dem Standbild des Jupiters selbst, d. h. vor dem Gott der Gerechtigkeit (Str. 25, 2 „Wagschale“), die Schatten des Tiberius und seiner Väter zur Verantwortung zu ziehen wegen ihrer frevlen Eroberungskriege. Die Statue des Jupiter befand sich im

Tempel des Jup. Capitolinus; das Kapitol galt als pignus imperii. — Str. 26. Spitze der ganzen vorausgehenden Ausführungen. Dazu trachtete Hermann nach der Königswürde, und deshalb liegt er erschlagen als ein Opfer seines großen Helden- und „Vaterlandsgedankens".

Zu II. Darmond Str. 27 s. oben zu Str. 7 u. 13.

Zu III. Kerding Str. 28. „Enherion"; die Enherier sind die gefallenen Helden, welche von den Walküren nach Walhalla geleitet werden. — Zusammenfassung höchster Freude und höchsten Glückes: ewige Jugend (Z. 4), Wiedersehen mit dem Vater, der Enherier Willkommen, Siegeslaub aus der Hand der Unsterblichen, des Tuiskon und des Mana selbst.

Zum Schluß. Str. 29. Dissonanz, wie sie der Sachlage entspricht. Trauer des Siegmar, wie derer hinieden, daß schnöder Verrat so große Heldengedanken durchschnitten habe.

Rückblick auf die Geschlossenheit und Architektonik dieser Ode, die vor anderen als ein Meisterwerk gelten kann, vor allem auch auf den Reichtum und die Mannigfaltigkeit von teils angedeuteten, teils näher bezeichneten Elementen: Landschaftsbilder Str. 1, 8, 23, Opfer des Thor Str. 21, Frühlingsblumentanz Str. 19, Schwertumgürtung Str. 4, Schwerttanz und Kampfspiele Str. 22, Triumphzug Str. 12, Bestattung Str. 18; und hier wiederum die Einzelhandlungen derselben: der Erschlagene in seinem Blute Str. 1, 2, 11, 26, Totenfeuer Str. 8, Totenklage (die ganze Ode), Begrüßung der gefallenen Helden in der Walhalla und Versammlung der Helden und Götter daselbst. Str. 17 u. 28.

Metrum: freies Maß.

Die übrigen Oden, welche nach den Überschriften außerdem noch Stoffe der älteren deutschen Geschichte behandeln (Heinrich der Vogler und Kaiser Heinrich VI.), sind doch im Grunde zeitgeschichtlichen Inhalts. Denn um diese beiden Pole bewegt sich das Interesse Kl.s: die germanische Urzeit und die Geschichte seiner Zeit. Hier aber waren es seine großen Zeitgenossen Friedrich II., Maria Theresia und Joseph II., sodann die gewaltige, anfangs ihn so hoch begeisternde, dann so tief erschütternde Bewegung der französischen Revolution, die sein Gemüt in sehr verschiedener Weise in Anspruch nahmen.

Zuerst das Verhältnis zu Friedrich dem Großen. Dasselbe war von vornherein ein freieres. Seine Vaterstadt Quedlinburg erfreute sich unter der Hoheit einer Äbtissin als einer Reichsfürstin einer gewissen Reichsfreiheit, bis Friedrich seine Schwester zur Äbtissin machte und das Stift den preußischen Besitzungen völlig einverleibte. Seit 1751 aber gehörte Klopstock selbst der nordischen Heimat (Kopenhagen) an. Dennoch folgte auch er, wie der junge Goethe, dem Preußenkönige mit der Begeisterung, welche das Anschauen seiner Geistesgröße und seiner Thaten in jedem unbefangenen Gemüt erwecken mußte. Sein Vater, ganz wie derjenige Goethes, war dem großen Helden in aufrichtiger Bewunderung zugethan. „Ich liebe den König sehr", schrieb er beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, „der Herr sei seine Sonne, sein Schild, er seiner Feinde Schrecken." Klopstock selbst dachte eine Geschichte Friedrichs II.

zu schreiben und bearbeitete große Stücke des siebenjährigen Krieges im Taciteischen Stil*) Noch im Jahre 1788 gesteht er in der Ode „Die Etats généraux“:

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europas
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen;

bis der Freiheitsmorgen, der ihm mit der französischen Revolution anzubrechen schien, ein noch Größeres ihm dünkte. Die Ode, welche seit der Ausgabe v. J. 1771 die Überschrift „Heinrich der Vogler“ trägt, ursprünglich aber (1749) als „Kriegslied“ erschien, feiert in der älteren Gestalt den Heldenkönig Friedrich.**) Da hieß es:

Str. 2. Es braust das königliche Roß
Und trägt ihn hoch daher.
Heil Friedrich, Heil dir Held und Mann,
Im eisernen Gefild!

Str. 3. Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
Und herrscht den Sieg herbei.
Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt.

Str. 5. Der du im Himmel donnernd gehst,
Der Schlachten Gott und Herr,
Leg deinen Donner! Friedrich schlägt
Die Scharen vor sich hin.

Erst später, als die Abneigung gegen den großen König immer entschiedener geworden war, wurde die Ode auf Heinrich I. bezogen,***) dessen Verherrlichung der früheste dichterische Entwurf Kl.s gegolten hatte, und demgemäß die jetzige Fassung gewählt. Denn es ist begreiflich, daß in dem Dichter die Begeisterung mehr und mehr in Verstimmung und schließlich in Verbitterung überging. Im Vollgefühl seines Dichterwertes und dessen, was er selbst für die Wiedergeburt der deutschen Dichtung gethan hatte, durfte er den Wunsch hegen, es möchte „der Sänger“, der mit seinen Liedern das Nationalgefühl des deutschen Volkes so begeistert wiederzuerwecken suchte, „mit dem Könige gehen“, dem dasselbe durch große Thaten gelungen war; oder es möchte der große König doch wenigstens anerkennen, was der Dichter im Liede seinem Volke zu sagen nicht müde wurde, daß auch der Deutsche eine Dichtung habe, die sich

---

*) s. R. Hamel I. Einl. S. CXXXIII.

**) Wir folgen der Auffassung von J. W. Loebell, Entwicklung der deutschen Poesie I. S. 205 ff., K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. II, 1. S. 104, Scherer, Litt.-Gesch. S. 428 und R. Hamel zu dieser Ode S. 60.

***) Die Str. 2: „Heut fühlet er die Krankheit nicht, dort tragen sie ihn her“ nach der Nachricht des Chronisten Luidprand, II c. 25: „Der König Heinrich lag an einer schweren Krankheit darnieder, als ihm die nahe Ankunft der Ungarn angekündigt wurde. . . . Der König, wenngleich körperlich schwach, doch durch die Kraft seines Mutes gestählt, besteigt, so gut er kann, sein Roß“ u. s w.

mit der fremdländischen messen könne, und daß es unwürdig, sei, sich einseitiger Verehrung oder gar sklavischer Nachahmung des Fremden hinzugeben.*)

So richtet er an Gleim, der als einer der begeistertsten Bewunderer Friedrichs des Großen diesen in seinen „preußischen Kriegsliedern eines Grenadiers" gefeiert hatte, vielleicht auf dessen Aufforderung, „auch Klopstock möge den großen König besingen", die Worte (in der Ode „An Gleim" 1752):

Str. 12. Würdig war er, uns mehr, als dein beglücktester**)
Freiheitshasser, o Rom, Octavian zu sein,
Mehr als Ludewig,***) den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt!

Str. 13. So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist. Noch, da der Lorbeer ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,†)
Und der Denker gepanzert ging,

Str. 14. Floß der dichtrische Quell††) Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht.†††) Aber er wandte sich,
Strömt' in Haine, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird.*†)

Str. 15. Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er wert war, zu sein! Aber sie hört es doch:
Sagt's ihr traurig und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf!

Er stellt Friedrich d. Gr. in einen Gegensatz zu dem dänischen König Friedrich V. (in der nach diesem genannten Ode v. J. 1750), wenn er von dem dänischen König rühmt:

Str. 7. Wie das ernste Gericht furchtbar die Wage nimmt
Und die Könige wägt, wenn sie gestorben sind,
Also wägt er sich selbst jede der Thaten vor,
Die sein Leben bezeichnen soll.

---

*) R. Hamel, Einl. zu d. Oden S. X: „Weil Kl. an Friedrichs Größe auch seinen deutschen Stolz genährt und entzündet hatte, deshalb empfand er des Königs Abneigung gegen die deutsche Litteratur so herbe; deshalb die Töne des Zornes".

**) beglückter als Cäsar und Octavian im Kampfe mit der Republik.

***) Ludwig XIV.; also mehr, als die großen Schirmherren des goldenen Zeitalters der Dichtung.

†) in den ersten schlesischen Kriegen.

††) der „dichterische Quell", d. h. die Dichtungen Ramlers, Gleims u. s. w.

†††) Klopstock kann sich, wie viele seiner Zeitgenossen, nicht davon frei machen, auch Friedrich als einen „Eroberer" anzusehen.

*†) aber der Quell wandte sich; die deutsche Dichtung, verkannt, suchte sich die Bahn der religiösen Poesie, für welche der „Sänger Heinrichs" d. h. der Henriade, Voltaire, das Ideal Friedrichs, kein Verständnis hatte. So verstehen wir die Stelle mit Hamel (S. 93) gegen Düntzer II, S. 65.

Str. 8. Ist ein Christ und belohnt redliche Thaten erst,
Und dann schauet sein Blick lächelnd auf die herab
Die der Muse sich weihn, welche, mit stiller Kraft
Handelnd, edler die Seele macht.

Er hält Friedrich II. (in der Ode „Friedrich V. An Bernstorff und Moltke" Str. 3) für zu groß, um wie ein Julian Apostata zu handeln, vielmehr für würdig, ein Christ zu werden; aber er bezweifelt es, ob er bei seiner tiefgewurzelten Skeptik es jemals zu werden vermöge. Er bezeugt auch später noch in der Ode („Die Verkennung" 1779) einerseits wohl gern, daß Friedrich „des Herrschers Weg zur Unsterblichkeit mit scharfem Blick sah", aber er beklagt sich zugleich bitter, daß jener nicht sah, wie „Deutschlands Dichkunst sich schnell erhob, aus fester Wurzel dauernder Stamm, und weit der Äste Schatten warf," daß er es verschmäht, „zum Wuchs den Hainbaum (d. h. die deutsche Dichtung) mit Tau zu frischen". — „Friedrich, dein Adlerblick," ruft er klagend aus, „wo war er, da sich regte des Geistes Kraft, Mut, Flamme, alles," wofür die Könige wohl belohnende Mäcenaten sein können, das selbst zu schaffen sie aber nicht fähig sind. Solcher Nichtachtung sollten die Dichter mit ihrem Stolze begegnen. Denn „auch ohne die Frischung wuchs im Hain es fort, und neue Sprosse säuselten, rauschten von Frühlingslüften".

Als ausgeführtes Beispiel, das Verhältnis Klopstocks zu Friedrich dem Großen zu erläutern, dient uns die Ode

„Kaiser Heinrich" (VI.) 1764.

Gliederung: I. Eingang Str. 1—4. Strafende Klage des Dichters über die Gleichgiltigkeit der deutschen Fürsten (Str. 1 u. 2) und auch des großen Friedrich gegenüber der jüngsten Erhebung der deutschen Dichtung (Str. 3 u. 4).

II. Schilderung der Größe dieser Dichtung mit prophetischem Ausblick in eine noch größere Zukunft. Str. 5 u. 6.

III. Vision. Erscheinung der Schatten hingeschiedener deutscher Fürsten. Str. 7—17: 1. Absicht ihres Kommens, zu hören der späten Enkel Gesang, die nach langer Säumnis und langem Schlummer der deutschen Dichtung die eigene Schuld sühnend („Rachegesang an uns selbst" Str. 7, 4) sich erhoben haben zu stolzer Größe. (Wiederaufnahme und Weiterführung des Gedankens in II.) (Str. 7—11.) — 2. Die Erscheinung selbst a) Karls des Großen, der ein Freund der Dichter war; b) Friedrich Barbarossas, dem angehörte der Vorzeit edler Gesang; c) Heinrichs VI., der selbst ein Dichter war. (Str. 12—17.)

IV. Vergleichender Rück- und Ausblick, zugleich Höhe der ganzen Ode: Kaiser Heinrich würde im Gegensatz zu den Fürsten der Gegenwart und auch zu dem großen Friedrich in voller Würdigung der deutschen Dichtung die Muse selbst zur Geliebten erwählen. Str. 18 u. 19.

Einzelnes. Zu I. vgl. Chr. Fr. D. Schubart in der Ode: „Die Fürstengruft“ Str. 11 u. 23. — Str. 2 „des Tempels Halle“, die Fürstengruft in der Hofkirche, oder das Mausoleum. — „Mit goldenem Munde“, in goldener Inschrift, die höchstens der Heraldiker mit Teilnahme betrachtet. — Str. 3 u. 4. Friedrich war selbstzufrieden, obwohl er auch den Franzosen nicht als wahrer Dichter galt. Obwohl der begeisternden deutschen Dichter Haine emporsteigen zur Wolke, rauschen, nahe am Himmel wehen (Steigerung), so vernimmt doch der große Kriegsheld von ihnen nichts, bleibt aber auch — eine gerechte Nemesis — ein Fremdling auf den Höhen des gallischen Pindus.

Zu II. Str. 5. Die Quellen der vaterländischen Dichtung am Fuße des Eichenstammes, wie der religiösen im Schatten der Palme werden schnell zum Fluß, ja zu einem gewaltigen Strom. — „Grundanlage“ s. oben „Uranlage“ in dem Epigramm „Unsere Sprache“ S. 254. — Str. 6. „Weich, Ungeweihter.“ Erinnerung an das Horazische: „Odi profanum vulgus et arceo“ c. III. 1, 1. — Auch dichterische Schönheit, noch „überschleiert im Anbeginn“ gleich einer Quelle im Nebelglanz, wird bald anwachsen zu einem breiten, reißenden Strom. Prophetischer Blick in die große Zeit der Lessing, Herder, Goethe, Schiller. Wie richtig Klopstock Schillers Bedeutung zu würdigen verstand, beweist das Epigramm „An Fr. Schiller“:

> Ward dir Blickes genug, Darstellung von der Beschreibung
> Rein zu sondern,*) so stehen weisere Dichter dir auf:
> Stände, wofern du hinab zu den Hainen Elysiens walltest,
> Und dort redetest, selbst Ilions Sänger dir auf.**)

Zu III, 1. vgl. die ähnliche Vision in der Ode „Unsere Sprache“ oben S. 254. — Str. 7. „Rachegesang an uns selbst“. Der Gesang, mit dem wir sühnen wollen unsere Säumnis; vgl. die ähnliche Wendung in der Ode „Fragen,“ 1752: „(Soll Hermanns) Sohn nicht an seiner (eignen) Kleinmut sich durch unsterbliche Werke rächen?“ — Str. 8. Die religiöse Poesie erhebe uns selbst über die sonst ungleich erhabenere Poesie der Griechen (über Hämus und den Quell Hippokrene). Ja, das biblische Drama (Kl. denkt an sein Drama „Adams Tod“ 1754 und „Salomo“ 1764) überrage die Sophokleischen Dichtungen. Ein sehr befangenes Urteil, aber erst Lessing läutert und bildet das Verständnis für den Begriff des Tragischen. — Str. 10. So stehen ihm auch die Psalmen Davids, der Goliath, den Dagoniten, d. h. den Anbeter des Götzen Dagon, besiegte, ungleich höher, als die Oden Pindars. — Str. 11. Die erhabene „Kühnheit“ der neuen Dichtung ist keine urteilslose, nicht Sturm und Drang eines fessellosen Genies, sondern zielbewußtes, maßvolles, durch sichere Einsicht geleitetes Vorgehen, vgl. oben S. 253 das Epigramm über die Muttersprache und unten die Ode „An Freund und Feind“ Str. 12 u. 16.

Zu III, 2. Karl der Große. Hindeutung auf die Hinrichtung von 4500 gefangenen Sachsen an der Aller. Weil Karl d. Gr. in Kl.s Augen zugleich „Eroberer“ ist, wendet er sich von ihm ab, auch wenn er der Dichter Freund war. Er ließ die Bardengesänge „dem Auge tönen“, d. h. „die uralten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufzeichnen, damit sie unvergessen blieben“. (Eginhard im Leben Karls d. Gr.

---

*) „sondern“, d. h. die Neigung zu rhetorischer Schilderung von der Kunst objektiver Darstellung.

**) würden dir den Preis zugestehen.

Kap. 29.) Nun liegen sie unerkannt in Klostergewölben irgendwo, in der farbenhellen Schrift ihrer Initialen, welche der Erfinder der Schrift, der „dem Schall Gestalt gab", erfand, und seufzen nach Erlösung; sie schütteln gleichsam unwillig die goldenen Beschläge und schlagen an des Einbandes Schild (Hindeutung auf die altgermanische Sitte, an die Schilde zu schlagen), damit es der zellenbewohnende Mönch vernehme. Wer diese Klage erhört, die gefangene Dichtung aus langem Zauberschlafe erlöst, dem will er singen, „dem Widerhall", s. die Ode „Mein Vaterland" Str. 7. Klopstock weissagt und schaut mit prophetischem Blick schon in die Zeit, wo die ältesten deutschen Gesänge zum Teil wenigstens durch die Forschung der neu erstehenden germanistischen Philologie wieder entdeckt wurden, vgl. oben S. 257.*) — Str. 13. Höher steht Barbarossa; er erlebte selbst ein Zeitalter höchster Blüte der Dichtkunst; am höchsten sein Sohn und Nachfolger der Kaiser Heinrich VI. (1190—97), der selbst ein Sänger war. Das Minnelied, auf dessen drei letzte Strophen Kl. sich hier bezieht, lautet in der Übersetzung von F. Dorn:

## Gruß.

Str. 1. Ich grüße mit Gesang die Süße,
Die ich nicht lassen kann und nimmer mag!
Seit ich von Mund zu Mund sie mochte grüßen,
Ach, leider, das ist mancher Tag.
Der Glückliche, der nun dies Lied singt ihr,
Nach der ich schmachte so unsäglich hier,
Sei's Weib, sei's Mann, der grüße sie damit von mir.

Str. 2. Mein sind die Reich' und Lande all', die weiten,
Wenn ich bei ihr, der Minniglichen, bin;
Und muß ich sie verlassen, muß ich scheiden,
All meine Macht, mein Reichtum ist dahin.
Nur Schmerz und Sehnen ist dann meine Habe,
So steigen Freud' und Leiden in mir auf und abe,
Und werden wechseln, wähn' ich, um ihre Liebe bis zum Grabe.

Str. 3. Da ich sie nun so recht von Herzen minne,
Und ohne Wank zu allen Zeiten trage
Im tiefsten Herzen und im reinsten Sinne,
Unterweilen mit manch' bittrer Klage:
Was giebt die Liebe mir dafür zum Lohne?
O da erscheint mir's klar und zweifelsohne:
Eh' ich von ihr mich trenne, eh' lass' ich Reich und Krone.

Str. 4. Der sündigt schwer, der meinem Wort nicht glaubt,
Daß ich erleben könnt' manch lieben Tag,
Ob auch die Krone nimmer schmückt' mein Haupt:
Der kennt nicht Liebe, der so sprechen mag.
Verlör' ich sie, um Gott, was hätt' ich dann?
Ich taugt' zu Freuden weder Weib noch Mann,
Mein Heil, mein bester Trost, er wär' in Acht und Bann.

Zu IV. Str. 10. Zu betonen ist zweimal das „Du".

Metrum: das alcäische.

*) Vgl. Herder, Vorrede zu den Volksliedern (Bd. XXV der Ausg. von Suphan): „Kaum könnt's einen vaterlandsfreundlicheren Wunsch geben, als nach den Barden, die Karl der Große sammelte".

Das kühle Verhältnis des Dichters zu Friedrich II. hatte zur Folge eine warme Bewunderung für dessen große Gegner Maria Theresia und Joseph II. (seit dem Tode seines Vaters Franz I. 1765 Mitregent in Österreich und Kaiser von Deutschland), zumal die Absicht des Wiener Hofes, eine Akademie der Wissenschaften ins Leben zu rufen, Kl. in mannigfache Berührung zu diesem gebracht hatte. Der Dichter hatte damals (1768) der Kaiserin und dem Kaiser durch den Fürsten Kaunitz einen Plan zur Beförderung der Wissenschaften in Deutschland überreichen lassen, auch in demselben Jahre seinen Bardit „die Hermannsschlacht“ dem Kaiser Joseph gewidmet mit einer Dedikation, die, weil sie einen Ausfall auf Friedrich II. enthielt, erst nach Entfernung desselben angenommen wurde.*) Der Dichter hat beiden ein Denkmal gesetzt in den Oden: „Ihr Tod“ 1780 und „An den Kaiser“ 1781.

Ihr Tod (1780).

Oft hat er die große Kaiserin besingen wollen, von der Laute selbst dazu aufgefordert, s. oben zur Ode „Mein Vaterland“ S. 258; aber die Besorgnis, es möchte ihn der Vorwurf der Schmeichelei treffen, von der er auch „den verlorensten Schein“ haßt, ebenso wie „das leichteste Wölkchen des Räucheraltars“ (Str. 3), auf dem man anderen Weihrauch anzünde, habe ihn bisher davon abgehalten. Nunmehr nach ihrem Tode (am 29. Novbr. 1780) sicher vor der zischenden Schlangenzunge der Nachrede könne er sagen, was er empfinde.

Ein- und Ausgang: „Schlaf sanft“. — Charakterzüge der Kaiserein, welche den Dichter zur Bewunderung nötigen: sie war die größte, weil die menschlichste und edelste ihres Stammes. Hindeutung auf die Abschaffung der Tortur und Milderung der Leibeigenschaft. — Mitte und Höhe der ganzen Ode Str. 4: Erklärung seiner bewundernden Liebe: „Ich habe geliebt und vor Wehmut sinket mir die Hand die Saiten hinab“ (vgl. die ähnliche Erklärung oben in den Oden „Mein Vaterland“ Str. 5 und „Die beiden Musen“ Str. 10). — Ein mahnendes Flammenwort: 1. an ihren Sohn, den Kaiser Joseph, ob er werde der Mutter Größe erreichen können, und 2. an den greisen Friedrich, ob von ihm die Geschichte („die Felsenschrift der Toten-Richterin“) werde melden, daß er erreicht habe, was jene. — Schluß: nicht wird sie schlafen und rasten, sondern auch im Jenseits Thaten thun, nur menschlicher noch und mehr noch belohnt in höheren Welten; s. oben die Ode „Die höheren Stufen“, S. 257.

Da die nachträgliche Erinnerung an die erste Teilung Polens (1772) dem Dichter zum Bewußtsein brachte, daß auch Maria Theresia in gewissem Sinne zu den „Eroberern“ gehöre, so wünschte er später, wie er selbst in einer Anmerkung gesteht, die Ode zurückgezogen zu sehen.

Metrum: freies Versmaß.

---

*) Hierüber Näheres bei R. Hamel, Einleitung zu Kl.s Werken Bd. IV, S. 12 ff., 18 ff.

An den Kaiser (1781).

Vorbemerkung: Joseph II. wünschte den Staat von der römischen Kirche und dem Papste („dem kronentragenden Obermönch") und seinem Kardinalkolligium (den purpurbemäntelten Mönchlein" Str. 8) unabhängig zu machen (das staatliche Recht von dem kanonischen Recht, Str. 8), hob eine große Zahl (700—800) von Klöstern auf (Str. 1) und ebenso unter ausdrücklicher Berufung auf die Rousseausche Theorie vom „Recht der Natur" (Gegensatz zum Faustrecht, welches „die blutige Faust des Stärkeren gräbt in die Tafel" Str. 3) die Leibeigenschaft; er machte „den jochbeladenen Landmann zum Unterthan" (Str. 1), daß er nunmehr für sich selbst seinen Schweiß vergoß und für seine Nachkommen ein Eigentum erwarb (Str. 2). Er verlieh durch das „Toleranzpatent" den Nichtkatholiken, also auch den Juden, das Recht privater Religionsübung, den Genuß der bürgerlichen Rechte und den Zutritt zu den Ämtern, alles dies im Jahre 1781. Es bezeichnet den Höhenpunkt seiner Laufbahn, zeugt für die Macht der Reformgedanken, welche vorbereitet in gewissem Sinne durch Friedrich d. Gr., und gleichzeitig vertreten in Rußland durch Peter III. (1762), in Schweden durch Gustav III. (1771—92), schließlich in Frankreich zur Revolution führten. Klopstock damals auf der Höhe seines Lebens (57 Jahre alt), begrüßt in Joseph II. ebenso begeistert den Begründer eines neuen Zeitalters, wie der jugendliche Schiller in ihm das Bild eines „Idealfürsten" sah, der den „vollendetsten, glücklichsten Zustand der Menschheit", „das Zeitalter der Humanität" heraufzuführen bestimmt sei; vgl. Schillers Briefe über Don Carlos, Brief 8. Ausdruck solcher Begeisterung ist unsere Ode.

Mittelpunkt: der Kaiser. Höhepunkt in des Dichters Ausführungen: „Wer hat geendet, wie du beginnest?" Str. 1. Joseph II. „ein Retter" Str. 5. „Du kommst kaum, und siehst, so siegst du" Str. 7 (nicht gerade glückliche Anspielung auf das veni, vidi, vici Cäsars, welches dort die Schnelligkeit glücklicher, kriegerischer Unternehmungen bezeichnen will). „Du hast gesehen" (Str. 8). — Zusammenstellung (Gegensatz) mit Friedrich I. Barbarossa, der bei der Zusammenkunft in Venedig (1177) sich vor dem Papst Alexander III. beugte, und mit Heinrich IV. Aber der Vorgang in Canossa wird übertreibend ausgemalt. „Nackt" für barfuß und der königlichen Tracht beraubt. „Erfror"; der Januar im Süden ist ein anderer, als der im Norden. „Des Buhlen Schloß", d. h. der Gräfin Mathilde von Toskana; ein solches Verhältnis zum Papst ist in keiner Weise erwiesen. Unwillig bricht er die Schilderung ab. Verwendung des Kunstmittels der Aposiopesis.

Metrum: das alcäische.

Joseph II. mußte erfahren, daß übereilte Reformen keinen Bestand haben. Nachdem der Vorkämpfer liberaler Weltanschauung vielfach in die Rechte und Freiheiten seiner Länder (Brabant, Ungarn) eingegriffen und

dadurch den Gegenschlag der Revolution (Aufstand und Abfall dieser Provinzen) hervorgerufen hatte, starb er nach schweren Schicksalsschlägen als „der unglücklichste unter den Lebenden". Urteil Friedrichs II. über ihn: „er thue immer den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan". — Unter dem Eindruck dieser Ereignisse hatte sich Klopstocks Begeisterung für ihn wesentlich abgekühlt; auch war er persönlich verstimmt, daß Joseph den Plan der Errichtung einer Akademie hatte fallen lassen. Er versah die Ode, welche ursprünglich ohne seine Zustimmung abgedruckt war, im Jahre 1798 mit dem Motto: „cui tres animas"*) und mit der Anmerkung: „Wenn ich glauben konnte, daß diese Ode jemals dieser oder einer anderen ähnlichen Überschrift bedürfen würde, so verbrannte ich sie, ehe sie jemand zu sehen bekam". — Drei Seelen lebten nach seiner Auffassung in Joseph II., nämlich außer dem Freiheitsdrang auch die Herrschsucht und die Eroberungssucht.

Den Reformideen und den Freiheitsbewegungen gehört Kl.s volle Teilnahme auch ferner. So preist er den Kronprinzen von Dänemark Friedrich, der, 1784 zum Mitregenten seines geisteskranken Vaters ernannt, seinem Volke die Preßfreiheit verliehen, in Dänemark die Leibeigenschaft, in den Kolonien die Sklaverei aufgehoben hatte, als das Ideal eines Fürsten in der Ode „Friedrich, Kronprinz von Dänemark" (1792). Er lauscht begeistert der Kunde, welche zu Beginn der großen Freiheitsbewegung aus Frankreich herübertönt, und begleitet sodann mit teilnehmender Empfindung anfangs einer hoffnungsvollen Zustimmung, dann einer herben Enttäuschung, endlich in tiefer Erschütterung und mit lauter Klage jeden Abschnitt der französischen Revolution. Das soll die nächstfolgende Auswahl aus den sogenannten Revolutions-Oden nachweisen.

## Ludwig XVI. (1789).

Zur Vorbereitung: Im Dezember 1788 hatte Ludwig XVI., gedrängt und gezwungen durch die öffentliche Meinung, die immer höher gehenden Wogen der Bewegung und seine Minister, die Einberufung der Reichsstände (états généraux) angeordnet, in welchen auch der dritte Stand der Bürger (des „Volkes" bei Kl.) mit 600 Stimmen neben dem Adel (300 Stimmen) und der Geistlichkeit (300 Stimmen) eine Vertretung erhielt. Der Dichter sieht von der Vorgeschichte dieser Maßregel ab und behandelt sie als einen freien Entschluß des Königs. Ludwig XVI. gilt ihm als das Bild eines „Idealfürsten" (über dieses Lieblingsthema des damaligen Zeitalters s. die Erl. zum Messias S. 276 u. 360), wie es weder Friedrich II. noch schließlich Joseph II. gewesen war, auch nicht die gefeiertsten Größen unter den französischen Herrschern, Franz I. und Heinrich IV., so sehr auch die Erzählungen von ihren ritterlichen Thaten den „Mund der Sage füllten" (Str. 1), oder gar

*) Vergil Aen. VIII, 564: (Herulo) Nascenti cui tres animas Feronia mater — Horrendum dictu — dederat.

Ludwig XIV., dessen Hof das glänzendste Bild königlichen Ruhmes zeigte. Ein solcher „Idealfürst" ist das Gegenteil von einem „Eroberer", wie Alexander d. Gr. und Cäsar (Str. 5), ein Friedensfürst, wie Marc Aurel, der Philosoph auf dem Throne (Str. 1), ein Vater seines Volkes, ein Hüter patriarchalischer Zustände und der Güter des Friedens. Daraus ergiebt sich der Inhalt der Ode.

I. Ludwig XVI. ein Idealfürst. Darlegung seiner Größe a) aus dem Gegensatz zu den „Eroberern" und anderen Trägern eitlen Ruhmes Str. 1; — b) durch Hinweisung auf die jüngste That („er ruft die Männer des Volkes" Str. 2, 1 u. 3, 2), um einen „weisen Bund", ein harmonisches Verhältnis („Verhalt") „zwischen Vater und Kindern festzusetzen" durch eine Konstitution, Str. 2 u. 3.

II. Vision des glücklichen Zeitalters, in welchem die Saat zu goldenen Ähren und zu wogenden Feldern gereift sein und Ludwig wie ein Patriarch unter seinem Volke mit den Seinen tragen wird den lieblichen Kranz der blauen Blume, die das Symbol friedlichen Stillglücks ist. Str. 4.

III. Ausblick in die fernere Zukunft. Ein Gegenstand bewundernder Nacheiferung wird er in ferner Zukunft noch werden für die „Eroberer", wie der Eroberer Alexander vordem für den Cäsar.

So wendet der Ausgang zum Eingang sich zurück; durch die ganze Dichtung aber geht eine Steigerung der Verherrlichung Ludwigs bis zur höchsten Höhe: daß Eroberer bewundernd zu ihm aufsehen werden. Die Mitte: das Bild des zu erwartenden glückseligen Zeitalters.

Einzelnes. Str. 1. Tropäen „verschleiern" d. h. verdecken nur das bei ihrer Erwerbung vergossene Blut. — „Schwatzt", vgl. den Schluß der Ode: Kamin. — Str. 4. Der König unter den Schnittern; man wird an das idyllische Bild auf dem Schild des Achilles Ilias XVIII, 555 ff. erinnert, wo der König schweigend mitten unter den Schnittern steht, den Stab in der Hand, voll Freude im Herzen. — Str. 5. Alexander, der „Drachensohn". Plutarch (Alexander, c. II) berichtet die Sage: Zeus habe sich mit der Olympias, der Mutter Alexanders, in Gestalt eines Drachens verbunden. — Die bekannte Anekdote vom Cäsar, der als Quästor in Spanien am Standbild Alexanders klagt, daß er noch nichts Nennenswertes gethan in einem Alter, in welchem Alexander schon den Erdkreis erobert habe, vgl. Sueton, Cäsar c. VII.

Metrum: das asklepiadeische.

### Die états généraux (1788).

Dieselben wurden eröffnet am 5. Mai 1789. Die Ode geht zeitlich der vorher besprochenen vorauf, ist die erste unter den sogenannten „Revolutionsoden", und fällt in den Dezember 1788 nach einer späteren Äußerung Kl.s in einem Brief an den französischen Minister Roland: „Ich fing an, gegen Ende d. J. 1788 meinen Civismus (Bürgersinn) in einer Ode zu zeigen, die ich les états généraux betitelte. Ich glaubte schon damals die französische Freiheit vorauszusehen,

und ich sagte es mit der Ergießung einer sehr lebhaften Freude und fast thränenden Augen." Die Ode atmet den Geist der Spannung, mit welcher ganz Europa dem Zusammentritt der französischen Reichsstände entgegensah.

Der Gedankengang ist sehr einfach:

Str. 1. Begrüßung der Morgenschauer des herannahenden großen Tages der Freiheit.

Str. 2. Glückselig, wer ihn noch erleben durfte!

Str. 3. Ahmet nach, ihr Deutschen, das kühne Thun der Franken, eurer Brüder!

Str. 4. Größer als die Großthaten Friedrichs, des Helden ohne Gleichen, wird Frankreichs Größe werden, wenn es nun mit dem Bürgerkranze sich gekrönt haben wird.

Einzelnes: Str. 3. „Brüder", die Franken, vgl. oben S. 259 die Ode: Mein Vaterland Str. 14. — Ich rief ihnen einst zu, das zu fliehn, was nachzuahmen ich jetzt (zu) ihnen flehe, vgl. die Ode: Fragen Str. 1. — Str. 5. Lorbeern, „die Blut entschimmert," d. h. deren Schimmer Blut entstellt.

Metrum: das alcäische.

## Kennet euch selbst! (1789).

Kl. in dem oben S. 277 erwähnten Brief an den französischen Minister Roland sagt: „die Ode „les états généraux" habe Schwestern gehabt". Zu denselben gehört diese Ode, welche der Dichter neun Jahre zurückhielt, ehe er sie veröffentlichte. Verwandt sind der Gedanke hier im Eingang: „des Jahrhunderts edelste That" und dort im Ausgang „die größte Handlung dieses Jahrhunderts" u. s. w.; der Gedanke: „die Franken unsere Brüder" dort in Str. 3 und hier in V. 8. Verwandt ist sie aber auch der Ode: „Ludwig XVI", vgl. hier wie dort am Schluß die Vision des glücklichen Zeitalters der Freiheit.

Die That, welche V. 1 „des Jahrhunderts edelste" nennt, wird auf den Beschluß der französischen Nationalversammlung 1789 bezogen, durch welchen dieselbe alle Vorrechte der Stände und Zünfte (Korporationen), auch diese selbst abschaffte und die allgemeinen Menschenrechte verkündete. — Grundgedanke: Parallele zwischen Frankreich und den Deutschen mit der Mahnung an die letzteren, den Franzosen nachzufolgen auf der Bahn der Freiheit. — Gliederung: 1. Hinweisung auf Frankreichs That, „die edelste des Jahrhunderts". V. 1. — 2. Frage: Willst du, Deutschland, sie verkennen in kurzsichtiger Befangenheit? willst du thatenlos bleiben solcher That gegenüber? V. 3—8. — Deutung des Verstummens auf solche Frage. Ist solches Verstummen ein Zeugnis des „müden Kummers überlanger Geduld", oder die schwüle Stille, welche der Erhebung voraufgeht? V. 9—12. — 4. Ausblick in die Segnungen der Freiheit, welche einer Erhebung (Revolution) folgen werden, wie dem Gewitter die Erquickung der ganzen Natur. — Höhe der Schilderung: Erlösung von dem Despotismus.

Nicht hat der freie Mann die Verachtung, nicht das Weib den Eingriff in das Heiligtum der Familie mehr zu befürchten. V. 21 u. 22. — Rückkehr zu dem Gedanken des Eingangs: auch Deutschland wird frei werden, wie es Frankreich geworden ist. — Zu dem Landschaftsbilde vgl. die Bemerkungen oben S. 241, 3; daselbst auch das Metrum.

Ergänzungsstoffe. Wir verweisen zunächst auf die folgenden Distichen der Ode

Sie und nicht wir (1790).

Gegenstück zu der Ode: „Wir und Sie" s. oben S. 259.

Ach, mein Vaterland! . . . Viel sind der Schmerzen; doch lindert
Sie die heilende Zeit, und sie bluten nicht mehr.
Aber es ist ein Schmerz, den sie nie mir lindert, und, kehrte
Mir das Leben zurück, dennoch blutet' er fort!
Ach, du warest es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit
Gipfel erstieg, Beispiel strahlte den Völkern umher;
Frankreich war's! Du labtest dich nicht an der frohsten der Ehren,
Brachest den heiligen Zweig dieser Unsterblichkeit nicht!

Weissagung (1773).

Gewidmet den Grafen Christian und Leopold Stolberg; dazu vgl. Goethes Erzählung von ihrem Besuch in Frankfurt, und von der Äußerung ihres „poetischen Tyrannenhasses", den die Mutter Goethes mit einer Flasche „wahren Tyrannenblutes" hinunterspülen hieß (Wahrheit und Dichtung Bch. 18). Zu dem Ganzen citiert Kl. selbst die Stelle aus der Germ. des Tacitus c. 10: „Eine Eigentümlichkeit des Volkes ist, weissagende und mahnende Zeichen auch von Rossen zu entnehmen. Von Gemeinde wegen werden diese in heiligen Wäldern und Hainen gehalten: schneeweiß und nie berührt von irdischer Arbeit. Wenn sie den heiligen Wagen ziehen, begleitet sie der Priester mit dem Könige oder dem Fürsten der Gemeinde, ihr Wiehern und Schnauben zu beobachten, und keine Art von Weissagungen findet größeren Glauben."

Gliederung: 1. Wiederholte Aufforderung durch die zürnende Laute (s. oben S. 258 Str. 1 u. 2). — 2. Weissagung des Sängers (nach Art der alten Barden aus des Rosses Bewegungen) von der Zukunft des deutschen Volkes.

Dein Joch, o Deutschland,
Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch:
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht. Str. 3 u. 4.

3. Vision: das heilige Roß (das deutsche Volk) hat stolz seinen Reiter (den „Eroberer", „Tyrannen") abgeworfen und brauset in Freiheit daher. Str. 5 u. 6. — Deutung der Vision und Wiederholung der Weissagung.

Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! u. s. w. Str. 7.

Zur Schilderung des Rosses in Str. 5 u. 6 vgl. Ilias VI, 506 ff. Metrum wie oben S. 239.

Der Fürst und sein Kebsweib (1789).

Man erinnere an die Behandlung des gleichen Verhältnisses in Lessings Emilia Galotti (1772), sowie an Schillers Kabale und Liebe (1784). — Anlaß zu dieser Ode Kl.s soll die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 gegeben haben, welche bewiesen hatte, daß weder Zwingburg, noch Leibwache eines Despoten ein Schutz sind gegenüber der in Freiheit entfesselten Volkskraft. Der Rahmen ein Dialog. Vergeblicher Versuch der Maitresse, den Fürsten zu erheitern; im Gegensatz dazu steigender Ernst und Trübsinn desselben bis zur Höhe in einer Vision, welche ihm zeigt

„den schrecklichen Geist der Freiheit, durch den sich die Völker
Jetzt erfrechen zu sehen, was sie sind"

und in der verzweifelnden Frage: welcher Zauber wird diesen Geist beschwörend bannen, und wer sich wagen an den hundertarmigen und hundertäugigen Riesen (vgl. Ilias I, 402 ff.).

Herausstellung von Reihen 1. in den Fragen der Maitresse: warum wirst du so ernst, ernster, trüber, sinkst tiefer in Gram, blickst du so wild? (Steigerung.) — 2. in den Versuchen des Fürsten, die bange Sorge zu verscheuchen durch Wein, Lautenspiel und Lied, Rosenschmuck, Tummeln des Rosses und das Kriegsspiel mit seinen Truppen. — Kontrast zwischen dem soldatischen Spiel des Despoten und dem ernsten Waffengang mit dem erwachenden Geist der Freiheit.

Metrum: das verkürzte alkmanische, wie oben S. 241 u. S. 279. So sehr war auch Kl., wie mit ihm damals Tausende der edelsten seines Volkes von der dämonisch-berückenden Macht der Freiheitsbewegung ergriffen, und so sehr verwirrten sich mit diesen Empfindungen die Empfindungen des Hasses gegen alles, was „Eroberer" ist, daß er es wagte, in einer Ode: „Der Freiheitskrieg" (1792) den Oberbefehlshaber des gegen Frankreich anrückenden österreichisch-preußischen Heeres, den Herzog Ferdinand von Braunschweig aufzufordern, diesen „ungerechten und kühnen Krieg" zu unterlassen, oder doch das Kommando selbst niederzulegen:

Und jetzt wollt ihr sogar des Volkes Blut, das der Ziele
Letztem vor allen Völkern sich naht,
Das, die belorbeerte Furie, Krieg der Eroberung, verbannend,
Aller Gesetze schönstes sich gab,
Wollt das gepeinigte Volk, das, Selbsterretter, der Freiheit
Gipfel erstieg, von der furchtbaren Höh',
Feuer und Schwert in der Hand, herunterstürzen. . . .

Am 9. September 1792 wurde Kl. durch die französische Nationalversammlung das Ehrendiplom eines französischen Bürgers verliehen (wie schon früher am 26. August 1792 an Schiller), und der Dichter sprach dem französischen Minister Roland dafür seinen Dank aus, indem er diese Ode beifügte. Aber damit hatte er auch die Höhe seiner schwärmerischen Verirrung erreicht. Es folgte die Ernüchterung und sehr bald auch die völlige Umwandlung. Noch demselben Jahre gehört die Ode

Die Jakobiner (1792)

an, in welcher er prophetisch den Umschlag der entfesselten Freiheit in wilde vergiftende Unfreiheit verkündete. Der Jakobinerklub (so genannt von seiner Versammlung im Refektorium des Jakobsklosters in Paris), 1790 gegründet, und von Anfang an der Mittelpunkt der vorgeschrittensten Elemente, hatte sich durch Organisation von gleichorganisierten, mit dem Mutterklub in Verbindung stehenden Tochtergesellschaften über das ganze Land verbreitet als „eine organisierte Kriegsmacht der Revolution". Er war immer mehr dem Radikalismus verfallen, beherrschte den Nationalkonvent und wurde besonders seit den Septembertagen 1792 unter Führung Robespierres die Seele der Revolution in ihrer grauenhaftesten Gestalt. Darauf bezieht sich diese Ode.

Gliederung: Eingang: Das freie Frankreich vernichtete die Korporationen Str. 1 (s. oben S. 278). Ausgang: Die Korporation des Jakobinerklubs wird das freie Frankreich in den Staub stürzen. — Mitte: ein Gleichnis. Der Jakobinerklub gleicht einer Riesenklapperschlange, deren Leib sich durch ganz Frankreich schlängelt, die den Wandrer bannt mit ihrer unheimlichen Klapper und schließlich vernichtet durch ihren Geiferbiß. — Grundstimmung: das Grauen vor solcher Gefahr.

Metrum: das alcäische.

Immer bestimmter wird die Enttäuschung und Trauer, in die der Fortgang der Ereignisse den Dichter versetzt, vgl. den Anfang der Ode „An de la Rochefoucaulds Schatten" (1793) (s. unten zur Ode „Die beiden Gräber"). — Dann als das Haupt des Königs gefallen war und die Schreckensherrschaft ihr Wesen immer schamloser offenbart hatte, drängt es den Dichter, sich feierlich von seiner früheren Freiheitsschwärmerei loszusagen, und vor aller Welt seinen „Irrtum" zu bekennen in der Ode:

Mein Irrtum (1793).

Am 11. April 1793 war Marat von der gemäßigten Partei der Girondisten in dem Nationalkonvent angeklagt, auch dem Revolutionstribunal zur Verurteilung überwiesen, von diesem aber am 24. April losgesprochen worden (Str. 11); am 13. Juli war er sodann unter dem Dolch der („Männin", virago) Charlotte Corday gefallen. Bald nach diesem Ereignis entstand die Ode.

Gliederung: Eingang: Str. 1—4. Hoffnung, welche den Glauben an die Freiheit nicht lassen wollte. „Dennoch glaubt' ich." — Ausgang: Enttäuschung und Irrtum. Ein Lichtblick und Trost im Kummer ist die That der Heldin Corday Str. 9—11. — Mitte: Str. 5—8. Gegensatz zwischen dem Ideal der wahren Freiheit, deren „Seele Gesetz ist", und welche die Kraft hat, den Menschen veredelnd „umzuschaffen" (Str. 4, 4. 5, 2), und ihrem Zerrbilde, welches wohl den Namen der Freiheit vor sich her trägt, in Wahrheit aber „Ungesetz" ist, und selbst vor „Eroberung" nicht scheut.

Grundstimmung ist die Stimmung eines enttäuschten Liebhabers. Das Verhältnis des Dichters zur Freiheit gleicht dem Verhältnis zu einer Geliebten s. oben S. 258. — Die „Geschichte“ hatte in Frankreich vieles zu rächen gehabt, was „die Völker, Könige, Priester“ einst verbrochen hatten (Str. 2). Darin hatte der Dichter bisher das Recht der großen Bewegung erkannt. Aber sie hatte nun ungleich schlimmere, grauenhaftere, entsetzlichere Thaten zu verzeichnen, die unter dem Namen der Freiheit geschehen (Str. 7), wie die Blutarbeit der Guillotine, bei welcher man den Namen der Freiheit anruft (Str. 7, 4), die „Eroberung“ von Savoyen, der österreichischen Niederlande, die Besetzung von Mainz, die Kriegserklärung an England, Holland, Spanien und das deutsche Reich 1792 u. 93. So ist die „Wonne des goldenen Traumes“ begeisterter Liebe zerstört.

Metrum: choriambisch-päonisch.

Wir beschließen die Gruppe der „Revolutionsoden“ mit einer Hinweisung auf die Ode

Die beiden Gräber (1793).

Der Herzog de la Rochefoucauld hatte sich als einer der ersten seines Standes, hingerissen durch die Freiheitsbewegung, frühzeitig der Sache des Volkes angeschlossen, war ein rühriger Vorkämpfer der „Freiheit“ und Konstitution gewesen, hatte die Abschaffung der Sklaverei, Aufhebung der Klöster und Preßfreiheit beantragt, war dann aber ein Opfer der entfesselten Demokratie geworden, welche ihn bald überholte, und schließlich mit ihrem Haß verfolgte. Er floh aus Paris und starb am 2. September 1792 unter den Steinwürfen des Pöbels von Gisors. Der Dichter stellt ihn als einen Märtyrer für die Freiheit mit Charlotte Corday zusammen.

Die Ode wird zu einer Totenklage auf den Untergang der Freiheit und über dem Grabe seiner eigenen Hoffnungen. Die Form ein dramatisches Zwiegespräch zwischen dem Dichter („Wanderer“) und den Gräbern, aus denen ihm die Stimmen der Märtyrer selbst heraufzutönen scheinen; vgl. das ähnliche Motiv. Horaz c. I, 28. — Die dichterischen Mittel, welche nach dem schlichten Eingang der Ode Str. 1 den weiteren Gang derselben bestimmen, sind wiederum wie oben (S. 280) Reihen, Kontraste, Höhenpunkte. Reihen: 1. in der Bezeugung der Trauer von seiten des Dichters: er wolle Blumen sammeln, sie auf die Gräber zu streuen, Thränenweiden pflanzen, daß sie „um die Gräber wehen“; er möchte Thränen vergießen; aber noch ist der Schmerz zu groß für diese; (Höhe): er soll blutige Thränen weinen, sobald er zu weinen vermag. — 2. in den Antworten der Märtyrer: „Sammle nicht,“ aber kehre wieder, unser Grab zu netzen mit blutigen Thränen. — Refrain: „Denn Ihr starbt für das Vaterland.“ Antwort und Kontrast: „Denn wir starben umsonst für das Vaterland“. (Höhe.)

Metrum: freies Maß.

Der Dichter hat noch wiederholt in weiteren Oden dem Entsetzen und Abscheu Ausdruck geliehen, mit welchen die ferneren Greuel der französischen Revolution ihn erfüllten, aber dem Schmerz nirgends ergreifender, als in dieser thränenlosen „Klage“.

**Gewinn.** Derselbe ergiebt sich aus den die einzelnen Gruppen der Oden verbindenden Übergängen S. 263, 268, 276. Einige neue Gesichtspunkte: auch die fremdländischen Stoffe (Revolutionsoden) setzt Kl. unwillkürlich immer wieder in Verbindung mit den vaterländischen Empfindungen (s. oben S. 278, 279).*) — Das innere Erfahrungsleben des Dichters wächst an Umfang besonders durch das teilnehmende Mitdurchleben der großen zeitgeschichtlichen Ereignisse; aber sein Erfahrungsleben vertieft und läutert sich auch. Er irrt, aber er bekennt auch den Irrtum und sühnt ihn; und indem er angesichts selbst aller Greuel der französischen Revolution den Glauben und die Liebe zu der Menschheit festhält, die Versuchung, dem Menschenhaß zu unterliegen, siegreich überwindet,**) wächst er auch hier zu einer erhabenen Gestalt an, wie er als solche aus den früheren Dichtungen uns bereits entgegen getreten war. — Seine Dichtungen bleiben Ausdruck dieses inneren Erfahrungslebens und werden zu „Selbstbekenntnissen" und „Gelegenheitsgedichten" (Goethe von seinen Gedichten) im höheren Stil. Zu den früher betrachteten Gattungen seiner Lyrik tritt als neue die „politische" hinzu; Kl. wird gewissermaßen der Schöpfer derselben und auch insofern ein Vorläufer von E. M. Arndt, Uhland, Fr. Rückert u. s. w., s. oben S. 263.

Wir lassen nunmehr nach der oben S. 253 mitgeteilten Anordnung diejenigen Stoffe folgen, welche

## II. die Person des Dichters

uns rein menschlich näher bringen.

### Erinnerungen (1794).

Die Erinnerungen des 70jährigen Greises (1724 geb.) wenden sich — an sich schon ein hochpoetisches Motiv — in die Jugendzeit zurück und zu den heimatlichen Stätten reiner Freude (zu dem „Fluß des Hufes", der Bode, welche am Fuß der Roßtrappe und an Kl.s Heimatstadt Quedlinburg vorüberrauscht; zur Saale, welche er in Friedeburg, s. I. Abt. S. 263, und später noch einmal in Jena, wo er studierte, und zu ihrem kastalischen Arm, den er in Pforta kennen lernte; zur Pleiße, d. h. nach Leipzig, wo er seine Studien beendigte. Sie alle münden in die Elbe, den „Bergstrom", den „Strom des Riesen" (Riesengebirges), der schließlich bei Hamburg, wo Kl. jetzt lebt, und bei Ottensen, wo sein Grab sich dereinst finden wird neben dem Grabe seiner geliebten Meta, schon des Meeres Flut und Ebbe teilt („zum Grabe sich ebbt", Str. 3). Anlaß

*) Ein Nebengewinn ist der Einblick des Schülers in den Gang der französischen Revolution nach den einzelnen Stadien, welchen die Namen: Reichsstände (états généraux), National-Versammlung, National-Konvent, Revolutions-Tribunal, Wohlfahrts-Ausschuß vermitteln.

**) Diesem Gedanken giebt die Ode „Der Sänger" (1795) Ausdruck.

zu diesen Erinnerungen giebt der überaus schöne Frühling, der den Lenzen seiner Jugendzeit gleichend, in diesem Jahre auch in dem nordischen Hamburg, wie ein „Jüngling“ aufgetreten war, während er sonst dort noch Kind zu sein pflegt, wenn anderswo der Sommer, „der Mann“ ihn bereits verscheucht (Erinnerung an Ovid, Metam. XV, 211 ff.)

Grundstimmung: Der Genuß der Herrlichkeit des Mais in der Erinnerung („ich sah, hörte, genoß, empfand,“ Str. 1, 4; 3, 1) und in der Wirklichkeit („ich fühlt' ihn so ganz“ Str. 4, 2). Verbindung von Naturgefühl und Heimatgefühl (Empfindung des Heimwehs in Erinnerung an entschwundene, schöne Zeiten Str. 1 u. 2) mit dem Genuß der Wirklichkeit, den nur der Blick hinüber nach Frankreich trübt, wo der Frühling wohl auch die bemooste Rose emporsprießen läßt, die Greuel der Revolution sie aber mit Blut beflecken. Am 10. Mai d. J. war das Haupt der edlen Prinzessin Elisabeth, der Schwester Ludwigs XVI., auf der Guillotine gefallen. Die Gliederung ist somit eine zweiteilige.

Metrum: päonisch-choriambisch.

## Der Segen (1800).

Ergreifende Erzählung (dies ist auch die Form der Ode) eines für den Dichter hoch bedeutsamen Ereignisses. Voraussetzung ist das innige Verhältnis des Dichters zu seiner Großmutter Juliane Maria geb. Windreuter, geb. 1671, gest. am 9. Dezember 1751, also 80jährig in demselben Jahre, wo Klopstock 27jährig von Zürich an der Limmat (Str. 3, 1) nach Kopenhagen eilte und auf der Durchreise im März seine Vaterstadt besuchte. Sie hat scheinbar längst Abschied vom Leben genommen (Str. 4 u. 5). Der Dichter nach kurzem Wiedersehen (Str. 3, 5) nimmt letzten Abschied von ihr. Da erfaßt sie, obwohl sonst schon geistesstumpf, mit ahnendem Gemüte die Bedeutung dieser Stunde. Noch einmal erwachen die Lebensgeister zu voller Klarheit; von überströmender Liebe zu ihrem Lieblingsenkel (Str. 2, 3) ergriffen, schaut sie seherisch des Dichters künftige Größe, und wie sie einst ihn zuerst zu Gott erhoben hat (St. 2, 4), so segnet sie nun zum Abschied ihn, der in Wonne und Wemut vor ihr fast niedergesunken wäre. Auf Geistesverwandtschaft beruhende innerste Beziehung zwischen der begeisterten Seherin und dem Enkel, den dichterische Begeisterung auch zu einem Seher macht. Vgl. hierzu Kl.s eignen Bericht bei Hamel S. 208: „Diese ganz unempfindliche Frau rafft auf einmal alle ihre Kräfte, alle ihre Lebensgeister zusammen und rief mich zurück: „Nein, nicht so, mein Sohn!“ Und darauf mit gefaltenen Händen fing sie ein Gebet an, um mich zu segnen, und das mit einer solchen mütterlichen Zärtlichkeit und einer Beredsamkeit und einem Strom von Worten und einer Salbung! — kurz, es ist eine von den größten Rührungen, die ich in meinem ganzen Leben gefühlt habe, und ich habe sie noch nicht vergessen.“

Gliederung: Eingang Str. 1 u. 2. Das Übrige wird durch den Gang der Handlung bestimmt. Zwiefache Kontraste: 1. Wiedersehen Str. 3—5 und letzter Abschied Str. 6—8. Plastische Gruppen:

das Bild 1. der dem Leben abgestorbenen (Str. 4 u. 5) und 2. der zum Leben wiedererwachenden (Str. 7 —9) Greisin. Höhe: der Segen (Str. 8, 4 u. 9, 1). Ausgang (Str. 9): die Wirkung auf den Dichter. Obwohl nun selbst fast so betagt (76jährig), wie jene Greisin, wird er nimmer vergessen die hehre Gestalt und den hehren Augenblick, der jetzt vielmehr lebendiger als je vor seiner Seele steht (Str. 2, 2). — Kunstvolle und äußerst wirksame Verknüpfung von äußerer und innerer Handlung. Ein Idyll von dramatischer Bewegtheit; darüber liegend eine weihevolle Stimmung mit dem Ausblick auf ein untergehendes und ein aufgehendes Lebensgestirn. Die Ode atmet Innerlichkeit in besonderem Grade, weil sie dem unmittelbarsten, tiefsten Erfahrungsleben entquollen ist.

Einzelnes: Str. 2, 1. Viele, die einsam ruhen in der Gruft, deckt außerdem noch Vergessenheit. — Str. 5, 4. „An ihrem Grabe"; denn ihr Leben glich nur einem Leben im Grabe — Str. 6, 3. Geweissagt = geahnt.

Metrum: freies Maß.

## Das Wiedersehen (1797).

Der Dichter (73jährig) gedenkt in Sehnsucht seiner geliebten Meta (gest. 1758, also vor 39 Jahren) und „in tiefem Vorgefühl" (Str. 6, 3) der immer näher kommenden Wiedervereinigung.

Gliederung: 1. Eingang. Str. 1. Begründung der Heimwehstimmung. Soweit auch der Weltraum den Dichter von der geliebten Gattin zu trennen scheint, so nahe haben die Jahre ihn doch der Wiedervereinigung gebracht. — 2. Empfindungen im Hinblick auf das gemeinsame Grab unter den Linden des Friedhofs zu Ottensen, wo sein Leib („Schatten" Str. 3) neben der Geliebten ruhen wird. — 3. Empfindungen im Aufblick zu der höheren Welt, wo er mit ihr teilen wird, was die Verklärte schon lange wissend kennt, er selbst nur in heller Ahnung empfindet „mit wonnevollen Hoffnungen" bei dem Schimmer der Abendröte, „mit frohem, tiefem Vorgefühl" bei dem „Auferstehen" der Sonne; denn sie kündet auch ihm Auferstehung und ein ewiges Leben. — Verbindung von geweihtem Naturgefühl mit geweihter Heimwehstimmung eines, der sich losreißt von der irdischen Heimat und Verlangen trägt nach der ewigen. Vgl. oben die Oden: „Die frühen Gräber" S. 244 und „Die Sommernacht" S. 245, auch Fr. Rückert: Die Gräber zu Ottensen, drittes Grab, und zu demselben Band III, S. 297.

Metrum: jambisch.

Es folgt eine Gruppe von Oden, welche denjenigen Lebensgenuß behandeln, der für Kl. am höchsten stand: die Freuden des Eislaufs und das Reiten. Wie sehr Kl. den Eislauf liebte, ist bekannt. „Eine Mondnacht auf dem Eise" ist ihm eine Festnacht der Götter. . . . Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind." R. Hamel, Einl. zu

Bd. I, S. CXIV. Es genügt hier, an die oben S. 243 behandelte Ode: „Der Kamin“ zu erinnern. Als Ergänzung dienen folgende Oden

Der Eislauf (1764),

aus der ein Landschaftsbild bereits S. 241 mitgeteilt worden ist, und welche nun vollständig gelesen wird, einer eingehenden Erläuterung auch nicht erst bedarf. (Der Str. 5 Angeredete und der „Jüngling“ in Str. 6 ist M. Claudius, vgl. den Nachweis bei Götzinger S. 108. Preisler in Str. 11 war ein berühmter Zeichner und Kupferstecher in Kopenhagen.)

Winterfreuden (1797).

Mit dieser nimmt Kl. 75jährig von dem Eislauf Abschied. Auch diese Ode bedarf keiner besonderen Erläuterung. Das Str. 25 berührte Erlebnis gehört in das Jahr 1762. Sein Freund Beindorf starb nach Kl.s eigner Bemerkung z. d. St. als Geistlicher im Herzogtum Oldenburg. Zur Schilderung des erhöhten physischen Lebensgefühls vgl. oben S. 242 ff. Das schöne Landschaftsbild 9 und 10 ist zugleich Zeugnis seines tiefen, noch ungeschwächten Naturgefühls s. oben S. 244.

Ist ihm der „Wasserkothurn“ der Heilenden einer, ohne dessen verjüngenden Einfluß er weniger Sonnen gesehen hätte (V. 3 u. 4), so ist das Roß das andere Heilmittel und die Freude am Reiten für ihn derjenige Genuß, der dem am Eislauf am nächsten kommt. Darauf bezieht sich die folgende Gruppe von Oden:

Die Wiederkehr (1794).

Zur Anknüpfung an zuvor Behandeltes. Kl. bezeichnet den Gaul als seinen „Arzt“; s. d. unmittelbar voraufgehende Bemerkung. Er nennt den Mai des Jahres 1794 den „schönsten unter den Maien allen seit dem Jünglingsalter“ (V. 3), s. oben zur Ode: Erinnerungen S. 284. Wie dort aber die Erinnerung an die Greuel der französischen Revolution (die mit Blut benetzte Rose) ihn in dem reinen Naturgenuß gestört hatte, so hier der Gedanke an die „gallischen Wilden“, denen die Sänger des Lenzes zum rohsten Genuß, zur Nahrung dienen, mögen nun mit diesen „gallischen Wilden“ Wilde gemeint sein, welche den damaligen Revolutionshelden glichen, oder ein wirklicher von Frankreich her dem Dichter bekannt gewordner Fall. — Er will den Lebensgenuß schildern; „Laß uns genießen“ (V. 14 u. 15) s. oben S. 242. Das Landschaftsbild, welches das Kernstück bildet, ist bereits oben S. 242 behandelt.

Weiteres zur Vorbereitung des Verständnisses. Antike Reminiscenzen: V. 37 ff. an die Geschichte von dem Tode der jungen Sperlinge und der Klage der Sperlingsmutter um ihre Jungen in Ilias II, 311 ff. — V. 47 ff. an die Klage der Rosse des Achill um den gefallnen Patroklus, Ilias XVII, 436 ff. Auch diese senken die Häupter erdabwärts, und lassen heiße Thränen hinabrinnen in den Staub; die volle Mähne quillt heraus aus dem Jochring. — V. 27 bezieht sich auf Xenephons Vorschrift in der Schrift über die Reitkunst c. 10, 6, nicht weniger als zwei Zäume anzuwenden, einen mit glattem und einen mit scharfem Gebiß.

Zur Gliederung: Situation und Jahreszeit. Der September d. J. 1794, der jenem schönsten aller Maie desselben Jahres so glich, daß derselbe wiedergekehrt zu sein schien (V. 5) und er ihn den „Septembermai" (V. 11) nennen kann. Vgl. die ähnliche Zusammenstellung von Mai und Dezember in der Ode: „Der Kamin" oben S. 243. — Das Thema: Lebensgenuß: „Laß uns vereint genießen" V. 14 u. 15. Vorbedingung für solchen gemeinsamen Lebensgenuß ist ein gegenseitiges sich Verstehen (V. 12 u. 13).*) — 1. Der Genuß des Gaules V. 15—19. — 2. Der Genuß des Dichters, a) allein in der hingebenden Betrachtung der Natur (Naturgefühl) ohne Rücksicht auf den Gaul V. 19—25; b) in der teilnehmenden Beobachtung des Gauls V. 26—50, der selbst etwas von einem Naturgefühl zu verraten scheint. Denn er vermißt die Nachtigall, den lieblichen Sänger des Lenzes (V. 33 u. 34), und trauert um ihr rührendes Geschick (V. 47—50), das er aus des Dichters Munde vernimmt (V. 35—46). — Reichtum an Bildern: aus dem Landschaftsleben s. oben S. 242; aus dem Naturleben (die klagende Nachtigall, die Gruppe des lauschenden und des trauernden Rosses (Kontrast). — Grundstimmung in der ersten Hälfte bis V. 31 launige Heiterkeit, schon in der Anrede „Gaul, mein Arzt", sowie in der Art des ganzen Zwiegesprächs, besonders V. 9 u. 10; in der zweiten Hälft launiger Ernst. — Die seltsame Überschrift bezieht sich nur auf den einen Punkt der Wiederkehr des Maies in dem gleich herrlichen September (V. 5).

Metrum: Hexameter und Daktylen von wechselnder Länge.

## Unterricht (1781).

Zur Vorbereitung: Kl. in der Anmerkung zu dieser Ode: „Fr. Leop. Stolberg hatte lang vergebens für mich ein Pferd gesucht. Nun gab er mir eines von seinen beiden Pferden, die Iduna (aus dem Friedensburger Gestüt) und Olympia hießen (hier Olympione aus dem Gestüt von Augustenburg auf Alsen) vgl. die folgende Ode 1, 2. — Hensler, gest. 1805, ein berühmter Arzt in Altona. Kl. dazu: „Ich verglich den Gaul manchmal mit ihm und nannte jenen den bessern Arzt"; s. den Anfang der voraufgehenden Ode: „Gaul, mein Arzt". Der Dichter, 57 Jahre alt, hat der dauernden, „mürrischen" Ostwinde wegen zum erstenmal die Eisbahn meiden müssen, und um so lieber zum Roß sich gewendet. Die Ode ist an den Grafen Stolberg gerichtet (Str. 1, 1 u. 6, 1); er hofft ihn und den Grafen Bernstorff, den Gönner Kl.s und ehemaligen dänischen Minister, im Lenz begrüßen zu können, wenn er ihnen wiederum, wie gewiß einmal thatsächlich geschehen war, aus dem Wäldchen von Hamburg entgegen fliegen werde, sobald sich nur der Staub ihres nahenden Wagens auf dem Gleise zeige. Dann werde auch Iduna sie begrüßend beweisen, was sie in der Schule der Reitbahn bei dem Schimmer der „entscheuchenden", d. h. ihre Scheu verscheuchenden, Kerze gelehrig gelernt habe.

*) Da verscheucht kein Streit die Heiterkeit.

Grundgedanke: Iduna hat gelehrig Schule gelernt (Str. 3, 1 u. 2; 4, 2), aber nicht verlernt ihr freies natürliches Gebaren (Str. 3, 2; 4, 3). Diese Vereinigung von Natur und Dressur giebt ihr die unvergleichliche Schönheit (plastische Schilderung in Str. 1: „Leichthinspielenden Ganges, hoch den Kopf, die Mähn' im Fluge, s. oben S. 262 sublimi anhelitu), welche der Schmuck des Zaumes kaum erhöhen kann und auf die der Geschenkgeber selbst noch „neidend" hinschauen wird. Also Lob der Schönheit der Iduna, durch das der Geschenkgeber geehrt wird. Takt- und geistvolle Danksagung des Dichters, welche die Iduna selbst durch ihren Gruß zum Ausdruck bringen soll. Ein Gelegenheitsgedicht in gewähltester Fassung.

Metrum: das alcäische.

### Mehr Unterricht (1781).

Zur Anknüpfung: s. die Bemerkung zur vorigen Ode. Auch diese Ode ist an den Grafen Stolberg gerichtet; dieser ist der „Kühne" Str. 4, 1. Gegenstand auch hier: die Verherrlichung jener Schönheit des Rosses, welche Natur und Dressur ihm gegeben. Die Schilderung desselben führt zu einer Reihe von vollendeten plastischen Bildern aus dem Leben der Tiere, z. B. Str. 2: „sie setzt mit Bedachtsamkeit den Huf vorfühlend hin". Str. 5: „selbst da, wo zwischen Tiefen der schmalere Fußsteig sich schlängelt, wandelt sie in sicherem Gleichgewicht". Str. 8: „sie steht dem Schusse, unruhig den Dampf beschnaubend". — Aber ein Neues tritt hinzu als Kontrast zu dem Stillleben aus der Tierwelt: der Hinweis auf das mörderische Pulver, mit welchem „der Mönch" (Berthold Schwarz) „die Könige" bewaffnete, damit sie, obwohl selbst auch nur Menschen (Str. 9, 4) „dem Tode als Opfer brächten schäumende Schalen von heißem Blute" (grauses, aber einheitlich durchgeführtes Bild). Auch dafür hat das Roß Verständnis; deshalb entsetzt es sich schnaubend so sehr, so oft ein Schuß fällt. Die Gliederung ist hier durch die einfache Folge der Bilder gegeben. — Einzelnes: Str. 4. „Des Waidners Graben", d. h. die vom Jäger für den Anstand aufgeworfenen, mit hohen Erdwällen versehenen Gräben. — Str. 8. Schöne, nachdrückliche, die Situation treffend malende Steigerung.

Metrum: das alcäische.

Den Abschluß macht eine Hinweisung auf die Oden: „Der Zürcher See", „Der Frohsinn" und „Mein Wissen", weil sie in bedeutsamer Weise gleichsam den

**Gewinn** der bisher aus der Gruppe II behandelten Oden zusammenfassen, und zugleich im Rückblick uns noch einmal das vor Augen stellen, was uns den Dichter rein menschlich näher bringt und persönlich liebenswert macht.

## Der Zürcher See (1750).

Da diese Ode auch sonst sehr häufig behandelt ist,*) und der uns zugemessene Raum zur Beschränkung nötigt, so begnügen wir uns mit wenigen Winken. Poesie als naturbeschreibende (Landschaftsbild und zwar einer wirklich vorhandenen Landschaft s. oben S. 238; Str. 2, 4, 5, 7), erzählende (heitere Seefahrt), reflektierende (Bildung zur Tugend Str. 15, Dichterruhm und Unsterblichkeit Str. 13 u. 14), Gefühlspoesie (Naturgefühl und zwar religiöser Art, das verständnisvoll „den großen Gedanken der Schöpfung" noch einmal denkt Str. 1, 4, Heimatgefühl Str. 18, Freude und heitere Geselligkeit Str. 3, 8—12, Lebensgenuß, Freundschaft und Liebe); Erlebtes und Erdichtetes, äußere und innere Erfahrung, — finden sich völlig ungezwungen so in dieser Ode vereinigt, daß dieses Stück aus dem Dichterleben zu einem vollen Bilde des Dichters selbst und seiner Poesie wird. Wir verweisen schließlich noch auf die schöne Würdigung dieser Ode von David Strauß bei Hamel, Einl. z. d. Oden S. XVIII und auf die verwandte Schilderung der Fahrt auf dem See Tiberias im Messias XIX, 268 ff. s. Abt I. S. 282.

## Frohsinn (1784).

Die Ode faßt den Gewinn seines äußeren Lebens dahin zusammen, daß er den „Frohsinn", in welchem er „dies frische Leben regsam atme" (Str. 3, 1) und noch jetzt ein 60jähriger, „voller Gefühl des Jünglings Tage auf dem Roß und Stahl verweile, froh des Lenzes Grün und des Winters Blüten begrüße" (Str. 1) auch festhalten möchte, wo die Boten des Todes mahnend an ihn herantreten: das graue und schwindende Haupthaar, sowie das leise Flüstern der Thränenweide, welches dem leisen Geräusch fallender Tropfen gleicht; s. oben die Ode: „Mein Wäldchen" S. 246.

## Mein Wissen (1782).

Die Ode stellt den Gewinn der geistigen Lebensarbeit, ihren mühsam errungenen, nun aber erquickenden Wahrheitsgehalt mit einer Reihe von Bildern zusammen, in welcher eine immer neue Art der Erquickung der bezeichnende Punkt ist, und welche zugleich die verschiedenen Arten des Lebensgenusses in mannigfaltiger Reihe noch einmal vorführt: den labenden Trunk frischen Quellwassers oder funkelnden Weines, den Naturgenuß in der Blütenpracht des Frühlings oder beim Anblick eines Wasserfalls, die Erquickung nach mühsamer Wanderung (man beachte das schöne Landschaftsbild Str. 3), die Labung aus einem Buch, das wie die Werke der Griechen nicht äußerliche Nachahmung,

*) Außer von Düntzer auch von Götzinger II, S. 63 ff., Gude I, S. 34 ff., Leimbach III, S. 122 ff.

sondern ursprüngliche, schöpferische Kraft erkennen läßt,*) der belebende Tanz des Liebenden mit der Geliebten zum Ton der Flöte im kühlen Schatten des Waldes, die Erquickung endlich in Freundes-Gespräch, wenn das Herz sich entlastet und in Freud und Leide sich öffnet, wie vor Gott (berechnete Steigerung).

Indem wir die Oden, welche an der Person Kl.s den Dichter in den Vordergrund stellen und von seinem dichterischen Selbstgefühl Zeugnis ablegen (s. oben S. 253), für den Abschluß der gesamten Betrachtung zurückstellen, wenden wir uns zu dem dritten der großen, oben S. 238 bezeichneten Kreise:

## C. Gott.

Nicht nur mit Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum, sondern auch nach dem Grundsatz: Teilung der Arbeit beschränken wir uns für diesen Abschnitt auf wenige Andeutungen. Die Einführung in das Verhältnis des Dichters zur Gotteswelt fällt der Behandlung des Messias zu und wird dort so sehr die naturgemäße Aufgabe, daß die religiöse Odenpoesie für unseren didaktischen Zweck zurücktreten kann,**) zumal die Zeit nicht immer gestatten wird, die bisherigen Gattungen der Oden so eingehend vorzuführen, wie es an sich wünschenswert und hier geschehen ist. Dazu kommt, daß eine beträchtliche Zahl der bereits besprochenen Oden in das Gebiet des religiösen Lebens hineinreicht: die Oden der ganzen Gruppe VI, S. 246 ff. (Zeugnisse eines geweihten und geheiligten Naturgefühls) und hier wiederum besonders die Oden: „Frühlingsfeier“ S. 250 ff. und „Psalm“ S. 252 ff., außerdem die Ode „Wiedersehen“ S. 285.

Somit begnügen wir uns, den Schüler auf folgende Oden zu selbständiger Lektion hinzuweisen: „Dem Erlöser“ (1751),***) ged. nach dem Erscheinen der 5 ersten Gesänge des Messias; über die Schlußstrophe s. unten S. 290; „Dem Allgegenwärtigen“ (1758)†) und „Das Anschaun Gottes“ (1759), beide über das Wort Psalm 42, 2: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ — „Der Erbarmer“ (1759), über die Sprache Gottes, „Jehovah redet“ (Str. 6, 8, 9, 13); die „Welten“ (1764)††) und „Morgengesang am Schöpfungsfeste (1782).†††)

*) Und deshalb auch lächelnd auf alle äußerliche „Ähnlichung“, d. h. Nachahmung herabsehen kann.

**) Auch treten wir dem Urteil Hamels bei (Oden, S. 98 Anm.), die meisten religiösen Oden (Hymnen) Kl.s seien mehr oratorische, als poetische Leistungen.

***) Behandelt von Götzinger II, S. 75 und Leimbach III, S. 115. Die Ode „An den Erlöser“, welche nach der Vollendung des ganzen Messias 1773 gedichtet wurde, ist im Zusammenhang mit diesem Epos, d. h. zum Abschluß der Betrachtung desselben zu lesen.

†) Hier sind Str. 17 u. 18 wieder bedeutsame Zeugnisse der Kl. eigentümlichen mystischen Natur-Andacht, s. oben S. 247. Die Ode behandelt Götzinger S. 92.

††) Das Thema Str. 4, 4: Beantwortung der Frage, „welche Thaten thäte dort oben der Herrliche?“ Der Dichter unterliegt dem großen Gedanken; er versinkt in dieser Frage, wie ein Pilot im Orkan. Das Kernstück ist die sehr an-

## Abschluß und Gewinn.

Es bleibt nunmehr nach den oben S. 237 und 252 gegebenen Richtlinien nur noch übrig, als Frucht und Gewinn der ganzen Betrachtung schließlich die bedeutsamsten Züge der Kl.schen Lyrik einheitlich zusammenzufassen und diejenigen dichterischen Selbstzeugnisse Kl.s zusammenzustellen, welche von seinem berechtigten dichterischen Selbstgefühl Zeugnis ablegen. Beide Aufgaben lassen sich vereinigen. Es wird dabei auf drei Gesichtspunkte ankommen: 1. Die Anschauungen Kl.s über die Dichtkunst im allgemeinen kennen zu lernen, soweit sie in den Oden und Epigrammen niedergelegt sind; 2. diesen Maßstab auf ihn selbst anzuwenden, oder durch ihn auf sich selbst anwenden zu lassen (Selbstzeugnisse über seinen eignen Dichterwert); dadurch zugleich aber auch 3. eine vorbereitende Grundlegung, gleichsam die Grundstriche zu schaffen für eine allgemeine Poetik, welche weiterhin an der Hand Lessings und Herders, sowie durch die Lektüre Goethes und Schillers mit den Schülern auf- und ausgebaut werden muß.*) Die gemeinsame (systematische) Herausstellung einer gewissen „Poetik", nicht im Sinne einer vornehmen Unterrichtsdisziplin, sondern einer knappen Summe von klaren Anschauungen und Urteilen über das Wesen der Poesie und ihrer Gattungen wird den Abschluß bilden müssen einer so langjährigen Beschäftigung mit den Dichtern, wie die höheren Schulen sie gewähren, und der eingehenderen geschlosseneren, welche die zweijährige Arbeit der Prima mit sich bringt. Da diese Aufgabe indessen über die engere des vorliegenden Werkes ein wenig hinausgeht, so wird es vielfach genügen müssen, die Materialien für die Behandlung zusammenzustellen,**) oder nachzuweisen, die Behandlung selbst aber nur anzudeuten, s. oben S. 237.

---

schauliche Schilderung des Seesturms vom ersten Auftauchen der Sturmwolken (vgl. Ilias IV, 275 ff.), wenn noch fürchterlich still das Meer ruht (Str. 8, 1, vgl. Ilias XIV, 16 ff.) bis zum krachenden Bersten des Mastes und dem Untergang des Schiffes, über dessen großem, immer offenen Grabe der Sturm fortheult (Str. 6—11). — Gedichtet aus der eigenen Erfahrung eines gewaltigen, den Dichter mit sicherem Untergang bedrohenden Seesturms (auf der Ostsee am 1. September 1756, wie Kl. selbst zu dieser Ode anmerkt).

†††) Die Betrachtung der aufgehenden, „die Welt wie von neuem aus dem Chaos hebenden" Sonne weist zurück auf die erste Schöpfung und nach vorwärts auf unsere eigene Auferstehung; s. oben S. 285 die Ode „Wiedersehen".

*) Die spätere Behandlung dieser Dichter hat auf Klopstock zurückzugreifen, die Behandlung Kl.'s nicht der späteren vorzugreifen. Ein eingehendes Heranziehen der Auffassungen jener Dichter wäre jetzt eine Arbeit mit unbekannten Größen.

**) Eine vollständige Mitteilung schien da notwendig, wo ein Citat allein selbst in den Ausgaben von Hamel und Düntzer nicht würde belegt werden können, oder die Zählung eine sehr verschiedene ist.

Das Wesen des Schönen und des Erhabenen wird psychologisch begründet in dem Epigramm:*)

Daß ihn etwas bewege, dies ist das heißeste Dürsten
Unsers Geistes: er liebt alles, was so ihn erquickt.
Darum nennen wir schön, was gerngefühlt uns beweget,
Und erhaben das, was uns am mächtigsten trifft.
Suchet ihr andere Quellen des Schönen und des Erhabnen
So befürcht' ich, daß ihr euch in dem Sande verliert.

Damit vgl. die andere Äußerung Kl.s bei Hamel, Einl. z. d. Oden S. VI: „Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Aktion, in welche sie unsere Seele setzt; überhaupt ist uns Aktion zu unserm Vergnügen wesentlich." Bewegte Empfindung, ausschließlich innere Handlung ist in der lyrischen Poesie das Wesentliche der Gattung, wie äußere Handlung als Ergebnis der inneren das Wesen des Epos und Dramas.**) Bewegte Empfindung ist nun so sehr stets die Seele der Kl.schen Lyrik, sowie seiner gesamten Poesie, daß sie ihn häufig zur sentimentalen Überschwenglichkeit verleitete. Diese aber ist die natürliche Reaktion eines großen Dichtergenies gegen das Verfahren der „im Sande" sich bewegenden, kleinen Dichtertalente, die ihm vorauf- oder zur Seite gingen (Hagedorn, Besser, Gleim, Uz, Ramler, Schlegel u. s. w.). Auch Schiller in den Anfängen seiner Lyrik verrät noch diese Überschwenglichkeit, welche erst durch Goethe auf das rechte Maß seelenvoller Empfindung zurückgeführt wird.

Das Wesen des wahrhaft Schönen wird auf das Edle gegründet in dem Epigramm: „Die beiden Gesetze" (N. 15 Goeschen, N. 76 Hamel):

Heilig ist das Gesetz, so dem Künstler Schönheit gebietet;
Heiliger ist, das oft auf Edles gründet das Schöne.
Ganz ist das erste dem nicht bekannt, der das zweite verkennet.

Der eigentümliche Adel der Kl.schen Natur (*γενναιότης*) und die religiöse Weihe in derselben ließ ihn selbst stets nach solcher Verbindung des Schönen mit dem Edlen suchen und machte ihm dieselbe zu einer natürlichen. Es ist ihm auch unmöglich, Genie und Sittlichkeit zu trennen:

Als ihr von dem Genie die Sittlichkeit sondertet, trenntet
Von der lebendsten Kraft, welche die Seele durchglüht,
Jene Nährerin des heiligen Feuers — o, wißt ihr
Auch, was ihr thatet? Ihr habt einen Tempel beraubt!***)

---

*) S. 297 N. 7 der Goeschenschen Ausgabe, S. 262, N. 72 bei Hamel. Die Düntzersche Ausgabe der Oden enthält die Epigramme überhaupt nicht.

**) Damit ist zusammenzustellen der Anfang des Epigramms: „Der Ausdruck der Leidenschaften" (N. 23, G.; N. 80, H.):

Von der leisesten an der Empfindungen bis zu der stärksten
Leidenschaft steiget der Weg immer steiler empor,
Ist für den Dichter der schwerste. Geleitet ihn, all' ihr guten
Geister der Schönheit; denn gehen muß er ihn sicheres Tritts.

***) Epigramm N. 17 G.; fehlt bei H.

Das Wesen der Dichtung ist schöpferische Thätigkeit, eine nachschaffende Darstellung (*μίμησις*) der Erscheinungswelt, wie sie sich dem menschlichen Geiste offenbart; deshalb gleicht der poetische Genuß demjenigen an der Schöpfung selbst; vgl. den Anfang der Ode: „Der Unterschied“ (1771):

Str. 1. Hoher Genuß der Schöpfung, wenn wir, von des Denkens
Feuer entflammt, sie empfinden, sie erblicken,
Hören, staunen vor ihr, vor ihren
Blümchen und Straßen des Lichts!*)

Str. 2. Diesem Genuß**) erhebt uns beinah, wer uns darstellt,
Schöpfung, wie du dich dem Sinne, dich dem Geiste
Offenbarest, wie du aus bittern
Quellen, aus süßen uns strömst.***)

So konnte nur sprechen, wer sich als Dichter seiner schöpferischen, genialen Kraft voll bewußt war.

Die Elemente der poetischen Schöpfungen und zugleich das rechte Verhältnis derselben zu einander bezeichnet das Epigramm N. 22 (G.):

Du, Gedanke, bist der Gebieter. Die folgsame Sprache
Ist dir getreu und hold. Sie ist der edelsten Worte
Geberin, ist der engsten, bedeutendsten Wortvereinigung
Geberin in dem Gedicht. Ihr dient mitsingend der Wohlklang,
Ihr mitsingend das Silbenmaß. Doch wenn einer der letzten
Herrscher wird, so verwundet die Sprache dieser Empörer:
Bleich durch den Dolchstoß sinkt sie, mit ihr der entnervte Gedanke.

Die Wechselwirkung von Inhalt und Form, dem Gedanken einerseits und dem Wort, Rhythmus und Metrum anderseits bringt Kl. zum Ausdruck in dem Epigramm „Gegenseitige Wirkung“ N. 1 (G.) (Nr. 71 H.):

Ist dein Gedank' erhaben, dann macht er edler dein edles
Wort, und zugleich erhöht dieses den rhythmischen Ton.
Aber ist dein Wort ein gemeines, so sinkt der erhabne
Sinn, und solcherlei Wort schwächt auch die metrische Kraft.†)

Er zeigt sich als ein Vorläufer Lessings (vgl. Laokoon Abschn. XVII.), wenn er vor der Vermischung der (wahrhaft poetischen) Darstellung mit der (nur rhetorischen) Beschreibung warnt in dem Epigramm „Beschreibung und Darstellung“:

In der Dichtkunst gleicht Beschreibung der Schönheit Pygmalions Bilde,
Da es nur noch Marmor war;

---

*) Gegenüberstellung des Kleinsten (Blümchen auf der Flur) und des Größten im Kosmos (die Milchstraße am Himmel).

**) = zu diesem Genuß.

***) in Bildern des Leids und der Freude.

†) Es ist Herder vorbehalten, die innige Wechselbeziehung zwischen Inhalt und Form (Seele und Leib) in der Dichtung und im besonderen im Liede näher nachgewiesen und tiefer begründet zu haben (in den Fragmenten zur deutschen Litteratur und in der Vorrede zu den Volksliedern).

Darstellung der Schönheit gleicht dem verwandelten Bilde,
Da es lebend herab von den hohen Stufen stieg u. s. w. (N. 77 G.)

In der Festhaltung der Grenzen dieser beiden Arten sieht er die Bedingung einer künftigen klassischen Größe und Blüte der deutschen Dichtung, vgl. das Epigramm: „Der Unterscheidende“ (Nr. 37 G.; 86 H.):

Poesie, welche den Namen der deskriptiven verdienet,
Hätten für Poesie niemals die Alten erkannt.
Deutscher, ward dir der Blick, Darstellung von der Beschreibung
Rein zu sondern: so stehn weisere Dichter dir auf,
Stände, wofern du hinab zu den Schatten Elysiens walltest
Und dort redetest, selbst Ilions Sänger dir auf. (Vgl. auch N. 57.)

Kl. selbst ist nie in die leere Rhetorik einer nur malerischen Beschreibung verfallen, wenn er auch anderseits nicht die höchste Vollendung plastischer Darstellung erreicht hat; aber er behauptet in richtiger Selbsterkenntnis auch nicht, selbst schon den Deutschen jene Blüte der Dichtung gegeben zu haben; er sieht indessen mit prophetischem Auge das klassische Zeitalter, wie es durch Goethe und den gereiften Schiller heraufgeführt wird (vgl. oben S. 272 die Anwendung desselben Epigramms auf Schiller).

So ist es nicht nur die Aufstellung eines Kanons für das Wesen künstlerischer und dichterischer Vollendung (Harmonie von Inhalt und Form), sondern auch ein Selbstbekenntnis und eine Hindeutung auf den Maßstab, mit dem Kl. selbst gemessen zu werden wünscht, was er in dem Epigramm: „Was man fordert“ (N. 21 G.; 79 H.) ausspricht:

„Sage, was nennst in den Werken der Kunst du Vollendetes?“ — Gut muß
Jeder Teil und harmonisch mit den andern vereint sein. —
„Hat ein Künstler gelebt, der so hoch stieg?“ — Keiner. Man will nur
Überall sehn, er habe nach Vollendung gerungen.

Gleichwohl hat er ein Recht zu vollem dichterischem Selbstgefühl, ein größeres Recht, als der von ihm geschätzte Horaz in den Oden II, 20 und III, 30 und darf im Hinblick auf die ihm vorauf und zur Seite gehenden Dichter sich rühmen, einen neuen Tag deutscher Poesie heraufgeführt zu haben. Solche Selbstzeugnisse von seiner dichterischen Bedeutung sind schon die oben S. 260 besprochenen Oden der Gruppe C. Denn so oft sie den Wert und die Größe der neu ihre Schwingen regenden jüngsten deutschen Dichtung behandeln, durfte er sich sagen und auch der Welt andeuten, daß jene durch seines Geistes Regen ihre Schwingen neu entfalte. Derartige Selbstzeugnisse sind ferner die Str. 8—10 der Ode: „Mein Vaterland“ s. oben S. 258, sowie der Schluß der Ode: „Teutone“, s. oben S. 226. Dahin gehört auch die Ode:

Der Bach (1766),

mit dem stolzen Wort zum Beginn und zum Schluß:

Str. 1. Bekränzt mein Haar, o Blumen des Hains,
Die am Schattenbach des bardischen Quells
Nossa's Hand sorgsam erzog, Braga mir
Brachte! bekränzt, Blumen, mein Haar!

Str. 14. Ich hab' ihn heller blitzen gesehn
Den erhabnen, goldnen, lyrischen Stab.
Kränze du, rötlicher Kranz Sarons, mich!
Winde dich durch, Blume des Hains!*)

mit dem Selbstzeugnis in Str. 6 u. 7.

Str. 6. Mir gab Siona-Sulamith schon
An der Palmenhöh' den rötlichen Kranz
Sarons. Ihr weiht' ich zuerst jenen Reihn,
Welcher im Chor hallt des Triumphs;**)

Str. 7. Nun rufet seinen Reihen durch mich
In der Eiche Schatten Braga zurück.***)

endlich mit der Zusammenfassung aller wesentlichen, auch von Kl. erkannten und erstrebten Eigenschaften einer vollendeten Poesie Str. 3—5.

Str. 3. Inhalt, den volle Seel' im Erguß
Der Erfindung und der innersten Kraft
Sich entwirft, strömet; allein lebend muß,
Will es ihm nahn, tönen das Wort.†)

Str. 4. Wohllaut gefällt, Bewegung noch mehr;
Zur Gespielin kor das Herz sie sich aus.
Diesem säumt, eilet sie nach; Bildern folgt
Leiseres Tritts ferne sie nur.††)

---

*) Die Blume des Hains vom bardischen Dichterquell (s. oben S. 255), gepflegt von der Hand Nossas, der schönen Tochter der Freia, gebracht von Braga (s. oben S. 256), bezeichnen die weltliche, vaterländische Dichtung; — der Kranz von Saron, dargebracht von Sulamith-Siona, d. h. von der Muse von Sion, dem Berge Davids „an der Palmenhöh'", bezeichnet die religiöse, heilige Dichtung. — Beide Kränze gebühren ihm. Verwertung des Horazischen delphica lauro cinge volens, Melpomene, comam (c. III, 30, 16).

**) In den Triumphgesängen des 20. Buches des Messias, von denen damals bereits einzelne gedichtet waren.

***) „Nun ruft der Gott der germanischen Dichtkunst meine Gesänge von den Palmen des Morgenlandes in die vaterländischen Haine zurück." (Boxberger.)

†) Bezeichnung des schöpferischen Hergangs in dem Geiste des Dichters: es strömt seinem Geiste zu, zunächst noch in dunklen Bildern, der Inhalt; mit ihm muß sich verbinden das lebendige Wort, damit er klare Gestalt gewinne und plastische Form. Vgl. E. Geibel in dem Distichon „Das Geheimnis der Sprache":

Wenn ein unendlich Gefühl aufwogt in der Seele des Dichters,
Wenn ihm ein neuer Gehalt dämmernd den Busen bewegt,
Nimmer findet er Rast, es beklemmt ihn gährende Fülle,
Bis sie gestaltet zuletzt, klar im Gesang sich ergießt.

††) Wohllaut und Bewegung im Rhythmus der Sprache werden zu mitsingenden, begleitenden Gespielen, über welche das Herz Herrscher bleiben muß, s. S. 293 das Epigramm N. 22. — Vor rhetorischer Beschreibung und allegorischer Darstellung hütet sich die vollendete Poesie. Letztere (Allegorien) hat Kl. selbst noch nicht genügend vermieden, obwohl er in der Ode „Wir und Sie" (1766) Str. 8 das Allegorisieren ausdrücklich an den Briten getadelt hatte; auch Goethe und Schiller in ihren Anfängen haben der allegorischen Poesie ihren Zoll gebracht.

Str. 5. So säumet und so eilt sie nicht nur:
Auch empfindungsvolle Wendung beseelt
Ihr den Tanz, Tragung, die spricht, ihr den Tanz;
All' ihr Gelenk schwebt in Verhalt.*)

Wir reihen daran das Selbstzeugnis am Schluß der Ode „Dem Erlöser" (1751):

Str. 12. O du, mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest, zeige die Wege mir,
Die du da gingst, worauf die Seher,**)
Deine Verkündiger, Wonne sangen!

Str. 15. Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet!***) Meinen erhabensten
Gedanken, lehr ihn Hoheit, führ ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben,

Str. 16. Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,†)
Den Menschen singe, daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme,
Flammen ins Herz der Erlösten ströme!

Diejenige Ode aber, welche das Vollbewußtsein von seinem dichterischen, unsterblichen Wert am siegesgewissesten zum Ausdruck bringt, den Gang seiner dichterischen Entwicklung und die einzelnen Punkte in dem, was er für die deutsche Dichtung gethan zu haben glaubt, am hellsten beleuchtet, deren Behandlung deshalb am geeignetsten ist, den Schluß dieser ganzen Betrachtung zu bilden, ist die Ode

## An Freund und Feind (1781).

Gliederung. I. Anlaß zur Ode. Das rasch nahende Alter mahnt an das Scheiden und Sterben, wie es zugleich hinweist auf die Welt, wo der Tod nicht herrscht, sondern ewiger Frühling des Lebens St. 1—4, 3. — II. Das Wesen der Unsterblichkeit des Nachruhms; sie ist der Blumen eine in dem heiligen Kranz irdischen Glückes, Str. 4, 3—Str. 8. — III. Rückblick auf den Gang seiner dichterischen Entwicklung bis zu ihrer Höhe: Eingebung, den unsterblichen Helden, den Messias selbst, zu besingen. Das Leben in diesem Entwurf läßt ihn die gedürstete Unsterblichkeit vergessen. Str. 9—16. — IV. Zusammenfassung alles dessen, was dem Dichter die Unsterblichkeit des Dichterruhms sichern wird Str. 17—19.

---

*) Die Strophe bezieht sich auf das Metrum, das ein seelenvoller Tanz, dessen Glieder Gelenke genannt und von dessen künstlerischer Verwendung empfindungsvolle Wendungen, ausdrucksvolle Tragung und ein harmonisches Verhältnis gefordert wird.

**) Der Sänger der heiligen Poesie muß etwas vom seherischen Geiste der alten Propheten haben.

***) Vgl. oben S. 261 die Ode „Die beiden Musen".

†) d. h. der ewigen Wahrheiten.

Einzelnes. Zu I, Str. 1. Der Dichter ist 57jährig. Gesuchte Verknüpfung der allegorischen Vorstellung von den Staubwolken auf der Straße des Lebens mit der andern von dem Gewölk der Asche jüngst Verstorbener in den Grabesurnen. — Str. 3. Der Wunsch, mit einem Zuge den bittern Kelch des Todes leeren zu dürfen, ging nicht in Erfüllung. Kl. starb nach langen und schweren Leiden (14. März 1803), s. Hamel, Einl. zu B. I, S. CXXXIV.

Zu II. Str. 5—8. Selbstzeugnis: „Ich war und ich bin glücklich," nämlich im Vollbewußtsein meines Dichterwertes, der mir Unsterblichkeit verbürgt. Aber nur der Weise durchschaut ihrer „Wirkung (d. h. Bedeutung) Kreis" und unterscheidet die wahre Unsterblichkeit des Verdienstes von der eitlen, welche nur das Geburtsrecht (ein Unrecht, d. h. kein Recht bei der Nachwelt) verleiht als ein Los der „Könige", wofern nicht auch diese durch ihr Verdienst in der Geschichte leben.

Zu III. Str. 9—11. Vgl. die Ode: „Unsere Sprache" oben S. 254. — Str. 12. Sein „Genius" lehrt ihn in ernster Vertiefung, was das Wesen der Dichtung ausmacht, die Elemente und unterscheidenden Merkmale derselben. Den Zweck (Aufgabe und das Ziel), des Helden Würde (Adel und poetische Größe s. oben S. 292), den Grundton (lyrischen, epischen oder dramatischen; weltlicher und heiliger Poesie), den Verhalt, d. h. das harmonische Verhältnis der Teile zu einander, die Architektonik der Dichtung (s. oben S. 295), den Gang (die Durchführung), das Wesen der Schönheit, wie es sich der Seelenkunde erschließt (s. oben S. 292). — Str. 13. Das schöpferische Finden des Genius (s. oben S. 259 und das dort mitgeteilte Epigramm) ist höhere Eingebung; sie wird zu einer Vision des Dichters; er schaut und liebt als Dichter den Messias. Das strenge Gesetz, welches er sich vorschrieb: volle Herrschaft über den Stoff vor dem Beginn der Dichtung verbürgt die rechte Objektivität. Schiller über den Wallenstein: „er trachte danach, den Stoff ganz außer sich zu halten"; er nennt dies Verfahren „das bloß objektive".

Zu IV. Str. 17. Die Erhebung der Sprache, ihr gewählterer Schall (d. h. Rhythmus und Metrum), bewegter, edlerer Gang, Darstellung, innerste Kraft der Dichtkunst — ist Zusammenfassung der oben S. 292 ff. aufgezählten Punkte. Vgl. dazu Hamel, Einl. z. d. Oden S. XII: „Kl.s ganzes, großes Empfinden drückt sich in seiner Lyrik aus. Diese Empfindung auf die höchsten Gegenstände des Geistes und Gemüts gerichtet, ist so tief, als wahr; mächtig quillt sie aus dem Herzen und mächtig spricht sie zum Herzen. . . . Kl. wurde der Schöpfer unserer dichterischen Rede; er gab ihr Würde, sinnliche Pracht und die Kraft, unmittelbar auf das Gemüt zu wirken. Erst auf dieser Grundlage konnte sich die lyrische Sprache Goethes bilden. . . . Kl. zuerst befreite den ganzen Wohllaut der deutschen Rede von seinen Fesseln. Höhe von allem ist die Schöpfung der heiligen Poesie im Messias (s. oben S. 296); sie ist das „Mal" aere perennius, welches dem Dichter die Unsterblichkeit sichern wird; denn „heilig und erhaben, furchtbar und lieblich, groß, hehr und von Gott gesandt," d. h. unmittelbar von Gott stammend, vereinigt die religiöse Poesie die Vorzüge aller anderen Gattungen über sie hinauswachsend in vollem Maße.

Sind nun schöpferische, urwüchsige Kraft, Reichtum, sowie hoher Flug der Gedanken und der Phantasie, Erhabenheit der Sprache, bewegte Mannigfaltigkeit des Rhythmus und des Metrums, Adel der gesamten Form und eine gewisse seherische Weihe, die über allen Dichtungen

Klopstocks, nicht nur den religiösen, liegt und ihren tiefsten Grund in der Reinheit seiner Gesinnung (γενναιότης) hat, diesem Dichter in hohem, ja für den Stand der damaligen Dichtung in wunderbarem Maße eigen, — so fehlt ihnen doch eines, dessen Bedeutung und Wert er selbst wiederum sehr wohl erkannte und treffend bezeichnet hat in dem Epigramm:

Jene Natürlichkeit, die auch oft Gesagtes verschönert,
Hat des Reizes noch mehr, wenn ihr mit Großem sie hört!
Schwestern sind die Grazien, doch nur ähnliche Schwestern,
Gleiche nicht. Eine durchdringt, eine berührt nur das Herz.
(N. 41 G.; N. 88 H.)

Gemeint ist jene Natürlichkeit, welche auch die Kunstschöpfungen mit dem unnachahmlichen Zauber eines frei und natürlich gewordenen, gleichsam gewachsenen Naturerzeugnisses umgiebt, die schon das Gewöhnliche, „oft Gesagte" reizend zu verschönern imstande ist, vollends aber „mit Großem", d. h. bedeutsamen Stoffen verbunden, anziehend wirkt, ja ihm den eigentlichen Reiz höchster Reinheit und klassischer Vollendung verleiht. Diese Natürlichkeit haben erst Goethe und zum Teil der gereifte Schiller erreicht. So sind die Grazien der Klopstockschen und Goetheschen Muse ähnlich wohl, aber auch verschieden; jene berührt unser Herz, wofern es nur empfänglich ist, mit der Lust dichterischen Urgefühls (Hamel, Einl. Bd. I. S. LIII); diese durchdringt und erfüllt es mit der höchsten Befriedigung, die Schöpfungen von müheloser Klarheit und unübertrefflicher Vollendung gewähren.

Endlich noch eines, was zur gerechten Würdigung Klopstocks unerläßlich ist und wiederum er selbst am besten uns lehren kann. Im Epigramm Nr. 58 (G.; N. 94 H.) sagt er:

Aber ihr kennt dies Lied nicht. „Wir lasen's!" Laset es nur, saht
Also, weil ihr es nicht sprachet, durch einen Flor ein Gemälde.
Doch ihr könnt es vielleicht nicht sprechen. So laßt es denn andre
Thun: sonst hänget auf immer vor eurem Auge der Schleier.

Zu denen, die es noch nicht sprechen können, gehört der Schüler; so muß es der Lehrer für ihn thun, soll nicht auf immer vor jener Auge der Schleier hängen. Nichts wird aber auch so geeignet sein, den Schüler über die Schwierigkeiten in der Klopstockschen Poesie schnell hinwegzuheben und ihm eine vorläufige (rohe) Totalauffassung, sowie den Weg zu einer geläuterten zu erleichtern, als ein verständnisvolles Vorlesen durch den Lehrer, das nicht immer leicht, aber jedesmal lohnend ist. Es wird das „Wortlose" zum Ausdruck und Genuß zu bringen haben, von welchem Klopstock sagt: „Es wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter" (Von der Darstellung 1779). Der Schüler wird nach der abgeschlossenen Behandlung seinerseits das gewonnene Verständnis durch verständnisvolles Lesen wenigstens an einzelnen ausgewählten Beispielen zu erweisen haben.

# Übersicht über die behandelten Oden.*)



Dr. O. Frick.

---

*) Die gesperrt gedruckten Titel bezeichnen die eingehender besprochenen Oden. — Wie unzutreffend vielfach die Überschriften sind, darauf wird der Schüler gelegentlich ausdrücklich hingewiesen werden müssen. — Die Auswahl selbst läßt sich nach Zeit und Umständen leicht beschränken; in keinem Falle aber darf sie so kümmerlich und planlos sein, wie die von W. Herbst in seinem Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte S. 13 getroffene.

# J. W. von Goethe.

## (Ausgewählte Lyrik.)

Litteratur: Wir nennen von den zahllosen Erläuterungen nur H. Viehoff, Goethes Gedichte. 2. Aufl. 2 Bde. Stutgart 1869/70. — H. Düntzer, Goethes lyrische Gedichte erläutert. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1874. — Goethes Gedichte mit Anmerkungen von G. v. Löper. Berlin 1882. — Goethes Gedichte, Auswahl von Fr. Zimmermann, Gotha 1884, sowie die oben S. 235 genannten Werke von Götzinger, Gude und Leimbach.

---

### Vorbemerkung.

Vgl. die Vorbemerkung zur Erläuterung der Oden Klopstocks S. 235 ff. Wie dort ist auch hier leitender Gesichtspunkt für unsere Behandlung der didaktische, die Aufgabe eine Aufgabe der „didaktischen Formengebung".*) Ausschließlich didaktische Rücksichten bestimmen auch hier die Auswahl. Da sie für Oberklassen der höheren Schulen berechnet ist, fallen abgesehen von den schon in den früheren Bänden besprochenen Gedichten**) diejenigen fort, welche für die mittleren oder unteren Stufen geeigneter sein würden, wie z. B. „Der Totentanz"; — anderseits aber auch alle diejenigen Gedichte, selbst wenn sie an sich zu den schönsten gehören sollten, die über die Erfahrung des Schülers hinausreichen. Dahin rechnen wir einen großen Teil der Liebesgedichte, z. B. Willkommen und Abschied, Der Bräutigam, Der neue Pausias u. a. m.

Auch sonst handelt es sich nicht um irgendwelche Vollständigkeit, welche schon die Schranken des uns zugemessenen Raumes verbieten, sondern um eine geschlossene Anzahl von Typen, dem sich einzelne Stoffe zur Ergänzung anreihen, s. oben S. 236. Maßgebend ist in erster Linie auch hier wiederum nicht die Vorführung des ganzen Entwicklungsganges des Dichters oder aller Gattungen seiner Lyrik, sondern der Auf- und Ausbau eines bestimmten Gedankenkreises in dem Schüler, in dessen Mitte wohl die Dichterpersönlichkeit Goethes und die Welt seiner Lyrik zu stellen ist, aber doch nur so, daß das Eigentümliche

---

*) Darüber vgl. Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen, H. IX, S. 109 und Pädag. und didakt. Abhandlungen I, S. 389.

**) Es wurden behandelt in Bd. I: Gleich und Gleich, Heidenröslein, die wandelnde Glocke, Gefunden; in Bd. II: Wanderers Nachtlied 1. und 2.; Johanna Sebus, die Frösche, Legende vom Hufeisen; in Bd. III: der Sänger, Schäfers Klagelied, Mignon, der getreue Eckart, Hochzeitlied, Erlkönig, der Fischer, der Schatzgräber, der Zauberlehrling.

daran die kleinere Einheit bildet innerhalb der größeren Einheit der bereits früher behandelten und später noch zu behandelnden Kreise. Als das Gemeinsame, welches einerseits eine Apperzeptionsbasis ist für die Erfahrungswelt des Schülers und demgemäß ein Band, auch hier ein inneres Verhältnis zwischen ihm und dem dargebotenen Objekt zu begründen, und das anderseits über den einzelnen Dichtern stehend ein gemeinsamer Maßstab für ihre Beurteilung wird, gilt uns auch hier des Dichters Verhältnis zu den drei Welten von Natur, Menschenleben und Gott, s. oben S. 238. Stellt sich dabei heraus, daß die beiden Kreise Vaterland und Gottesreich hier ebenso zurückweichen, als sie bei der Betrachtung der Klopstockschen Poesie in den Vordergrund traten, so wird diese Beobachtung den Schüler ebenso vor einer Unterschätzung Klopstocks, wie vor einer Überschätzung Goethes (einem Goethekultus) bewahren, auch den Blick nach vorwärts lenken, wo mit Schiller der Vaterlandsbegriff und mit den Sängern der Freiheitskriege beides: Vaterland und Gottesreich wiederum voll zur Geltung kommen.

Dasjenige sodann, was durch die Beschäftigung mit der Eigentümlichkeit der Goetheschen Lyrik im besonderen gewonnen werden soll, ist die vollere Bildung des Verständnisses für das Wesen der lyrischen Poesie. Denn dieselbe gelangt in diesem Dichter am vollkommensten zur Erscheinung, und zwar gerade dann, wenn er sie zugleich zum Ausdruck seines Naturgefühls und Dichtergefühls macht. So werden die bei der Betrachtung Klopstocks gezogenen Fäden weiter gesponnen im Sinne der oben S. 7 gegebenen Andeutungen. Deshalb ist aber auch der gleiche Gang der Betrachtung einzuschlagen, wie dort. Wir begnügen uns weder mit einer bloßen Darbietung des Stoffes, noch mit einer dogmatischen Überlieferung von Sätzen, welche etwa das Wesen der Goetheschen Lyrik bezeichnen, sondern wir suchen aus der Anschauung der Dichtungen selbst das Eigentümliche dieser Lyrik in gemeinsamer Arbeit mit den Schülern empirisch und heuristisch Schritt für Schritt herauszustellen. Je schwieriger das Wesen der Lyrik in bestimmte Sätze zu fassen ist, je mehr es unmittelbar empfunden und angeeignet werden muß, desto wertloser und unfruchtbarer ist eine nur dogmatische Mitteilung.

Freilich hat auch die Anleitung zum Verständnis und zum Genuß der Goetheschen Lyrik ihre ganz besonderen Schwierigkeiten, weil die Kluft zwischen der inneren Erfahrungswelt des Dichters und derjenigen des Schülers zu groß ist, und das Beste an der Lyrik, wie schon bemerkt, unmittelbar genossen werden muß. Denn es liegt in ihrem Wesen, daß sie unmittelbar auf die Empfindung wirken und mehr erraten lassen als aussprechen will; sie steht der Musik nahe, welche ohne Worte zu sagen wünscht, was in Worte genügend nicht mehr zu fassen ist; sie ist enger an den Gehörssinn gewiesen.*) Man wird daher vielfach von einer verstandesmäßigen Zergliederung und Erläuterung oder breiten Umschreibung absehen müssen; verständnisvolles, wiederholtes Vorlesen durch den Lehrer wird hier oft am sichersten nicht nur eine vorläufige, sondern auch eine vertiefte Totalauffassung vermitteln. Dennoch ist es möglich, auch hier den Weg zu bahnen, das Verständnis vorzubereiten und zu erleichtern. Läßt sich eine Kunst des Empfindens nicht lehren, so doch eine Kunst des Sehens;**) diese wird zu der wirksamsten und fruchtbarsten Vermittlung für jene. Durch

---

*) Vgl. Th. Vischer, Ästhetik III, S. 1333.

**) s. Herbart, Pädag. Schriften (von O. Willmann) I, S. 110 und Pädagog. u. didakt. Abhandlungen I, S. 393 ff.

das Auge dringt auch die Empfindung in das Herz (s. unten das Gedicht A, I, 5). Darauf nun gehen die nachfolgenden Erläuterungen aus; im übrigen wollen sie auch hier kein vollständiger Kommentar sein, sondern nur ein Wegweiser und eine allgemeine Beleuchtung.

---

# A. Naturleben.

Wir gehen von objektiv gehaltenen Naturbildern aus und reihen sie so aneinander, daß wir mit den einfachsten beginnen, mit jedem folgenden einen neuen Zug in dem Wesen der Lyrik vorführen und nach Behandlung einer jeden Einheit (Gruppe) den Gewinn derselben heraustreten lassen. Der Gang der Einzelbetrachtung ist im allgemeinen ein typischer und zwar der folgende: Feststellung

1. des objektiven Hintergrundes. Derselbe ist in dieser Gruppe Naturleben, Naturbilder.

2. Verhältnis des Dichters (und damit zugleich unser eigenes) zu demselben. Sein (und unser) Gefühls- und Empfindungsleben. Es ist hier vorwiegend Naturgefühl, aber von verschiedener Art und meist in einer Mischung mit anderen Elementen.

3. Verlauf und die Entwicklung des Empfindungslebens. Die Grundstimmung.

4. Form (Ausdruck, Rhythmus, Metrum).

Dieser typische Gang wird dem Schüler nicht von vornherein mitgeteilt, sondern er wird dahin geführt, denselben anfangs zu erkennen und im Fortgang wieder zu erkennen, oder selbst zu bestimmen.

## I. Gruppe

(vorwiegend Ausdruck des Naturgefühls).

### 1. Meeresstille (Weimar 1795).*)

1. Objektiver Hintergrund. Er wird hier zur Hauptsache. Landschaftsbild von einfachster Größe und Erhabenheit. Bild der Erhabenheit des Raumes (die „ungeheure Weite“ des Meeres) und der Ruhe („tiefe Stille“, „ohne Regung ruht das Meer“, „Todesstille fürcherlich“, „keine Luft von keiner Seite“, „keine Welle reget sich.“ Hier die Höhe der das Ganze durchziehenden Steigerung). Staffage: der Schiffer; nur ein Zug aus dem Seelenleben: „bekümmert sieht der Schiffer“ u. s. w.

2. Verhältnis des Dichters zu diesem Bilde, sein (und unser) Empfindungsleben: sein eigenes Empfinden tritt zurück; aber es ist unausgesprochen da in dem Naturgefühl, das sich als einfache Naturbeobachtung und ein Herausfühlen der Stimmung aus der Natur (s. oben S. 244) äußert. Auch unser

---

*) Vgl. Bd. II, S. 543.

eignes Verhältnis zu dem dichterischen Bilde wird das einer einfachen, ungemischten Teilnahme.

3. Verlauf und Entwicklung des Empfindungslebens. Grundstimmung: eine Entwicklung des Empfindungslebens fehlt. Die Grundstimmung ist einfach; geistiger Druck und Bekümmernis, also Leid.

4. Form: objektive, aber höchst malerische Schilderung mit den einfachsten sprachlichen Mitteln. Einfache Hauptsätze, dreimal selbst ohne verb. finitum, einmal, da wo die Staffage eintritt, durch „und" verbunden. Der Rhythmus schwer und fast feierlich. Metrum: Trochäen, dazu der Reim aber in lockerer Verwendung.

### 2. Glückliche Fahrt (Weimar 1795).*)

1.**) Auch hier ist die Landschaft das Meer, die Staffage ein Schiffer, aber das Bezeichnende im Gegensatz zu Nr. 1 die steigende Bewegung im Leben der Natur, wie in der Rührigkeit des Schiffers („Es rührt sich der Schiffer. Geschwinde! Geschwinde!").

2. Der Dichter identifiziert sich zum Schluß mit dem Schiffer („Schon seh' ich das Land!"). Das Naturgefühl ist hier teilnehmendes Mitleben mit der Natur (s. oben S. 244).

3. Fortschreitende Bewegung der Empfindungen: Erwartung, Hoffnung, Erfüllung, Freude. Diese wird Grundstimmung und geht unwillkürlich auch in unser Gemüt über, es in gleiche Schwingungen versetzend.***)

4. Der Satzbau wie in Nr. 1, aber die Bewegung malt sich auch in der vierfachen, asyndetischen Reihe: Es säuseln, es rührt, es teilt, es naht sich. Metrum: logaödisch (Verbindung von Daktylen und Trochäen) mit Auftakt. Z. 4 und 10 beenden katalektisch je eine Strophe. Dazu tritt der Reim wie in Nr. 1.

### 3. Auf dem See (15. Juni 1775).

Vorbemerkung. Das Gedicht befindet sich in Wahrheit und Dichtung, B. 18. Dort beschreibt Goethe eine Schweizerreise, welche er anfangs gemeinsam mit dem Grafen Stolberg unternahm, s. oben S. 279, und dann eine Fahrt auf dem Züricher See mit seinem Freunde Passavant: „Wir fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf. Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen."

---

*) Vgl. Bd. II. S. 543.

**) Wir bezeichnen im Folgenden die oben aufgezählten Glieder des typischen Ganges nur mit den Ziffern 1—4.

***) „Äolus löset das ängstliche Band." Eine mythologische Erinnerung an Odyssee X, 19 ff. und Virgil, Äneis I, 81 ff, aber in freier Verwertung, so daß die Vorstellung von einem zugebundenen Schlauch, die hier durchaus fremdartig sein würde, zurücktritt. Der Gedanke ist, in genauem Zusammenhang mit der voraufgehenden und nachfolgenden Reihe: der Gott der Winde macht der beängstigenden Windstille ein Ende, so daß die Lüfte nun zu säuseln beginnen."

1. Auch hier ein Landschaftsbild. Totalauffassung in Str. 1, Z. 5—8: „Berge wolkig, himmelan,"*) und der Dichter im Kahn auf den Wellen im Rudertakt sich wiegend. Die Ausführung Str. 3 von wunderbarer Kunst der Schilderung. Sie nimmt den Ausgang vom Nächsten (die Wellen, welche im Sonnenglanze blinken, daß tausend Sterne auf ihren Häuptern zu schweben scheinen;)**) sodann Blick in die Ferne (die in der Ferne rings sich türmenden Gebirge; weiche Nebel fließen mit ihren lichten Umrissen, dieselben gleichsam trinkend, zusammen); endlich Rückkehr zu dem Nahen (den beschatteten Buchten***) und den fruchtbaren Geländen, die sich im See bespiegeln).†)

2. und 3. Frohes, hingebendes Genießen im Sinne eines heiteren Lebensgenusses. Naturgefühl im Sinne von Naturfreude und Naturgenuß, s. oben S. 242. — Aber auch Wehmut und Leid in der Erinnerung an die ferne Geliebte und das schwankende Glück einer nicht voll erwiderten Liebe (G.s Verhältnis zu Lili). — Also Mischung in dem Empfindungsleben: ein mehr äußerliches, auf Anschauungselementen gegründetes; daneben ein innerliches, das Gefühl der Wehmut; endlich Eindringen eines Willensentschlusses, durch den dieses störende Element ausgestoßen werden soll. Rückkehr zur Grundstimmung der Freude. Also auch ein Verlauf und eine Entwicklung des Gefühlslebens.

4. Man vergl. den einheitlichen Guß und Fluß dieser vollendeten Schilderung mit den verstreuten Einzelzügen bei Klopstock, um des Fortschrittes in der Kunst dichterischer Darstellung recht inne zu werden. Besonders glückliche und wirksame, zum Teil musikalische Wendungen: „Weiche Nebel trinken," „Morgenwind umflügelt" u. s. w.; vgl. Kl. Str. 3: „Komm, süße Freude, auf dem Flügel der Abendluft". — Metrum: Str. 1 jambisch, Str. 2 trochäisch, Str. 3 Wechsel von trochäischen und logaödischen Zeilen. Dazu der Reim in festerer Haltung und regelmäßigerem Tritt als in 1 und 2.

## 4. Dornburg (September 1828).

Voraussetzung ist die Bekanntschaft mit der Landschaft von Dornburg: das Saalthal unweit Jena; auf schroff herabfallender Felswand aus stufenweise sich erhebenden Wein- und Blumengärten heraustretend ein stattliches Schloß mit rebenumrankten Erkern. Von hier aus weiter Blick zur Rechten und

---

*) Klopstock in der Ode: „Der Zürcher See": Str. 5. „Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh'!"

**) Kl. Str. 2: „Der schimmernde See".

***) Kl. Str. 7: „Die beschattenden, kühlen Arme des Waldes"; Str. 17: „In den Umschattungen, in den Lüften des Waldes"; Str. 18: „Der Schattenwald".

†) Man wird sehr wohl an die Rebenhügel denken können; auch Kl. spricht am 10. Juli von des Sees Traubengestaden (Str. 2) und dem „Gebirge voll von Reben".

Linken in das Saalthal, gegenüber auf die dichtbewaldeten Berghöhen von Tautenburg. G. hielt sich „in dem ruhigen, überlieblichen Dornburger Schlößchen" wiederholt auf, dichtete hier die ersten Akte der Iphigenie vor ihrer Vollendung in Italien, und weilte daselbst auch vom 7. Juli bis 12. September 1828 (also 79jährig), wie eine Notiz von G.s eigner Hand noch jetzt an Ort und Stelle bezeugt.

1. Eine in Wirklichkeit vorhandene Landschaft (vgl. oben S. 238). Thal, Gebirge, Blumengärten; darüber der Himmel, sei es als wolkentragender Äther, sei es als „blaue Sonnenbahn", oder als das von Sternen erglühende Firmament. — Tagesumlauf: Morgenfrühe, wo die Landschaft sich den Nebelschleiern enthüllt und die Blumenkelche sich öffnen; Tagesmitte Str. 4; Abendröte und Sonnenuntergang; tiefe Nacht.

2. Dankbar teilnehmende und unbefangen genießende Naturbeobachtung, über welche der Tag hinabsinkt, Str. 3. Giebst du dich hin in reinem Genuß der Größe und Herrlichkeit der Natur, so fließt darüber die Zeit hinab, und es scheidet goldig hinabsinkend die Sonne, die Große und Holde, an deren Anblick du dich soeben noch weidetest.

3. Es bleibt als Grundstimmung die Sehnsucht, mag sie nun sein das „sehnlichste Erwarten" des heraufkommenden Tages Str. 1, der sehnliche Zug der Gedanken in „die Ferne blauer Berge", wenn diese in vollem Tageslicht daliegen, oder mag sie geweckt werden durch den Aufblick zu dem glühenden Heer der Sterne. Abschluß dieser Empfindungen mit einem gedankenmäßigen Element und einer ethischen Wahrheit: des Menschen Los ist zu preisen, wenn er dem Erdendasein, „dem Rechten", so zugewandt ist, daß er zugleich auch in das Ewige sich zu erheben vermag. Die Mischung ist hier also eine reiche: Anschauungselemente, Naturbeobachtung, Gedankenmäßiges, Ethisches, aber das Gefühlsleben, als Naturgefühl mit dem Grundton der Sehnsucht zieht sich leise durch alle anderen Elemente hindurch.

4. Metrum: trochäisch.

### 5. „Dämmrung senkte sich von oben" u. s. w.

(Gedicht VIII aus den chinesisch-deutschen Jahres- und Tages-Zeiten.)

Vorbemerkung: Es hält sich völlig frei von Anklängen an chinesisches Wesen und ist von G. im Frühling 1827 während eines Aufenthaltes in seinem Gartenhause gedichtet. Das Nähere bei Düntzer III, 692. Landschaftliche Motive aus dem Park von Weimar und aus der Umgebung jenes Gartenhauses liegen dem landschaftlichen Stillleben zu Grunde.

1. Gegenstück zur Situation im voraufgehenden Gedicht. Dort ist Ausgang der aus Nebelschleiern sich erhebende, die Landschaft enthüllende Tag; hier die mit schleichenden Nebeln sich herabsenkende, allmählich die Landschaft verhüllende Dämmerung und Nacht. Das Naturbild: ein See, „schwarz-vertiefte Finsternisse wiederspiegelnd", umgeben von „schlanker Weiden Haar-Gezweigen"; darüber Dämmrung und bald auch tiefe Nacht; des Abendsternes holdes Licht und am östlichen Himmel die ersten Vor-

boten des Mondenglanzes und seiner Glut, endlich des Mondes Zauberschein selbst, wie er „durch bewegter Schatten Spiele“ hindurchzittert. Alles ist Bewegung (senkt sich, emporgehoben, schwankt, schleichen, wiederspiegelnd, scherzen, zitternd); darin als Ruhepunkt: „Schwarzvertiefte Finsternisse wiederspiegelnd ruht der See.“

2. Auch hier Naturbeobachtung, aber ganz beseelt vom tiefsten Naturgefühl. Erwartungsvolle Bewegung des in unbestimmter Sehnsucht aufgerührten Gemüts (Str. 2, 2: „Ahn' ich Mondenglanz“ u. s. w., das sich schließlich zur Ruhe sänftiget: „Und durchs Auge schleicht die Kühle, sänftigend ins Herz hinein“, s. oben S. 302.)

3. Hier beherrscht der „Gefühlsklang“ (Th. Vischer) von vornherein die Schilderung, welche nur als Vorbereitung erscheint, um schließlich das Gefühlsleben als Hauptsache heraustreten zu lassen.

4. Die Sprache, höchst malerisch und musikalisch zugleich; der Rythmus bewegt und doch ruhig, entsprechend der Landschaftsschilderung und bezeichnend für des Dichters Seelenstimmung. Mannigfache Verwendung der Allitteration. Metrum: Trochäen.

### 6. Wanderers Nachtlied (Ein gleiches, 2. September 1783).

1. Landschaft: Bergesgipfel und Waldeswipfel; darin als Belebendes die Vögelein und der Dichter (kürzeste Zusammenfassung aller Elemente eines Naturlebens).

2. und 3. Kaum mehr Naturbeobachtung, nur Naturgefühl und zwar als unlösliches Zusammengehen von einem Herausfühlen der Stimmung aus der Natur (Waldeinsamkeit, Waldesstille, Waldesfrieden) und einem Hineinfühlen der eignen Stimmung in dieselbe (Friedensbedürfnis, Sehnsucht). Die Gefühlsbewegung ist die denkbar einfachste; der Verlauf ein stilles auf sich einwirken lassen des Friedens in der Natur und beruhigende Einkehr des Friedens in das eigne Gemüt. Grundton: Sehnsucht; Wehmut und Befriedigung gehen zu einem Gefühlsklang zusammen, der das Gedicht nicht nur beherrscht, sondern aus dem das Gedicht so sehr besteht, daß seine „hingehauchten Strophen“ wie Sang und Musik tönen, und wie keine anderen zur Komposition herausfordern. Alles andere s. Bd. II, S. 536 ff.

### 7. Wanderers Nachtlied (1776).

Gedichtet am Hange des Ettersberges bei Weimar am 12. Febr. 1776. Das Naturleben tritt so zurück, daß es nur durch die Überschrift angedeutet und nur ganz allgemeiner Hintergrund ist (nächtlicher Himmel). Das Gedicht würde somit zur Gruppe B gestellt werden können, verhält sich aber zu dem voraufgehenden wie Verlangen zur Befriedigung, und mag an dieser Stelle als Beispiel dienen einer Dichtung, in der das Gefühlsleben losgelöst von allen Anschauungselementen zu vollstem lyrischem Ausdruck gelangt. Selbst das Gedankenmäßige, die Hinweisung auf den Frieden, der vom Himmel ist, wird

sofort in Beziehung zu des Menschen und des Dichters Sehnsucht nach ihm gesetzt („ach, ich bin des Treibens müde") und geht ganz in den Gefühlsklang auf mit dem Grundton: „Komm, ach komm in meine Brust". Die Gefühlsbewegung ist also hier im Gegensatz zu Nr. 6 ein leises Anschwellen (Z. 1—4 = Str. 1) und Ausbrechen (Z. 5 bis 8 = Str. 2) der Empfindung ohne beruhigenden Abschluß.*)

**Grundlegende Folgerungen über das Wesen der lyrischen Gattung.** Das Charakteristische (differentia specifica) ist Empfindungs-, Gefühls-, Stimmungsleben, innere Bewegung des Gemütes, dessen Schwingungen sich unserm eignen Gefühlsleben mitteilen, s. oben S. 292 die Worte Klopstocks: „Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Aktion (Bewegung), in welche sie unsere Seele setzt". Vgl. auch das Epigramm Klopstocks oben S. 292. Diese Töne sind nun sehr verschieden, je nach der mannigfaltigen Anlehnung des Empfindungslebens an die konkrete Welt und je nach der Mischung des Gefühlsklanges mit anderen Elementen (Anschauungselementen, Gedankenmäßigem, Willensäußerungen); sie wirken am tiefsten und bringen das Wesen des Lyrischen am vollkommensten immer dann zum Ausdruck, wenn der Gefühlsklang das Herrschende ist. Die Bewegung hat oft eine Entwicklung und diese nach der natürlichen Dreiheit von Anfang, Mitte und Ende den Verlauf eines Anschwellens, Ausbrechens und Sich beruhigens, aber in freiester, mannigfaltigster Weise. Indessen pflegt ein Grundton und eine Grundstimmung sich durch das ganze Lied hindurch zu ziehen oder doch schließlich aus demselben herauszutreten. Im übrigen ist die Vorbemerkung oben S. 302 und das über Klopstock zum Schluß S. 291 ff. Gesagte heranzuziehen.**)

## II. Naturgefühl und Liebe.

Hier unterscheiden sich leicht wiederum zwei Arten von Gedichten, je nachdem sie a) Liebesglück oder b) Liebesleid zum Ausdruck bringen.

### a. Liebesglück.

#### 1. Mailied (Sesenheim 1771).

Wie herrlich leuchtet u. s. w.

1. Das Naturleben umfaßt die ganze Natur: Sonne, Feld und Flur; Blütenzweige und Blütendampf, Vogelsang aus dem Gesträuch: Höhen und Morgenwolken auf ihnen und (Str. 7 im Gleichnis) Lerchensang, Morgenblumen und Himmelsduft.

---

*) Vgl. im übrigen die Bemerkungen Bd. II, S. 511 und 538.

**) Vgl. zu dem Ganzen die feinsinnigen Bemerkungen Th. Vischers über das Wesen der Lyrik, Ästhetik, Bd. III, S. 1336 ff.

2. Das Gefühlsleben des Dichters ist Naturgefühl im Sinne von Lebenslust, aber auch eines geweihten Naturgefühls, das die Natur als Offenbarung einer dieselbe durchwaltenden, „segnenden" Liebe (Str. 4 und 5) anschaut (Gottesgefühl, s. oben Klopstock S. 247). Diese Anschauung ist dem Dichter eingegeben von seiner Liebe, welche ihn selbst neu belebt (Str. 8 und 9), aber auch Natur und Welt in seinen Augen verklärt (vgl. die Stelle aus Werthers Leiden, am Schluß dieser ganzen Gruppe, und Max in Schillers Piccolomini Akt II, Sc. 4).

3. Der Verlauf: eine Reihe vom Naturgefühl zum Gottesgefühl und Liebesglück, das als Geständnis der eigenen Liebe, wie als Gewißheit der Gegenliebe sich äußert (Gefühlsausbruch Str. 5—8) und mit dem Wunsche ewigen Glückes für die Geliebte abschließt. Grundstimmung: Freude und Wonne (Str. 3). Das Gedicht gleicht jubelndem Lerchensang; ist es aber an Friederike in Sesenheim gerichtet, so drängt sich für uns in den Schluß unwillkürlich ein Ton der Wehmut.

4. Das ausbrechende Gefühlsleben wird unwillkürlich zu Ausrufungen. Rhythmus bewegt und beschwingt. Metrum: jambisch mit Reimen in freier Verwendung. — Im übrigen vgl. Bd. II, S. 447.

## 2. Frühzeitiger Frühling (1801).

Ergänzungsstoff. 1. Das Naturleben ausgeführter und mehr beschreibend als im vorigen Liede. Zuwachs an neuen Zügen:*) Hügel und Thal, Wald (Hain) und Wiese, Bächlein und See; das Leben der Vögel, Bienen, Fische. Die Bewegung in Lüften (Windeshauch) und Düften.

2. Naturgefühl, erst zum Schluß sich verbindend mit dem Gefühl beglückender Liebe. — 3. Entwicklung: Zweimalige Erfüllung eines unerwarteten Glückes a) bei dem frühzeitigen Nahen des Frühlings; b) bei der unverhofften Ankunft der Geliebten (Steigerung). Dazwischen der Genuß des einen Glückes, das wie eine Vorbereitung erscheint auf das zweite. Grundstimmung: Wonne und Glück. Str. 1 und 8. — 4. Anschauliche Schilderung mit Vorliebe für bezeichnende Einzelzüge; Rhythmus ruhig sich wiegende Bewegung. Metrum: logaödisch mit vollen Reimen. — Im übrigen vgl. Bd. II, S. 435 ff.

## 3. Nähe des Geliebten (1795).

1. Der Hintergrund ein Naturbild von weitem Rahmen nach Raum und Zeit, sowie in großen Zügen und scharfen Kontrasten: das Meer und Sonnenaufgang, Quellen und Mondesflimmer in ihrem Wasser sich malend, die große Heerstraße im Tagesglanze, der schmale, einsame Steg in tiefer Nacht, Rauschen des Baches oder eines Wasserfalles, der stille Hain, die sinkende Sonne und die aufgehenden Sterne. (Rückkehr zum Ausgang). Vgl. oben die gleichartigen Elemente in I, 4. u. 5.

2. und 3. Naturgefühl, aber nur als Medium für die Sehnsucht nach dem Geliebten und für das Gefühl seelischer Gemeinschaft mit ihm. Verlauf des Empfindungslebens in steigender Reihe:

*) Eine vergleichende Zusammenstellung solcher Züge ist vorzugsweise geeignet, den Schüler zur Beobachtung und zum inneren Sehen zu bilden.

„Ich denke dein, sehe dich, höre dich, gehe oft zu lauschen", bis zu der Höhe der Vereinigung: „Ich bin bei dir, du bist mir nahe" (geistig), überboten durch das „O wärst du da" (leiblich). Grundstimmung: Sehnsucht.

4. Reihenbildung und Kontraste. Höchste Anschaulichkeit in der vollendeten malerischen Schilderung. Rhythmus sehnsüchtig getragen und von musikalischer Beseelung. Metrum: Z. 1 Auftakt und katalektische Trochäen, dann Jamben; Z. 2 Jamben; außerden strenge Reimpaare.

### 4. Jägers Abendlied (1775).

Ergänzungsstoff und zugleich Übergang zur folgenden Gruppe. 1. Doppelhintergrund: die Landschaft (Feld und Thal), durch welche die Geliebte wandelt, und diejenige, durch welche der Jäger schleicht. Das Gemeinsame: der Abendfrieden. — 2. und 3. Anfangs unruhig, leidenschaftlich erregte Stimmung des Jägers (wild Str. 1, voll Unmut und Verdruß Str. 3), weil er die Geliebte hat lassen müssen; dann besänftigt durch die friedvolle, geistige Nähe derselben. Höhe und Ausgang: Beruhigung und Einkehr des Friedens in sein leidenschaftlich erregtes Gemüt. — 4. Str. 1 und 2 stellen jedesmal in ihren Hälften a und b einen Kontrast (Str. 1 a. Unruhe, b. Ruhe; Str. 2 a. Ruhe, b. Unruhe), Str. 3 und 4 denselben Kontrast unter sich dar. (Str. 3 Unruhe, Str. 4 Ruhe.)*)

## b. Liebesleid.

### 1. Herbstgefühl (1775).

1. Stillleben (Goethehaus in Frankfurt) aus der Natur (Z. 1—6), ergänzt durch Züge aus dem Vollleben derselben (Z. 7—12; der Sonne Scheideblick, des holden Himmels fruchtende Fülle, des Mondes freundlicher Zauberhauch). — 2. und 3. Naturgefühl; erst der Schluß trägt Stimmungsleben mit dem Grundton des Liebesleids hinein s. oben S. 242. Mit ihm und ohne Beruhigung entläßt uns das Gedicht. — 4. Bewegung in der Naturschilderung, anfangs durch die auffordernden Imperative (grüne, quellet, reifet, glänzet), sodann durch den Ausdruck einer Thätigkeit in den Worten: euch brütet, umsäuselt, kühlet, betauen. Metrum: freies Versmaß; Grundcharakter: trochäisch-logaödisch.

### 2. Schäfers Klagelied (1801).

1. Wechsel landschaftlicher Bilder mit dem Verlauf einer Handlung, welche hier zur Hauptsache wird (Berg, das Thal, die Wiese, das verlassene Haus der Geliebten vom Regenbogen überwölbt; Ausblick in die Ferne, in das Land und über die See).

2. und 3. Empfindungsleben des Schäfers. Das Natur-

---

*) Ein Ergänzungsstoff und zum Übergang auf die folgende Gruppe geeignet, würde auch sein das einfache, leicht verständliche und doch überaus innige und sinnige Gedicht: Das Blümlein Wunderschön (1798).

gefühl wird verschlungen vom Liebesleid und von der Sehnsucht nach der Geliebten; sie äußert sich (darin liegt das Charakteristische dieses Gedichts) in einer Reihe von Handlungen: er steht auf dem Berge in Gedanken versunken, schaut voll Sehnsucht hinab in das Thal, steigt ihr nachgehend hernieder, bricht unbewußt die Blumen in Gedanken an sie, sucht ihre Hütte und harrt vor ihrer Thür, sucht endlich die Verschwundene mit geistigem Auge auch in der weiten Ferne. Aber alle diese „Anschauungsbilder dienen nur dazu, einen Zustand tiefster Versenkung des Gemütslebens zu enthüllen". (Vischer a. a. O. S. 1326.) Auch zuletzt noch, wo an Stelle der Schilderung des innern Zustandes ein äußerer Zug zu treten scheint „vorüber, ihr Schafe, vorüber", wird sofort zum Stimmungsleben, das Inhalt des Ganzen ist, zurückgegriffen mit den Worten: „dem Schäfer ist gar so weh". Die Grundstimmung in dem Verlauf: tiefe, sich nicht beruhigende Wehmut eines in Liebesweh gebrochenen Herzens.

4. Der Rahmen: Anschauungsbilder fast episch gehalten; episch auch im Volkston und anklingend an das Volkslied (Str. 1, 1 u. 2; Str. 5, 1 u. 2, vgl. die Anfänge der Volkslieder oben S. 125 und des anderen: „Ich stund auf hohen Bergen und sah ins tiefe Thal". Epische Breite Str. 2, 2: „mein Hündchen bewahret mir sie"). — Plastisches: der Schäfer an seinem Stabe gebogen, hinabschauend in das Thal; sinnig: „es steht ein Regenbogen wohl über jenem Haus". — Im übrigen vgl. Bd. III, S. 164 ff.

### 3. An den Mond (Weimar 1778).

1. Landschaftliches: Motiv aus dem Park in Weimar und aus der Umgebung von Goethes Gartenhaus vgl. oben S. 305. Mittelpunkt: der rauschende Fluß der Ilm; Züge zu Einzelbildern in Str. 7; darüber Mondnacht mit vollem Mondeslichte und stillem Nebelglanz. „Der Mond beherrscht das ganze Gedicht; das Thal, der Fluß empfangen Glanz und Leben nur von ihm; ihr Preis im Gedichte gilt auch ihm; die Nacht ist eine Mondnacht" (v. Löper).

2. Naturgefühl: persönliches Verhältnis des Dichters zum Monde als zu einem Freunde, s. oben Klopstock S. 244. Lindernde, sänftigende Wirkung der Mondnacht s. oben I, S. 306. Lösung der Seele, Weihe der Erinnerung und Weben in einem Gefühlsklang, in dem Freude und Leid zusammenklingen, das Leid jedoch überwiegt bei dem Gedanken an das entschwundene Glück, das vorüberrauschte, wie die Wellen des Flusses; aber auch Erhebung im Bewußtsein schöpferischer, ewiger Dichterkraft, die auch weiterhin Leid und Lust in Melodien verwandeln wird, sowie in der Gewißheit, daß Treue und Liebe ihm noch geblieben sind, denen er in Melodien den ganzen Reichtum dessen offenbaren kann, was in der Stille solcher Mondesnacht durch die Tiefen seines Gemütes zieht.

3. Also stetige Entwickelung eines Gefühlslebens; reinster, stetigster

Empfindungsgang“ (Schöll), in dem jedes Stadium (Anfang, Mitte und Ende; Anschwellen Str. 1—3, Ausbrechen Str. 4—5 und Beruhigung Str 6—9) Bewegung und neue Stimmung ist. Die Mitte liegt in Str. 6; der rauschende Fluß hat vorher die Stimmung der Schwermut gebracht und bringt nun auch die Erhebung aus derselben. Die Melodien, welche der wütend überschwellende Fluß ihm zurauschen wird, werden zu Liedern von Sturm und Leidenschaft, die andern, die der „um die Frühlingspracht junger Knospen“ quellende Fluß ihm zuflüstern wird, werden Lieder von Glück und Frieden sein. — Grundton: beflort, wie im Nebel verzitternd entsprechend der stillen Mondnacht, ein Helldunkel dämmernder Gefühle (Vischer). Das Motiv der Liebe wird nur im allgemeinen angedeutet; es verklingt in dem sonstigen Reichtum des Gefühlslebens. Vgl. die verwandten Stoffe oben S. 245.

4. Kürze des Ausdrucks, wie sie der Natur des sich gern mit Andeutungen begnügenden Gefühls und dem Helldunkel dieser Stimmungswelt entspricht. Auslassung der Pronomina (füllest, löseſt, breiteſt, wandle). Stimmungsvolle Verba (lösen, lindern, rauschen, flüstern), durch welche die äußeren Vorgänge in die innere Welt des Gemüts hineingespielt werden (Gude). Musikalische Beziehungen: Nachklang, Sang, Melodien. Rhythmus: träumerisch sich wiegend auf den Wogen des Gedankens und der Empfindungen. Metrum: Trochäen und Reime.

### c. Die Natur selbst als Geliebte angeschaut.

Wie das Vaterland als Geliebte aufgefaßt werden kann, zeigte Klopstock oben S. 258. Es ist offenbar eine Steigerung des Naturgefühls, wenn es sich nicht nur mit dem Liebesgefühl verbindet, sondern selbst zum Liebesgefühl dadurch wird, daß der Dichter die Natur als Geliebte anschaut. Dahin stellen wir folgende beiden Gedichte:

### 1. Der Fischer (1778).

Ausführlich behandelt Bd. III, S. 429. Deshalb hier nur einige Zusätze. Die anziehende und dämonisch bestrickende Macht des Wassers, insofern als es das Naturgefühl übermächtig weckt, wird zu eines Weibes Bild gemacht; das Naturelement, an welchem Sonne, Mond, das „feucht verklärte Blau“ des tiefen Himmels, d. h. die ganze Natur sich spiegelnd gleichsam teil haben (Naturbild), wird persönlich als Geliebte gedacht und damit auch das Empfindungsleben, das eine allgemein menschliche Erfahrung wiedergiebt, aus der allgemeinen in eine bestimmte Sphäre gehoben. Der Verlauf: von kühler Ruhe (Str. 1) zu erwachender und wachsender Sehnsucht bis zum Untergange in der Befriedigung. Grundstimmung: Naturgefühl als Sehnsucht, die der Sehnsucht nach der Geliebten gleicht. — Zur Form vgl. Th. Vischer Ästhetik III, S. 1340: „Der Fischer ist durchaus antithetisch gebaut; jede Strophe besteht aus zwei kleineren vierzeiligen. Das Maß ist jambisch, also anwachsend, andringend; aber je auf eine längere Zeile folgt eine kürzere: ein Zweischlag, der auf die Anschwellung ein Gefühl des Zurücksinkens folgen läßt. Die meisten der Langzeilen aber zerfallen durch eine Diärese in zwei Dipodien, z. B.: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,“ — „halb zog sie ihn,

halb sank er hin". So geht durch das Ganze das Gefühl des anschlagenden und zurücksinkenden Wellenspiels, recht das Gefühl des Wassers und des süß, schwindlicht Verlockenden, was es hat."

## 2. Ganymed (1774? s. Loeper).

Vorbemerkung: Von der Überschrift ist zunächst abzusehen; die Beziehung auf den Mythus vom Raube des Ganymedes durch den Zeus tritt ganz zurück. Nur der Name erinnert an denselben; aber die Bedeutung desselben: „Hort der Freude und Wonne" bereitet auch auf die Grundstimmung dieses Gedichts vor.

1. Objektiver Hintergrund: die ganze Natur in der wonnevoll erglühenden Schönheit des Frühlingsschmuckes (Blumen und Gras im Nebelthal; aus ihm heraustönend lockender Nachtigallensang; der Himmel darüber im Morgenglanz, aus dem die Wolken abwärts und zu dem sie aufwärts schweben).

2. und 3. Naturgefühl = Liebesgefühl und Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Geliebten (Str. 1, 3 „Frühling, Geliebter"!), der sich an das Herz drängt mit tausendfacher Liebeswonne und das Gemüt emporhebt über sich selbst in „sehnender Liebe" entgegen dem aus schwebenden Wolken sich herabneigenden allliebenden Vater. Völliges Zusammengehen von Natur- und Liebesgefühl mit dem Gottesgefühl („Deiner ewigen Wärme heilig Gefühl" Str. 1). Entwicklung und Verlauf: Herandrängen und Herabneigen der liebenden Natur (1. Hälfte); sodann Aufwärtsstreben des sehnenden Gemüts in steigendem Zuge von dem sehnsüchtigen: „Ich komm', ich komme", bis zu dem befriedigt abschließenden: „Aufwärts! umfangend, umfangen aufwärts an Deinen Busen, allliebender Vater" (2. Hälfte). — Grundstimmung: die Seele ganz erfüllende Sehnsucht, mystisches, an die mystische Naturandacht Klopstocks (s. oben S. 247) erinnerndes Naturgefühl.

4. Die ganze Sprache ist nur Ausdruck dieser Sehnsucht in den Aussagen, wie in den kurzen Fragesätzen und den zum Schluß sich steigernden Ausrufen. Rhythmus höchste und leidenschaftlich beseelte Bewegung. Metrum: freies Maß, Grundcharakter: jambisch-anapästisch.*)

**Rückblick und Gewinn.** Weitere Bestätigung der oben S. 307 gegebenen grundlegenden Folgerungen. Jede der Gruppen (a, b, c) des neu umschriebenen Kreises (II) zeigt einen Fortgang von voller Anlehnung an die konkrete Welt (Natur und Menschenleben) zu immer freierer Loslösung des Gefühlslebens von derselben; von einfachen Tönen und Grundstimmungen der Empfindungswelt zu immer reicheren, innigeren und seelenvolleren (Naturgefühl, Liebesgefühl, Gottesgefühl). Die Mischungsverhältnisse sind reicher geworden (Anlehnung nicht nur an reiche Anschauungsbilder, sondern auch Verbindung mit ausgeführten und entwickelten Handlungen, z. B. in

*) Vgl. auch zu dem Ganzen die zum Schluß dieser Gruppe mitgeteilten Stellen aus Werthers Leiden.

Schäfers Klagelied, Fischer, Ganymed), Übergang der äußeren Handlung in die innere bis zu einem unlöslichen Zusammengehen beider. (Schäfers Klagelied, Ganymed); endlich reichere Entwicklung auch in dem Verlauf des Stimmungslebens selbst.

## III. Natur und Gott.

Die folgende Zusammenstellung von Gedichten ist derjenigen Gruppe entnommen, welche Goethe selbst unter der Überschrift „Gott und Welt" zusammengefaßt hat. Ihre Behandlung ist durch das zuletzt behandelte Gedicht „Ganymed" in mehr als einer Beziehung vorbereitet. (Gottesgefühl, Beseelung der Wolken in Str. 4, 2 ff.); in der folgenden Gruppe wird, was dort mittelbar und mehr symbolisch angedeutet war, direkt das Ziel: Naturgefühl in direkter Verbindung mit dem Gottesgefühl.

### 1. Atmosphäre. Stratus. Cumulus. Cirrus. Nimbus.

Vorbemerkung: Der englische Meteorologe Luke Howard (geb. in London 1772)*) hatte im Jahre 1802 eine sehr ansprechende Bezeichnung der Wolkengebilde aufgebracht, die sich Goethe zu eigen machte, weil seine dichterische Auffassung ebenso, wie seine sittliche und religiöse Lebensanschauung sich durch dieselbe sehr angeregt fühlte. Die Terminologie ist noch jetzt die übliche; vgl. Huxley Physiographie, bearbeitet von H. Jordan, Leipzig 1884, S. 40 ff. (das. auch Abbildung der betreffenden Wolkenformen). Goethe in der Meteorologie (Werke Bd. 40, S. 313) beschreibt nach Howard die verschiedenen Bildungen also: Stratus (Streif- oder Schichtwolke). „Hierunter werden alle diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif an, der sich vom Sumpf oder feuchten Wiesen erhebt und darüber eine zeitlang schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche teils die Seiten der Berge, teils ihre Gipfel bedecken, kann alles mit diesem Namen bezeichnet werden." — Cumulus (Haufenwolke), „werden solche aufgetürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie für sich am Horizont heraufziehen und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dies sind die herrlichen Erscheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie sind es, welche in Indien mit unendlicher Gestaltveränderung von Süden nach Norden ziehen und, über die ganze Halbinsel streifend, Schritt vor Schritt bis zu den Gebirgen hinan die ungeheuren periodischen Regen ausschütten." — Cirrus (= Haarbüschel, gelocktes Haar; Federwolke): „Bekannt sind sie einem jeden, wenn sie, wie eine Herde hintereinander dahin ziehender Schäfchen oder gelockter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen sich zeigen. Manchmal aber scheint der Himmel wie mit Besemen gekehrt und die luftigen Wolkenstreifen haben keine bestimmte Richtung gegen einander, sondern streichen zufällig und seltsam durch die höhere Atmosphäre." — Nimbus (dunkle Regenwolke): mit diesem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn sich im Sommer gewitterhaft über große Landesbreiten eine düstere Wolke heranwälzt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird."

Der Dichter beginnt jedesmal mit einer von scharfer Naturbeobachtung zeugenden Naturbeschreibung, erhebt die naturwissenschaftliche Beobachtung aber mit dichterischem Sinne in das Gebiet der Ästhetik und stellt

*) Die Biographie Howards ausführlich bei Goethe Bd. 40, S. 342 ff.

mit dem ihm eigenen feinen Naturgefühl vollendet schöne Natur- und anfangs auch Landschaftsbilder vor unsere Phantasie; er läßt uns sodann durchfühlen, daß außerdem noch ein gedankenmäßiger (gnomischer) und ethischer, ja religiöser Gehalt verborgen ist, der je weiter je mehr heraustritt als sinnbildliche Beziehung auf das menschliche Leben, im besonderen auf das Leben des zu immer höheren Idealen sich erhebenden und schließlich zum Ewigen emporstrebenden Geistes. Vgl. besonders Cirrus im Anfang: „Doch immer höher steigt der edle Drang", und zum Schluß: „So fließt zuletzt, was unten leicht entstand, dem Vater oben still in Schoß und Hand". Vgl. Ganymed Schluß; und auch den Schluß von „Nimbus", besonders die Mahnung an den menschlichen Geist: auch wenn die Rede die wirklichen Naturerscheinungen (die abregnende, düstere Gewitterwolke) beschreibend, herabsteigen müsse, doch mit dem ganzen Bilde, d. h. mit der Wahrheit des Symbols sich aufwärts zu heben dem Ewigen entgegen. — So gehen hier Naturgefühl und sittliche Lebens- und Weltanschauung zusammen; das Naturgefühl aber faßt die Wolkengebilde als gleichsam beseelte Wesen auf, und das ist uns für diesen Zusammenhang das Wichtigste: selbst die unorganische Natur ist dem Dichter nichts Unbeseeltes.

Die Zusammenfassung der für die betreffenden Wolkengebilde als Naturerscheinungen charakteristischen Züge giebt der Schluß des Gedichtes „Howards Ehrengedächtnis": „Wie Streife steigt" (Stratus), „sich ballt" (Cumulus), „zerflattert" (Cirrus), „fällt" (Nimbus), — die Zusammenfassung der Wirkung solcher Betrachtungsweise auf uns der Schluß des Gedichtes „Wohl zu merken!" „daß wir es fassen, fühlen, bilden". — Die ganze Gruppe ist in hervorragender Weise geeignet, den Schüler von einfacher, scharfer Naturbeobachtung zu ästhetischer Auffassung der Naturerscheinungen als beseelter Gebilde, schließlich zur Verknüpfung solcher Anschauungen mit gedankenmäßigem und ethischem Gehalt fort zu leiten. Der didaktische Gewinn liegt angedeutet in dem Gedicht „Atmosphäre": Soll ich die hehre weite Welt nicht nur „mit Augen fassen", sondern auch mit meinen Gedanken durchdringen, so muß ich verstehen, das Einzelne zu unterscheiden (zu sehen im Sinne nicht nur von spectare, sondern auch von cernere), und sodann zu einem Ganzen zu verbinden, wozu vor allem auch gehört das Hineintragen eines einigenden Ideengehaltes.

## 2. a. Parabase. — b. Die Metamorphose der Pflanzen. — c. Epirrhema. — d. Metamorphose der Tiere. — e. Antepirrhema.

Diese, wenn auch nicht der chronologischen Entstehung nach,*) so doch innerlich zu einer Einheit deutlich verbundene Gruppe lehrt Goethes naturwissenschaftliche Anschauung über das Leben der organischen Welt (Pflanzen, Tiere) kennen und damit ganz gelegentlich an bequemster Stelle eine sehr bedeutsame Seite an dem Bilde des großen Dichters, der ohne eine so scharfe Auffassung für die Erscheinungen der Natur nicht der große Meister objektiver und deskriptiver Darstellung geworden wäre. Die Gruppe bildet gleichsam ein einziges Lehrgedicht und wendet sich in b an die Geliebte, in den übrigen Gedichten an die Gemeinde der Naturfreunde. Für diesen Zweck werden diejenigen Formen der attischen Komödie (Aristophanes) entlehnt, in denen der Dichter sich durch den Mund des Chors an das Publikum zu wenden pflegte, um seine persönlichen politischen und

*) Diese fällt in die Jahre 1789 u. 1820, s. v. Loeper II, S. 525 ff.

sonstigen Lebensanschauungen darzulegen. — Die unterrichtliche Behandlung setzt eine Verständigung mit dem Lehrer der Naturkunde voraus; sie wird demselben vielleicht geradezu überlassen werden können, weil dieser am besten die Ausgleichung zwischen dem wissenschaftlich noch Gültigen und dem schon Veralteten in den Anschauungen Goethes vornehmen kann.*) Die Hinweisung selbst aber auf diese Dichtungen ist — auf der höchsten Klassenstufe — sehr wünschenswert zur Vervollständigung des Gedankenkreises, der hier aufgebaut werden soll, zur Herstellung einer Fühlung zwischen den sonst meist getrennt nebeneinandergehenden Unterrichtsgegenständen (Deutsch und Naturwissenschaften), aber auch zur Vorbereitung oder Unterstützung dessen, was im Gymnasium vor allem bei der Lesung des platonischen Phädon wird zur Sprache gebracht werden müssen.

Die naturwissenschaftlichen Erläuterungen mit den Zusammenstellungen aus den betreffenden naturkundlichen Schriften Goethes und in Vergleichung mit neueren Ansichten s. bei Viehoff Bd. II, S. 356 und bei v. Löper Bd. II, S. 526 nach Ferd. Kohns Darstellung der Pflanzenmetamorphose (Die Pflanze 1882 S. 47). Es handelt sich in der „Metamorphose der Pflanzen" um Aufdeckung einer fortschreitenden Umwandlung in der Reihe; Kotyledonen (Samenblätter), Stengelblätter, Blüte, Kelch, Krone, Staubgefäße, Frucht, Samen; wie nämlich die einzelnen Glieder dieser Reihe durch einen steten Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung entstehen: Ausdehnung bis zum Stengelblatte, Zusammenziehung zum Kelche, Ausdehnung zur Krone, Zusammenziehung zu den Staubgefäßen, endlich größte Ausdehnung in der Frucht und größte Zusammenziehung im Samen. Auch hier wissenschaftliche Betrachtung gehoben in das Reich der Poesie, sinnige Naturbeobachtung, welche sich erhebt zur Erfassung der den Erscheinungen zu Grunde liegenden, „geheimen", „ewigen", „heiligen" Gesetze, welche eine göttliche Hand fühlen lassen"; schließlich zur Erfassung der heiligen Geheimnisse in der Welt des Organischen, die in der Vereinigung von „Macht und Schranken, Willkür und Gesetz, Freiheit und Maß, Vorzug und Mangel, beweglicher Ordnung", vor allem in der Offenbarung einer aus inneren geheimnisvollen Lebensmächten heraus beseelten Harmonie liegen. („Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern; Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz", Metamorphose der Pflanzen. — Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen." Metamorphose der Tiere). Sodann wird auch hier die Natur in Beziehung gesetzt zur Welt der Gedanken und Menschen (Liebe) und schließlich auch zur höheren Welt des Ewigen vgl. b. Schluß. Das Ergebnis in der „Parabase" und vor allem in dem Antepirrhema: die Natur als „ewige Weberin" und Gott als „ewiger Meistermann den Einschlag werfend"**) Der didaktische Gewinn am Schluß von d: Fähigkeit, „der Natur den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang, nachzudenken", s. oben Klopstock S. 289, und durch Vertiefung, Prüfen, Vergleichen schließlich zu jenem vollen Schauen zu gelangen, wie es die Muse gelehrt hat.

---

*) Auch wird der naturkundliche Unterricht selbst dadurch heilsam erinnert werden, daß auch für ihn Pflege des ästhetischen Interesses, Einwirkung auf Phantasie und Gemüt eine wichtige Aufgabe ist.

**) Faust: „So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit, Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid". Vgl. auch Jes. 38, 12; — 19, 16.

## 3. Weltseele (1801).

Eine Behandlung in der Schule hat von den tieferen Beziehungen des Gedichts zu den Philsophemen Spinozas und Schellings, die über den Gesichtskreis der Schüler hinausreichen, abzusehen und sich darauf zu beschränken, die Grundgedanken dieses Gedichts zu einem Abschluß der vorher angesponnenen Gedankenreihen zu benutzen oder auch zur Vorbereitung auf künftig, z. B. bei der Lektüre des Platonischen Phädon und des Somnium Scipionis, neu anzuspinnende.*) Grundanschauung auch hier von der Natur als einem beseelten Kosmos höchster Schönheit und Vollendung, von einer Weltseele als der Beseelung des Alls. — 1. Ausgang: Aufforderung an die Genossen eines geselligen Zusammenseins, dem Dichter im Geiste (Vision) durch den Weltenraum zu folgen, um hier als beseelte Teile des Universums, gleichsam mitdurchlebend und schöpferisch mitwirkend, das Werden der Dinge anzuschauen. 2. Vision: Bildung der „im lichtbesäeten Raum“, wie „ein seliger Göttertraum“ dahin schwebenden Gestirne und der die weiteren Weiten suchenden Kometen (s. oben Klopstock S. 247 ff.); sodann die belebteren Erden, wo nun in den bewegten Lüften der wandelbare Flor der Wolken kreist, das Gestein seine festen Formen annimmt (die unorganische Natur), danach das organische Leben „mit liebevollem Streiten“**) zu stets sich überbietenden Bildungen sich entfaltet (Wasser, Vegetation, „die gestaltenreiche Schar“ der Tierwelt), bis schließlich das Menschenpaar heraustritt, in „seligem Wechselblick“ der Liebe alles vorhergehende unbegrenzte Streben befriedigt abschließt und die Harmonie liebender Seelen vom harmonisch beseelten All das schönste Leben, es nun erst ganz verstehend, mit Dank zurückempfängt (vgl. Goethe in Winckelmann: „Wozu dient aller der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut“). — Die Überschwenglichkeit in der Auffassung dieses Gedichtes wurde 30 Jahre später von Goethe selbst zugestanden in einem Briefe an Zelter: „Das Lied schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Mut sich noch mit dem Universum identifizierte, es auszufüllen, ja in seinen Teilen wieder hervorzubringen glaubte“. — Zur Berichtigung und Ergänzung diene die Hinweisung auf Klopstock oben S. 250 ff. und auf den erhabensten Hymnus auf die Herrlichkeit des Kosmos in Psalm 104, mit dem sich hindurchziehenden „Du“, welches Gott als Herrn der Schöpfung über alles Kreatürliche setzt und die menschliche Seele in das rechte Verhältnis zu ihm: „Ich will dem Herrn“ singen“ u. s. w. „Lobe den Herrn meine Seele“.

## 4. Prooemion (a. — b. — c.) (1816).

Eine Berichtigung der etwas pantheistisch gefärbten Darstellung in dem vorher besprochenen Gedicht. Auch hier hat die didaktische Behandlung dem Standpunkt der Schüler gemäß von einer Aufdeckung der Anklänge an Spinoza und

*) Vgl. die Aphorismen zur Theorie eines Lehrplans (in den Pädagog. u. didakt. Abhandl. Bd. I., S. 493).

**) Anspielung auf die Lehre des Empedokles von Agrigent (c. 450 v. Chr.) vom Entstehen der Dinge durch φιλότης (Liebe, Anziehung) und νεῖκος (Haß, Abstoßung).

Schelling abzusehen, vollends von dem, was sich daranhängende pantheistische Auslegung aus den Worten gemacht hat.

Wir beginnen mit b. Gottesbegriff. Abwehr der Auffassung des Kosmos als eines Mechanismus; er ist Organismus s. oben S. 316, eine beseelte, das Leben in sich hegende, aber von Gott nehmende Welt, in der nicht nur die Menschen leben, weben und sind (Apostelgeschichte 17, 28), sondern auch die geheimnisvollen, überall Seine Kraft und Seinen Geist bezeugenden Kräfte und Mächte der Natur. „In den Erzeugnissen dieser Kräfte und Gesetze haben zugleich göttliche Eigenschaften sich versichtbart und göttliche Gedanken verwirklicht“. . . . „Alles sichtbare birgt ein unsichtbares Geheimnis; das letzte Geheimnis von allen ist Gott“ (Luthardt, Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christentums, Leipzig 1870, S. 78). — „Der ewige Gott ist in seiner Schöpfung allgegenwärtig. In den Tiefen des ewigen Gottes ist die Schöpfung als Möglichkeit; in dem Allgegenwärtigen regt sich die wirkliche Schöpfung, die zu einem von Gott verschiedenen Dasein entlassen ist. Alles wird von Gott erfüllt, aber dasjenige, welches erfüllt wird, ist von dem verschieden, der da erfüllt. Der allgegenwärtige Gott ist das innerste Grundsein in allem Daseienden, das Leben in allem Lebendigen, der Geist in allen Geistern. Und wie Er Alles in Allem ist, so ist Alles in Ihm. Wie der Vogel in der Luft, wie der Fisch im Meer, so leben und weben alle Geschöpfe in Gott. Die Welt der Zeit und des Raumes, der Natur und der Geschichte ist in ihm beschlossen“ (Martensen, Christliche Dogmatik S. 86).

a. Str. 1. Anrede. Der Gottesbegriff als eines schaffenden Wesens, also einer Person: „der sich selbst erschuf“, von Ewigkeit her des „schaffenden Berufes“ waltet in schöpferischer Einwirkung auf die erhaltenden Kräfte des Alls, ebenso aber auch die Welt der sittlichen großen Lebensmächte (Glaube, Liebe, Vertrauen = Hoffnung) schafft, und alles in allem Schöpfer ist jeder anderen Thätigkeit und Kraft, dessen Wesen selbst aber unergründlich bleibt, weil er wohnet in einem Licht, da niemand zukommen kann. (1. Tim. 6, 16.) — Str. 2. Bekenntnis. Verhältnis des begreifenden Geistes zu Gott. Wie die gesamte Natur nur eine einzige Gottesoffenbarung ist (Theophanie), so ist alles Erkennen der sinnlichen Erscheinungen („soweit das Ohr, soweit des Auge reicht“) nur ein Wiedererkennen schöpferischer Gottesgedanken; und erhebt sich des Menschengeistes Feuerflug in die höchsten Gebiete (wissenschaftlicher Wahrheit), so muß er sich genügen lassen, diese im Gleichnis und Bild zu erfassen und auszudrücken. Aber das Nachdenken dieser höchsten Gedanken (s. oben Metamorphose der Tiere, Schluß) wird ein Wandel im Ewigen sein, emporgehoben über Raum und Zeit („Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit“) zu höchstem, unerschöpflichen Genuß und zu sich steigernder Erhöhung des Lebensgefühls (s. oben Klopstock S. 253).

c. Dem äußeren Universum des sinnlichen Kosmos entspricht die Innenwelt der Menschen, der Mikrokosmus in des Menschen Brust. Die Geheimnisse und Rätsel dieses inneren Universums lehren ihn Gott nennen (nicht etwa schaffen als ein subjektives Produkt seiner eignen Gedanken) und weisen ihn darauf hin, ihn zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen (Anspielung auf die Erklärung im Lutherischen Katechismus) vgl. Luthardt a. a. O.: „Ist die Welt auf den Menschen hin geschaffen, so ist sie nicht etwas uns Fremdes, sondern ein uns verwandtes Leben tritt uns in ihr entgegen und berührt uns sympathisch. Wir fühlen es: hier wogt ein Leben, welches uns meint; wir sind das Wort seines Rätsels; darum klingen alle die Stimmen der Natur in der Menschenbrust wieder, und der

Mensch ist die Zunge der Schöpfung. In seinem Geiste spiegelt sich das Universum, und er spricht das Geheimnis derselben aus. Das Wort der Erkenntnis seines Geistes aber soll in seinem Munde zum Lobpreis werden, welcher den Schöpfer dieser Welt verherrlicht."

## Anhang.

Wenn an der Lyrik Klopstocks und Goethes zugleich die verschiedenen Seiten des Naturgefühls den Schülern in einiger Vollständigkeit vorgeführt werden sollten, so darf zum Abschluß diejenige Anschauung nicht fehlen, welche, hinter die Erscheinung zurückgehend, die Naturbildungen bis in die Geheimnisse ihres Werdens verfolgt, das Naturschöne als eine Sprache geheimnisvoll wirkender Kräfte und Mächte auffaßt und zu verstehen wünscht, kurz das gleichsam geschichtliche Leben der Natur teilnehmend mit zu durchleben sucht. Auch hier ist es Goethe, der diese Auffassung und dem darauf gegründeten Naturgefühl zuerst Ausdruck gegeben hat, wenn auch nicht in der Lyrik, so doch in Werthers Leiden. Wir meinen folgende fast lyrisch gehaltene Stellen von erhabenster Schönheit und außerordentlicher Tiefe:

Am 18. August. „Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das ringsherum die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigsten Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten, roten Strahle der Sonne mutig tanzten und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte;*)

---

*) Hierzu vgl. Vischer, Ästhetik, II, 2, S. 67: „Die kühne und wilde Wirkung der jähen und zackigen Formen (gewisser Gesteine) erinnert ganz an das unruhige Element des Feuers, aus dem sie hervorgegangen sind, und man meint das dumpfe Tosen und Brüllen zu hören, unter welchem die furchtbaren Massen glühend emporgetrieben wurden, um dann zum harten und rauhen Fels zu erstarren". — Ebendas. S. 78: „Die unorganische Welt giebt sich, wenn wir das Rauschen

und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich annisten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor, der Du alles so gering achtest, weil Du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht **der Geist des Ewigschaffenden** und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt."
„Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst Du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben; es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Not der Welt, diese Fluten, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Der Dichter geht vom Überschauen, Sehen, Hören aus, vernimmt das Weben der Natur ringsum, alles auch mit innerlich teilnehmendem, liebenden Sinne („die lieben Wolken"), mit vollem warmem Gefühl des Herzens an der Natur. Er dringt hinein in das „innere, glühende, heilige", vor seinem seherischen Blick sich öffnende Leben derselben, faßt das alles in das warme Herz und gelangt nun zu dem höchsten Schauen, daß „die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt sich allbelebend in seiner Seele bewegen", wie sie einst aus dem Urschoß durch Wirken und Schaffen unergründlicher Kräfte hervorgingen als Offenbarungen des ewig schaffenden Geistes. Weil dieser aber persönlich ist, so kann er sich jedes Staubes freuen, wie anderseits die

---

des Wassers, das Sausen der Luft, den Donner des Gewitters mit den Klängen der festeren Körper zusammenfassen, eine allgemeine Sprache, als vernähmen wir das aus der Werkstätte des Demiurgen (Weltbaumeisters) ertönende Tosen und Klingen seiner Arbeit. In der Landschaft ist immer ein Weben von Tönen, das nicht nur von tierischen und menschlichen Stimmen rührt; man fragt eben nicht, woher es kommt, man hat ein Gefühl, die geschäftige Natur erzähle sich selbst von ihren Werken." (Naturgefühl.)

Kreatur ein persönliches Verhältnis zu ihm eingehen. Und weil er endlich das Wesen ist, das „alles in sich und durch sich hervorbringt", so wird er auch zum Inbegriff der höchsten Fülle aller Seligkeit.

Hier sind alle früher vorgeführten Seiten des Naturgefühls, im besonderen auch des Goetheschen, vereinigt: scharfe Erfassung der Welt der Formen, tiefes Verständnis für ihre Sprache, ein Herausfühlen und Herauslesen der in der Natur vorhandenen Gedanken und Stimmungswelt, ein Hineinfühlen und Hineintragen der eignen Stimmungswelt in dieselbe, Verbindung von Naturgefühl und Gottesgefühl, ja etwas von einer mystischen Naturandacht.

Sein Liebesglück hat die erste der beiden Anschauungen geboren (s. oben S. 307 ff.); sein Liebesleid und die dadurch erzeugte Schwermut seiner Seele ruft als Kehrseite dazu die zweite Auffassung hervor. Auch in dieser Kehrseite liegt eine Wahrheit, welche die heilige Schrift mit einem Hinweis auf das ängstliche Harren und Sehnen der Kreatur (Röm. 8, 19) und auf die zu erwartende neue, vollkommnere Erde (Offenb. c. 21) bezeichnet. Aber eine künstlerische und poetische Auffassung mit ihrer Aufgabe, uns die verklärte Welt des Schönen zu zeigen, schließt ebenso wenig wie eine gläubige Weltanschauung mit einer schrillen Dissonanz. Deshalb beenden wir diese gesamte Betrachtung mit der schönen Dichtung E. Geibels, welche — ebenfalls die früher aufgezeigten Stufen zusammenfassend — diese Dissonanz versöhnend auflöst und eines besonderen Kommentars nicht bedarf.*)

## Die Erde.

Von E. Geibel.

1. Wohl hast du einst mit hoher Wonne
Mein junges Herz getränkt, Natur,
Wenn mich der Glanz der Frühlingssonne
Zur Ferne zog durch Wald und Flur;
Vertieft ich mich, mit halbem Lauschen
An deinen Wundern streift' ich hin
Und wob in all dein Blühn und Rauschen
Der eignen Brust geheimsten Sinn.

2. Doch heilig ernster ist die Feier,
Damit du jetzt mein Herz umwebst,
Wenn du den falt'gen Isisschleier
Vom hohen Antlitz lüftend hebst;
Wenn du vom Reiz der bunten Schale
Mein Auge still zur Tiefe lenkst,
Und aus des heut'gen Tages Strahle
Ins Dämmerlicht der Urzeit senkst.

3. Da offenbart im Schwung der Auen,
In schwarzer Grotten Säulenschoß
Sich mir der Welle leises Bauen,
Des Feuers jacher Zornesstoß;

*) Damit würde die S. 246 in Aussicht gestellte Ergänzung gegeben sein.

Da singt der Gurt geborstner Schichten
Ein heilig Lied mir vom Entstehn,
Und läßt in wandelnden Gesichten
Die Schöpfung mir vorübergehn.

4. Und wieder schau' ich's wie mit Toben,
Vom unterird'schen Dunst gedrängt,
Der flüss'ge Kern des Erdballs droben
Die meergebornen Krusten sprengt;
Wie er, ein Strom von zähen Gluten,
Bis in die Wolken rauchend stürmt,
Und über Thälern dann und Fluten
Zergipfelt zum Gebirg sich türmt.

5. O Riesenkampf der Urgewalten,
Drin eine Welt sich gährend rührt,
Der von Gestalten zu Gestalten
Mich auf ein letzt' Geheimnis führt!
Denn wie ich rastlos rückwärts dringe
Von Form zu Form, erlischt die Spur;
Ich steh' am Abgrund, draus die Dinge
Der erste Lebenspuls durchfuhr.

6. Da fällt ins zagende Gemüte
Ein Glanz aus tiefsten Tiefen mir:
„Im Anfang war die ew'ge Güte,
Und tausend Engel dienen ihr!"
Und wie sie licht in Flammen wallen,
In Fluten brausen allerorts,
Empfind' ich schauernd über allen
Den Hauch des **unerschaffnen Worts**.*)

---

# B. Menschenleben.

## I. Gruppe.

(Enge Anlehnung an das Naturleben.)

Den Übergang von der Abteilung A zu dieser zu machen, dürfte am geeignetsten sein das Gedicht

Mahomets Gesang (1773 u. 88).

Wir stellen die allegorische Bedeutung zunächst zurück, betrachten das aus dem Gedicht zuerst uns entgegentretende Natur- und Landschaftsbild und suchen den Stoff für die Anschauung durchsichtig zu machen durch Herausstellung folgender Reihen: 1. der Hauptelemente, 2. der Örtlichkeiten, 3. der für beides bezeichnenden Züge, 4. der gedankenmäßigen (gnomischen) und ethischen Beziehungen in dem Gehalt:

I. 1. Quelle. 2. Felsenklippen im Gebirge. 3. „Wie ein Sternenblick über Wolken." 4. „Gute Geister nährten seine Jugend."

II. 1. Wasserfall. 2. Felswand. 3. Hinabtanzen aus der Wolke; emporsprühen (= jauchzen) zum Himmel. 4. Überschäumende Lebenslust.

---

*) Vgl. Psalm 104, 1 ff., namentlich V. 8.

III. 1. Bach. 2. Waldthal. 3. Gipfelgänge, bunte Kiesel. 4. Früher Führertritt.

IV. 1. Fluß. 2. Wiesenthal. 3. Mit Blumen bedeckte Wiesen. 4. Lebenspendend.

V. a) 1. Strom. 2. Thalebene. 3. Schlangenwandelnd. 4. Beruhigtes, aber zielbewußtes Fortschreiten.

V. b) 1. Strom. 2. Tiefebene. 3. Silberprangend, die ohne ihn verschmachtenden Flüsse und Bäche an sich ziehend. 4. Führend und herrschend.

VI. 1. Stromsystem. 2. Tiefland. 3. „Im rollenden Triumphe" sich einherwälzend durch Länder und an Städten (der „Türme Flammengipfeln" und „Marmorhäusern") vorüber. 4. Schöpferisch neue Bahnen weisend.

VII. 1. und 2. wie VI. — 3. Schiffe und Flotten tragend als Zeugen seiner Herrlichkeit. 4. Träger neuen, gewaltigen Lebens.

Das Ende: Einmündung in den Ozean, „den erwartenden Erzeuger". Das Ganze also zunächst Geschichte (Kreislauf) eines Stromes (s. unten S. 328 „den Gesang der Geister über den Wassern"); als solche Handlung, scheinbar eine nur äußere und dem Naturleben entnommene; zugleich aber auch allegorische Geschichte der Entwicklung eines bedeutend angelegten und sich fruchtbar entwickelnden Menschenlebens, sodann der Entwicklung jeder schöpferisch in das räumlich und zeitlich Weite wirkenden, genialen und wahrhaft großen Persönlichkeit (auf allen Gebieten, in Wissenschaft und Kunst); endlich im besonderen Verherrlichung Mahomets, den Goethe „nie als einen Betrüger ansehen" wollte, vielmehr von der idealsten Seite auffaßt als Vertreter großer religiöser Ideen; in die rohe Welt verstrickt und hinabgezogen, sei er schließlich seinem eigentlichen Wesen untreu geworden und somit tragisch untergegangen (Näheres darüber in Wahrheit und Dichtung Bd. 14, Schluß).

Nach der ursprünglichen Fassung 1773 war das Gedicht als ein Wechselgesang zwischen Ali, dem Vertrauten, und Fatema, der Gattin des Propheten gedacht. Nach Wahrheit und Dichtung a. a. O. „sollte Ali zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht". Die jetzige Überschrift legt es nahe, an einen Gesang Mahomets selbst zu denken, etwa als Gegenstück zu dem Hymnus, mit dem nach G.s Mitteilung das Drama begann und die des Propheten innere Bekehrung vom Sternendienst zum Monotheismus darstellte. Auf die religiöse Mission beziehen sich darnach die Verse 35 ff., die Hinweisung auf das Sehnen nach dem Vater, dem der Prophet die verschmachtenden Seinen zuführt; aber auch der ganze Schluß des Vergleichs zielt auf den Strom gewaltiger, religiöser Begeisterung hin.

Charakteristisches in der Durchführung. Einheitliche, in einem Zuge durch die ganze Handlung hindurchgehende Bewegung; im Anfang noch gehalten; die Höhe liegt in der dialogisch belebten Mitte (V. 28—49); hier zugleich Kontrast in der Schilderung der Hemmnisse

zu dem ungehemmt dahineilenden Hauptstrome. Der Ausgang V. 50 ff. ein Bild majestätischer Erhabenheit in der Bewegung.

Empfindungs- und Stimmungsleben. Zunächst Naturgefühl im Sinne objektiv teilnehmender Beobachtung; aber das Naturgefühl verbindet sich mit einem anderen, ihm dienstbar werdend: dem sympathischen Verständnis für Menschenringen und Menschengröße in ihrer Erhabenheit. Die Grundstimmung: steigende Erwartung bis zum befriedigenden Abschluß. — In dem Träger des Gesanges selbst wird das Gefühlsleben außerdem Ausdruck von dem Vollgefühl seiner schöpferischen Kraft und zugleich ein seherischer Blick in die Zukunft; in uns selbst aber entsteht das Gefühl reiner Bewunderung für die Erhabenheit einer genialen, großen Persönlichkeit. — Da endlich die Dichtung auf jede wahrhaft große Natur bezogen werden kann, so wird man auch an Goethe selbst und an das Vollgefühl des seiner schöpferischen Kraft bewußten, seine künftige Größe ahnenden Dichters denken können.

Form: Zahlreiche Verwendung von Asyndetis und Polysyndetis, sowie der Epanaphora (dreimalige Wiederholung des flehentlichen „Nimm"!). — Trochäisches Maß, im Anfang auch ganz freie Verwendung des Reimes.

Zur Vergleichung Goethe, „Mächtiges Überraschen" und F. L. Stolberg „Der Felsenstrom".

Zu dieser Gruppe würden auch gestellt werden können die Balladen

2. Der Fischer s. oben S. 311,

3. Der Erlkönig (1782?)

insofern auch hier ein dunkles Naturgefühl als ein Grauen vor den geheimnisvoll dämonischen Mächten der Natur den Hintergrund der Dichtung bildet; vgl. die Behandlung der Ballade in Bd. III, S. 421–426;

4. Mignon (1784),

weil dies Gedicht in Verbindung mit dem Motiv einer Liebesklage die Heimwehstimmung behandelt, welche im Heimatgefühl gegründet und mit dem Naturgefühl unlöslich verbunden ist; siehe die ausführliche Erläuterung Bd. III, S. 173 ff.

## II. Gruppe.

(Anlehnung an die geschichtliche Welt.)*)

Ist das Naturgefühl im wesentlichen ein Sich-eins-fühlen mit der Natur, so ist geschichtliches Gefühl oder geschichtlicher Sinn ein Sich-eins-fühlen mit der Vergangenheit, die Fähigkeit, Vergangenheit und Gegenwart in Eins zu empfinden. Diese Fähigkeit besaß Goethe nach einem Selbstzeugnis in Wahrheit und Dichtung Bd. 14 (Besuch in Köln) im besonderen Grade. Er hat dieser Empfindung nach dem dortigen Geständnis „in vielen größeren und kleineren Arbeiten" Ausdruck gegeben, am einfachsten vielleicht in dem Gedicht

*) Wir nehmen diesen Begriff in der weitesten Bedeutung als Gegensatz zur Welt der Natur und im Sinne Th. Vischers (in der Ästhetik).

## 1. Geistesgruß (1774).

Anlaß und Hintergrund ein persönliches Erlebnis, die Lahnfahrt, welche Goethe auf der Reise von Frankfurt nach Koblenz im Jahre 1774 mit Basedow und Lavater auf einem Schiffe machte. Damals entstanden angesichts der „merkwürdigen Burgruine" Lahneck diese Verse (W. u. D. Bd. 14). Der Dichter selbst also befindet sich in dem vorübergehenden Schiffe Str. 1 und 3; in seiner Phantasie wird der Geist der Vergangenheit lebendig und setzt sich mit ihm in lebendige Verbindung.

Str. 1. Die Situation. Des Helden edler Geist schaut hoch vom Turme herab auf die in dem Schiffe Vorüberziehenden — Str. 2 u. 3. Des Geistes Gruß; er selbst deckt seine Vergangenheit vor der Gegenwart auf und nötigt, wie den Dichter, auch uns, aus dieser in jene wie in eine lebensvolle Wirklichkeit einen Blick zu thun, aber so, daß der Blick schließlich auf uns und die Gegenwart zurückgewendet wird. Zugleich wird er auch über dieselbe hinausgeleitet in den Zeitenstrom, in welchem Vergangenheit und Gegenwart mit allen Geschlechtern versinken. („Und du, du Menschenschifflein dort, Fahr immer, immer zu.") Grundstimmung: Ernst; Gruß der alten Zeit an die neue. „Geistesgruß". Vgl. Goethes Äußerung a. a. O.: jene Anschauung, das In-Eins-Empfinden von Vergangenheit und Gegenwart, bringe etwas „Gespenstermäßiges in die Gegenwart". — Metrum: jambisch.

## 2. Bergschloß (1801).

Das Motiv: Die Lobedaburg bei Jena und häufiger Verkehr Goethes auf derselben in Gesellschaft der zither- und sangeskundigen Silvie von Ziegesar. Häufig verlebte man dort die Abende, „und sah von da aus die Berge im Abendgold leuchten".

Gliederung: I. Str. 1—6. Schilderung der Burgruine und des einst sie erfüllenden heiteren Lebens. (Berg. Schloß. Thore und Thüren. Treppe und Gang. Keller und Saal. Kapelle. — Reiche Staffage: Ritter und Roß, die Gäste, der Pfaffe; das Edelfräulein (= Kellnerin) und der Knappe); also Blick in das wenn auch erstorbene Leben der Vergangenheit. Mitte: die flüchtige Begrüßung der Liebenden, Str. 5. Der Schluß Str. 6 kehrt zum Anfang Str. 2 zurück.

II. Str. 7—13. Hineintragen und Hineindrängen der Gegenwart in diese Vergangenheit. Der Dichter mit seinem Liebchen. Höhe: die dauernde Vereinigung der Liebenden, welche gleichsam die in I abgebrochene Handlung aufnehmend zu Ende führt. Also nicht nur ein In-Eins-Empfinden, wie oben in Nr. 1, sondern ein In-Eins-Leben von Vergangenheit und Gegenwart.

Stimmungsleben: heiter, wie aus versöhnender Vereinigung einer heiteren Vergangenheit und heiteren Gegenwart, aber auch träumerisch, wie das Gespenstermäßige (siehe oben zu Nr. 1) es mit sich bringt; zum Schluß Ausklingen in die Stimmung unbelauschten Liebesglückes, das nur die Glut der untergehenden Sonne zu Zeugen hat.

Einzelnes. Mehrfach an Volkslieder anklingend: im Eingang Str. 1, in der Wiederaufnahme von Str. 1, 3 durch Str. 2, 1; in den volksmäßigen Allitterationen „Ritter und Roß“, „Thür und Thor“ u. s. w. — Die „Kellnerin“ (Edelfräulein) wird bei den schwäbischen Dichtern zum „Wirtstöchterlein“. — Str. 6 „verwandt“ = „verwandelt“. — Verwandte Stoffe: Chamisso, Schloß Boncourt (s. Bd. III, S. 180 ff.) und Geibel, Rothenburg; auch an Goethes Hochzeitslied (behandelt in Bd. III, S. 412 ff.) mag erinnert werden.

### 3. Der Wandrer (1772).

Lange (14 Jahre) vor der italienischen Reise (1786) in Deutschland 1772 gedichtet. Den Anlaß bezeichnet die Mitteilung aus Wahrheit und Dichtung Bd. 10: „Hier in Niederbronn (bei Reichshofen im Elsaß), in diesen von den Römern schon angelegten Bädern, umspülte mich der Geist des Altertums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauernhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wundersam entgegenleuchteten“. Der Reichtum des Gehaltes und der Schönheiten dieses Gedichts macht eine besonders planmäßige und sorgsame Gedankenführung in der didaktischen Behandlung nötig. Es wird darauf ankommen, den Schüler zum Sehen anzuleiten, daß derselbe vom Einfachsten ausgehend befähigt wird, den wachsenden Reichtum immer durchsichtiger zu machen. Wir deuten diese Gedankenführung so an, daß wir die Stufen der Betrachtung und den sich jedesmal daraus ergebenden Gewinn (Gegensätze)*) herausheben.

Zur ersten Totalauffassung. Das Ganze ein Dialog, zugleich aber auch eine fast dramatisch gehaltene, äußere Handlung mit den allgemeinsten Stufen: Kommen (Begrüßung und Segenswunsch: „Gott segne Dich“), Verweilen (Erquickung mit einem Trunk frischen Wassers aus dem Brunnen, Anbietung eines Stück Brotes, Aufforderung zu gastlichem Bleiben V. 142), Scheiden (Lebewohl, Segenswunsch). Innerhalb des Rahmens dieser allgemeinen äußeren Handlung einige besondere Handlungen einfachster Art: 1. der Frau; sie leitet den Fremdling zum Brunnen, holt das Gefäß zum Trinken; geht, das Wasser zu schöpfen. 2. des Wanderers; er wünscht zu rasten, steigt zur Hütte empor, wartet den schlummernden Knaben. — Dazu 3. Zustand des Knaben; er liegt an der Mutter Brust, schlummert ruhig atmend, erwacht und will schelmisch spielen. — Weitere Nebenhandlungen: die Geschichte des Weibes, ein Bild von einfachsten menschlichen Zuständen (Rückschau); die Heimkehr des Wanderers (Vorblick). Schon hier mannigfache Gegensätze: das an die Scholle gebundene, einfache Weib und der weitgereiste, hochgebildete Mann; der Eintritt in das Leben durch den Säugling, die Höhe des Lebens in der Mutter und dem Fremden (s. unten).

Der Gang dieser äußeren Handlung deckt nun zugleich (ganz im Sinne Lessings) in allmählicher Erweiterung die Örtlichkeit auf. Drei Stufen sind zu unterscheiden. 1. Eingang. Eine Felsenwand im

*) Die ganze Dichtung ist eine Fundstätte mannigfaltigster Gegensätze.

Vordergrund, des Ulmbaumes Schatten; im Hintergrund ein Felsenpfad hinauf durchs Gebüsch zur Hütte. — 2. Mitte. Der Felsenpfad selbst, Trümmer auf ihm, künstlich zu Stufen gefügt; am Boden ein moosbedeckter Architrav mit ausgetretner Inschrift. (Bisher Erregung der Erwartung.) — 3. Höhe. Die Hütte selbst „aus Ziegeln und des Schuttes Steinen" in eines Tempels Trümmern; ein Säulenpaar, epheuumkleidet, emporstrebend; eine einsame Säule, düsteres Moos auf dem heiligen Haupt, in majestätischer Trauer herabschauend auf die Trümmer zu ihren Füßen; darüber Schutt und Erde und diese überwuchernd Brombeergesträuch und Disteln; endlich ein Brunnen zur Seite; die ganze Landschaft aber grünend und blühend in abendlicher Beleuchtung; als italienische ausdrücklich gekennzeichnet, „drei Meilen von Cumä". — Gegensätze: Vergangenheit und Gegenwart in Eins nicht nur geschaut wie in Gedicht Nr. 1, oder gelebt wie in Gedicht Nr. 2, sondern thatsächlich in einander übergehend zu einer neuen, höheren Wirklichkeit; — Grab und Leben („Glühend webst Du über Deinem Grabe, Genius!" „Genießest über Gräbern, o Mensch!"); — die ewig schaffende Natur und die schöpferische und doch dem Untergang geweihte Kunst; — Hütte und Tempel; — Bilder des Erhabenen der Zeit (Ruinen) und des einfach Schönen, sowie des Idyllischen (Brunnenpoesie; das Kind an der Mutterbrust; das schlummernde Kind in den Armen des Wanderers vgl. Ilias IV, 130 ff.; das einfache Stillglück des Weibes, ihre einfache dahinfließende Geschichte).

Innere Handlung, Innenleben. 1. in dem Weibe: harmlose Genügsamkeit, bescheidenes Stillglück, voti sententia compos, Horaz A. P. v. 76, also Zustand; — 2. in dem Wanderer: Streben in die Weite von Raum (Ferne) und Zeit (Altertum); volle Versenkung in die Größe und den Zauber von Kunst und Altertum, Mitfühlen mit dem auch über seinen zerstörten Werken (seinem „Grabe") noch glühend webenden Genius; unmutige Klage über die Natur, welche ihr Zerstörungswerk an den Schöpfungen der Kunst treibe („Schätzest du so, Natur, deines Meisterstücks Meisterstück?"), Umwandlung zur verständnisvollen Würdigung auch der Natur, der ewig keimenden, sowie der einfachsten Verhältnisse des menschlichen Daseins (Mutter- und Familienglück; „Leb wohl, du glücklich Weib"); Sehnsucht nach gleicher Befriedigung in gleichem Stillglück. Also Entwicklung reicher Gegensätze zu einem befriedigenden Abschluß. Die Mitte und Höhe ist der Segenswunsch des Wandrers über den schlummernden Knaben in seinen Armen mit der einklingenden und diesen Teil der Innenhandlung harmonisch abschließenden Antwort der Mutter: „Gesegn' es Gott". — 3. Das Kind kann nicht selbst Träger eines Innenlebens sein, weckt es aber in uns, weil es den Wanderer und die Frau innerlich verbindet und als Bild neuen, schwellenden, hoffnungsreichen Lebens die Vergangenheit und Gegenwart überragt.

Empfindungs- und Stimmungsleben. Es liegt in dem eben angedeuteten Innenleben; aber dazu kommt, wie über der ganzen

Dichtung liegend, das durch den natürlichen und geistigen Hintergrund geweckte Stimmungsleben des Dichters selbst, das alle verschiedenen Stimmungen zusammenfaßt als Natur-, Menschheits-, Familien-, Kunst-, Geschichtsgefühl (s. oben 323), in das sich auch etwas von einem religiösen Gefühl mischt (der Segenswunsch des scheidenden Wanderers; „Reste heiliger Vergangenheit" V. 94). Grundstimmung: wachsende Rührung, weihevolle Bewegung, Grabes-Frieden und Lebens-Frieden.

Form: „eminent plastische Darstellungsweise", so naturwahr, daß der junge F. Mendelssohn im Jahre 1831 die Stelle der Hütte noch nachweisen zu können glaubte; dramatisch bewegt und lyrisch zugleich. Die Sprache von klassischer Einfachheit und Ruhe, der klassischen Umgebung angemessen, erhebt sich zu lyrischem Schwung in der Höhe, dem Segenswunsch über den Knaben. Von besonderer Weichheit und Feinfühligkeit sind die Bezeichnungen für die verschiedenen Erscheinungsformen des Lebens, am schönsten in der Wendung: „in himmlischer Gesundheit schwimmend, ruhig atmen". — Metrum: in freier Verbindung bald jambisch-anapästisch, bald logaödisch; die genaue Analyse bei Düntzer S. 499.

Das Ganze im gewissen Sinne Vorstudie zu Hermann und Dorothea; auch dort ein Stillglück erblühend auf Ruinen: 1. nach dem Brande in der Verbindung der Eltern Hermanns, 2. mitten unter dem grollenden Unwetter des Umsturzes in der Verbindung von Hermann und Dorothea.

## III. Gruppe.

(Innenleben in Anlehnung an Einzelgeschichte.)

Davon ein Beispiel:

### Der König in Thule (1773 oder 74).

Ursprünglich im Faust, gesungen von Margarete; es gehört zu den Gedichten, welche am besten in der Komposition (Fr. Schubert) und ohne weitläufigen Kommentar genossen werden.

Sagenhafter Hintergrund (Volkssage), germanische Welt, die Heimat der Treue. Die örtliche Entfernung, ultima Thule, weckt von vornherein eine träumerische Stimmung. — Thema: Liebestreue 1. der Gattin (Buhle im edlen Sinne) gegen den König bis in den Tod, 2. des Königs in nie verlöschendem Gedenken bis an den Tod. Beidemal bezeugt durch den Becher, das Sinnbild der Vereinigung, den die sterbende Gattin dem König zur Erinnerung hinterläßt, der diesem heilig ist, ihn immer von neuem an das entschwundene Glück gemahnt (Str. 2, 3 und 4), den er höher hält, als alle seine Schätze, den er niemand zum Erbe gönnt, sondern sterbend, damit ungeweihte Lippen ihn nicht berühren, in das Meer senkt. Der Abschied vom Becher wird sein Abschied vom Leben, Str. 6, und dieser Abschied zugleich zur Wiedervereinigung mit der Geliebten. — Str. 1. Grundlegung, sodann steigender Zug zur Höhe Str. 4 und 5. Katastrophe Str. 6. Grundstimmung: träumerische, zuletzt seherische Sehnsucht.

Form anklingend an das Volkslied in der Schlichtheit des ganzen Tones und in den Anfängen: „Es war, es ging, er leert, er saß, er sah". — Metrum: jambische Strophe und Reim; in Str. 6 Binnenreim: trinken, sinken.

## IV. Gruppe.

(Das eigene persönliche Innenleben des Dichters.)

Da hierher ein Teil der oben besprochenen Gedichte (Liebesleben) gerechnet werden kann, und die sonst an erster Stelle hierher zu ziehenden Lieder über den Erfahrungskreis der Schüler hinaus liegen, mithin in ihrer tiefsten Schönheit nicht empfunden werden können (z. B. „Neue Liebe, neues Leben" und „Nachtgesang"), so sehen wir für diese Gruppe von weiteren Beispielen ab.

## V. Gruppe.

(Lebensweisheit, Gnomisches.)

Indem wir auch hier dem früher eingehaltenen Gange folgen: 1. Anlehnung an das Naturleben („Gesang der Geister über den Wassern"), 2. Anlehnung an die geschichtliche Welt („Prometheus"), 3. Loslösung von solchem Hintergrund und selbständige Durchführung des Gedankenlebens („Grenzen der Menschheit", „das Göttliche"), soll diese Folge zugleich eine stetige innere Gedankenentwicklung zur Anschauung bringen: 1. das Schicksal der menschlichen Seele im allgemeinen; 2. das Bild ihrer titanenhaften Überhebung über das Göttliche; 3. das Bild ihrer völligen Unterordnung unter dasselbe; 4. praktische Anwendung auf das ethische Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit. Dem Schüler ist dieser innere Zusammenhang in der gewählten Folge natürlich erst allmählich aufzudecken.

### 1. Gesang der Geister über den Wassern (1779).

Anlaß die Schweizerreise im Jahre 1779, der Anblick des Staubbaches bei Lauterbrunn (Str. 2); von hier aus Brief an Frau von Stein: „Von dem Gesang der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört". Auch der Anblick der Schweizer Seen (Str. 4) und der sonstigen großartigen Naturbilder wirkte ein. Das Gedicht ursprünglich als Wechselgesang von zwei Geistern gedacht.

Ein Doppelgleichnis a) Seele und Wasser Str. 1—4 und 6 Anfang. Thesis in Str. 1, wieder aufgenommen in Str. 6 Anfang. — b) Schicksal und Wind Str. 5 und 6 Schluß, Thesis in Str. 6 Schluß.

1. Bilder aus dem Naturleben; vorangeschickt der Satz vom Kreislauf des Wassers, wie es vom Himmel kommend zum Himmel steigt, ewig wechselnd; sodann vier verschiedene Bilder: 1. Wasserfall, (Staubbach). Schilderung von unnachahmlicher Schönheit, in welcher die poetische Sprache als musikalisch-malerische Wiedergabe des Naturschönen den höchsten Triumph feiert; 2. die über Klippen zur Tiefe eilenden Kaskaden; das flache Flußbett im Wiesenthal; 4. der glatte See, in dessen ruhig klarem Spiegel die Gestirne ihr Antlitz weiden. Zurückweisung auf den Himmel in Str. 1. Dazu, über alle diese Erscheinungen dahinfahrend, die Wolkenwellen zerstäubend, wie die Wasserwellen bewegend,

mit ihnen spielend*) und die schäumenden Wogen von Grund aus mischend: der Wind. — Das Ganze Entwicklung eines Wasserlaufs, vgl. oben Mahomets Gesang.

Diesem Gange entsprechend die Anwendung, ohne daß jeder einzelne Zug allegorisch zu deuten wäre, zunächst in dem vorangeschickten Hauptgedanken: auch die Seele des Menschen und ihr Leben, aus Gott und der Welt des Ewigen geboren, sehnt sich nach diesen zurück, wird zu ihnen emporgehoben, so oft sie auch erdwärts zur irdischem Welt herniedergezogen wird. Auch hier also ein ewiger Wechsel zwischen irdischem und überirdischem Verlangen, menschlichem und göttlichem Ringen. Sodann, den vier Naturbildern entsprechend, vier Zustände und Stufen in dem Leben der menschlichen Seele, für welche auch die Altersstufen Beispiele abgeben können, ohne daß die Allegorie auf diese Entwicklung des Menschenlebens beschränkt werden müßte; denn Seelengeschichte, nicht Lebensgeschichte liegt zu Grunde: 1. ihres reinen, göttlichen Ursprungs und ihres Zusammenhangs mit der Welt des Ewigen sich bewußt und ihn festhaltend, wallt ihr Leben ungehemmt die Tiefen suchend dahin, ein liebliches Bild friedlicher, harmonischer Entfaltung. Beispiel: das ruhige Leben eines Kindes, eines Weibes. — 2. Hemmnisse und Fährlichkeiten schaffen leidenschaftlich bewegte innere Kämpfe und wecken wohl die Kraft, die Hindernisse zu überwinden, aber zerstören das Bild harmonischer Entfaltung. Beispiel: das leidenschaftlich bewegte Leben des ringenden Mannes. — 3. Verflachung und Stillstand droht der Entwicklung.**) — 4. Aber schließlich kommt auch das leidenschaftlich aufgeregte Seelenleben nach harten inneren Kämpfen zum Frieden, der von oben ist (siehe oben S. 306, 7) und dieses Leben von oben wiederspiegelnd (Gottesfrieden) auf den Ausgang (Frieden der Kindheit) zurückweist. Beispiel: das harmonisch abschließende Leben eines geprüften Greises.

2. Empfindungsleben. Naturgefühl, welches die Natur zu beseelen versteht; lebendige Teilnahme und Verständnis für das Innenleben des Menschen und sein Geschick. Grundstimmung: weihevolle Ruhe einer sinnend sich versenkenden Betrachtung, vor der sich ein bedeutsamer Wahrheitsgehalt aufschließt.

Form s. oben zu 1. Außerordentlich schöne Lautmalerei; die Wiederholung des scharfen st in Str. 2, 1—4, des weichen w in Wolken-Wellen, „wallt es verschleiernd", Wind und Wellen, Wind und Wogen, des linden l in lieblicher Buhler. — Metrum: rhythmische Reihen von je zwei Hebungen; im übrigen völlig freies Maß sowohl nach dem Bau, wie nach der Gruppierung der Verszeilen.

---

*) Vgl. „der Wind, der Wind, das himmlische Kind" im Märchen „Hänsel und Gretel".

**) Vgl. zu 2 und 3 die Worte des Mephistopheles im Faust: Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben, Der ungebändigt immer vorwärts dringt, Und dessen übereiltes Streben Der Erde Freuden überspringt; Den schlepp' ich durch das wilde Leben, Durch flache Unbedeutendheit u. s. w.

## 2. Prometheus (1773/74).

Vorbemerkung. Ursprünglich Monolog zu Beginn des dritten Aktes einer dramatischen Dichtung „Prometheus", welche Fragment blieb. — Nur diejenigen Züge aus dem außerordentlich reichen und vielgestaltigen Mythus vom Prometheus werden herausgehoben, welche Goethe in seiner Dichtung benutzt hat.*) Derselbe ist mit dem Epimetheus Personifikation der Intelligenz in ihren charakteristischen Gegensätzen von Vorbedacht (Vorwitz) und Nachbedacht (Afterwitz). Er hat zu Brüdern sonst noch den Menoitios und Atlas (Bez. für ausduldende Kraft), zum Vater den Japetos (Bez. für stürmische Leidenschaft), gehört zu den Titanen mitsamt dem Kronos, zu welchem Japetos und seine Söhne stehen, als Zeus und sein Geschlecht ihn zu stürzen versuchten. (Titanomachie). Damals schied sich der kluge Prometheus, weil er den Sieg des Zeus vorbedacht hatte, von seinen Brüdern und ging zum Zeus über, mit seinem Rate diesem zum Siege verhelfend. Als aber dann nach der Dreiteilung der Welt, in welcher dem Zeus das Regiment des Himmels und dadurch der ganzen Welt, dem Poseidon das Meer und alle Flut, dem Hades das Reich der Unterwelt zufiel, Zeus der armen Menschen nicht achtet, sie vielmehr verderben will, da nimmt sich Pr. dieser fürsorgend an, bewahrt sie vor dem Untergang, giebt ihnen das Feuer und mit diesem eine Quelle aller Erfindungen, der Kultur, ja der Herrschaft über die Natur. Dafür vom Zeus verfolgt, lehnt er sich nun betrogen um den Rettungsdank (Str. 4, 8) gegen Zeus auf, will im Vollgefühl gleicher Titanenwürde, eigener Klugheit und Kraft es dem übergewaltigen Kroniden gleichthun im Rat (Hesiod), wird immer trotziger und schließlich ein Bild blasphemischer Gottesverachtung und grimmen Gotteshasses. In diesem scheidet er sich nun vom Zeus, schafft sich seine eigene Welt, bildet sich ein Geschlecht von Menschen aus Thon, beseelt es mit Hilfe der Athene und wird schließlich ein Bild jenes titanischen Selbstgefühls, das in gottlose Selbstüberhebung übergeht, jenes Vollbewußtseins schöpferischer Geisteskraft, das den Menschen dämonisch berückend zu frevler Vermessenheit verleitet, der menschlichen Bildung, die in unermüdlichem Triebe nach Wahrheit alle Tiefen der Gottheit zu ergründen trachtet, keine Schranke des menschlichen Geistes und Wissens anerkennt, kurz jener echt tragischen Erhabenheit menschlicher Größe, welche eine unlösliche Verschlingung idealen Wollens mit verhängnisvoller Schuld zur Erscheinung bringt (vgl. die Schilderung in der Antigone des Sophokles V. 330 ff., 614 ff. und die moderne Gestalt des Faust).

In der vorliegenden Gestalt ist das Fragment nur Ausdruck gottloser Gottesverachtung und grimmen Gotteshasses; aber um dem Dichter gerecht zu werden und das Verletzende dieser Wirkung auf den Schüler von vornherein zu mildern, ist auf das Verhältnis dieses Fragments zu dem größeren des Dramas hinzuweisen und aus dem letzteren vor allem das herauszuheben, was den positiven Zug, die Anerkennung der göttlichen Macht und Autorität zum Ausdruck bringt. — Folgendes sind die Grundzüge des dramatischen Entwurfs:

Akt I. Sc. 1. Merkur als Abgesandter des Zeus sucht den Pr. vergebens zur Nachgiebigkeit zu bestimmen; er findet nur trotzigen Willen („Ich will nicht!" . . . „Ihr Wille gegen meinen." . . . . „Ich bin kein Gott und bilde mir (gleichwohl) so viel ein, als einer" . . . „Ich diene nicht denen, die selbst Vasallen sind des Schicksals.") — Sc. 2. Epimetheus tritt auf und tadelt

*) Das folgende nach Preller in der griechischen Mythologie.

den Bruder; der Vorschlag der Götter sei billig. „Sie wollen dir Olympus' Spitze räumen: Dort sollst du wohnen, Sollst der Erde herrschen!" Aber Pr. will nicht ihr Burggraf sein. Epim.: „Dein Eigensinn verkennt die Wonne, wenn die Götter, du, die Deinigen und Welt und Himmel all' Sich ein innig Ganzes fühlten". Pr. weist auch den Bruder schroff zurück, der kein Verständnis habe für sein Wesen. — Sc. 3. Minerva erscheint mit dem Bekenntnis: „Ich ehre meinen Vater (Zeus) und liebe dich, Pr". P. preist sie und seine Einstimmigkeit mit dieser Göttin in einem begeisterten Hymnus. Ewig gehöre seine Liebe ihr. „Wie der süße Dämmerschein Der weggeschiednen Sonne Dort heranschwimmt Vom finstern Kaukasus Und meine Seel' umgiebt mit Wonneruh, . . . . So haben meine Kräfte sich entwickelt Mit jedem Atemzug aus deiner Himmelsluft." So spricht nicht absoluter Gotteshaß; es ist nur Feindschaft gegen Zeus, die ihn beseelt, wenn er denselben Hymnus schließt: „Nicht einen Fußtritt Für den obersten der Götter mehr". — Er muß aus dem Munde der Minerva hören: „Dein Haß ist ungerecht! Den Göttern fiel zum Lose Dauer Und Macht und Weisheit und Liebe." Sie verkündet dem Pr., Jupiter habe sich erboten, allen Menschengebilden des Pr. das Leben zu erteilen, wenn er seinem Antrag Gehör gebe; aber Pr. hat wiederum nur Worte des Trotzes; nie will er Knecht sein derer, die nicht ewiger seien, als er selbst. Dennoch erbietet sich Minerva, seinen Menschengebilden das Leben zu geben; denn dem Schicksal sei es, nicht den Göttern gegeben, zu schenken das Leben und zu nehmen. Auch Jupiter nicht vermöge den Quell des Lebens zu schließen. „Sie sollen leben und durch dich!" Mit dankbarem Gemüt nimmt Pr. dies Versprechen auf; nicht allen Göttern also trotzt er in frevler Selbstgenügsamkeit.

Act II Sc. 1. Im Olymp: Merkur hinterbringt dem Jupiter, daß Minerva, dem Rebellen beistehend, seine Welt aus Thon belebe. Jupiter antwortet in gelassner und majestätischer Erhabenheit: „Sie (die Menschengebilde) sind und werden sein Und sollen sein! Über alles, was ist Unter dem weiten Himmel Auf der unendlichen Erde Ist mein die Herrschaft. Das Wurmgeschlecht vermehrt die Anzahl meiner Knechte. Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen. Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm sich wiedersetzen." — Merkur bittet anbetend: Allvater! Du Allgütiger, Der du die Missethat vergiebst Verbrechern, Sei Liebe dir und Preis von aller Erd' und Himmel! O, sende mich, daß ich verkünde Dem armen erdgeborenen Volk Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!" — Jupiter antwortet: Noch nicht! „In neugeborener Jugendwonne Wähnt ihre Seele sich göttergleich. Sie werden dich nicht hören, bis sie dein **bedürfen.** Überlaß sie ihrem Leben!" Eine Antwort, welche Merkur weise und gütig nennt. — Sc. 2. Am Fuße des Olymp. Pr., in schroffstem Gegensatz zu den unmittelbar voraufgehenden Äußerungen göttlicher Majestät, Weisheit und Güte, spricht den Jupiter ausdrücklich herausfordernd die blasphemischen Worte, welche den Schluß des jetzigen Prometheus-Liedes bilden und zugleich die Höhe in den Äußerungen seiner Gottesverachtung und seines Gotteshasses bezeichnen. — Das Geschlecht nun, welches Pr. gebildet hat, „des Zeus nicht zu achten, wie er selbst", wird nun vorgeführt in seiner Kulturarbeit, aber zugleich in blutigem Hader um Mein und Dein und von Pr. selbst als ein Volk innern Widerspruches charakterisiert, als Doppelnaturen, welche den Tieren glichen und den Göttern; selbst Pandora, die vollkommenste seiner Schöpfungen, lernt des Lebens Wonne, aber auch Weh kennen und wird belehrt über das Wesen des Todes. — Die Bedürftigkeit auch der Prometheischen Menschen-

gebilde ist also die eröffnete Fernsicht; wenn nun auch der III. Akt mit dem Prometheusliede beginnt und abbricht, so dürfen wir doch erwarten, daß das bedürftige Menschengeschlecht nach des Dichters Absicht auch das Gottesbedürfnis kennen lernen und irgend ein Ausgleich zwischen der zuvor hervorgehobenen Hoheit, Güte und Weisheit Jupiters einerseits und dem titanischen Gotteshaß des Pr. anderseits gefunden werden sollte, vielleicht durch Vermittlung der Minerva; denn das unmittelbar auf das Prometheus-Lied folgende Schlußwort lautet: „Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittlung einleitend". Es bleibt der Ausblick entweder im Anschluß an den antiken Mythus auf eine furchtbare Sühne des leidenden Pr., oder auf seine Sinnesänderung. So gewinnt man mit dem Schüler den rechten Standpunkt für eine unbefangene Würdigung des Gedichtes.*)

Das Verständnis wird darnach am besten durch ausdrucksvolles Vorlesen vermittelt. Man beachte in der Betonung besonders Str. 1: Meine Erde, meine Hütte, meinen Herd; Str. 3. Kehrt' ich mein verirrtes Auge u. s. w.; als wenn drüber wär' u. s. w.; Str. 5: Ich — dich — ehren!; hast du gelindert, du gestillet. — Im übrigen sind nur noch wenig Winke nötig.

Die Art der Anlehnung an die konkrete Welt (Mythus) ergiebt sich aus der Vorbemerkung. Die Durchführung: kein Monolog im gewöhnlichen Sinne; direkte Anrede an den Zeus, ja Herausforderung desselben; Wille gegen Willen; auch Handlung Str. 6: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde." — Bild der Erhabenheit menschlicher Kraft eines „Übermenschen", dahinter die Hoheit der Götter, welche, wie Vischer a. a. O. S. 1350 richtig bemerkt, „eigentlich in den sie antrotzenden Helden herübertritt." Höhenreihe innerhalb der Entwicklung: a. Str. 4, 5: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?" — b. „Ich dich ehren!" und c. die ganze Schlußstrophe. — Der Schluß: „Wie ich!" nimmt den Gegensatz in 1, 1 ff. abschließend noch einmal auf.

2. Empfindungsleben. Vollbewußtsein einer schöpferischen Kraft, ungemessenes Selbstgefühl, Spott und Hohn, Trotz und Grimm, Gottesverachtung und Gotteshaß bis zu völliger Gottlosigkeit.

Metrum: durchaus freies Maß.

Wie anders der Gotteshaß im Parzival als Durchgangspunkt in der Entwicklung von dem naiven Glauben (Tumpheit) durch den Zweifel zum vollen Glauben innerer Erfahrung (Sälde). — Daß auch Goethe im Vollgefühl seiner schöpferischen Dichterkraft etwas vom Prometheischen Geiste in sich spüre, bekennt er in Wahrheit und Dichtung Bd. 15. Auf die Wirkung, welche die Veröffentlichung des Gedichts außerhalb des Zusammenhangs mit dem drama-

---

*) Wenn auch Leimbach a. a. O. S. 214 der Ansicht ist, daß Goethe „dieses lyrische Gedicht aus dem Schiffbruch der dramatischen Arbeit rettete", so dürfte er es nicht ebendas. S. 216 „thöricht" nennen, dieses Gedicht so wenden und deuten zu wollen, daß „G. von dem Verdacht der Gottlosigkeit gereinigt wird". Das Gedicht sei durch und durch gottlos; in demselben gestehe G. seine eigene Gottlosigkeit ein. Um dieser Auffassung zu begegnen, ist eine ausführliche Hinweisung auf den Zusammenhang dieses Einzelliedes mit dem Ganzen des dramatischen Fragments unerläßlich, ebenso aber auch, um das Verständnis des nächsten Gedichtes: „Grenzen der Menschheit" vorzubereiten.

tischen Fragment machte, wie man an Goethe irre wurde und der Philosoph Mendelssohn gegen ihn in einer Schrift auftrat, mag kurz angedeutet werden. Die Ausführungen bei Goethe selbst a. a. O. gehen über den Gesichtskreis der Schüler hinaus.*) — Zum weiteren Erweis, daß G. in diesem Gedicht nicht sein eigenes Glaubensbekenntnis niederlegen, sondern nur eine menschliche Anschauungsweise, für die er ein Verständnis hatte, zum Ausdruck bringen wollte, folgt als Ausdruck der anderen völlig entgegengesetzten Gottes-Anschauung das Gedicht

## 3. Grenzen der Menschheit (1781?).

Vorbemerkung: Schon die Überschrift stellt das Gedicht in einen Gegensatz zum voraufgehenden, dem Liede von dem keine Schranken und Grenzen anerkennenden Menschengeist. Unter dem Gesichtspunkt dieses das Gedicht selbst beherrschenden Kontrastes ist es auch im Unterricht zu betrachten als eine Fort- und Ausführung der oben mitgeteilten Stellen aus dem dramatischen Fragment „Prometheus", in welchen die väterliche Güte und Weisheit des Zeus, seine „Vaterleitung" hervorgehoben wurde.

Gliederung: I. Str. 1. Anbetung, „kindliche Schauer treu in der Brust". — II. Str. 2—5. Begründung dieses Verhältnisses (dieser Gottesanschauung) durch den Hinweis auf a. die Thatsächlichkeit menschlicher Schwäche und Kleinheit (Str. 2 und 3), so daß der Eingang: „Mit Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch" von dem Schlußgedanken (Auch nur mit der Eiche und Rebe sich zu vergleichen, ist er zu schwach) wieder aufgenommen wird; — b. auf den tieferen Unterschied zwischen Menschen und Göttern Str. 3. und 4. Sie sind ewig, wir sterblich; ihr Geschlecht ist unendlich, das unsere begrenzt.

Die Kontraste zum Prometheusliede u. Einzelnes: Str. 1. Anbetende Demut („küß ich" προσκυνῶ; „den letzten Saum seines Kleides", nach Psalm 104, 2, „Licht ist dein Kleid") und frevle Blasphemie; — Gottes-Treue („treu in der Brust" 1, 10) und Gottes Haß (ich dich ehren); — Rückkehr zu einem kindlichen Verhältnis („kindliche Schauer", 1, 9) und sarkastische Beurteilung dieses kindischen, überwundenen Standpunktes („da ich ein Kind war"); — die gelassene Majestät des heiligen Vaters, der aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet; und als Gegensatz sein knabenhaftes Thun, wenn er aus Wolkendunst Blitze sendend an Eichen sich und Bergeshöhen übt. — Gerok in dem Gedicht „Regenbogen": „So wallt in Farben ihm (Gott) zu Füßen Der Mantel seiner Herrlichkeit, Und läßt im Staub mich kindlich küssen Den bunten Saum von seinem Kleid". — Str. 2. und 3. Demütige Selbsterkenntnis im Gefühl des eigenen Unwertes und vermessene Überhebung („Hast du nicht alles selbst vollendet?") — Antike Erinnerungen in Str. 2. an Horaz c. I, 1, 36 sublimi feriam sidera

---

*) Ergänzungsstoffe würden sein: das Gedicht „die Nektartropfen" (1781 oder 82), welches den oben behandelten Mythus ausführend die Entstehung des künstlerischen Triebes mit denselben in Verbindung setzt; sodann das Gedicht „Adler und Taube" (1773), ein Ausdruck des berechtigten Selbstgefühls einer genialen Persönlichkeit.

vertice; in Str. 3 an die Sage von Antäus. — Die tief gewurzelte und stolz sich erhebende Eiche ein Bild trotzender Kraft; die rankende Rebe ein Bild unselbständiger und liebender Anlehnung. — Str. 3. und 4. Anerkennung der Götter, als Wesen, die erhaben sind über Alter und Tod (*ἀγήρω* und *ἀθάνατοι*) im Gegensatz zur stolzen Überhebung des Prometheus („Die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal, meine Herren und deine"; „ich daure so, wie sie; wir alle sind ewig"); s. die oben S. 330 ff. aus dem dramatischen Fragment Prometheus mitgeteilten Stellen. Viele Geschlechter (der Mensch) reihen sich dauernd (im Gegensatz zu dem engbegrenzten Einzelleben) an ihres (der Götter) Daseins unendliche d. h. jener Dauer überragende Kette. — Zu dem Lose der Menschen als von Eintagsfliegen im Vergleich zu den Göttern vgl. Sophokles Antigone V. 605 ff. und 786 ff.

Das Empfindungsleben und sein Verlauf: anbetende Andacht übergehend in sinnende Betrachtung und anschließend mit neuer Erhebung des Gemüts zur Erhabenheit der göttlichen Macht („ihres Daseins unendliche Kette"). Grundstimmung: Gottesfurcht (im Gegensatz zu dem Gotteshaß im Prometheusliede).*)

Form: musikalisch-malerischen Wohllaut von höchster Schönheit, besonders in Str. 1 und Schluß von Str. 2. Metrum: freies Maß, ähnlich wie oben V, 1.

### 4. Das Göttliche (1783?).

Didaktische Anleitung, den Schüler selbst die Gliederung des seinem Baue nach nicht sofort durchsichtigen Hymnus finden zu lassen. Leicht löst sich als inhaltsverwandt die Eingangs- und Schlußstrophe mit ihrem gleichartigen Anfang („Edel sei der Mensch, hilfreich und gut") ab. Deutlich ist auch der Absatz in dem Gegensatz zu Beginn von Str. 7: „Nur allein der Mensch Vermag das Unmögliche". Von hier aus findet man leicht das andere Glied des Gegensatzes in Str. 3 („Denn unfühlend ist die Natur") mit der Reihe: Sonne, Mond und Sterne (Str. 3), Wind und Ströme, Donner und Hagel (Str. 4). In die Mitte dieser beiden Gegensätze (Natur und Mensch) sind sodann gestellt: das tappende Glück und die „ewigen, ehernen großen Gesetze" (des Schicksals) als eine höhere Macht. So bleiben nur noch Str. 2 und 9 übrig, welche die Hüter dieser Macht, die unbekannten „höheren Wesen" (Str. 2), „die Unsterblichen" (Str. 9) nennen und charakterisieren. — Die Verbindung der Glieder dieser Reihe liegt in dem Gedanken, den die Überschrift andeutet: Das Göttliche in dem Menschen unterscheidet ihn von allen Wesen, erhebt ihn zu den höheren Wesen, die über Natur, Glück und dem Schicksal walten, und stellt die Forderung an

*) Den vollsten Gegensatz zu diesem Gotteshaß lehrt die Betrachtung der Iphigenie kennen. Darauf ist zur Richtigstellung seines Urteils über Goethes religiöse Stellung der Schüler schon jetzt zu verweisen.

ihn, seiner Gottesverwandtschaft gemäß hilfreich das Gute zu schaffen, den Mitmenschen „ein Vorbild (weil ein Abbild) jener geahneten Wesen". Schaffen des Guten ist Erhöhung nicht nur des sittlichen Lebens-, sondern auch des Gottesgefühls. So wird die Reihe der den Grundgedanken tragenden Glieder folgende: der edle Mensch, die höheren Wesen, welche sein Beispiel uns glauben lehrt, und von denen jeder ein Abbild sein soll („Ihnen gleiche der Mensch");*) ihnen gegenüber die „unfühlende" Natur, das tappende Glück, die ehernen, ewigen Gesetze des Schicksals.

Voraussetzung ist der Gedanke in dem Wort der Apostelgeschichte 17, 28 (aus dem Dichter Aratus): „Wir sind seines Geschlechts"; das Ganze eine Umkehrung der biblischen Wahrheit: wir sind nach Gottes Ebenbild geschaffen, in die andere: das Göttliche in uns weist uns über uns hinaus; laßt uns nun auch das Göttliche außer uns glaubend und ahnend begreifen. — Vgl. auch die verwandten Anklänge in dem Chorliede der Antigone des Sophokles V. 332 ff., besonders das „ἄπορος ἐπ' οὐδὲν ἔρχεται," mit den Worten Str. 7, 1: Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche.

Einzelnes: Str. 7. „Er kann dem Augenblick Dauer verleihen" durch schöpferische, fortwirkende Thaten und Werke. — Str. 8. Die irrenden, ziellos schweifenden Kräfte nützlich verbinden, d. h. vereinigen zum gemeinsamen Wirken im Dienste des Guten, ist Schaffen des Guten im weitesten Sinn; s. oben „Mahomets Gesang" Str. 6 und 7.

Empfindungsleben und Grundstimmung. Der Ernst einer auf praktische, ideale Ziele gerichteten Lebensauffassung; Vollgefühl menschlichen Adels und hoher Berufung zu edlem Wirken. Gottesgefühl.

Metrum: durchaus freies Maß.

---

# C. Dichtkunst und Dichter.

Wir bauen den Gedankenkreis in ähnlicher Weise auf und aus, wie oben bei der Betrachtung der Klopstockschen Lyrik; die Vergleichung mit dem dort Gegebenen zeigt den Zuwachs.

## 1. Künstlers Abendlied (1774).

Ein Selbstzeugnis von der den Dichter beseelenden innern Schöpfungskraft und seinem ihn ganz erfüllenden Schöpfungsdrange, zugleich eine Schilderung des allgemeinen Wesens derselben.

Gliederung. I. Str. 1. Das Gefühl innrer Schöpfungskraft verbunden mit tiefer Sehnsucht, dieselbe „schöpferisch bildend" zu bethätigen.

*) Diese Zeile, welche sich ursprünglich in Str. 2 hinter den Worten: „die wir ahnen", befand, ist in den neueren Ausgaben zum Nachteil des Gedichts ausgefallen.

II. Str. 2 und 3. Beschreibung des Wesens dieses Schöpfungsdranges aus innerster persönlicher Erfahrung. Sein Verhältnis zur Natur (im weiteren Sinne von der natürlichen und der geschichtlichen Welt): „ich fühle dich" (Naturgefühl, aber auch Geschichtsgefühl s. oben S. 323); ich kenne dich (volles Verständnis für ihre Geheimnisse); ich muß dich fassen, d. h. plastisch „begreifen" (Voraussetzung des „Bildens"). Zusammenfassung dieses Verlaufs ist „Erschließung des Sinnes", Befruchtung der gesamten Anschauung, Freude und künstlerisches Genießen. — III. Str. 4 und 5. Zusammenfassung der voraufgehenden Punkte: Sehnsucht (s. I) und persönliches Verhältnis zur Natur (s. II) als treue und liebende Versenkung („fühlen") in ihr Wesen. Hoffnungsreicher Ausblick in die Zukunft, Gewißheit reicher, schöpferischer Siege. Erfüllung also der Sehnsucht zur Entfaltung aller innern Kräfte, zur Befruchtung, Erweiterung und Vertiefung des gesamten inneren Lebens, zur Erfüllung mit demjenigen Ewigkeitsgehalt, der allen wahrhaft großen, künstlerischen Schöpfungen eigen ist.

Das Empfindungsleben: Sehnsucht im Gefühl unzugänglicher Wirklichkeit, innre Gewißheit der Erfüllung; Dichtergefühl. Also eine Entwicklung mit befriedigendem Ausgang.

Einzelnes. Zu dem Ganzen vgl. das Geständnis Goethes in Wahrheit und Dichtung B. 12: „Das Resultat von allem meinen Sinnen und Trachten blieb jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen. Ich suchte das Äußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen vom menschlichen an so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tages- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen". (Aus der Zeit des Aufenthaltes in Wetzlar, in der auch dieses Gedicht entstand.) Vgl. endlich dazu die Erzählung von dem Orakel (Hineinwerfen eines Messers in die Lahn), um zu ergründen, ob des Dichters „künstlerischer Wunsch, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können", werde in Erfüllung gehen. Er meinte damals das zeichnende und malende Nachahmen; denn sein Auge „geübt, die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaften zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen" (Bd. 13 Anfang). Auch hatte er sich von Kindheit auf gewöhnt, die Gegenstände wie Maler in Bezug auf die Kunst anzusehen, auch das Zeichnen lange mit besonderer Teilnahme geübt, ja geraume Zeit gezweifelt, ob er mehr zum Dichter oder zum bildenden Künstler bestimmt sei. — Das Vermögen plastischen und malerischen Sehens hat dem Dichter das Vermögen unvergleichlich plastischer Schilderung gegeben. — Str. 1, 4 hat er die Plastik der bildenden Kunst, Str. 2, 2 die Plastik der Sprache im Sinne; beide sind wesensverwandt. — Zu Str. 4, 3 ff. vgl. das Geständnis Lessings in der Hamburgischen Dramaturgie, Stück 101—4:

„Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen" — zu Str. 5. Durch Götz v. B. (1773) und Werthers Leiden (September 1774) war G.s Dichterruhm damals schon für immer entschieden.

Metrum: jambisch.

Zur Ergänzung vgl. 1. den „Monolog des Liebhabers" (1776), dessen Schluß an den Ausgang von Str. 1 unseres Gedichts erinnert, und dessen Inhalt der Sehnsucht, auch als bildender Künstler (malerisch) schöpferisch sein zu können, lebendigen Ausdruck giebt; — 2. den Schluß vom „Künstlerlied" (1817) mit dem Hinweis auf die innere Verwandtschaft und Einheitlichkeit aller schöpferischen Kunstthätigkeit.

## 2. Meine Göttin (1780).

Gliederung: I. Str. 1. Erste Thesis: den höchsten Preis gebe ich der Tochter des Zeus, der Phantasie; vorläufige, die wesentlichsten Züge zusammenfassende Beschreibung derselben zur ersten Totalauffassung. — II. Str. 2—4. Begründung. Zeus hat sie ausgestattet vor anderen mit reichsten Gaben. — III. Str. 5. Zweite Thesis: Laßt uns dankbar ihn preisen, der sie den sterblichen Menschen zur Gattin gesellte. — IV. Str. 6—9. Nähere Begründung dieser Aufforderung durch Hinweisung auf das, was diese Göttin uns ist; Mahnung, ihr „lieblich" und schonend zu begegnen. — V. Str. 10. Ausblick auf den Wert ihrer Genossin und Schwester der Hoffnung.

Ausführung und Einzelnes: Str. 1. Nicht von der Phantasie im engeren Sinne als dem Organe künstlerischer und dichterischer Thätigkeit ist die Rede, sondern von ihr als einer allgemein menschlichen Geisteskraft; aber der Dichter hat als solcher die nächste Aufforderung, sie zu preisen („meine Göttin"; „ich gebe den Preis" ihr u. s. w.). Die Bezeichnungen: „ewig beweglich, immer neu, seltsam" treffen die wesentlichsten Züge (differentia specifica) ihrer Natur, ihre wunderbare, schöpferische, nie versagende Gestaltungskraft. — Str. 2. „Launen" = ungebundene Freiheit und Willkür. — Str. 3. Umschreibung der Thätigkeit der heitere Lebensfreude und Frohsinn suchenden Phantasie. Die Vorstellung einer Göttin wird festgehalten und dieselbe jetzt als eine Sylphide, Elfe oder Fee in lachender, sonnenbeglänzter Landschaft gedacht. „Sommervögel" = Schmetterlinge. — Str. 4. Gegensatz: die Thätigkeit der düsteren, schwermütigen, des Lebens Weh und Leidenschaften darstellenden Phantasie; dem entsprechend die geisterhafte Erscheinung der Göttin in wilder, sturmgepeitschter, nur von wechselnden Mondesblicken erhellter Landschaft. — Str. 5—9. Das Verhältnis zu den Menschen ist das zarteste der Genossin seines Lebens, seiner Freuden und Leiden; sie hat die Macht, uns aufzurichten unter dem Joch der Notdurft des beschränkten Lebens und hineinzuheben in das Reich des Idealen. Aber die Göttin wird ihres Amtes nur walten können, wenn wir ihr die gebührende Stellung einräumen und ihr geben, als der Geliebten Liebe, als der Frau des Hauses die Würde (s. oben S. 311 die Natur und S. 258 das Vaterland als Geliebte), sie auch schützen vor meisternder Beschränkung durch Klügelei und banausische Weisheit. — Str. 10. Da die Phantasie allein dem Gemüt für die Lebenswallfahrt genügende Befriedigung nicht geben kann, so wünscht der Dichter zur Genossin sich noch die Hoffnung, die in

des Lebens „Freud'" eine Treiberin ist, d. h. zu frischem Schaffen beseelt, wie eine Trösterin in des Lebens „Elend".

Metrum: freies Maß, ähnlich dem B, V, 1.

## Ergänzungsstoffe.

A. Der Schluß aus

a. Natur und Kunst (1802).

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Gerichtet gegen die falsche Ansicht, die Genialität, der dichterische Schöpfungsdrang als solcher allein schon mache den großen Dichter, eine Ansicht, welche in ähnlicher Weise schon Horaz, ars poëtica V. 409 ff. bekämpft.

Natura fieret laudabile carmen an arte,
Quaesitum est; ego nec studium sine divite vena
Nec rude, quid possit video, ingenium: alterius sic
Altera poscit opem res et coniurat amice.

Ein Gesetz der Schönheit und Schranken der Sittlichkeit für das Genie verlangte auch Klopstock s. oben S. 292. — Man erinnre an die ungestümen Dichter der Sturm- und Drangperiode Lenz, Klinger, Wagner, welche, durch G.s Götz angeregt, sich in falscher Genialität gefielen und doch nichts Großes leisteten, weil sie die Notwendigkeit des Maßes, der Beschränkung und des Gesetzes nicht anerkennen wollten. Das „Gesetz" aber ist volle, künstlerische Beherrschung des Stoffes nach Inhalt und Form in dem Sinne, wie es Klopstock in der Ode: „An Freund und Feind", Str. 9—16 näher ausführt, s. oben S. 297.

b. Studien (1827).

Die unmittelbare Nachahmung der Natur (Wirklichkeit) habe ihn wohl nach und nach dahin gewöhnt, den Sinn „zu vergnügen" (Vorstufe für den Kunstsinn); aber ganz habe das Wesen der Schönheit und Kunst sich ihm erst erschlossen an den Werken der Griechen, weil die Schöpfung dieser die Gebilde der Natur schon in dem reinen, verklärten und erhöhten Zustand einer vollendeten Idealisierung aufzeigen. In den Schöpfungen der Griechen sind die Kunstgebilde selbst zu einer neuen „Natur" geworden.

c. Antike (1821).

Homer und Phidias, die Vertreter griechischer Kunstvollendung in der dichtenden und bildenden Kunst — sie sollen willkommen sein jedem echten, deutschen Sinn, weil eine innre Geistesverwandtschaft besteht zwischen hellenischem und deutschem Wesen. Darum bleiben auch die Schöpfungen der Hellenen das edelste Bildungsmittel gerade des deutschen Geistes. Vgl. auch das Epigramm von Klopstock oben S. 294 und den Schluß des Epigramms Nr. 72 (Ausg. v. Göschen):

Die Griechen sehen jede leise Spur
Der unerschöpflichen Natur,
Und nahmen selten ohne Wahl.
Mit immer richtigem Verhalt
Zur Sache, machen sie dort Zeichnung nur,

Erheben hier
Vollendete Gestalt. —
Und wir? —

Treffend auch das Epigramm Nr. 73 ebendas.:

„Nachahmen soll ich nicht; und dennoch nennet
Dein lautes Lob mir immer Griechenland?" —
Wenn Genius in deiner Seele brennet,
So ahm' den Griechen nach. Der Griech' erfand.

(Vgl. oben S. 259).

d. Gedichte (1827).

In der Gruppe „Parabolisches". — Gegensatz zwischen äußerlichem Verständnis der äußerlichen Naturen („Philister") und dem innerlichen der empfänglichen, kunstsinnigen Freunde des Schönen. Nur wer „aus der Schönheit ist", vernimmt und versteht ihre Sprache. Mittel dahin zu gelangen: „Kommt nur einmal herein!" also das willige Herzutreten und empfängliche sich Hineinversenken. Das Wesen der Schönheit ist „edler Schein" („Es scheine das Schöne"),*) der den bedeutsamen Ideengehalt durchleuchten läßt, Farben- und Gestalten-Reichtum, gefällige, anmutige Form („Zierat"), Gehalt aus dem geschichtlichen und auch religiösen Leben („Geschichte", „heilige Kapelle"). Die Wirkung ist bedeutsam, ergötzt die Augen und erbaut euren Geist, wenn anders ihr „Gottes Kinder" seid, d. h. begnadigt, diese Schönheitswelt mit geweihtem Sinne aufzunehmen. Vgl. Lessing im Laokon XXII: (die griechischen Bildner) „näherten sich mit dem Geiste des Dichters (Homer); sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen, sie sahen und empfanden wie er."

Wir lassen nunmehr einige Dichtungen folgen, welche **das Wesen der Dichtkunst in objektiven Bildern** vorführen und zwar 1. in frei erfundenen, 2. in Anlehnung an bedeutende oder große Dichter.

e. Der Sänger (1783).
(s. die Behandlung in Bd. III, S. 14—18).

f. Hans Sachsens poetische Sendung (1776).

Vorbemerkung. Die Anlehnung an einen fingierten Holzschnitt ist berechnet, um dem Gedicht selbst etwas von dem holzschnittartigen Charakter zu geben, entsprechend den Kunstleistungen der Zeit, in die es uns versetzen will (Albrecht Dürer V. 54). Das Gedicht wird am besten zum Abschluß der Besprechung von Hans Sachs und seiner dichterischen Bedeutung behandelt; wir heben hier nur dasjenige heraus, was dem hier auszubauenden Gedankenkreise sich so einordnet, daß es die früher gewonnenen Anschauungen bestätigend zusammenfaßt**) und zugleich auf die „Zueignung" vorbereitet: die poetische Sendung, die Dichterweihe (die Muse spricht: „Ich komm', um dich zu weihen" V. 133); sowie alles, was den Dichter macht, und wie er zu einem solchen wird.

Der allgemeinste Rahmen ist gleichsam der eines Schwankes selbst, aber mit ernstem Hintergrunde. Die nächste Situation: Schauplatz ist die Werkstätte des teuern Meisters in der Stille der Sonntagsfrühe und im wonnigen Glanze der Frühlingssonne, und diese Schilderung ein Kabinetsstück der Kleinmalerei eines

*) Schiller in der Braut von Messina.

**) Die Betrachtung dieser Gedichte vertritt zugleich die Stelle eines den Gewinn zusammenfassenden Rückblicks; s. oben S. 291 ff. und 312.

Stilllebens; der Meister, vom dichterischen Schöpfungsdrange erfüllt, die Welt, die er „in seinem Gehirne brütend hält", auch aus sich heraus zu stellen (s. oben C. Nr. 1, S. 336), befähigt mit hellem Auge zu klarem und reinem Schauen, aber auch mit der innern Kraft, das Geschaute gestaltend und bildend in leichter Rede wiederzugeben. So ist die Dichterweihe vorbereitet.

Die Dichterweihe selbst. Es erscheinen ein vollkräftiges, junges Weib als Vertreterin der „thätigen Ehrbarkeit, Großmut und Rechtfertigkeit"; ein altes Weiblein, man nennt sie historia, mythologia, fabula; ein lustiger Narr mit einer großen Schar von Narren am Seile hinter sich. Von diesen weist das junge Weib dem Dichter das Weltwirrwesen, durch das ihn der Natur Genius führen soll, daß er mit klarem und treuem Blick, mit aufgeschlossenem Sinn für alles Schlichte, für Ehre und Recht, Frummkeit und Tugend in der Wirklichkeit wie in einem Zauberkasten erkenne (s. oben C. 1. S. 336) ihr festes Leben und Männlichkeit, ihre innere Kraft und Ständigkeit, endlich auch lerne, diese Wirklichkeit mit heiterer Phantasie (s. oben C. Nr. 2 S. 337) in erlesenen, heiteren Dichtungen („schwankweise") den Menschen zur Belehrung und Witzung darzustellen, wie Albrecht Dürer sie gesehen und gebildet habe. Das alte Weiblein zeigt ihm an Stoffen der biblischen und profanen Geschichte das geschichtliche Leben mit seinen Tugenden und Lastern, seinen Bildern sittlicher Erhabenheit und Verschuldung (tragische Poesie). Diese bannen des Meisters Sinn und Geist, daß er kein Auge davon verwendend sich ganz hineinversenkt und es dann wiedererzählt treu und lebenswahr „als wär er selbst gesyn dabei". Der Narr endlich lehrt ihn, wie man mit lustigem Spott die Thorheiten der Menschen aufdecken könne (komische Poesie), damit man „der Welt zugleich mit dem Ergetzen desto süßer das Gute möcht' einschwetzen" (Fischart).

Aber die Befähigung, das darzustellen, mit geistiger Klarheit den Schwall sicher zu beherrschen (s. oben S. 338 a), das Einzelne zu unterscheiden und zu verbinden (s. oben S. 314), was man gefühlt, erkannt und gefaßt hat, auch schöpferisch zu bilden (s. oben S. 336), und so mutig fortzusingen und zu schreiben — das vermag allein die Muse zu verleihen. Sie steigt auf der Wolke Saum herein zu des Oberfensters Raum, heilig anzuschauen wie ein Bild unsrer lieben Frauen, „umgiebt ihn mit ihrer Klarheit immer kräftig wirkender Wahrheit" und vollzieht an ihm mit Segensspruch die Dichterweihe: „Ein heilig Feuer (die dichterische Begeisterung des Genies), die in dir ruht, schlag' aus in hohe, lichte Glut" (s. oben S. 336). Aber damit das innere treibende Leben immer bei holden Kräften bleibe und seine Seele sei „wonnereich einer Knospe im Taue gleich", wird ihm der Ausblick eröffnet auf ein liebliches Mädchenbild. Treue Liebe soll den Dichter und sein Glück jung erhalten, was die Wirklichkeit und die Geschichte mit ihrem Ernst oder auch Kurzweil nicht vermögen (s. oben Gruppe A II). Weil er nun so zu einem Dichter von Gottes Gnaden geweiht ist und in dem heimlichen Glück schöpferischen Bildens sich dauernd emporgehoben weiß über die gewöhnliche Wirklichkeit in das lichte Reich der Ideale (V. 179 u. 80), so hat ihm die Nachwelt als einem echt deutschen Dichter den Eichkranz (s. oben S. 255) ewig jungen Nachruhms auf das Haupt setzen können, und zwar durch die berufenste Hand eines der größten deutschen Dichter.

## g. Epilog zu Schillers Glocke (1805).

Vorbemerkung. Auch hier gehört die eingehende Behandlung der Dichtung besser an eine andere Stelle, nämlich an den Abschluß der Besprechung Schillers; wir heben auch hier, wie bei der voraufgehenden, nur dasjenige heraus, was in

den Ausbau des uns jetzt beschäftigenden Gedankenkreises gehört, aber mit besonderer Berücksichtigung des **Verwandten**, was beide als Dichter verbindet, sowie anderseits des **Gegensatzes**, den Schiller zu Hans Sachs bildet.

Allgemeine Voraussetzung für das Verständnis: Am 12. November 1804 war Schillers Festspiel „die Huldigung der Künste" zur Bewillkommnung der Großfürstin von Rußland und Erbprinzessin von Weimar aufgeführt worden; unter „friedenreichem Klang" der Glocken war das junge Fürstenpaar in Weimar eingezogen; am 9. Mai 1805 starb Schiller; in der Nacht vom 11. zum 12. Mai bestattete man unter „mitternächt'gem Läuten" seinen Leib zur Ruhe. Am 10. August desselben Jahres wurde zur Totenfeier für ihn in Lauchstädt das Lied von der Glocke aufgeführt und dazu dieser **Epilog** in kürzester Fassung gesprochen, der sich unmittelbar an den Schluß der großen Schillerschen Dichtung: „Friede dieser Stadt bedeute, Friede sei ihr erst Geläute!" anschließt. In der Bearbeitung von letzter Hand wurde der Epilog 10 Jahre später am 10. Mai 1815 vorgetragen.

**Thesis**: (Es schritt) sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Über die gemeine Wirklichkeit hat er sich erhoben in jenem idealen Geistesfluge, der jedes echten Dichters Mitgift ist (s. oben Hans Sachs V. 131), in Schiller aber eine sein ganzes Wesen und seinen Geistesgang bestimmende Macht geworden war. Innerste Wesensverwandtschaft seines gleich ewigen, gleich lebendigen Sinnes mit der geheimnisvollen Klarheit der überirdischen Welt erschloß ihm diese in seinen **philosophischen Studien** (Str. 5, Fortschritt im Vergleich zu der nur praktischen Lebensweisheit eines Hans Sachs); der Geschichte Fluten hat er (als **Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber**) an seinem Geist vorüberrauschen lassen, durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitten gemessen und in ihren Geschicken das dunkle Buch des Schicksals gelesen, um dann in der „Blüte höchsten Strebens" als dramatischer Dichter seine Schrift in den geschichtlichen Tragödien als in geschlossenen idealen „Bildern des Lebens" selbst zu gestalten (eine ungleich höhere und idealere Welt, als die einfach schlichten Bilder der Dichtungen von H. Sachs). — Es hat der stets wachsende, „erhöhte" Glaube an die Ideale ihm sieghafte Kraft gegeben, im Kampf mit dem „Widerstand der stumpfen Welt", darnach zu ringen,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

So hat er zunächst auf den edlen Dichtergenossen (Goethe selbst) befruchtend wirken können, daß dieser aus innerster Erfahrung solchen Gewinn zu bezeugen vermochte und beider Vereinigung „zu tiefem Sinnen über die Lebenspläne" uns das herrlichste Bild vollendeter Dichtergröße und höchsten Dichterwirkens vor Augen stellt. Er war und ist der unsere (V. 17 u. 25), und hat sodann mit dem „Eigensten" seiner Natur, d. h. mit seinen Idealen auf weite Scharen, ja auf die Welt gewirkt.

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

**Ausblick** in die Unsterblichkeit eines wahrhaft großen Dichtergenius.

## Euphrosyne (1797).

Vorbemerkung. Große Dichter und die Dichtkunst selbst sind nicht nur unsterblich, sondern sie vermögen auch anderen Unsterblichkeit zu verleihen; die vollendete Schauspielkunst macht erst die (dramatische) Dichtung lebendig, wie anderseits der Dichter der beste Lehrer der Schauspielkunst ist: diese Gedanken, welche in der großen Gedankenfülle unsrer Elegie als ein paar Hauptgedanken besonders deutlich heraustreten, rechtfertigen es, dieselbe der hier behandelten Gruppe einzureihen. — Voraussetzungen. Euphrosyne ist die am 22. Sept. 1797 im Alter von nicht ganz 19 Jahren verstorbene weimarische Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann. G. in den Annalen unter dem Jahre 1791: „Es starb ein sehr schätzbarer Schauspieler Neumann; er hinterließ uns eine 14jährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte..... König Johann von Shakespeare war unser größter Gewinn. Christiane als Arthur von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung: alle die übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge sein." Sodann in einem Briefe an Böttiger: „Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres." G. nennt sie „Euphrosyne", weil die letzte Rolle, in welcher er sie sah, die E. in der Zauberoper das „Petermännchen" war; aber Euphrosyne (d. h. Frohsinn) ist auch der Name einer der Chariten (neben der Aglaja und Thalia).

Das Motiv (Totenklage, Totenfeier) klingt an das gleichartige Element der homerischen Poesie an und erinnert im einzelnen an die Erscheinung des Patroklos, die dem Achill zu nächtlicher Stunde am einsamen Strande des Meeres wird (Ilias XXIII, 58—107).

Gliederung. I. Der weiteste Rahmen: ein Erlebnis des Dichters (Vision) aus der Schweizer-Reise d. J. 1797. Landschaftsbild aus den Alpen und zwar aus der Umgebung des Gotthardt an den „stürzenden Wassern der Reuß". Die Zeichnung des landschaftlichen Hintergrundes bildet den Eingang (V. 1—8) und Ausgang (V. 147 bis 152); aber Andeutungen desselben ragen auch weiter hinein, nicht nur in die dem Eingang zunächst folgenden und in die dem Ausgang unmittelbar voraufgehenden Verse, sondern auch sonst; s. V. 73 ff. — Zeit: von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. — Die Naturschilderung von wunderbarer Großheit, deren man voll erst dann inne wird, wenn man die Elemente der Landschaftsbilder sich vergegenwärtigt und zusammenstellt: des Hochgebirges beeiste, zackige Gipfel, das Thal des tosenden, schäumenden Stromes, dessen ewige Wasser aus bewölkten Klüften sich herabstürzen; Waldeswipfel und moosbedeckte Blöcke; an dem rauschenden Strom entlang der einsame, schlüpfrige Pfad des Wanderers, und mitten in dieser wilden Umgebung der Ausblick in die Ferne auf das friedliche Idyll einer stillen, hirtlichen Wohnung (Kontrast). Über dem Ganzen aber die Zwielichtsbeleuchtung: auf den Höhen das Glühen der Gletscher, in den Thälern Nacht, bis überirdischer Glanz das Gewölk mit Purpur färbt den Duft schäumender Ströme und das grausige Geklüft ringsum erhellt und, als auch dieses in die Nacht zurückgesunken ist, über dem Walde das erste Grauen des Morgens sich ankündigt.

II. Innerhalb dieses weitesten Rahmens als nächste große Handlung die Erscheinung der Euphrosyne (die eigentliche Vision) mit dem Abschluß einer neuen selbständigen Handlung: Hermes, der Seelengeleitende (ψυχοπομπός) erscheint, gebietet zu scheiden, und versinkt mit ihr im Zuge wallender, wachsender Wolken (darüber s. unten).

III. Die Erscheinung der Euphrosyne wiederum ist im weitesten Umfang ein Dialog des Dichters (V. 17—22, mit dem bedeutsamen Schluß: „daß ich sogleich preise dich würdig im Lied") und der Euphrosyne (V. 23—140). Das Kernstück ist die Rede der Euphr. mit folgenden Gliedern: 1. die Wiedererkennung (ἀναγνώρισις) V. 23—30. — 2. Veranlassung ihrer Erscheinung (Verlangen, den Lehrer, den Freund, den Vater auch in der Ferne zu suchen V. 33). — 3. Erinnerung an die erste bedeutsame künstlerische Begegnung, als der Dichter in dem rührenden Kinde das britische Dichtergebild belebte und sie in diesem Gebilde (bei dem Tode Arthurs) schon einmal aus dem Leben geschieden zu sein schien V. 35—60. — 4. Wiedergabe der damaligen Rede des Dichters, welche die Mitte dieses ganzen Kernstücks bildet und in zwei Abschnitten sich gliedert: a. Totenklage, als der erschreckte Dichter die anscheinend Verschiedene in seinen Armen hielt (der Tod im Schauspiel ein Vorspiel zu dem nun wirklich eingetretenen). In dieser Totenklage bildet wiederum eine besondere Einheit die gnomische Gegenüberstellung der scheinbar ewigen Gesetze in dem unwandelbaren Lauf des Naturlebens und des ungewissen Wechsels in dem Geschick der Menschen V. 69—86. — b. Künstlerweihe und Einführung des Kindes in seine hoffnungsreiche künstlerische Laufbahn durch den Dichter V. 87—96. — 5. Erinnerung an die Frucht dieser Künstlerweihe, ihre Entwicklung, die sie des Dichters bildendem Geist und ihrem beglückenden Verhältnis zu ihm verdankt. Bitte, auch nach dem Tode ihrer zu gedenken V. 97—118. — 6. Letztes Lebewohl und letzter Wunsch, nicht mehr an den Lehrer, den Freund und Vater, sondern an den Dichter gerichtet: „Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehen", damit ich, die durch den Dichter gebildet wurde, mich anreihen könne würdig den hohen Gestalten, welchen das tragische Lied Unsterblichkeit gab V. 119—140. Die Aufzählung sodann der im tragischen Liede gefeierten göttlichen Frauen bildet eine kleine Einheit für sich (V. 129—140). mit beziehungsreicher Charakteristik der Euphr.; denn als treue, liebende Gattin wird sie mit der Penelope und Evadne, die sich dem Gatten Kapaneus in den Scheiterhaufen nachstürzte, als zu früh heruntergesandte mit der Antigone und der am Grabhügel des Achill geopferten Polyxena zusammengestellt. — Ausblick: „Seine Gesänge, ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt" (V. 140), d. h. die idealisierende Schöpfung des im Tode mich feiernden Dichters wird meine von ihm begonnene Bildung vollenden. Und so ist sie durch den Dichtermund für die Nachwelt der Typus geworden einer idealen Künstlernatur; ebenso aber auch das Verhältnis

beider Typus einer idealen Verbindung und Geistesgemeinschaft von Dichter und Darsteller, sowie der idealen Wechselwirkung von Dichtkunst und einer wahrhaft künstlerisch erfaßten und ausgeübten Schauspielkunst. S. oben V. 22: „Rege bedeutend mich auf, daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern Zeus', und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied". Vgl. das Geständnis G.s.: „Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten" (Brief an Böttiger).

Empfindungs- und Stimmungsleben. Naturgefühl, Kunstgefühl, innige Teilnahme an dem herben Geschick einer geliebten Person und an dem Lose des dem Tode verfallenen Menschengeschlechts; tiefste Trauer und Wehmut, über die sich versöhnend legt die weihevolle Stimmung liebender Erinnerung und die Gewißheit einer idealen, auch den Tod überdauernden geistigen Gemeinschaft; endlich Ausblick in die Unsterblichkeit des Nachruhms. — Die Dissonanz am Schluß (unbezwingliche Trauer, entkräftender Jammer, die Brust zerreißende Wehmut und der nächtlichen Thräne Fließen) löst die Ankündigung des Morgens ein wenig auf.

Einzelnes. V. 8, „mit dem heiligen Mohne". Der Schlaf wird als Gottheit gedacht und ihm der Kranz vom heiligen Mohne als Attribut gegeben. — V. 43 ff. ein Erlebnis des Dichters bei der Hauptprobe zu König Johann von Shakespeare. „Goethe spielte bei der Einübung die Rolle des königlichen Kammerherrn Hubert, der in Akt IV, 1 mit zwei Dienern, die glühende Eisenstäbe bereit halten, den Knaben zu blenden kommt, aber durch die rührenden Bitten desselben sich von seinem Vorhaben abbringen läßt. Arthur wird hierauf versteckt gehalten; aber in Akt IV, 3 springt er, um zu entfliehen, von der hohen Burgmauer herab und stirbt. Euphrosyne schildert, wie sie nach dem Sprunge vom Dichter aufgehoben und weggetragen, lange an seinem Busen den Tod geheuchelt, dann aber, als sie die Augen aufschlug, ihn in ernste Gedanken vertieft gefunden habe." (Viehoff.) — V. 69—72. Anklang an Horaz c. IV, 7, 7 ff. Die Schilderung geht in ein Landschaftsbild über, welches die Züge der ihn umgebenden Landschaft trägt. Die ganze Totenklage über die scheinbar Abgeschiedene gilt auch der nun wirklich Abgeschiedenen; sie ist in die Mitte des Gedichts gestellt, damit das Ende dem Fortleben der Künstlerin (im Nachruhm durch des Dichters Wort) gewidmet werden könne. — V. 99. „Die rührenden Reden"; ein Teil der „Theaterreden" Goethes (Bd. 6. der Cottaschen Ausg.) trägt ihren Namen als der Sprecherin; aber auch an ihre Rollen (Ophelia, Emilia Galotti, Klärchen im Egmont u. a.) ist zu denken. — V. 122. Anklang an Horaz c. IV, 8, 28; dignum laude virum Musa vetat mori, coelo Musa beat. — V. 123 ff. Anklang an Homer Odyss. XI, 72 u. 227 ff. — V. 142 vgl. Ilias XXIII, 100: „Die Seele (des Patroklos), wie dampfender Rauch, in die Erde Sank sie hinab hellschwirrend". — V. 144 ff. Handlung von großartigster Erhabenheit und zugleich Einfachheit (Plastik). Die herrliche Gestalt der Gottheit (Hermes), bisher unsichtbar, tritt gelassen hervor, erhebt mild den Stab, und vor diesem stummen Deuten versinkt die Vision; verwandelt ist die Landschaft und der Dichter allein in der grausigen Gebirgsnacht mit seinem Jammer und seinen Thränen.

Die Form durchaus beseelt und seelenvoll läßt die Grundstimmung der Wehmut fast in jedem Verse durchfühlen; auch in den Naturschilderungen. Vollendetes Muster einer Elegie. — Metrum: Distichen.

## Zueignung (1784)

Vorbemerkung. Ursprünglich Eingang zu der als Fragment noch vorhandenen Dichtung „die Geheimnisse", welche den Hörer im Geist durch alle Länder und Zeiten führen sollte, um ihm die Momente der höchsten Blüte und Frucht jeder besonderen Religion, sowie die Verwandtschaft aller idealen Gottesvorstellungen vorzuführen (vgl. G. im Anhang zu seinem Ged.); sodann poetische Einleitung zu seinen sämtlichen Dichtungen. Abfassung: 2 Jahre vor seiner italienischen Reise, als er mit der Fortbildung seiner Entwürfe zu den Dramen Egmont, Iphigenie, Tasso beschäftigt war und nach vielen Erfahrungen einer innerlichen, sittlichen wie dichterischen Läuterung der Höhe seiner dichterischen Vollendung entgegenstieg. — Die erste Totalauffassung ist durch die voraufgehende Betrachtung des Gedichtes Euphrosyne sehr erleichtert; auch hier Erfahrung und inneres Erlebnis, Verbindung einer Handlung mit landschaftlichem Hintergrund, Übergang von Wirklichkeit in Allegorie; Dialog, Vision, Wiedererkennung, Künstlerweihe.

Gliederung. I. Der weiteste Rahmen ein erdichtetes Erlebnis des Dichters. Anlehnung an ein Natur- und Landschaftsbild von höchster Schönheit bei größter Einfachheit. Die Elemente desselben: eine stille Hütte (hier als Ausgang wie in der Euphrosyne als Ziel), an eine Bergwand sich anlehnend; ein Wiesenthal, durch das ein Fluß sich hindurchzieht. Man könnte an den Wiesengrund der Ilm in der Umgebung des Goetheschen Gartenhauses im Park von Weimar denken; s. oben S. 305 Nr. 5 und 310 Nr. 3; anderes (s. bei von Loeper S. 263) weist auf das Saalthal bei Jena (vgl. oben S. 304, Nr. 4). Aber der Hauptteil der Naturschilderung gilt dem Kampf des heraufziehenden Tages mit den aus dem Thale bald aufsteigenden, bald leise sinkenden und sich hinab schwingenden Nebelstreifen (Gegensatz zur Schilderung in der Euphrosyne). Sie schließen den Dichter in einsame Dämmerung und fließen mit den Wolken zusammen, auf deren flammender Glut das „göttliche Weib" einhergetragen wird. Der Glanz, der ihrer Erscheinung voraufgeht, ist überirdisch; denn „der luftige Kampf war lange nicht vollendet"; aber er geht unmerklich in den Sonnenglanz des siegreichen Tages über (Str. 11 u. 12), ganz wie Allegorie und Wirklichkeit sich fast ungeschieden mischen. Vgl. zu dieser ganzen Schilderung die Poesie der Wolken in den Ged. A, III, 1 oben S. 313 und die verwandten und doch so verschiedenen Schilderungen in d. Euphr. und Hans Sachs' p. Sendung.

II. Die Handlung. Die Erscheinung der Göttin der Dichtkunst und die durch sie an dem Dichter vollzogene Dichterweihe. — 1. Vorbereitung; Erregung der Erwartung und einer weihevollen Stimmung. Str. 1 und 2. — 2. die Erscheinung selbst (Vision). Str. 3 und 4. — 3. Dialog zwischen der Göttin und dem Dichter mit folgenden Gliedern: a. Wiedererkennung (ἀναγνώρισις). Erinnerung an den früher geschlossenen Bund und Gewißheit seiner ewigen Dauer. Str. 5—7. b. Läuterung des Dichters zur Selbsterkenntnis und dadurch Genesung; Erneuerung des

Bundes; alles zur Vorbereitung auf die folgende Weihe. Str. 8—10. — c. die Weihe selbst; Höhe der Handlung Str. 11—13. — d. Ausblick auf die Wirksamkeit des geweihten Dichters.

Ausführung und Einzelnes. Str. 1—3: Zeit („Morgen", „der junge Tag erhob sich mit Entzücken"), Landschaft (s. oben), Stimmungswelt (Erquickung der frischen Seele durch die erquickte Natur) in einheitlicher Wechselwirkung. — Str. 4: Nur wenige Züge in der äußern Erscheinung („ein göttlich Weib", „kein schöner Bild sah ich in meinem Leben", „das hohe Wesen"), aber zahlreiche Züge in ihren Handlungen: „sie sah mich an" (Str. 4, 8) „mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht" (Str. 10, 1) „sie lächelte" (Str. 8, 1 und 10, 5); „sie reckte die Hand aus in die Streifen der leichten Wolken und des Dufts umher" (Str. 11, 1 ff.); sie spricht „mit einem Munde, dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß" (Str. 5, 1), so mild, daß ich sie „ewig höre sprechen" (Str. 12, 3). — Str. 5: Wiederholte Hervorhebung der ἀναγνώρισις: „Kennst du mich nicht"? „Du kennst mich wohl" (Str. 5). Verhältnis des Dichters zur Poesie, wie dasjenige zu einer Geliebten (s. oben S. 311). — Str. 7—9: Rückblick auf seine poetische Vergangenheit mit manchen Irrungen (Sturm- und Drangperiode), auch Leerheiten (gesellschaftliche und höfische Poesie) und vielen Hemmnissen (Entwürfe ohne Vollendung); ein Selbstzeugnis, daß schon jetzt (vor der italienischen Reise) höhere, reinere, vollkommenere Ideale seine Brust erfüllen, die ihn von den Genossen der kleinen Dichter und Dichterlinge trennen, mit denen er seinem Geschlecht voraufeilte, einsam mit sich selbst das Glück genießend, das ihm die Erkenntnis des Wesens der vollendeten Poesie in ihrer ganzen priesterlichen Hoheit gewährt. Diese Erkenntnis trat bald darauf in den vollendeten Schöpfungen Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea heraus, deren Bedeutung von den Zeitgenossen noch nicht genügend verstanden und erst von der Nachwelt ganz gewürdigt wurde. Und doch mußte diese Erfahrung, daß dem gereiften Dichter jetzt als unvollkommen gilt, was früher ihm selbst und seinen Zeitgenossen schon als Höhe des Dichterruhms erschienen war, ihn belehren, wie nur unausgesetztes Ringen und nie rastendes Streben nach Vervollkommnung zur Vollendung führt, und wie rechte Selbsterkenntnis am sichersten auch die Dichtergröße verbürgt. — Auch hat der Dichter für diese Mahnung alles Verständnis, fühlt selbst das Versucherische, das in dem Vollgefühl, ein „Übermensch" zu sein, liegt; aber er ist sich auch des vollen Wertes der vom Genius ihm verliehenen Gaben bewußt und der mit diesen ihm gewordenen Aufgabe, für andere dieses „edle Gut" nutzbar zu machen, den schöpferischen Drang und das Schaffungsvermögen nicht nur zur Gestaltung von Dichtungen zu benutzen, sondern durch sie auch schöpferisch neue Bahnen zu eröffnen und den Brüdern zu zeigen (s. oben Mahomets Gesang S. 322 ff.); dies auch die rechte Abklärung seines früheren Prometheischen Bewußtseins (s. oben S. 332). — Str. 10: Nach solchem Bekenntnis und solcher Bezeugung rechter Selbsterkenntnis ist er nunmehr geschickt, die Dichterweihe im Sinne einer Weihe zum höchsten Schaffen zu empfangen. Es wird der „ewige Bund" erneut; der Muse Gnadenblick macht den Dichter genesen, erhebt seinen Geist zu neuer Freude und begründet in ihm ein neues Verhältnis unbegrenzten, innigen Vertrauens zur Göttin. — Str. 11—13: Die Dichterweihe selbst, eine Scene von höchster Poesie in der Vereinigung von Natur- und Geistesleben, göttlicher und menschlicher, äußerer und innerer Handlung, Allegorie und Wirklichkeit, die denkbar schönste thatsächliche Erläuterung dessen, was in der Allegorie als das Wesen der Poesie bezeichnet wird.

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Umschreibung des Wesens der Ideale als der durch die Phantasie (s. oben S. 337 Nr. 2) zur Wahrheit erhobenen, geläuterten und verklärten Wirklichkeit. Die idealen Gebilde sind, weil unwirklich, „Schein" („der Dichtung Schleier" Umhüllung, Gewebe), aber Sonnenklarheit, d. h. mehr als Wirklichkeit, erhöhter Zustand derselben, die Wahrheit. „Das Ideal der Poesie ist wahrer Lebensgehalt in den reinen Äther der Schönheit erhoben" (Zimmermann). Das Schauen der Ideale und das schöpferische Drängen, ihnen Gestalt zu geben, ist Gnadengabe aus einer höheren Welt an das Genie und will mit stiller Seele von dort empfangen werden; so wird es am genialsten zu wirken vermögen, beglückend für das Dichtergenie selbst, aber durch ihn und seine Schöpfungen auch befruchtend und erhebend für andere („die Freunde" Str. 14), endlich Unsterblichkeit des Dichters begründend und andern verleihend. „Das Gedicht ist ein Widmungsgedicht mit einem Januskopf, dessen schönes Antlitz der Zukunft zugekehrt ist" (Viehoff).

Empfindungs- und Stimmungsleben. Naturgefühl und Kunstgefühl; das letztere als gehaltenes Vollgefühl eines großen Dichtergenius; innere Gewißheit bahnbrechenden Wirkens und der dichterischen Unsterblichkeit. Weihevolle Stimmung.

Verwandte Stoffe: Horaz c. II, 20. III, 30. Klopstock, „An Freund und Feind" s. oben S. 296.

Form. Die Sprache überall, und nach den wechselnden Aufgaben in verschiedener Weise, von vollendeter Anschaulichkeit und Plastik, von unnachahmlicher Milde und Weichheit und von höchstem musikalischem Wohllaut (viel Allitteration). — Metrum: die achtzeilige Reimstrophe; Ottaverime.

Gesamturteil: „Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas giebt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit diesem Gedichte gleich käme" (L. F. Huber).

## Anhangsweise

mag hingewiesen werden auf Nr. 35 der venetianischen Epigramme: Auf Herzog Karl August von Weimar: „Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine" u. s. w. — Der Abschluß der ganzen Betrachtung G.s ist nicht an dieser Stelle, sondern nach der Behandlung der Dramen und sonstigen etwaigen Stoffe zu machen.*)

Dr. Otto Frick.

---

*) Nachträglich sei bemerkt, daß wir in der chronologischen Bestimmung der Gedichte stets den Angaben v. Loepers gefolgt sind.

# Friedrich von Schillers
## Gedankenlyrik.
### Für die Oberklassen höherer Lehranstalten behandelt.

---

Benutzte Hilfsmittel: Heinrich Kurz, Schillers Werke (Leipzig, Bibliographisches Institut). — Dr. Viktor Kellner, Schillers Gedichte für Schule und Haus (Berlin, Reuther und Reichard). — Dr. K. L. Leimbach, Ausgewählte Dichtungen Friedrich von Schillers. 3. Aufl. (Cassel, Theod. Kay). — Prof. Dr. A. Richter, Fr. v. Schillers ausgewählte Dichtungen, namentlich philosophischen Inhalts, für die Oberstufe höherer Lehranstalten (Gera, Theodor Hofmann. „Aus deutschen Lesebüchern" IV. 1. Aufl.). — Prof. Dr. H. Viehoff, Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt (Stuttgart, C. Conradi). — Die Erläuterungswerke von Götzinger, Düntzer, Hoffmeister u. a. — Boxberger, Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. (Stuttgart, Union). — Herm. Marggraff, Schillers Briefwechsel mit Körner (Leipzig, Veit u. Comp.). — Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. von Humboldt (Stuttgart). — Thikötter, Ideal und Leben nach Schiller und Kant (Bremen, Heinsius). — Dr. Fr. Lampadius, Geburtsstätte des Liedes an die Freude (Leipzig, Weber). — K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Bd. V. (Dresden, L. Ehlermann). — Die Litteraturgeschichten von Vilmar und Scherer.

## I. Schillers nationale Bedeutung.

Ohne Begeisterung ist nichts Großes, noch weniger etwas Gutes in der Welt vollbracht worden. Wer hohe Ziele klar zu zeigen und die Begeisterung dafür nachhaltig zu schüren weiß, der gehört zu den Erziehern seines Volkes und zu den Wohlthätern der Menschheit. Zu diesen Erziehern und Wohlthätern unseres Volkes, ja der Menschheit gehört in erster Linie Friedrich von Schiller. Begeistert singt er das Höchste, was Menschengeist erstrebt, und begeisternd fallen seine Gedanken und Worte in die Herzen und Geister seines Volkes. „Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeisterung!" schrieb Schiller an Körner.

Schiller ist der Dichter der idealen Weltanschauung, wie sie als Sehnsucht in den Seelen der Besten lebte und immer leben wird. Mit klarem Blicke erfaßte er die bunten Bilder der Wirklichkeit in ihren wechselvollen Erscheinungen. Mit scharfer und tiefer Einsicht ging er dem Grunde der Erscheinungen nach, erkannte ihre treibenden Kräfte und legte

ihre Gedankenunterlage bloß. Mit idealem Hochblick schaute er über dem Wirrwarr des Gemeinen das Vollkommene in idealer Ausgestaltung. Mit wunderbarer Kunst der Sprache wußte er das Geschaute und Empfundene zu gestalten und flammend in die Seelen zu werfen. Und all sein Denken und Dichten, sein Reden und Thun vollzog sich in einer reinen, sittlichen Lebensluft. Denn:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!"

konnte Goethe dem heimgegangenen Freunde nachrufen.

Schiller war zugleich Realist in der Anschauung, Philosoph in der Begründung, Idealist in der Gesinnung, Künstler in der Gestaltung und sittliches Vorbild in der Einheit seines Denkens, Dichtens und Lebens.

Eine solche geistige, künstlerische und sittliche Größe muß den tiefgreifendsten und nachhaltigsten Erziehungseinfluß auf ihr Volk und sonderlich auf die bildungsfrohe und begeisterungsfähige Jugend ausüben und eine stete lebendige Quelle der Begeisterung und der nationalen Erziehung sein und bleiben.

Die Jugend soll die Kunst des rechten Lebens lernen! Diese besteht darin, die Dinge des Lebens recht zu sehen und zu erfassen, sie in ihrer Begründung und Verbindung zu begreifen, sich thätig und leidend in sie zu schicken, an eine vollkommenere Gestaltung zu glauben und hingebend an deren Verwirklichung zu arbeiten.

In wie hohem Maße Schiller als Lieblingsdichter seiner Nation diese Aufgabe der Volkserziehung erfüllt hatte, das zeigte am 10. November 1859 die allgemeine, begeisterte Feier seines hundertjährigen Geburtstages in allen Schichten seines Volkes, ja in der ganzen gebildeten Welt.

That und Wahrheit war geworden, was Schiller in den Tagen seiner Bedrängnis an seine mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, ahnend geschrieben hatte, als der Körnersche Kreis in Leipzig ihn durch begeisterte Briefe und sinnige Gaben erfreut hatte: „Wenn ich denke, daß mehr solche Leser sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Kein anderer Dichter hat die deutsche Eigenart in ihrer praktischen Tüchtigkeit, in ihrer Gedankenregsamkeit, in ihrer sinnigen Gemütlichkeit, in ihrem Wahrheits- und Freiheitsdrange, in ihrem idealen Zuge und Fluge und in ihrem sittlichen Streben so tief erfaßt und so kräftig zum Ausdruck gebracht wie Schiller. In ihm und seinen Werken finden wir uns selbst in unserem besten Sein und Streben. Er ist der edelste und treuste Dolmetscher der deutschen Volksart und darum mit Recht der Lieblingsdichter der Nation, ein Volkserzieher von Gottes Gnaden.

## II. Schillers erziehliche Bedeutung.

Erziehung ist das planmäßig geleitete Wachsen und Werden eines Menschen. Was wirkt nun erziehlich? Große und gute Muster, große Gedanken im schönen Sprachkleide, die Zucht der Wahrheit und der Liebe! Der bewegende Nerv der Erziehung ist die Begeisterung des Zöglings für Erziehungsmuster, Erziehungsziele und Erziehungsmittel.

Wer als Erzieher wirken will, muß Seele und Sprache des Zöglings kennen, ihn durch Ideale begeistern und durch das eigene Vorbild führen können. Alle Saiten, die in der jugendlichen Seele klingen oder klangfähig schlafen, muß er zu rühren und so zu stimmen verstehen, daß sie endlich zum rechten, reinen Lebensklange zusammen stimmen.

Die Jugend bewundert jede Größe. Sie berauscht sich an schönen Gedanken. Sie lauscht dem Klange einer musikalischen Sprache. Sie knirscht unter dem Zwange der Willkür, verwünscht Lüge und Heuchelei, fühlt Erbarmen mit jedem Unterdrückten und Unglücklichen, folgt mit leidenschaftlicher Teilnahme jedem Entwickelungsgange, der durch Kampf zum Siege führt, und sucht in ihrer Weise die Ideale der Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit zu verwirklichen.

Wer wäre da zum Führer und Erzieher geeigneter als Schiller? Er ist der Held des Gedankens und der That, der Bannerträger der edelsten Ideale. Sein eigener Entwickelungskampf, der ihn aus den Hecken der widerlichsten Verhältnisse zur Höhe des gefeiertsten Dichters führte; die Fülle und Tiefe seiner Gedanken; die Reinheit und Höhe seiner sittlichen Ideale; die Schönheit, der Klang und Glanz seiner Sprache; sein sittlich ernster Kampf gegen alles Gemeine, gegen Druck und Ungerechtigkeit, gegen Lüge und Unnatur: alles dies begeistert die Jugend, reißt sie hin zur lebhaften Anteilnahme und führt sie als erziehliche Macht den rechten Lebenszielen zu.

„Den Grundzug von Schillers Werken bildet die Größe und der sittliche Adel der Gesinnung, der sich überall mit flammender Begeisterung ausspricht und die den Leser mit wunderbarer Kraft über das Gemeine erhebt."

In der herben Beurteilung der Bürgerschen Gedichte sagt Schiller: „Poetische Begeisterung ist nicht genug für den Dichter; man fordert Begeisterung eines geläuterten Geistes. Alles, was der Dichter geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es wert sein, der Mit- und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese zur reinsten und herrlichsten Menschheit hinaufzuschrauben, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichsten zu rühren." „Und die Werdenden zu erziehen!" könnte man hinzufügen.

Was ist's nun, das uns in Schiller und seinen Werken rührt und erzieht? Nach Freiheit als der menschenwürdigsten und gedeihlichsten Lebensluft des Geistes strebt er; aber nur im Rahmen der Ordnung will er sie walten und sich entfalten sehen.

Nie verhandelt er um des Vorteils willen mit der Lüge und dem Scheinwesen. Wahrheit und gesunde Natur fordert er für Leben und Streben. Nie ruht er selbstzufrieden auf seinen Lorbeeren, sondern vorwärts und aufwärts drängt es ihn zu höherer Entfaltung. Bescheidenheit im Urteil über das Erreichte und unermüdliches Streben nach dem Besseren kennzeichnen seine Arbeit.

Nie lähmt träger Genuß sein Streben nach höheren Kunst- und Lebenszielen, höchstens gebietet ihm die Krankheit öfter ein schmerzliches Halt. Sein bestes Genießen ist sein Thun, die Seele seines Thuns aber Stetigkeit und Herzenshingabe.

Nie schwebt der dichtende Geist in den Lüften der Idealität, während die Füße im Schlamme waten, sondern Einheit des Erkennens und des Wollens, des Dichtens und Lebens prägt sich aus in der ernsten Sittlichkeit des Dichters und seiner Gedichte.

Im Thun mit Kraft, im Leiden mit Geduld, so geht er vorbildlich seinen Lebensweg.

Immer bleibt er dem Bestreben treu, das Menschliche in das Göttliche zu verklären. Der Übel größtes sieht er in der Schuld, der sittlichen Aufgaben höchste in der Heiligung der Gesinnung und der Sühnen wirksamste in der besseren That. Gott, Tugend und Unsterblichkeit sind und bleiben die Dreiheit seines Glaubens, das Ringen und Streben nach Veredelung seiner Seele und nach wirksamer Bethätigung der Liebe die sittlichen Aufgaben seines Lebens.

Denselben erziehlichen Geist atmen alle seine Werke.

Seine lyrischen Gedichte enthalten eine reiche Fülle großartiger Gedanken in einer hinreißenden Sprache. Die volltönenden Worte, die überraschenden Bilder, die wirkungsvollen Rhythmen, die klangvollen Reime und der wundervolle Fluß und Glanz der Sprache schmeicheln und heften sich in Ohr, Herz und Gedächtnis und werden so zu einer erziehlichen Wegzehrung für das ganze Leben.

Die philosophischen und kulturhistorischen Gedichte spiegeln am reinsten seine Gedanken über Welt und Leben, also seine Weltanschauung wieder und zeigen die hohe Bedeutung der Kunst als Erziehungsmittel. Die tiefsten sittlichen Ideen sprechen sie mit lyrischem Schwunge, oft auf epischer Grundlage, aus. Sie besonders sind ein äußerst wirksames Bildungs- und Erziehungsmittel für die deutsche Jugend auf den höheren Bildungsanstalten. Ihre erziehliche Verwertung in den höheren Schulen ist der eigentliche Zweck dieser Arbeit.

Die Epigramme zeigen die Wahrheit im stacheligen Scherzgewande. Auch sie entsprechen als Bildungsmittel einer Seite unseres Wesens, dem Humor, der nicht auf allzu schmale Atzung gesetzt sein will.

Die Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen sind immer Träger hoher Gedanken und paaren höchste Anschaulichkeit mit hinreißender Sprachgewalt. Sie gehören als Bildungsgut der ganzen Nation in allen ihren Schichten.

In den Dramen flutet in Fülle und Klarheit eine Welt von Gedanken und Thaten. Die Stoffe liegen stets dem Interesse nahe. Die Handlung ist bewegt und reißt fort. Die Darstellung ist lebendig und ergreifend. Ein hoher Adel der Gesinnung, eine lebhafte Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne und ein glühender Haß gegen das Schlechte und Gemeine spricht aus allem. Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, malt der Dichter mit vollendeter Meisterschaft das Bild des Lebens und hält Gericht über Gedanken und Thaten seiner Helden. Niemand wird sich der hohen erziehlichen Wirkung der Schillerschen Dramen, mögen sie gelesen oder auf der Bühne aufgeführt werden, entziehen können. Ihre Bedeutung für die Schulerziehung wird in einem besonderen Bande der „Erläuterungen" gezeigt.

Aus Schillers geschichtlichen Werken spricht zwar kein gründlicher Forscher, wohl aber ein meisterhafter Ordner der Thatsachen und ein bewundernswerter Schilderer. Ist das Beste an der Geschichte die Begeisterung, die sie wirkt, so hat Schiller erziehlich das Beste mit seinen historischen Schriften erreicht. Es ist unmöglich, sie ohne Begeisterung zu lesen und achtlos an seinen bedeutenden Gedanken vorüber zu gehen.

In den philosophischen Schriften offenbart Schiller gründlichstes Nachdenken bei meisterhaftem Stil, rednerische Kraft bei erziehlicher Kunst. Die Kunst ist ihm die wirksamste Erziehungsmacht. „Nur durch das Morgenthor des Schönen dringt der Mensch in der Erkenntnis Land." Die Natur soll an der Hand der Kunst zur Geistigkeit und Sittlichkeit emporgebildet, die Neigung veredelt, die Sitte geadelt, das ganze Wesen der Vollkommenheit zugeführt werden. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" ruft er den Künstlern zu. Alles in ihm und seinen Werken ist erziehlich gerichtet, um das wahrhaft Gute für sein Volk zu erreichen. Unsere besten Erziehungsmächte sehen wir in ihm und seinen Werken verkörpert.

„Lägen nicht in Schiller die höchsten Ideen des Wahren und Guten verkörpert, so hätte er nicht der Lieblingsdichter des deutschen Volkes werden und nun ein Jahrhundert bleiben können." (Dr. W. Kellner).

## III. Die Entwickelung von Schillers Wesen und Weltanschauung.

Der Werdegang eines bedeutenden Menschen ist von hoher erziehlicher Kraft für die Jugend. Worin wir uns selbst mit unserem Wesen und Streben finden, das gefällt und reizt zur Nachfolge. Schillers Entwickelungsgang erklärt nicht nur sein Wesen und seine Weltanschauung, sondern spiegelt sich bis auf den heutigen Tag in Tausenden von strebenden und gärenden Jugendwesen wieder.

Unter dem Zwange der Erziehung in der Karlsschule zu Stuttgart, unter der Willkür und den Launen eines Gewaltherrschers wie des Herzogs Karl, unter dem Drucke eines aufgezwungenen Berufes, in dem Zwie-

spalt zwischen Neigung und Pflicht und in dem Kampfe mit allerlei wirtschaftlichen Verlegenheiten litt der begabte, freiheitsdurstige Jüngling unendlich und lechzte nach Erlösung aus der Enge und dem Gedränge seiner Verhältnisse.

Für die herben Jugenderfahrungen, für den rohen Zwang und die willkürlichen Eingriffe in seine persönliche Freiheit rächte er sich durch einen tiefen Haß gegen die damalige Welt- und Lebensordnung. In seinen Jugendgedichten fand das unterdrückte „Ich" grelle Töne und riß mit seinem wilden Pathos besonders die Jugend hin. Haß gegen die Tyrannen und Drang nach Freiheit lagen in der Luft.

Später urteilte Schiller selbst über seine Jugendgedichte: „Es waren die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantismus, unsichere Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst nicht einigen Geschmackes." Sie entsprachen aber dem Zeitgeiste, der schwülen Gewitterluft, welche die heranziehende französische Revolution ankündigte. „Nieder mit allen Schlagbäumen! Fort mit jedem Zwange! Tod den Tyrannen und ihren Helfershelfern!" Das war die Losung der „Kraftmenschen", die dem „Ewiggestrigen" ihr leidenschaftlich bewegtes „Ich" als das höhere Recht entgegensetzten. Die „Leidenschaft" sollte Quelle, Inhalt und Seele der Poesie sein.

Aus dem Zwange des Despoten, der ihm sogar das Dichten untersagte, befreite sich Schiller durch die Flucht nach Mannheim. Dem Groll gegen die verkehrte Weltordnung gab er in seinen „Räubern" Ausdruck. Sie machten ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne. Aber der Ruhm hatte seine Kehrseite. Der Dichter geriet in böse Gesellschaft, in Schulden und nagenden Zwiespalt des Gewissens.

Aus den Irrnissen und Wirrnissen dieser Lebensperiode rettete ihn abermals eine Flucht. Er ging auf das Gut Bauerbach bei Meiningen zu Frau von Wolzogen, der Mutter eines Freundes. Hier in der Stille des Landlebens und unter der Fürsorge einer mütterlichen Freundin hielt er Einkehr in sich selbst. Der stürmische Wogenschlag seines Wesens beruhigte sich. Das hohe, hohle Pathos stimmte sich in einfachere und natürlichere Töne um. Die Wolken des Hasses, der Schwermut und Überspanntheit verzogen sich. Der wilde Freiheitstaumel klärte sich zur Freiheitsliebe ab. Der Drang nach Genuß klang aus in dem Gedichte „Resignation":

„Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur."

Dankbar schrieb er seiner mütterlichen Freundin: „Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben."

Was Stille und mütterliche Liebe begonnen, das setzte die Freundschaft fort. Der innige Freundschaftsbund mit Körner, erst in Leipzig, dann in Dresden, wurde für Schiller eine Quelle des Segens.

Körner befreite den Freund aus den lästigen Fesseln der Schulden, öffnete ihm sein gastliches Haus, ließ ihn das tiefe Behagen einer edlen Häuslichkeit empfinden, regte ihn zu ernsten Kant- und Geschichtsstudien an und übte an seinen Dichtungen eine scharfe aber liebevolle und förderliche Kritik. Der Briefwechsel zwischen Körner und Schiller ist nicht nur die beste Quelle für die innere und äußere Geschichte der Schillerschen Dichtungen, sondern auch das schönste Denkmal der Freundschaft und ihrer erziehlichen Macht sowie einer gemeinsamen förderlichen Arbeit. Von der Kantschen Philosophie fesselten den Dichter besonders das Schönheitsprinzip und das Sittengesetz. Er fand hier das natürliche menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in seiner Reinheit begründet.

Der stetige Einfluß eines ruhigen, glücklichen Lebens hob des Dichters Lebensmut, während seine geschichtlichen und historischen Studien seinen Blick erweiterten, seine Gedanken schärften und vertieften und die Spannkraft seines Geistes mit neuer Frische belebten. Auch bei ihm erwiesen sich Arbeit und Liebe als die schöpferischen Glücksmächte des Lebens.

Das Lied „An die Freude", das er in Gohlis dichtete, bekundet diesen Umschwung der Stimmung. Es fand weithin den lebhaftesten Anklang und wird heute noch als Gesellschaftslied gern angestimmt. Schiller selbst urteilte später abfällig darüber. „Weil die „Freude" einem fehlerhaften Geschmacke der Zeit entgegenkam, so hat sie die Ehre erfahren, gewissermaßen ein Volkslied zu werden."

Durch die „Götter Griechenlands" klingt noch einmal der schmerzliche Zwiespalt zwischen der kahlen, kalten Wirklichkeit und einer erträumten und ersehnten Welt des Schönen. „Mit der „Entgötterung der Natur" seien die Freuden vom Baume des Lebens gefallen. Das Glück, das der Dichter entbehrte, eine Verwirklichung seiner Lebensideale, sei nur in der verklärten griechischen Götterwelt zu finden gewesen. Nur in der völligen Harmonie der Natur mit dem geistigen Leben und Streben sei volles Glück zu finden. Die Kultur habe die Natur „entgöttert" und damit dies Glück zerstört." Das Gedicht ist oft als eine Verherrlichung des Heidentums und als eine Herabsetzung des Christentums dem Dichter sehr übel genommen worden.

Schiller selbst sagt darüber: „Der Gott, den ich in den „Göttern Griechenlands" in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern eine aus vielen und gebrechlichen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt, sowie die Götter Griechenlands, die ich ins Licht stelle, nur die lieblicheren Eigenschaften der griechischen Mythologie, in einer Vorstellung zusammengefaßt, sind".

Dr. Philippi meint: „Schiller gab nur einem Zwiespalt seines Innern Ausdruck: sein Verstand sah sich unauflöslich gekettet an das, was er zu jener Zeit für die Wahrheit hielt, nämlich an den mit der modernen

mechanischen Naturauffassung verbundenen rationalistischen Deismus, d. h. den Gottesglauben aus Vernunftgründen. In dem Manne der hohen Lebensideale lag aber ein sehnliches Verlangen nach einem Frieden, den der kahle, flache Rationalismus nicht geben konnte. Diese Sehnsucht flüchtete zurück in den vermeintlich harmonischen Ur- und Naturzustand der griechischen Mythenwelt."

Dr. V. Kellner findet in dem Gedichte immerhin eine schöngeistige Überschätzung rein ästhetischer Lebensinteressen und eine Entstellung historischer Wahrheit.

In dem Gedichte „Die Künstler" finden sich Wahrheit und Schönheit als Gegensätze ausgeglichen.

„Was wir als Schönheit hier empfinden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn."

Der Beruf der Künstler als Bewahrer der Menschheitswürde und als Bildner und Beglücker der Menschheit ist in hohen, oft dunkeln Worten dargestellt.

Und weiter und höher stieg nun der Mann auf der Entwickelungsleiter zur Vollendung als Dichter und als Mensch. Die Sprache der Bibel und Homers ward ihm das großartigste Muster der Einfachheit. Die philosophischen und historischen Studien gaben ihm Stoffe, klärten sein Urteil und reinigten seinen Geschmack. Die Schrecken der französischen Staatsumwälzung lehrten ihn die Ordnung als wesentliches Stück der Freiheit schätzen. Die Liebe einer edlen, verständnisvollen Gattin und ein behagliches Familienheim; der anregende Einfluß der trefflichen Freunde Körner, Goethe und Wilhelm v. Humboldt; die thatkräftige Fürsorge des Herzogs von Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann für den erkrankten Dichter; der begeisterte Beifall der Besten seines Volkes: alles das schuf eine Lebensluft um den Dichter, in der seine Werke und auch sein Glück gediehen. Sein Fleiß in der Arbeit an sich und seinen Werken ließ sich von keiner Mühe bleichen, von keinem Hemmnis aufhalten und selbst nicht von dem Siechtum des Körpers lähmen.

Über die Art von Schillers Arbeit an sich selbst urteilt Wilh. von Humboldt so: „Sich fremder Eigenart nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder großen Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüts; aber die fremde Individualität ganz, als verschieden zu durchschauen, vollkommen zu würdigen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört wenigen an und war in Schiller hervorragender Charakterzug."

Wilhelm Scherer schreibt über Schillers Lebens- und Entwickelungsgang: „Kein Göttersohn, kein Götterliebling! Nicht Thetis war seine Mutter, nicht Athene hat ihn beschützt (wie den Achill, mit dem Goethe den heimgegangenen Freund verglich)! In der Niedrigkeit ist er geboren; durch Niedrigkeit hat er sich jahrelang geschleppt; wüst und wild

war seine Jugend, reich an Leidenschaft und Katastrophen; ungeregelt stürmte sein Dichtertalent; revolutionärer Ingrimm war seine Muse, der starke Effekt sein Leitstern. Niemand warnte ihn auf seinem Wege; das Publikum jubelte ihm zu; enthusiastische Freundschaft warf sich ihm an das Herz. Lange strebte er vergebens nach einem äußeren Halt. Um das Glück zu suchen, kam er nach Weimar. Was er erreichte, war mäßig: eine magere Professur in Jena, später eine beschränkte Existenz in Weimar. Dazu bald ein kränklicher, dahin siechender Körper. Aber dreierlei Großes hat ihm das Schicksal verliehen: die Freundschaft Goethes, die unverbrüchliche Liebe einer edlen Frau von einfachem Herzen und, was noch mehr ist als Glück in der Freundschaft und Ehe, die unverlierbare Hoheit der Seele! Wie lang er harrte, wie schwer er kämpfte, wie tief er sich beugte, bis ein Strahl des Glückes seine Stirne streifte: es blieb etwas unberührt in seinem Innern, das Flügel hatte und ihn sicher emportrug. Aus dem stürmischen Jünglinge ward ein fester Mann!"

## IV. Die wesentlichen Züge von Schillers Weltanschauung.

Die Zeichnung eines solchen Bildes vor Behandlung der philosophischen Gedichte erscheint als Vorwegnahme dessen, was von den Schülern als Schlußergebnis gefunden werden soll. Ein wahrhaft psychologischer Unterrichtsgang kann und darf ein Gesamtbild von Schillers Weltanschauung nur am Ende der Einzelbetrachtungen aus den einzelnen Zügen zusammenstellen, wie sie die einzelnen Gedichte geliefert haben.

Es sind aber zwingende Gründe, welche zu einer Abweichung von diesem methodischen Gange nötigen.

1. Die voraufgegangene Behandlung der Balladen, der lyrischen und didaktischen Gedichte, besonders des Liedes von der Glocke, hat bereits viele Züge der Schillerschen Weltanschauung klar herausgestellt.

2. Die philosophischen Gedichte enthalten mehr eine gedankliche Begründung und Verbindung der bereits im einzelnen gewonnenen Züge.

3. Einzelne philosophische Abhandlungen spiegeln besonders deutlich die Schillersche Weltanschauung wieder. Sie können nur im gedrängtesten Auszuge gegeben werden, sind aber als Grundlage der Erklärung, als eigentliche und beste methodische Einführung in die Gedankenlyrik unentbehrlich.

4. Es muß dem Ermessen des Lehrers anheimgestellt werden, was er bei Behandlung der Schillerschen Gedankenlyrik von dem Nachfolgenden als Grundlage und Einführung vorausnehmen und was er als Abschließendes am Ende nachfolgen lassen will.

In seiner Schrift über „Anmut und Würde" legt Schiller die Wechselwirkung zwischen der Sinnlichkeit und der Vernunft im Menschen klar. Der Mensch ist ein sinnliches Wesen und soll ein sittliches werden. Der Kampf zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, „Fleisch und Geist" nennt es die Bibel, ist der schwerste, der Sieg der Sittlichkeit über die Sinnlichkeit der schönste.

„Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden
Bleibt uns nur die bange Wahl."

Über der realen Welt mit ihren Strömungen und Strebungen lebt, allerdings nur als Gedankenbild, eine ideale. Letztere bildend und beglückend auf erstere wirken zu lassen, ist die künstlerische, erstere in letztere zu verklären, die sittliche Erziehungsaufgabe. In Anmut und Würde sind die künstlerischen und sittlichen Ideale verwirklicht.

Die volle Harmonie von Sinnlichkeit und Vernunft heißt Anmut. Der Mensch darf nicht nötig haben, ehe er der Stimme des sinnlichen Triebes folgt, erst die Moral um ihre Grundsätze zu befragen. Mit einer gewissen Sicherheit, ohne Gefahr der Mißleitung, muß er ihr vertrauen können. Diese Sicherheit beweist, daß sich Sinnlichkeit und Vernunft in Übereinstimmung befinden. Das ist das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige, was man unter einer schönen Seele versteht. In ihr harmonieren Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung, und Anmut ist der Ausdruck in der Erscheinung. In ihrem Dienste bewahrt die Natur zugleich Freiheit und eigenartige Formen. Erstere büßt sie unter der Herrschaft eines strengen Gemütes, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit ein. Eine schöne Seele verklärt und verschönt Mienen und Bewegungen, Rede und Handlung. Die Schönheit hat Anbeter, die Anmut nur Liebhaber, denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Würde ist der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung. Die Beherrschung der sinnlichen Triebe durch die moralische Kraft des Willens ist Geistesfreiheit und deren Ausdruck in der Erscheinung Würde. Sind Anmut und Würde, jene durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft noch unterstützt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung. Nach diesem Ideal sind die Antiken gebildet, die nach Winckelmanns treffendem Worte „in der edlen Einfalt und stillen Größe ihren Ausdruck finden".

In den 27 Briefen über ästhetische Erziehung läßt Schiller das moralische Ideal vollständig im ästhetischen aufgehen und faßt Natur und Geist, Neigung und Pflicht, Anmut und Erhabenheit harmonisch zusammen in dem Begriffe des Schönen. Die Kunst soll die Erzieherin des Menschengeschlechts, die Bewahrerin seiner Würde und die Schöpferin seines Glückes sein.

Der dichterische Genius kann sich nur auf zweifache Weise äußern, in der naiven und sentimentalen Dichtung. Auch darüber hat Schiller eine eigene Abhandlung geschrieben. Einige Gedanken daraus mögen hier Platz finden.

Der Dichter ist entweder Natur, oder er wird sie suchen; jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter. Beide Richtungen sieht Schiller durch Goethe und sich selbst vertreten. Die reine Menschennatur wirkt mit Sinnen und Vernunft als empfangendes und selbständiges Vermögen harmonisch als sinnliche Einheit. Der Mensch der Kultur hat diese Harmonie verloren und kann nur nach moralischer Einheit streben.

Die Übereinstimmung zwischen Empfinden und Denken, die im reinen Zustande wirklich stattfand, existiert für den Kulturmenschen nur noch als Streben, als Gedanke, als Ideal. Sie ist nicht mehr in ihm als Thatsache seines Lebens, sondern außer ihm als Gedankenbild, das verwirklicht werden soll. Die Poesie soll der Menschheit möglichst vollkommenen Ausdruck geben. Den naiven Dichter wird die lebensvolle Nachahmung des Wirklichen, den sentimentalischen die Darstellung des Ideals kennzeichnen. Die Idee der Menschheit ist der hohe Begriff, wo beide Arten zusammentreffen.

Goethe bedurfte zu jedem Gedichte einer unmittelbaren Anregung durch das Leben, Schiller dagegen versetzte sich in die dichterische Stimmung, stellte die reale Welt unter den Gesichtspunkt seiner dichterischen Persönlichkeit und prägte der Außenwelt den Stempel seiner Innenwelt auf. Aus dem Zwiespalte des menschlichen Daseins rettete er sich in des Herzens stille Räume, in das Heiligtum seines dichterischen Genius.

„Die Erscheinungen der Außenwelt nahm er liebend in sich auf, ließ ihr Echo in seiner Seele austönen und gab sie in vollendeten Werken der Kunst der dankbaren Welt als Geschenk zurück“ (Dr. V. Kellner).

Schiller spricht den Unterschied der dichterischen Empfängnis bei Goethe und bei sich selbst in dem Distichon „Übereinstimmung“ aus.

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.

Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

„Schillers Dichtungen waren aufs engste an das Denken in all seinen Höhen und Tiefen geknüpft. Es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend spalten und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte“ (Wilh. v. Humboldt).

Die eigene Gedankenwelt zum dichterischen Prägstempel für die Welt der Erscheinungen zu machen, kann nur der höchsten Kraft gelingen. Ein schwächliches Vermögen wird ungesunde Stimmungen und schiefe Bilder zum Ausdruck bringen, das Außen- und das Innenbild verschieben und fälschen.

„Daß es Schiller gelang, die drohenden Klippen der subjektiven Dichtung, der Gedankenlyrik, zu vermeiden, daß er die Ideendichtung auf den Gipfelpunkt menschlichen Könnens erhob, dazu half seine hohe dichterische Begabung und der unerschöpfliche Reichtum seiner Gedanken, die der Menschheit Glück und Jammer in gleicher Weise liebend und mitfühlend umspannten. Dazu war er nach eigener ernster Lebensführung durch die historische und philosophische Schule gegangen. In der ersteren hatte er seinen Blick geschärft für die hohen Aufgaben der Menschheit und jenes bewundernswürdige Gerechtigkeitsgefühl gewonnen, mit welchem er jede Idee im Kulturleben der Völker in ihrer wahren Bedeutung erfaßte und würdigte; in der letzteren hatte er seine anfangs verworrenen Ideen zur

makellosen Klarheit hindurch gearbeitet und die unwandelbare Überzeugung gewonnen, daß früher oder später das sittliche Prinzip den stumpfen Widerstand der Welt besiegen werde" (Dr. V. Kellner).

Den Schlüssel des Verständnisses für viele seiner philosophischen Gedichte bildet der Gedanke, daß den klaffenden Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit nur die ästhetische und moralische Erziehung versöhnen kann.

Im klassischen Altertum findet Schiller mehr als in der zerklüfteten und widerspruchsvollen Gegenwart die ungeschiedene Einheit einer einfachen, gesunden Natur und einer harmonischen Lebensführung. Darum soll Geist und Vorbild der Alten, besonders in der verklärten Gestalt ihrer Kunstschöpfungen, die Gegenwart befruchten, sie zu schöner Einfachheit und Einheit zurückführen und durch möglichste Verwirklichung der künstlerischen und sittlichen Ideale die Kluft schließen, welche die Kultur zwischen dem Einst und Jetzt aufgerissen hat. Die beste Erzieherin sei die Kunst, der höchste Genuß das Schöne. Die Sinnlichkeit werde durch das Gesetz der Sittlichkeit in Zucht genommen. Die Sittlichkeit schafft heilige Ordnungen, die als Sitte die wohlthätigste Herrschaft über die Menschheit ausüben. Vor allem hat die Wahrheit eine erziehende und läuternde Macht. „Erkennet die Wahrheit, und sie wird euch frei machen!" Aber erkauft ihren Besitz nicht durch Schuld!

Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!

Glück erblüht nur in der Übereinstimmung von Pflicht und Neigung, in dem Ausleben der Persönlichkeit und in der Harmonie des Innen- und Außenlebens. Geläuterte Neigung und Pflichttreue sollen gleichsam in trauter Ehe leben, dann wird Zufriedenheit ihr Kind sein. Aus dem Irrsal und Wirrsal der Welt und ihrer Meinungskämpfe rette dich in das eigene Herz! Hier ist eine Freistatt für das Leid, ein Ruhehafen nach dem Sturme.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.

In allem Wechsel und Wandel bleibe treu der Natur, die jugendlich immer in immer veränderter Schöne sich selbst treu bleibt.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! Die Kunst ist unerschöpflich wie sie. —
Strebt weiter und weiter, doch haltet nur
An der ewig wahren, der alten Natur. —

Genieße dankbar die Gaben der Kunst, die das beste Veredelungsmittel und den schönsten Schmuck des Lebens bilden!

Sie teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beglückt nach Haus.

Wenn auch der Dichter bei der Teilung der Erdengüter meist karg bedacht ist, so trägt er doch im Herzen ein Himmelserbteil. Sein bester Reichtum ist sein Lied.

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

An die vorstehende Gedankenreihe, die als Mittelpunkt die Erziehung des Menschen und der Menschheit hat und die sich um die Gegensätze Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Natur und Kultur, Ideal und Leben, Altertum und Neuzeit, Wahrheit und Irrtum, Kunst und Künstler gruppiert, schließt sich eine zweite, welche die Aufgaben des Lebens in der Arbeit, in der Freude, in der Freundschaft, im häuslichen Zusammenleben und in der staatlichen Gemeinschaft zum Gegenstande hat. Die denkende Arbeit sei des Lebens bester Inhalt; sie ehrt und adelt den Menschen.

Zum Werke, das wir ernst bereiten —
Arbeit ist des Bürgers Zierde —
In der Kräfte schön vereintem Streben
Vollendet sich das wahre Leben.

All die schönen Ideale wie Liebe, Glück, Ruhm und Wahrheit verblühen, nur die Freundschaft und die Arbeit halten Treue und helfen die Bürden des Lebens tragen.

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürde liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand! —

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört! —

Treue Arbeit verdient den Genuß der Freude. Wie Arbeit die Würze des Genusses, so ist Freude der Lohn der Arbeit.

Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun. —
Freude hat uns Gott gegeben —.
Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Laß dich nicht vom Geschick beugen! Sei ein Mann und dir selbst getreu! „Recht hat jeder Charakter, der sich nicht selbst widerspricht." Hasse den Feind nicht, sondern lerne von ihm!

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen.
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Mann und Weib haben ihre Sonderaufgaben im Hause und im Leben; die treue Erfüllung derselben schafft das Glück der Familie und der Gesellschaft.

Der Mann muß hinaus —.
Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau —.

Treue Pflichtübung erfüllt die Zeit mit Ewigkeitsgehalt. Durch Thaten und durch Leiden ringt sich der Mensch zur Vollendung empor.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Das Recht der freien Persönlichkeit steht höher als die Willkür des Herrschers; der freie Gehorsam ist besser als der Zwang der Gesetze. Wahre Freiheit ist nur möglich und segensreich im Rahmen der Ordnung.

Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter —.
Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen zum Besseren!

Das Vaterland ist der höchste Gemeinschaftsbesitz, die Hege- und Pflegestätte unserer besten Güter, Vaterlandsliebe das teuerste und festeste Band.

Die das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande. —

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

Lebe im Ganzen als dienendes Glied, einig und treu mit deinen Volksgenossen! Nur in der Eintracht ist Macht.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Eine unendliche Fülle schöner Gedanken, treffender Wahrheiten und reifer Lebensansichten finden sich in knappster Form in den Epigrammen, den Votivtafeln und den Xenien.

## V. Grundsätze für die Stoffauswahl und Stoffanordnung.

Die Fülle des wertvollsten Stoffes und die Verschiedenartigkeit der Einteilungsgründe erschweren eine Auswahl und Anordnung des Stoffes. Dem Zwecke dieser Arbeit gemäß, kann nicht eine litterarische, sondern muß allein die pädagogische Rücksicht den Ausschlag geben. Was der Entwickelungsstufe der Lernenden, die in Schillers Gedankenlyrik eingeführt werden sollen, kongenial und was erziehlich am wirksamsten ist, das wird auszuwählen sein.

Schiller selbst ordnete 1800 seine Gedichte nach poetischen Gattungen und unterschied dabei 1. Balladen und Romanzen, 2. Elegien, 3. Lyrische Gedichte, 4. Epigramme.

Sein Freund Körner teilte in der Ausgabe von 1812 die Gedichte nach der Zeitfolge der Abfassung ein und betonte damit zugleich den Entwickelungsgang des Dichters. Er unterschied dabei drei Perioden: 1. die Jugend-, Sturm- und Drangperiode des Dichters bis zur Übersiedelung nach Leipzig 1785; 2. die Zeit des Aufenthaltes in Leipzig, Dresden und Jena bis zur engen Verbindung mit Goethe 1794; 3. die Zeit in Jena und Weimar bis zu seinem Tode 1805.

Ein dritter Gesichtspunkt ist der, die Dichtungen nach ihrem Inhalte als Spiegelbilder der Welt- und Lebensanschauung des Dichters zu einem einheitlichen, kulturhistorischen Welt- und Lebensbilde zu gruppieren.

Da es dem Erzieher besonders darauf ankommen muß, die Zöglinge in Schillers ideale Welt- und Lebensauffassung einzuführen, sie darin heimisch zu machen und sie dafür zu begeistern, so wird dieser Gesichtspunkt erziehlich am bedeutsamsten sein.

Es gilt also, die Gedichte nach besonderen Zielpunkten strahlenförmig um die Persönlichkeit des Dichters zu gruppieren, um dadurch ihre Licht- und Wärmewirkung in den jugendlichen Geistern und Herzen zu verstärken. Eine Sonne — die Person des Dichters —, aber viele Strahlen — seine Gedanken! Viele Strahlen, aber eine Licht- und Wärmewirkung!

Bei dieser pädagogisch-sachlichen Gruppierung wird das Verwandte sich zu verstärkter Wirkung zusammenschließen und jede Seite der vorbildlichen Dichterpersönlichkeit wie des Zöglings zu voller Geltung kommen lassen. Der litterarische Gesichtspunkt der Reihenfolge wie der einzelnen Entwickelungsstadien des Dichters wird bei jeder Inhaltsgruppe auch Beachtung finden.

Folgende Stichwörter, unter die sich die betreffenden Gedichte gruppieren lassen, möchten in etwa erschöpfender Weise die Zielpunkte und Richtlinien angeben, wonach sich ein Bild von des Dichters Weltanschauung gestalten ließe.

## I. Erziehung des Menschen und der Menschheit.

1. Sinnlichkeit und Sittlichkeit; Neigung und Pflicht.
2. Ideal und Leben.
3. Natur und Kultur (kulturhistorische Dichtungen).
4. Die Kunst als Erziehungsmittel.
5. Altertum und Neuzeit.
6. Wahrheit und Irrtum; Sein und Schein.
7. Dichteraufgabe und Dichterlos.

## II. Aufgaben des Menschen und der Menschheit im Leben.

1. Gedanke und That. That und Leiden.
2. Arbeit und Genuß.
3. Freundschaft und Liebe.
4. Herz und Welt. Schuld und Schicksal.

5. Mann und Weib; Stände und Standesaufgaben.
6. Gott, Tugend und Ewigkeit.
7. Freiheit und Vaterland.

## VI. Methodische Winke für die Behandlung.*)

Eine psychologische, wahrhaft lebenskräftige Unterrichtsweise soll Lernstoffe in Bildungsstoffe verwandeln oder die außer uns liegenden Bildungsgüter zu innerem Eigenbesitz machen. Sie hat nährkräftige Stoffe zu wählen, genußfähig zuzurichten, lebensfrisch einzuführen, im Gesamtorganismus heimisch zu machen und im Gesamtleben zu verwerten. Ihre Aufgaben sind im einzelnen, a) den Lernboden genau zu erforschen (Schulart, Schulalter, Lehrplan, Bildungsziel), b) den Lernstoff zu beherrschen, und zwar wissenschaftlich und künstlerisch (Umfang, Inhalt, Gliederung, Anknüpfung), c) die Lernlust zu reizen (Zielangabe, Erregung der Spannung), d) den Lernprozeß zu leiten (Erweckung des Interesses, Gewinnung von Anknüpfungspunkten, Darbietung eines neuen, anziehenden und homogenen Stoffes), e) die Lernfähigkeit zu steigern und die Lernarbeit zu vertiefen (Durchforschung des Gedankenkreises nach brauchbaren Vorstellungen als Lernstützen, Bloßlegung des Gedankengehaltes, Zusammenfügung alter und neuer Vorstellung, Beleuchtung der Schönheiten und Eigentümlichkeiten in der Darstellungsform), f) den Lerngewinn zu befestigen (Wiederholung, Vergleichung, begriffliche Zusammenfassung) und g) den erworbenen Bildungsbesitz zu verwerten als neue Triebkräfte des Denkens, Redens, Schreibens und sittlichen Handelns. Erst wenn sich die Lernstoffe in Willensantriebe und sittliches Thatleben umsetzen, ist die Lehr- und Lernarbeit mit dem höchsten Erfolge gekrönt.

Bei der Vorführung und Behandlung einer Auswahl von Schillers philosophischen Gedichten, die möglichst treu seine künstlerische, wissenschaftliche und sittliche Weltanschauung wiederspiegeln, muß folgendes beachtet werden:

I. **Bei der Vorbereitung!** Sie soll den Zögling mit Vorliebe in die Werkstätte des Dichters führen und hier zeigen, wie sein Genius und sein Fleiß als treue Bundesgenossen die schlichten Rohstoffe in Kunstwerke verwandelt haben, wie seine Kunst der sinnigen Erfassung und Pflege eines unscheinbaren Keimes endlich einen fruchtreichen Baum daraus hat erwachsen lassen. Das wird den Zögling mit Bewunderung erfüllen, ihn für den gottbegnadeten Dichter begeistern und Ohr wie Herz für sein Wort öffnen.

---

*) In trefflicher Weise hat Rektor Fr. Krause in Cöthen die „Gliederung der Lehrarbeit in der Erziehungsschule“ in einem Büchelchen von 80 Seiten beleuchtet. (Dessau und Leipzig, Richard Kahles Verlag).

II. **Bei der Darbietung!** Es werden diejenigen Gedichte ausgewählt und ausführlicher behandelt, welche den bezeichnendsten Ausdruck von Schillers Weltanschauung bilden. Die verwandten Gedanken der übrigen werden als Ergänzungsstoffe herangezogen. Auf guten Vortrag der Schillerschen Gedichte ist besonderer Wert zu legen. Durch ihn wird das Wort zum Klange, der Gedanke zum Leben. Die Betonung bedarf hier und da der Begründung. Vor allem sind die Gegensätze, die bei Schiller so häufig und so bedeutsam sind, hervorzuheben. Sie sind oft gleichbedeutend mit Sinnerschließung. Durch den Gegensatz wird meistens eine Sache am besten und raschesten klar gemacht.

Guter Vortrag durch den Lehrer wird in den Schülern das rechte Verständnis anbahnen, eine gehobene Stimmung schaffen und Begeisterung für den Dichter und seine Gedanken wecken. Das ist die rechte erziehliche Lebensluft. Herzenstöne überzeugen besser als Wortschälle.

Die Wort- und Sacherklärung zum Texte muß möglichst kurz, knapp und taktvoll sein. Bei keinem Dichter ist die Gefahr des Herabziehens, Verflachens und Verwässerns so groß wie bei Schiller. Die Hoheit seiner Gedanken und der Schwung seiner Sprache leiden keine Übersetzung in trockene, prosaische Erklärungen. In der Vorbereitung muß der Boden des Verständnisses gewonnen sein. Kann dieselbe auch nur Richtlinien angeben, so muß dem stimmungsvollen Augenblicke und der inneren Mitarbeit der Schüler doch auch etwas zugetraut werden. Eine Eigentümlichkeit der Schillerschen Gedichte bedarf einer besonderen Berücksichtigung; das sind die vielen mythologischen Anspielungen. Diese müssen in der Vorbereitung klar gestellt sein, wenn nicht die Wirkung des Gedichtsvortrags gestört, ja verfehlt werden soll. Verständnislücken wirken stets als Stromunterbrecher der Stimmung. Bei Durchmusterung der dichterischen Baustoffe ist es am Platze, auch die mythologischen in das rechte Licht zu stellen.

„Die Erläuterungen sollen Anregung, nicht Sättigung geben." Darum gehört eine Vergleichung der verschiedenen Lesarten, eine vorschnelle Kritik und ein überkluges Besserwissenwollen nicht hierher. Die Gabe des Dichters werde schön und begeistert dargeboten, verständnisvoll erfaßt und dankbar genossen. Die voreilige Kritik beeinträchtigt meist den Genuß und lähmt die Flügel der Begeisterung, wie die allzu breite Ausführlichkeit der Erläuterungen Kraft und Duft der Dichtungen verflüchtigt.

Eine zielbewußte Vorbereitung des Lehrers wird der Dichtergabe wie dem Worte des Lehrers und der Mitarbeit der Schüler den rechten Platz anweisen, damit die Wirkung nicht vom Zufall abhängt. Der Lehrer muß vor der Stunde genau wissen, was zu geben und was zu fordern, was zu entwickeln und was zusammenhängend zu geben ist, was für sich selbst spricht und was eines Dolmetschers bedarf.

Wohl soll der Lehrer dem Augenblicke auch etwas vertrauen; wohl kann es versuchsweise auch einmal heißen: „Ich ging im Walde so für mich

hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn": aber solche Finderkünste soll er bei Wiederholungen versuchen; hier darf und soll er die Stoffmassen bald nach diesem, bald nach jenem Leitmotiv sich gestalten lassen. Bei Neubehandlung aber soll er seine Zeit nicht mit Tasten verlieren und das Ergebnis nicht auf glückliche Einfälle bauen. Hier soll der Stundeninhalt als fertiges Gebilde vor seiner Seele stehen.

III. **Bei der Vertiefung!** In den einzelnen Gedichten finden sich hier und da räumliche und örtliche Winke, aus denen sich ein Gesamtbild aufbauen läßt. Bei der „Gedankendichtung" wird das allerdings seltener als bei den epischen Gedichten der Fall sein. Wo sich ein Lagebild nicht naturgemäß ergiebt, soll es nicht gewaltsam geschaffen werden.

Von besonderer Bedeutung ist bei der Gedankenlyrik der Gedankengang in seiner Gliederung und Zuspitzung. Oft spricht Schiller die Grundgedanken klar und schön aus, oft aber müssen sie auch unter Blumen und Bildern gesucht werden. Der Gedankenfortschritt in den einzelnen Strophen ist häufig durch Schlagworte des Dichters gekennzeichnet.

Charaktergemälde werden sich nur in einzelnen Fällen aus den philosophischen Gedichten entwickeln lassen. Aber alle Charakterzüge bilden in ihrer Zusammenfassung das Charakterbild des Dichters und seiner Weltanschauung. Es wird darum eine besonders wichtige Übung sein, die einzelnen Gedanken nach ihrer inneren Zugehörigkeit in eine bestimmte Vorstellungsgruppe einzuordnen und die einzelnen Gruppen zu einem Gesamtbilde zusammenzufügen, wie es als „vorläufige Verständnisunterlage" in IV skizziert ist.

IV. **Bei der Verwertung!** Verwandte und bekannte Stoffe sind als Verständnishilfen, als Vorstellungserweiterungen und als Vergleichsstoffe heranzuziehen, damit das Neue seine sichere Masche in dem gesamten Vorstellungsnetze gewinne. Die schönsten Gedanken sind als Merksätze auszuwählen und als Lebensnormen auswendig zu lernen. Kein anderer Dichter nimmt in unserem Sprachschatze und in unsern sittlichen Leitgedanken einen so breiten, wichtigen Platz ein wie Schiller. Einen unerschöpflichen Reichtum von Stoffen zu Rede- und Stilübungen bieten die Schillerschen Sentenzen. Sie in ihrem Zusammenhange und in ihrer praktischen Bedeutung für das Leben zu beleuchten, ist eine überaus dankbare Bildungsaufgabe. Bleibender Gedächtnis-, Denk- und Herzensbesitz sollen eine Anzahl Schillerscher Gedankendichtungen werden und bleiben durch sicheres Auswendiglernen und schönen Vortrag. Was die Schüler denkend erarbeitet, mitfühlend erfahren und in reinster Form sicher gelernt haben, das hilft als Lebensbesitz ihr Glück bauen. —

# 1. Sinnlichkeit und Sittlichkeit. Neigung und Pflicht. Ideal und Leben.

Der Mensch ist ein wunderliches Gemenge von Geist und Fleisch, von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, sein Leben ein steter Kampf zwischen Neigung und Pflicht, Genuß und Entbehrung. In der sinnlichen Menschheit ohne den Zügel der Sittlichkeit sehen wir den Krieg aller gegen alle. Das liebe „Ich“ sucht sich mit Nägeln und Zähnen, mit Fäusten und Füßen Platz zur Sinnenweide zu machen. Begier, Genuß und Überdruß sind immer auf wilder Jagd und in steter Abwechselung begriffen. Die Ungerechtigkeit sitzt auf dem Throne, die Lüge lehrt auf Lehrstühlen, die Sinnenlust opfert an tausend Altären, und der Schein prunkt auf Straßen und Gassen. Nur Vorteil und Furcht, Gewohnheit und Gewalt scheint die Welt im Gange zu halten. Aber es giebt über diesem Wirrsal eine höhere, geheimnisvolle, geistige und sittliche Macht, die der Verzerrung und Vertierung der Menschheit wehrt: das ist das Ideal, die reine, vollkommene geistige „Gestalt“, ein Bild der Vollkommenheit, das über dem irdischen, fleischlichen Wirrwarr gestaltend wie Gottes Geist über den Wassern schwebt, leuchtend und leitend in den besseren Seelen lebt und mildernd, bildend und beglückend wirkt. Ps. 85 sieht dies Bild verkörpert: „Ehre wohnet in unserem Lande. Güte und Treue begegnen, Gerechtigkeit und Friede küssen sich.“ Stephanus sah dies Bild, da er aufschaute in den offenen Himmel. Diese Gedanken bilden den Grundton der nächsten Gedichtsgruppe.

## Resignation.

(1784; in der Thalia erschienen 1786.)

1. Auch ich war in Arkadien geboren,
   Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
   Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

2. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
   Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
   Und die Erscheinung flieht.

3. Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
   Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
   Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

4. Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
   Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
   Und nennest dich Vergelterin.

5. Hier — spricht man — warten Schrecken auf den Bösen
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

6. Hier öffne sich die Heimat der Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

7. „Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gieb deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben.“
Ich nahm die Weisung auf das andere Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

8. „Gieb mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gieb deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“ —
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab sie ihr.

9. „Die Schuldverschreibung lautet an die Toten“,
Hohnlächelte die Welt!
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.“

10. Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leiht?

11. „Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.

12. „Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn — Unsterblichkeit?

13. „Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?“ —

14. Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen;
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

15. All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet;
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter groß geachtet,
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn!

16. „Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen," rief er, „hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß!

17. „Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

18. „Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück."

I. **Vorbereitung.** „Schiller hat (nach Hoffmeister) dies Gedicht mit tiefstem Gefühl aus der Gesamterfahrung seines bedrängten Lebens heraus wie ein Glaubensbekenntnis ausgesprochen." In Sturm und Drang, im wilden Wetten und Wagen glaubte er das äußere Glück erringen zu können. Aber nach den herbsten Erfahrungen mußte er die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur beklagen, die Genuß und Glauben, Sinnenglück und Tugend, Reales und Ideales nicht mit einander zu vereinigen vermag. Entweder Sinnenglück oder Seelenfrieden! Für beides zugleich ist kein Raum im Menschen. Für eins muß er sich entscheiden. Aus dieser Überzeugung entwickelte sich Schillers spätere Lebensansicht. Bisher hatte er in der verkehrten Einrichtung und den Mißbräuchen der menschlichen Gesellschaft die Quelle aller Übel und alles Unglücks gesehen. Nun erkannte er, daß im Wesen des Menschen selbst der Widerspruch und die Quelle des Unglücks liege. Sein eigenes Lebensschicksal hatte ihn gelehrt, wie Unrast dem Genusse gleich seinem Schatten folge, wie das Streben nach dem Höchsten zur Entsagung der sinnlichen Freuden zwinge und wie diese Entbehrung im Jenseits auf keinen Ausgleich hoffen dürfe. Diese Gedanken klangen aus in dem Gedichte „Resignation", das beim ersten Druck auch die Überschrift „Eine Phantasie" trug. Wilh. v. Humboldt meint deshalb, „der durchgeführte Hauptgedanke müsse als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemütes angesehen werden. Das Gedicht trüge aber Schillers eigentümliches Gepräge an sich in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder und in der ganz originellen, die kühnsten Zusammensetzungen begünstigenden Sprache." Zweifellos bezeichnet das Gedicht einen Wendepunkt in Schillers Leben, den Abschluß der Sturm- und Drangperiode und den Anfang einer ruhigen Entwickelung.

II. **Zur Erläuterung.** Str. 1. Der Anfang der „Resignation" (Verzichtleistung, Ergebung) ist ein Anklang an eine Gemäldeunterschrift im Palast Colonna in Rom: „Et in Arcadia ego" (Auch ich war in Arkadien). Nach Schillers Brief an Körner vom 8. Dezember 1787 wollte der Maler Reinhardt eine große Landschaft zu dem „Et ego in Arcadia" malen. Auch Goethe gab seiner „Italienischen Reise" dies Wort als Überschrift. Es ist schon lange und sehr oft als geflügeltes Wort gebraucht und häufig angewandt worden. Das alte Arkadien war die mittelste Landschaft im Peleponnes und von einem einfachen, glücklichen Hirtenvolke bewohnt, das sein Glück und Behagen in Musik und Tanz, Poesie und Festfreude fand.

Str. 2. Des Lebens Mai und der kurze Lenz sind die Jugendzeit, ja das ganze Leben. Der stille Gott ist der Genius des Todes; er taucht oder löscht die Fackel; das Leben entflieht, und totenstill wird's da, wo eben noch die Unruhe klopfte. Die Erscheinung flieht, d. h. das Leben wie eine Traumerscheinung.

Str. 3. Die Brücke zur furchtbaren Ewigkeit ist Sarg und Grab. Furchtbar ist sie in ihrer Unfaßbarkeit und in ihren Geheimnissen. Der Vollmachtsbrief zum Glücke ist der Glücksanspruch, den jeder Mensch bei seiner Geburt für das Leben mitbekommt. Er ist unerbrochen, d. h. er hat seine Anweisung auf Lebensfreude nicht zur Geltung bringen können.

Str. 4. Die verhüllte Richterin ist die Ewigkeit, die Schiller zuerst ehrwürdige Geistermutter nannte. Jener Stern ist die Erde, die frohe Sage die trostreiche Lehre, daß alle Entbehrungen des Diesseits durch reichen Ersatz im Jenseits vergolten würden.

Str. 5. Des Herzens Krümmen sind die verborgenen Herzenswinkel mit ihren bösen und guten Gedanken, der Vorsicht Rätsel das unfaßliche Walten der Vorsehung, das Rechnung halten mit den Leidenden der Ausgleich aller Ungerechtigkeiten, die Vergeltung des Leidens durch Freuden.

Str. 6. Das Götterkind Wahrheit hielt meines Lebens raschen Zügel an, d. h. die Wahrheit, die vom Himmel stammt, fesselte mich schon früh und gebot mir Halt auf dem rasch und unbesonnen durcheilten Lebenswege.

Str. 7. Das Wahrheitsstreben forderte meine Jugend mit ihren Freuden und gab mir dafür eine Anweisung auf Vergeltung im Jenseits.

Str. 8. Deine Schmerzen (über den Verlust deiner Jugendgeliebten) wuchern, d. h. tragen reichliche Zinsen, jenseits der Gräber, d. h. im ewigen Leben.

Str. 9. Zu diesem Glauben (in den ersten 8 Strophen) hohnlächelt die Welt: „Die Schuldverschreibung (über Ersatz im Jenseits) lautet an die Toten, welche dieselbe niemals einlösen werden. Die Lügnerin (Religion und Philosophie), gedungen von Despoten, um die Massen zu bändigen, hat dir statt der gesuchten Wahrheit Schatten

d. h. Wahnbilder, gegeben. Wenn dieser Schein verfällt, d. h. zahlbar wird, bist du in Nichts zerstoben.

Str. 10. Die frechen Spötter witzeln wie geifernde und zischende Schlangen: „Du zitterst vor dem Wahne einer ewigen Vergeltung? Nur sein hohes Alter macht diesen Wahn ehrwürdig. Die Götter sind erfunden, um die Mängel und Widersprüche des Weltenplanes, besonders der sittlichen Weltordnung, zu erklären und auszugleichen. Menschenwitz (d. h. menschlicher Klügelsinn) leiht sie des Menschen Notdurft, d. h. erdachte die Götter dem Menschen zur Beruhigung in seinem Gefühl der Ohnmacht gegenüber den gewaltigen Naturkräften.

Str. 11. Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken? D. h. was gelten Versprechen für die Zukunft, die von den Schatten des Todes bedeckt sind? Die Ewigkeit ist nur ehrwürdig, weil sie sich hinter das Ungewisse versteckt, mit Ungewissem lockt und droht, und weil unsere Gewissensangst wie ein Hohlspiegel die eigenen Schrecken in ihr riesengroß wiederstrahlt.

Str. 12. Dein Fieberwahn, d. h. deine krankhaft erregte Phantasie, nennt Unsterblichkeit, was der milde Balsamgeist der Hoffnung (das Mittel der Einbalsamierung, um den Leichen einen Schein des Lebens zu geben) im Jenseits als lebendig wähnt und für die Ewigkeit aufbewahrt. Aber es ist ein Lügen- oder Scheinbild ohne Kraft, Leben und Wesen, gleichsam die Mumie der Zeit. Wie die Mumie den Schein des lebendigen Körpers erhält, aber des Lebens entbehrt, so ahmt die Ewigkeit das Bild der Zeitlichkeit nach, aber ihre Gestalten sind wesenlose, leere Schatten.

Str. 13. Die Verwesung straft die Hoffnungen Lügen, d. h. beweist, daß im Jenseits nichts zu hoffen ist. Die gewissen Güter, welche für ungewisse Hoffnungen hingegeben sind, bestehen in den Genüssen der Gegenwart. Zeugen gegen die Hoffnung, daß die Ewigkeit eine Vergelterin sein werde, sind auch die 6000 Jahre, in denen Millionen zur Gruft gefahren, ohne daß je ein Toter wiedergekommen und Botschaft vom Jenseits des Grabes gebracht hätte. „Schon viele hundert Geschlechter stehen mit der Fackel vor der undurchdringlichen Decke der Ewigkeit und raten und raten, was etwa dahinter sein möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen und fahren schaudernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen" (Schiller im „Geisterseher").

Str. 14 und 15. Nach den Spöttern spricht der Dichter: Die Zeit mündete in das Meer der Ewigkeit; ein großes Leichenfeld ist die blühende Natur mit ihrem ewigen Sterben und Verderben; kein Toter kehrte aus dem Grabe wieder: und dennoch vertraute ich dem Götterkinde Wahrheit! Alle irdischen Freuden brachte ich zum Opfer; mutig verachtete ich den Spott der Menge; nur die Güter der Wahrheit achtete ich hoch: nun aber fordere ich von der Ewigkeit als der Vergelterin meinen Lohn, d. h. einen Ersatz für das Entbehrte.

Str. 16. Die Ewigkeit schweigt, aber ein Genius ruft, daß er all seine Menschenkinder mit gleicher Liebe umfasse und allen die beiden Blumen Hoffnung und Genuß blühen lasse. Das Suchen und Finden sei ihre Lebensaufgabe.

Str. 17. Beide zugleich brechen und genießen ist unmöglich. Der Genuß tötet die Hoffnung, die Hoffnung aber verschmäht den Genuß. Wer nicht glauben und nicht hoffen kann, der wird genießen. Das ist die alte Lehre, so alt wie die Welt. Wer aber glaubt und hofft, der entbehrt gern die flüchtigen und nichtigen Freuden. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, d. h. die Geschichte hat das Urteil über beide Arten der Lebensverwendung gesprochen; sie hat nämlich gelehrt, daß die Genußjagd zum Verderben führt, die ideale Gesinnung aber die welterhaltende und menschenbeglückende Macht im Leben des Einzelnen wie der Völker ist.

Str. 18. Wer glaubt und hofft, der hat darin das ihm zugewogene Glück, ein dauerndes Gut. Der sinnliche Genuß aber ist ein so flüchtiges Ding und fährt mit dem Zeitenstrome so rasch und unaufhaltsam dahin, daß nur die Thorheit von der Ewigkeit einen Ersatz für das Versäumte fordern kann.

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str 1: Mit Anspruch auf Glück war auch ich geboren, aber Leid und Thränen gab mir mein kurzes Leben.

Str. 2: Blütenlos geht es zu Ende.

Str. 3: Glücklos erschein' ich an der Pforte der Ewigkeit.

Str. 4: Von ihr fordere ich eine gerechte Vergeltung,

Str. 5: Strafe für den Bösewicht, Freude für den Leidenden und Enthüllung aller Welträtsel.

Str. 6: Um der Wahrheit willen habe ich den Lebensfreuden entsagt und bin den Dornenpfad des Lebens heimatlos gewandert.

Str. 7: Ihrem Rufe folgte ich willig in der Hoffnung auf ein besseres Leben im Jenseits und opferte ihr Jugend und Lebensfreude,

Str. 8: ja, mit tausend Schmerzen das Weib meiner Liebe!

Str. 9: Doch die Welt höhnte: „Du bist betrogen mit deiner Anweisung auf jenes Leben. Ein leerer Wahn, ein künstlich erfundenes Macht- und Schreckmittel der Despoten ist die Ewigkeit!“

Str. 10: Die Spötter witzelten und höhnten: „Vor einem Wahne zitterst du, den der Menschenwitz selbstsüchtig ersonnen und nur das Alter geweiht hat?“

Str. 11: „Den die Gewissensangst vergrößert und nur die geheimnisvolle Hülle ehrwürdig macht?“

Str. 12: „Ein Lügenbild des Lebens hinter den Gräbern der Toten nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit.“

Str. 13: „Für ungewisse Hoffnungen, deren Leerheit die Verwesung, das sechstausendjährige Sterben und das Schweigen des Grabes beweisen, gabst du die gewissen Güter des Sinnengenusses hin!“

Str. 14: Der Dichter antwortet: „Die Flucht der Zeit, das Sterben in der Natur und das Schweigen des Grabes konnte mein Vertrauen nicht erschüttern.“

Str. 15: „Meine Freuden opferte ich; den Spott der Menge verachtete ich; die Wahrheitsgüter pries ich: aber nun fordere ich auch Vergeltung am Throne der Ewigkeit!“

Str. 16: Ein Genius erwidert: „Mit gleicher Liebe umfasse ich alle meine Kinder, und allen lasse ich die Blumen der Hoffnung und des Genusses blühen, damit sie frei wählen!“

Str. 17: „Beide zugleich sind unvereinbar: Wer nicht glauben kann, genießt; das ist die alte Lehre! und wer glauben kann, entbehrt! Das Urteil über beide aber fällt die Geschichte.“

Str. 18: „Glauben und Hoffen tragen ihr Glück in sich. Von der Ewigkeit können und dürfen sie keinen Ersatz für versäumte Minuten des Sinnenglückes erwarten.“

2. Grundgedanke. Nicht um des künftigen Lohnes willen sollen wir glauben, hoffen und entbehren, sondern im Glauben und Hoffen selbst unser Glück finden. Die Tugend rechtfertigt und belohnt sich selbst.

Dem Gedichte wird vielfach zum Vorwurf gemacht, daß es in dem trostlosen Gedanken ausklinge: keine Ewigkeit, keine Vergeltung, kein Ausgleich im Jenseits! Die Weltgeschichte sei das einzige Welt- und Gottesgericht. Menschenthat wie Menschenleiden reiche nicht über das Grab hinaus. Herm. Hettner meint sogar, das Gedicht sei eine Verwerfung der Entsagungslehre und eine Aufforderung zu Genuß und Glück. Weder das eine noch das andere liegt in Schillers Wort und Willen. Er giebt dem Genießen und dem Glauben nicht gleiches Schwergewicht: Der große Haufe und die frechen Spötter sind die Lobredner des Genusses, der Dichter selbst und der Genius der ewigen Wahrheit aber die Verteidiger des Glaubens. Wer nicht glauben kann, genieße! Das ist die — durchaus nicht belobte — Lebensweisheit der Welt. Nicht der Rat des Genius, sondern — nach der bekannten Glückseligkeitslehre der Welt — sein Wille und seine Wahl ist das Geschick des ungläubigen Genußmenschen. Wer glauben kann und hoffen, für den ist das Entbehren flüchtiger und nichtiger Sinnengenüsse innere Pflicht und kein Verlust, für den er von dem Himmel Ersatz forderte. Das ist die Erfahrung der Weisen. Das Gute soll um des Guten, nicht um des Lohnes willen oder aus Furcht vor Strafe geschehen.

3. Schönheiten in der Form. Die Bilder des Gedichts! Die eigenen Lebenserfahrungen des Dichters! Kühnheiten des Sprachbaues! Die Zwiegespräche! Die Aufforderungen! Metrische Mängel, besonders in der 2. und 5. Zeile jeder Strophe!

IV. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung für das Leben. Manche Erzieher werden nicht ohne Bedenklichkeit die Resignation im Vordertreffen der Schillerschen Gedankenlyrik erblicken. Viele halten den Aufbau

für unklar, das Verständnis für schwierig, den Gedankengehalt für gefährlich dem Glauben und der Sittlichkeit. Der Ungrund dieser Besorgnis ist bereits nachgewiesen. Aber gerade für unsere Zeit, ihre Gefahren und ihre Aufgaben hat das Gedicht eine besondere Bedeutung. Es enthält aus dem Munde der hohnlächelnden Welt und der frechen Spötter alle Angriffe gegen Glauben, Sittlichkeit, Gott und Ewigkeit, wie sie heute noch manche unserer neuesten Volksbeglücker gegen Religion und Kirche und jede ideale Welt- und Lebensauffassung richten. Werden die Gedanken des Gedichts in das rechte Licht gerückt, so können sie zu einer guten Waffenrüstung in den Kämpfen unserer Zeit werden. Für den positiven Gedankeninhalt des Gedichtes ist besonders beweiskräftig, daß der Dichter selbst in seinem Leben nicht unter der Fahne des Genusses geschwelgt, sondern unter der Fahne des Glaubens an eine ideale Welt und der Hoffnung auf eine Ewigkeit gekämpft hat. In den schweren Kämpfen seiner Jugend überzeugte er sich, daß Sinnengenuß und Ewigkeitsstreben sich nicht vereinigen ließen. Er verzichtete auf die Genüsse des Augenblicks, um sein Streben auf das höchste Ziel der Vervollkommnung zu richten. Seine Neigung und Empfänglichkeit für Sinnengenuß überwand er durch das idealste Streben; er bändigte die Sinnlichkeit und gab seinem Leben den hohen sittlichen, vorbildlichen Charakter, den wir an ihm lieben und bewundern.

2. Geflügelte Worte aus dem Gedichte: Auch ich war in Arkadien geboren. — Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder. — Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder. — Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. — Was man von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück.

3. Verwandtes. Der beste Beweis für Schillers Stellung zur Hoffnung ist das Gedicht „Hoffnung“ (Bd. II, S. 708): „Es reden und träumen die Menschen viel —“.

Str. 3. Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht!

Ferner „Die Worte des Glaubens“ (Bd. III, S. 291):

1. Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer —,“
2. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei —,“
3. Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall —“,
4. Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt —“.

Im „Kampfe mit dem Drachen“ (Bd. III, S. 344—358) ist des Ritters Ringen mit dem innern Feinde, Stolz und Ungehorsam, der schwerste Kampf, die innerliche Selbstverleugnung der schönste Sieg.

„Gehorsam ist die erste Pflicht des Ritters, der für Christum ficht."
„Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen."

Paulus schreibt Röm. 7, 22—23: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern." Derselbe Zwiespalt zwischen Fleisch und Geist, göttlichem Streben und fleischlichem Genießen! Goethe im Faust:

Entbehren sollst Du, sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt. —
„Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allem der Geduld!"

So spricht die Verzweiflung, die den Trug des Genusses erkannt, aber nicht zu Hoffnung und Glauben durchgedrungen ist. —

Ebr. 12, 1. 2 zeigt uns das höchste Muster der Entsagung und zugleich die Bürgschaft der Hoffnung in Jesu Christo: „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes."

Die Gegensätze der Schillerschen „Resignation" finden wir mehr oder weniger deutlich ausgeprägt in den „Kindern Gottes und Kindern der Welt", in den persischen „Kindern des Lichtes und der Finsternis", in den beiden weiblichen Gestalten der griechischen Mythologie, die Herkules am Scheidewege zu zeitlichem, sinnlichem Genuß oder zum sittlichen Kampfe und damit zu einem Ehrenplatz im Götterhimmel lockten, und endlich in den griechischen Epikureern, den Genußmenschen, und den Stoikern, den Vertretern des sittlichen Ernstes.

4. Rede- und Stilübungen. a) Mit welchen Strichen zeichnet die „Resignation" die materiale und mit welchen die ideale Weltanschauung? — Wie spricht die Zweifelsucht, wie die Lohnsucht, wie die Tugend? (Rechtfertigung und Belohnung trage ich in mir selbst!) — Wie gilt auch vom Wahrheits- und Heiligungsstreben dasselbe wie vom Genusse: „Was man von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück?" — Wie gilt von jedem Menschen wie von der Menschheit das Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht? — Warum hat der Genuß ein unruhiges Verlangen, das Suchen und Finden der Wahrheit aber Freude und Frieden im Gefolge? — Wie beleuchten die verwandten Stoffe den Hauptgedanken der Resignation?" — Warum bedeutet Überwindung der Selbstsucht soviel wie Erlösung? —

## Das Ideal und das Leben.

1. Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln, und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

2. Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

3. Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

4. Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

5. Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

6. Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn;
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

7. Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

8. Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

9. Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

10. Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

11. Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

12. Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

13. Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

14. Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist,

15. Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

I. **Vorbereitung.** Die gemeine Wirklichkeit und der Wunsch des Bessern, das unruhige Leben und das ewigklare Ideal: diese Gegensätze ringen mit einander in jeder Menschenbrust und in der gesamten Menschheit. Immer und immer wieder rettet sich der Gedanke, der Wunsch, der Glaube und die Hoffnung aus der öden, wirren, wandelbaren Welt der Wirklichkeiten in eine reine Höhe, in eine reiche, ruhig klare, stete Welt

des Friedens und der Schönheit, in die Welt der Ideale. Ideale sind die Abbilder der Vollkommenheit aus einer übersinnlichen Welt. Nur einzelne Lichtstrahlen dieses Sonnenbildes fallen verklärend herab in diese untere Welt, und nur die Sehnsucht und der Glaube schwingen sich empor in jene Welt der Vollkommenheit. Das Verhältnis zwischen der Wirklichkeit und diesem Urbilde der Vollkommenheit schildert der Dichter in dem Gedichte „Das Ideal und das Leben“. Bei seinem ersten Erscheinen in den Horen von 1795 trug es die Überschrift: „Das Reich der Schatten“. Das war mißverständlich. Unter dem Reich der Schatten verstand die Mythologie den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, die dort leiblos, lichtlos, freudlos weilen. Der Dichter wollte aber nicht diese trübseligen Schattenbilder zeichnen, sondern eine übersinnliche, licht- und lebensvolle Welt des „schönen Scheines“, der „reinen Formen“, also des Göttlichen und Ewigen. Die Bilder dazu entlehnte er der griechischen Mythologie, also einer Schattenwelt. Aber licht-, lebens- und wirkungsvoll waren die Ideale, deren Träger jene schattenhaften Bilder waren. Die Ideale sind die Zielpunkte unseres Glaubens, Hoffens und Strebens. Trennt uns von der Erreichung und Verwirklichung derselben auch eine tiefe Kluft, unsere sinnliche Natur, ist es auch unmöglich, die Ewigkeit in die Zeitlichkeit, das Sonnenbild der Vollkommenheit ganz in den Erdenstaub zu ziehen, so werfen doch die Ideale göttliche Lichtfunken aus einer bessern Welt in unser Herz und geben ihm Kraft zur Erhebung über die Ärmlichkeit und Erbärmlichkeit des Erdenlebens. Das Gedicht ist der poetische Abschluß der Schillerschen 27 Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Bei Übersendung des Gedichts schreibt der Dichter an Wilh. v. Humboldt: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit ihrer Frau ein und lesen es ihr vor. — Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin; und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren mich Ihr letzter Brief versichert, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen in Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer als Sie und ich noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. — Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Ästhetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so schwierigen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.“ — Hoffmeister, der das Gedicht die Blumenkrone der ästhetischen Briefe nennt, sagt: „Die ästhetische Welt des Scheins und Spiels, der reinen Formen, wie sie besonders gegen das Ende der Briefe entwickelt wird, erscheint

hier sichtbar vor unsern Augen, so weit sie es werden kann. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt; das ist das Thema des wunderbaren, einzigen Gedichtes." In einem andern Briefe an Humboldt nennt Schiller es ein Lehrgedicht, einen Inbegriff von Regeln, nach denen der sentimentalische Dichter verfahre. Er verklärt die Wirklichkeit in das Ideal oder stellt sie doch in das Licht und unter die Herrschaft einer Idee.

Das Ideal versinnbildet der Dichter durch die Gestalten der griechischen Mythologie. Der Olymp ist der Göttersitz, die Heimat der Seligen. Die Götter blühen wandellos in ewiger Jugend. Der hohe Uranide ist Kronion, der Sohn des Uranos und der Herrscher auf der Insel der Seligen. Der Styx ist ein Fluß der Unterwelt, der dieselbe neunmal umfloß. Am Ufer des styg'schen Stromes schwebten schweigend die Schatten, ehe sie der finstere Fährmann Charon übersetzte. Der Herrscher der Unterwelt, Pluto, hatte die Tochter der Ceres, Persephone oder Proserpina, geraubt. Auf die Klage der Mutter gestattete der Göttervater Zeus der Geraubten die Rückkehr in des Reich des Lichtes, wenn sie noch nichts im Reich der Schatten, dem Orkus, genossen hätte. Da sie aber mit Pluto einen Granatapfel geteilt hatte, so war sie für immer dem Orkus verfallen. In den still flutenden Strömen des Schattenlandes spiegelt sich gleichzeitig Aurora, die Morgenröte, Hesperus, die Abendröte, und Iris, der siebenfarbige Regenbogen. Von der Erde Kampf und Leid rang sich zu den Höhen des Olymp der Alcide Herkules, der Sohn des Göttervaters Zeus und der Alkmene, empor. Den Namen Alcid hatte er von Alceus, seinem Großvater. Die Göttin Hera oder Juno haßte ihn und brachte ihn in die Knechtschaft des feigen Eurystheus. Für ihn mußte er zwölf schwere Arbeiten verrichten, z. B. die neunköpfige Schlange Hydra töten und den nemeischen Löwen fangen und mit den Armen erdrücken. Um die Gattin seines Freundes Admet und seinen Freund Theseus aus der Unterwelt zu retten, fuhr er auf des Totenschiffers Nachen in den Orkus. Den Freund befreite er von dem Felsen, an den ihn der Gott Pluto hatte anwachsen lassen. Zuletzt verbrannte er sich auf dem höchsten Gipfel des Ötagebirges auf einem Scheiterhaufen, um den entsetzlichen Qualen ein Ende zu machen, die ihm das vergiftete Nessushemd seiner eifersüchtigen Gattin Dejanira bereitete. Er wurde als Halbgott in den Olymp versetzt. Die versöhnte Hera gab ihm als Gattin ihre liebreizende Tochter Hebe, die den Göttern im Pokal den himmlischen Nektar reichte. —

## II. Vortrag des Gedichtes, Wort- und Sacherläuterung.

Str. 1: Eben fließt das Leben, d. h. glatt und ohne Wellenschlag. Zephyrleicht = wie ein milder, sanfter Abendhauch. Wandellos blühen die Rosen der Götterjugend, d. h. ohne Veränderung. Das ist der Gegensatz zu dem ewigen Ruine, d. h. dem beständigen Sterben

und Verderben im „Reiche des Todes“ hienieden. Die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden ist das Geschick des Menschen. Nur eins kann er besitzen. Der Genuß stört den Seelenfrieden. Wer letzteren sucht, der muß entbehren und dem Genuß entsagen lernen. Ihr vermählter Strahl ist Genuß und Frieden in harmonischer Vereinigung. Nur auf der Stirn des hohen Himmelsherrn leuchtet diese Harmonie. Hier geraten sinnliche Neigung und Sittengesetz nie in Zwiespalt.

Str. 2: Nach diesem seligen Zustande sehnt sich der sterbliche Mensch „in des Todes Reichen“. Er erlangt ihn nur, wenn er nicht von des Gartens Frucht bricht, d. h. der sinnlichen Neigung nicht nachgiebt wie das erste Menschenpaar im Paradiese, sondern sich an dem sinnigen Betrachten der köstlichen Früchte genügen läßt. „Des Genusses wandelbare Freuden rächet schleunig der Begierden Flucht, d. h. mit dem Genuß flieht oder stirbt die Begierde, während das Wohlgefallen an dem schönen Scheine eine dauernde Freude ist. Nicht das neunfache Band des Styx, sondern der Genuß des Apfels band Proserpina, die Tochter der Ceres, an die Unterwelt, den Orkus.

Str. 3: „Die Mächte, die das dunkle Schicksal flechten“, sind die 3 Parzen oder Schicksalsgöttinnen. Ihnen ist nur der Körper mit seinen sinnlichen Trieben unterworfen, „eignet“ ihnen. Aber frei wandelt die Gestalt. Unter Gestalt, die „frei von jeder Zeitgewalt“, „göttlich unter Göttern“, „Gespielin seliger Naturen“ ist, versteht Schiller die Zusammenfassung des Vollkommenen in unserer geistigen Organisation. Die Angst des Irdischen ist die Furcht vor dem Unbestande der irdischen Dinge und vor den Folgen des Genusses. Eng und dumpf ist das Leben, weil der sinnliche Trieb durch viele Schranken eingeengt ist und die stete Gefahr des Strauchelns und Fallens eine schwüle Gewitterluft erzeugt.

Str. 4: Der Menschheit Götterbild ist die göttlich unter Göttern weilende Gestalt, das vollkommene Urbild der Menschheit, nach Kant „die personifizierte Idee des guten Prinzips“. „Dieser allein Gott wohlgefällige Mensch ist in Gott von Ewigkeit her; die Idee desselben geht von seinem Wesen aus; sie ist sofern kein erschaffenes Ding, sondern sein eingeborner Sohn: das Wort, das Werde! durch welches alle anderen Dinge sind“ (Kant). Erdenmale sind die Merkzeichen irdischer Bedürftigkeit und Mangelhaftigkeit. Der traurige Sarkophag, zu dem die Unsterbliche herunterstieg, ist der Leib, in dem sich die unsterbliche Seele gleichsam begrub. Die Zeilen 1—8 erinnern an eine Stelle in Virgils „Äneide“, wo Anchises seinen in die Unterwelt herabgestiegenen Sohn Äneas belehrt, daß die ursprüngliche Lauterkeit der menschlichen Seele durch die Einschließung in den Körper beeinträchtigt werde; ja auch nach dem Tode hafte ihm noch mancher Makel an und müsse durch Qualen in der Unterwelt abgebüßt werden, ehe der himmlische Sinn und die urlautere Reinheit wieder zu erreichen sei. Im wirklichen Leben schwankt immer der Kampf zwischen Sinnlichkeit

und Sittlichkeit, Trieb und Pflicht, im Reiche des Ideals ist nur der Sieg möglich.

Str. 5 schildert den steten Kampf hienieden und den erhebenden Einfluß des Ideals. Das Leben reißt jeden in seine Fluten, die Zeit jeden in ihren Wirbeltanz. Nicht vom Kampfe sollen die Glieder entstrickt, d. h. entfesselt oder befreit, sondern bei Erschöpfung nur erquickt, bei Mutlosigkeit über die peinlichen Schranken nur erhoben werden durch den Blick auf den Siegerkranz und das erflogene Ziel. Nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung heißt die Losung. Der Schönheit Hügel ist das Reich der erhabenen, idealen Schönheit, das über der Wirklichkeit liegt und nur mit dem Gemüte empfunden wird.

In den 8 folgenden Strophen wird die mächtige Wirkung des Ideals auf das Leben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen geschildert.

Str. 6 schildert den Kampf der physischen Kräfte, das Wogen des öffentlichen Lebens, den Interessenkampf um Herrschaft, Schutz der Güter, um Glück und Ruhm, unter dem Bilde der griechischen Wettspiele. Hippodrom ist die Rennbahn der Rosse- und Wagenkämpfer. Die Stärke siegt, die Schwäche unterliegt hier.

Str. 7 malt ein Gegenbild dieses Kräfteringens, ein Bild des Friedens und der Versöhnung. Das Leben rinnt in dem Frieden und der Schönheit der Schattenlande sanft und eben dahin. Die Gegensätze Abend und Morgen (Hesperus und Aurora) wie die ausgesöhnten Triebe der sinnlichen Neigungen und der reinen Formen sind in liebender Harmonie ausgeglichen.

Str. 8 und 9 zeigen, wie das Idealschöne im Gemüte des Künstlers und des Forschers lebt und ihn zur höchsten Kräfteentfaltung treibt, um „dem Toten“, „dem Stoffe“, „dem Elemente“, „des Marmors sprödem Korn“ das Schöne der Wirklichkeit, einen Abglanz des Idealschönen, aufzuprägen. Die Begeisterung des Genius, die thatenvoll entbrennt, spannt des Fleißes Nerve und ringt beharrlich, um den toten Stoff bildend zu beseelen und das Element der Herrschaft des Gedankens zu unterwerfen. Die Wahrheit, die dem Künstler als Schönheit erscheint, gleicht einem tief versteckten Quell oder Born. Nur ernster Fleiß, den nichts ermüdet, dringt zu ihr und läßt sie segensreich zu Tage quellen. Ohne Fleiß kein Preis! Nur die mühsame Arbeit mit Meißel und Hammer macht den spröden Marmor gefügig und gestaltet ihn zum Götterbilde um. Die Bilder der Idealschönheit, die leicht und frei des Künstlers Seele besuchen und beglücken „in der Sphäre der Schönheit“, geben ihm allein Mut und Kraft, mit dem widerstrebenden Stoffe, „den die beherrschende Schwere immer in den Staub zurückziehen will“, zu ringen und ihn nach dem künstlerischen Urbilde in der Seele umzugestalten. Dem fertigen Kunstwerk darf der entzückte Beobachter das qualvolle Ringen des Künstlers, seine Zweifel an seinem Können, die zeitweiligen Verdunkelungen seines Schönheitsideals, sein Schwanken und seine Kämpfe nicht

anmerken. Nichts darf mehr verraten, welche Kämpfe getobt haben, welche Hemmnisse und menschlichen Unzulänglichkeiten besiegt worden sind. Das Kunstwerk in seiner freien, leichten, lichten Erscheinung ist Sieg, ist Sicherheit, ist Vollkommenheit. Winckelmann sagt von dem vatikanischen Apollo: „Hier ist nichts Menschliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert."

Str. 10 und 11 schildern die tiefe, schmerzliche Kluft zwischen der Höhe des Sittengesetzes und der Schwäche unseres Vermögens. Gottes Heiligkeit und unsere Sünde, die Reinheit der Tugend und unsere Schuld und Schwäche, das sind die schneidenden Gegensätze und Widersprüche im Herzen und Leben des Einzelnen wie der Völker. Es ist Pauli Bekenntnis Röm. 3, 23: „Wir sind allzumal Sünder —" und Röm. 7, 19: „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern —". Der Menschheit traur'ge Blöße ist ihre Schuld, ihr moralisches Unvermögen. 1. Mos. 3, 7: „Da wurden sie gewahr, daß sie nackend waren". Des Gesetzes Größe Röm. 7, 12 und 14: „Das Gesetz ist heilig, recht und gut, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft". Die Schuld naht sich dem Heiligen. Mtth. 18, 23: „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte —". Eure Tugend erblaßt vor der Wahrheit Strahle. Luk. 17, 10: „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte —". Die beschämte That flieht vor dem Ideale, d. h. sie ist klein und wertlos im Lichte der Vollkommenheit. „Muß ich an meinen besten Werken, darinnen ich gewandelt bin, viel Unvollkommenheit bemerken, so fällt wohl alles Rühmen hin." Der Abgrund zwischen Wirklichkeit und Ideal, meinem schwachen sittlichen Können und Gottes heiliger Forderung ist so grauenvoll, die trennende Flut so tief, daß kein Brückenbogen den Abgrund überspannt, kein Nachen die Flut durchfährt, kein Anker hier Grund findet. Flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken, d. h. rettet euch aus der Enge und dem Gedränge der sinnlichen Neigungen zu der Höhe eines idealen Denkens, eines göttlichen Lebens. Die Furchterscheinung flieht dann, d. h. die Furcht vor dem heiligen, hohen Sittengesetz im Gegensatz zu meiner Schwachheit schwindet dann, der Abgrund zwischen göttlicher Höhe und menschlicher Tiefe füllt sich. Nehmt die Gottheit auf in euern Willen, d. h. sucht die innigste Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott und bringt euern Willen in völligen Einklang mit seinem „gnädigen und guten Willen." Das kalte, strenge Gesetz mit seinem „du sollst, du mußt" wird dann zu einem freien, freudigen: „Ich will!" Gott kommt zu jedem, der ihm sein Herz öffnet und der sein Denken zu ihm erhebt, herab. „Der Vater ging dem verlornen Sohn entgegen." Offb. 3, 20: „Siehe, ich stehe vor der Thür —". Die strenge Fessel des Gesetzes bindet nur den Sklavensinn, der es verschmäht (d. h. der das Gesetz mißachtet, sich dagegen auflehnt). Wenn die sinnliche Natur den Widerstand gegen das

göttliche Sittengesetz aufgiebt, dann verliert das Gesetz seine Schrecken. Des Gottes Majestät verschwindet, d. h. seine Höhe und Herrlichkeit erdrückt uns nicht mehr, sondern wird uns vertraut; wir empfinden nicht mehr den Fluch der Trennung, sondern den Segen der Vereinigung.

Str. 12: Wie stark auch die Herrschaft des idealen Sinnes, der freien, ruhigen Betrachtung über die Freuden und Leiden des Menschenlebens ist, nie wird der höchste Gedankenflug uns völlig unabhängig von den Naturgewalten und gleichgiltig gegen den Schmerz machen. Namenlose Leiden, wie sie Laokoon, der samt seinen Söhnen von Schlangen umwunden ward, zu ertragen hatte, entreißen dem Gequälten laute Klagen und wecken herzzerreißend das innigste Mitleid. Die ideale, von menschlicher Bedürftigkeit losgelöste Geistesstärke, „die Unsterbliche in euch," erliegt einer stärkeren Gewalt: der furchtbaren Stimme der Natur, die in ihrem namenlosen Weh zum Himmel aufschreit, und der heiligen Sympathie (Teilnahme) des Mitgefühls und der Nächstenliebe. Der Freude Wange wird bleich, d. h. das fremde Weh mindert das eigene Glück, trübt das frohe Auge und bleicht die frische Wange. „Weinet mit den Weinenden!"

Str. 13: Die heitern Regionen liegen in der Welt der Idealschönheit. Dahin dringt der laute Jammer des Erdenleids (des Jammers trüber Sturm) nicht. Da zerreißt der Schmerz die Seele nicht mehr. Hier fließen keine Schmerzensthränen, sondern höchstens Thränen der Freude und Bewunderung über die Heldenkämpfe des Geistes gegen Welt und Fleisch. Die Donnerwolke deutet auf die furchtbaren Menschenschicksale hin. Der Iris Farbenfeuer ist der Regenbogen; er bedeutet das freie, freudige, friedvolle Gemüt, das durch die Wetterwolken des Geschicks und ihren duftigen Tau, die Wehmutsthränen, tröstlich wie Himmelsblau bricht.

Str. 14 und 15: Wie die Ideale über das Leben siegen, das wird an dem Beispiele des kämpfenden, leidenden und triumphierenden Herkules ergreifend dargestellt. Anfang und Ende des Gedichts haken in einander. „Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen — brechet nicht von seines Gartens Frucht!" hieß es am Anfang. Wie der Alcide gerungen, wie ihm der Sieg gelungen, so kannst auch du siegen, nur mußt du kämpfen wie er. Durch Kampf zum Siege, durch Kreuz zur Krone! so heißt's am Schluß. Der Alcide ist der ideale Mensch in uns. Der unversöhnten Göttin List ist die Sinnenwelt, die uns umstrickt und bedrückt, hemmt und lähmt. Die Herkulesarbeiten sind unsere Läuterungskämpfe. Die flammende Scheidung des Gottes und des Menschen in Herkules bedeutet den Sieg des Ideals über die Macht der Sinnlichkeit und die Erhebung unseres göttlichen Teiles über den Erdenstaub. Die Harmonie des Olymp und die Göttin mit den Rosenwangen stellen sinnbildlich das Ideal der Schönheit und Seligkeit im Lande der Vollkommenheit dar. Das Aufwärtsfließen bedeutet die Befreiung

von allen Erdenfesseln und das Emporschweben der Seele nach dem Lande ihrer Sehnsucht, nach ihrer Urheimat. Des Lebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt, d. h. erscheint dem verklärten Geiste immer mehr in seiner Nichtigkeit, während das Unsichtbare, Geistige, Göttliche als das wahrhaft Wirkliche sich immer deutlicher offenbart. Wer nach Freiheit aus der Knechtschaft hienieden im Reich des Todes ringt, der wird kämpfend immer höher steigen und endlich Wunsch und Hoffnung in einer übersinnlichen Welt erfüllt finden.

III. **Vertiefung.** 1. Lagebild: Der Olymp als die sinnbildliche Welt der reinen Formen. (Der Schönheit Hügel. Aurora und Hesperus im Spiegel der stillen Fluten. Der Iris Farbenfeuer im duftigen Tau (Regentropfen) der Donnerwolke. Himmlische Harmonie. Hebe reicht in Kronions Saal lächelnd dem Herkules den Pokal. Die Unterwelt oder Welt der Schatten. — Das neunfache Band des Styx. Die auf und abschwebenden Schatten. Der Kahn des Totenschiffers Charon. Diesseits des Styx eine von Staub und Lärm erfüllte Rennbahn der Griechen. Ein wildschäumender Strom zwischen Felsenklippen.) —

2. Gedankengang. 1. Der Mensch der Erde schwankt zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden; im Lande der Vollkommenheit sind beide Gegensätze vereint.

2. Wir werden den Seligen gleichen, wenn wir den Sinnengenuß meiden und uns mit dem Wohlgefallen an dem schönen Scheine begnügen.

3. Aus der Enge des Lebens und dem Gedränge des Irdischen sollen wir uns in das Reich der Ideale retten, wo die Idealgestalt der Schönheit wohnt.

4. Hier sehen wir die reine, hohe, sieghafte Menschheit, wie sie uranfänglich war, ehe sie sich in den Leib begrub.

5. Der stete Blick nach jenem Hügel der Schönheit soll uns im Kampfe dieses Lebens erquicken und stärken.

6. Kampf um Herrschaft, Glück und Ruhm ist dieses Leben, Sieg nur in dem Mute und der Kraft.

7. Im Reich der Ideale dagegen sind alle Gegensätze ausgeglichen.

8. Von dort holt sich der Genius des Künstlers die Bilder der Schönheit, die er mit ernstem Fleiße dem widerspenstigen Stoffe aufdrückt.

9. Er hat die Idealschönheit in die Schönheit der Wirklichkeit übertragen, wenn es ihm gelingt, das Kunstwerk ohne eine Spur seiner Zweifel, Mühen und Kämpfe dem entzückten Blicke darzustellen.

10. Mutlos messen wir Menschen des Staubes unsere Tugenden und unsere Thaten an der Hoheit des Sittengesetzes und an den Forderungen der ewigen Wahrheit und sehen schaudernd einen Abgrund gähnen zwischen unserem Sollen und unserem Können.

11. Doch nehmen wir die Gottheit auf in unsern Willen, retten wir uns aus den engen Schranken der Sinnlichkeit in die Freiheit der

Idealgedanken, dann schließt sich der Abgrund, und der erhabene Gott wird unser Freund und Lebensgenosse.

12. Nur bei den namenlosen Leiden der Menschen wird der laute Ton des Jammers unser Mitgefühl erregen und die ruhige Geistesgröße der herzlichen Teilnahme erliegen.

13. Im Lande der Vollkommenheit trübt kein Sturm die Heiterkeit, zerreißt kein Schmerz die Seele, rinnt keine Leidensthräne die Wangen herab, sondern des Friedens liebliche Bläue glänzt durch das sich verziehende Donnergewölk.

14. Kampf sei unser Leben, ein steter Aufwärtsgang das Streben, wie das des Herkules.

15. Dann wird unserem unsterblichen Teile am Ziele die Krone der Vollendung winken, das schwere Traumbild des Lebens aber mit unserem Staube in die Gruft sinken.

3. Gliederung und Grundgedanke. Die Ideale sind I. im Reiche der Seligen verwirklicht; II. im Reich des Todes verscherzt durch Sinnengenuß; III. von der bedrängten Seele gesucht im Reich des Lichts; IV. ursprünglich verwirklicht in der Menschheit Götterbild; V. im Kampfe des Lebens erquickend, stärkend und die Gegensätze ausgleichend; VI. bei der Arbeit des Berufs den Fleiß beflügelnd und den Stoff beherrschend; VII. den Abstand zwischen den hohen, heiligen Forderungen des Sittengesetzes und der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit durch Vereinigung mit der Gottheit ausfüllend; VIII. den Schmerz der Brüder teilend und friedlich verklärend; IX. den Lebenskämpfer durch That und Leiden zur Verklärung emportragend.

Grundgedanke: Das herrliche Lehrgedicht zeigt uns die befreiende, erhebende und siegende Macht der Ideale a) in dem Widerspruche unserer geistigen und sinnlichen Natur, b) in den Kämpfen des Lebens, c) in den Arbeiten des Berufs, d) in der sittlichen Läuterung der Seele, e) in der Teilnahme an fremdem Leide und f) in der Krönung des Lebenskampfes.

4. Schönheiten und Eigentümlichkeiten in der Form. „Die Belehrung über das Ideal ist selbst zu einem Ideal geworden, d. h. zu einer Einkleidung von Ideen in das Gewand der höchsten poetischen Schönheit, fesselnd durch die Lebendigkeit sinnlicher Anschaulichkeit vermöge der ästhetischen Einbildungskraft und ihrer Wiedergabe durch die ganze Kraft und Ausdrucksfülle der Schillerschen Sprache“ (Thikötter). Durch das ganze Gedicht wendet Schiller die ihm überaus geläufige, packende Form der Gegensätze an, um „des Ideales Reich“, „der Schönheit stille Schattenlande“, „der Schönheit Sphäre“, „die Regionen der heitern Formen“ kräftig gegenüberzustellen dem „Leben“, der „Erscheinungswelt“, „der Sinne Schranken“, „des Todes Reichen.“ „Jede Zeile, jedes Wort des wunderbaren Gedichtes hat einen metaphysischen Hintergrund“ (Hoffmeister). Die Bilder sind reich, gewählt und treffend, der Fluß und

Guß der Sprache hinreißend, die mythologischen Anspielungen verständlich, die Fülle und Schönheit der Gedanken unvergleichlich, die hinter den Bildern stehenden religiösen Gedanken wahrhaft christlich. Die Philosophie Kants hat dem Gedichte die Seele eingehaucht, der eigene Seelenkampf des Dichters zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden ihm die ergreifende Macht verliehen.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Zu Str. 1 aus dem 12. und 15. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen: „Der Mensch wird wie die Götter ewig jung und wandellos, wenn er sich über den sinnlichen Trieb erhebt und den Formtrieb in sich walten läßt, den Trieb, der bestrebt ist, den Menschen in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. — Die Griechen ließen sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Antlitz glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden und gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zwecks, jeder Pflicht, jeder Sorge frei." — „Wie Plato, wo ihn das begriffliche Denken im Stich ließ, zum Mythus griff, so bedient sich auch Schiller desselben." Die Berechtigung dazu spricht er in der Vorrede zu der Braut von Messina aus: „Ich habe die christliche Religion mit dem heidnischen Götterglauben vermischt, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Ich halte es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein Sammelganzes für die Einbildungskraft zu behandeln. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und treffendsten findet." „Der ideale Mensch fordert das Suchen des Seelenfriedens, der sinnliche drängt zum Sinnenglück" (Thikötter). „Über die ewigen Ideen, welche in dem praktischen Teile des Kantischen Systems die herrschenden sind (also Freiheit, Unsterblichkeit, Gott), sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir, es zu beweisen, von jeher einig gewesen" (Schiller).

Zu Str. 2: „Schöpfet aus der bloßen Betrachtung über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen" (Schiller, Über das Erhabene). „Das Schöne zeigt die ästhetische Beherrschung des Sittlichen durch die Form." — „Die Schönheit ist lediglich eine Welt des Scheins, ein wesenloses Reich der Einbildungskraft. Sie ist zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen, mit einem Wort, sie ist zugleich unser Zustand und unsere That" (25. Brief).

Zu Str. 3: „Gestalt nennt Schiller einen Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte zusammenfaßt" (15. Brief). — „Wo der sinnliche Trieb ausschließend wirkt, da ist notwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als ein erfüllter Moment der Zeit"

(12. Brief). — „Wo das empfangende Vermögen sich die vielfältigsten Berührungen mit der Welt verschafft, dabei aber das Gefühl die höchste Passivität bewahrt, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit und Freiheit verbinden" (13. Brief). „Das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten, und auch nur in dieser Hinsicht gefällt es mit einem Anspruch auf jedes anderen Beistimmung" (Kant).

Zu Str. 4: „Es ist im eigentlichen Sinne die Idee seiner Menschheit, mithin ein Unendliches, dem der Mensch sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, ohne es jemals zu erreichen" (14. Brief).

Zu Str. 6: „Das Spiel des Lebens" von Schiller (Wollt ihr in meinen Kasten sehn?):

„Ein Jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen;
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle."

Zu Str. 7: „Die Schönheit allein verleiht dem Menschen einen geselligen Charakter. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Einzelwesen stiftet" (27. Brief).

Zu Str. 9: Schillers „Das Glück".

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt;
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt! —

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.

Schillers „Die Gunst des Augenblicks" („Und so finden wir uns wieder —"):

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein;
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Zu Str. 13—15: Schillers „Sehnsucht" (Ach, aus dieses Thales Gründen —) Bd. III, S. 177!

2. Religiöse Deutung der Dichtung. Der Kampf des Menschen zwischen Fleisch und Geist, zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, das hilfreiche Hineingreifen der Ewigkeitsmächte in das menschliche Herz und Leben, der Heiligungskampf des sittlichen Menschen und seine Emporbildung zur Vollendung durch himmlische Gnade: das ist die tiefste Deutung der Schillerschen Dichtung. „Mir nach!" spricht Christus, unser Held! — In ihm, dem Schönsten der Menschenkinder, ist mehr als Herkules. Phil. 2, 6—11: Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus

auch war. — Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. — Darum hat ihn Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist —".

Zur 1. Str. Röm. 7, 24: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?"

Zur 2. Str. 1. Mos. 2, 17: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben!"

Zur 3. Str. Joh. 3, 5: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde —".

Zur 4. Str. Joh. 17, 5: „Verkläre mich, Vater, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe der Welt Grund gelegt war." Joh. 1, 1—4: „Im Anfang war das Wort —". Ebr. 1, 3: „Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens —". Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt —".

Zur 5. Str. 1. Joh. 5, 4: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Zur 6. und 7. Str. Joh. 16, 33: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

Zur 8. und 9. Str. Phil. 3, 21: „Er wird unsern nichtigen Leib verklären —". Röm. 8, 21: „Auch die Kreatur wird frei werden von dem Dienste des vergänglichen Wesens —".

Zur 10. und 11. Str. Röm. 3, 12 und 23: „Sie sind alle abgewichen —". „Es ist hier kein Unterschied —".

Zur 12. und 13. Str. Ebr. 12, 11: Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein —". Jak. 1, 12: Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet —". Röm. 8, 28: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." 2. Kor. 4, 16: „Ob auch unser äußerer Mensch verwest, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag verneuert."

Zur 14. und 15. Str.: Phil. 2, 5—11: „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war —". 1. Kor. 15, 55 und 57: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? — Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.

3. Verwandte Dichtungen zur Vergleichung.

## A. Der Pilgrim.

(1802.)

1. Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

2. All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

3. Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
„Wandle," rief's, „der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort,

4. Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein."

5. Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still:
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

6. Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß;
Über Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß;

7. Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schoß.

8. Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

9. Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier!

Der Pilgrim (vergl. Bd. III, S. 178) zeigt uns in einem einheitlich schönen Bilde das vergebliche Ringen nach der Verwirklichung des Ideals, nach der Wahrheit ohne Hülle und dem Seelenfrieden ohne Trübung.

Str. 1 und 2: Die Freude der Jugend und die Güter des Vaterhauses verläßt der Jüngling als Pilger, um Wahrheit, Glück und Frieden in der Welt zu suchen. (Vergl. Resignation: „Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten —".)

Str. 3—5: Hoffen und Glauben treiben ihn unaufhaltsam nach dem Aufgange, nach einem Thore, hinter dem er das beste Irdische in himmlischer Unvergänglichkeit zu finden meint. Alle Hemmnisse auf dem Wege: Berge von Arbeit, Abgründe von Zweifeln und Rätseln, Ströme von Leidenschaften überwindet er.

Str. 7 und 8: Ein Strom (Viehoff meint, die Kantische Philosophie) führt ihn mit frischem Zuge in fröhlichem Vertrauen nach Osten, trägt ihn jedoch in ein unendliches Meer philosophischer Meinungen und zeigt ihm das ersehnte Ziel in gleicher Ferne wie beim Anfange des Suchens.

Str. 9: Wie der Himmel nur scheinbar die Erde im Horizonte berührt und in Wahrheit niemals mit ihr eins wird, wie weit man auch gehe, so verbindet sich das Hier, das Irdische, niemals mit dem Dort, dem Himmlischen. Niemals werden hier alle Fragen nach Gott, Ewigkeit, Unsterblichkeit ꝛc. völlig beantwortet, Glück und Frieden ohne Wandel erreicht werden. Nur Suchen und Sehnen, das Glauben und Hoffen ist des Menschen Los.

## B. Die Ideale.

(1795.)

1. So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens! Deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

2. Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

3. Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

4. Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

5. Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreißend All,
Hinauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
Solang' die Knospe sich noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies wenige, wie klein und karg!

6. Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

7. Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

8. Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

9. Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach, allzu schnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

10. Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand!

11. Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet!
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht!

Schiller nannte dies Gedicht in einem Briefe an Humboldt „einen Naturlaut", „eine kunstlose Stimme des Schmerzes." Goethe stellte es unter allen Schillerschen Gedankendichtungen mit am höchsten und war lebhaft von seiner Schönheit ergriffen. Humboldt fand in dem Gedichte zu viel von des Dichters persönlichen Empfindungen und Erlebnissen dargestellt und verlangte diese vielmehr zu einer solchen Allgemeinheit abgeklärt, daß der persönliche Anteil des Dichters nicht mehr zu erkennen sei. Trotz dieses vermeintlichen Mangels nannte er das Gedicht sehr schön und wirkungsvoll. Jean Paul fand in der ersten

Fassung die ungleichartigen Bilder zu sehr gehäuft, ein Fehler, welcher Schillers geistiger und sprachlicher Überfülle und „ungestüm schaffender Phantasie“ entsprang. Die späteren Kürzungen bekundeten, daß der Dichter die Berechtigung dieses Einwurfs anerkannte.

Das Gedicht beklagt in rührender Weise die Flucht der Ideale bei dem unaufhaltsam fortschreitenden Leben. Es sind nicht die Ideale in „Ideal und Leben“, d. h. die Bilder der Vollkommenheit von Wahrheit, Schönheit, Freiheit, Sittlichkeit in einem Reiche der reinen Formen“ über der „Erscheinungswelt“. Vielmehr sind es die schwärmerischen Ansichten von der Natur, der begeisterte Lebens- und Thatendrang, das hohe Ringen nach Liebe, Glück, Ruhm und Wahrheit.

Das Gedicht gliedert sich in 4 Teile: I. Klage über die Flucht der Ideale Str. 1 und 2. II. Schilderung des idealbeglückten Lebens Str. 3—7: a) durch die beseelte Natur, b) durch begeisterten Thatendrang und hohe Entwürfe, c) durch Liebes-, Glücks- und Ruhmes-Hoffnungen. III. Das allmähliche Verbleichen der Ideale Str. 8 und 9. IV. Der Ersatz durch Freundesliebe und Arbeit Str. 10 und 11.

Str. 1: Die Phantasien, Freuden und Schmerzen der Ideale sind durch nichts zu halten (zu „verweilen“) und rinnen mit der Zeit hinab ins Meer der Ewigkeit.

Str. 2: Die beglückenden Schöpfungen der eigenen Phantasie werden der rauhen Wirklichkeit zum Raube.

Str. 3: Wie Pygmalion ein Marmorbild durch seine Liebe belebte, so beseelte ich die Natur durch meine Jugendglut.

(Pygmalion, ein König von Cypern, bildete eine schöne Frauengestalt aus Elfenbein, erbat für dieselbe von den Göttern warmes Leben und machte sie zu seiner Gattin.)

Str. 4: Ich fand in der beseelten Natur den Wiederhall meiner Liebe und meines Lebens und verstand ihre geheimnisvollen Stimmen.

Str. 5: Eine Welt kreißender, d. h. zu Licht und That drängender Ideen weitete mir die Brust und trieb zu kühnen Entwürfen in That und Wort (Dichtung), in Bild (Bildhauerkunst) und Schall (Tonkunst), ohne jedoch zur Erfüllung zu reifen. Vergl. das Distichon Erwartung und Erfüllung!

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Str. 6: Kühn und sorglos erstrebte der Jüngling das Höchste.

Str. 7: Die Hoffnungen der Liebe, des Glückes, des Ruhmes und der Wahrheitserforschung umgaukelten seinen Lebenswagen.

Str. 8: Doch das Glück entflog, der Wissensdrang blieb ungestillt, der Zweifel verdüsterte die Wahrheit.

Str. 9: Der Ruhmeskranz zierte Unwürdige; der Liebeslenz war allzu kurz; der Lebensweg wurde einsamer und rauher, nur von der Hoffnung noch schwach erhellt. (Vgl. „Hoffnung“, Bd. II, S. 708!)

Str. 10: Nur die Freundschaft harrt von all dem Lebensgeleite aus bis zum Grabe, tröstet, heilt und teilt liebend die Bürden.

Str. 11: Zu ihr gesellt sich die Arbeit (Beschäftigung); sie beschwört den Sturm der Seele, schafft langsam aber stetig, fügt Sandkorn zu Sandkorn an dem Bau der Ewigkeiten (der Veredlung des Menschengeschlechts, dem Ausbau des Reiches Gottes auf Erden) und trägt so der Mit- und Nachwelt durch nützliche Verwendung von Minuten, Tagen und Jahren von der großen Schuld ab, in welcher wir bei der Vergangenheit stehen, die uns die ganze Fülle der Bildungsschätze früherer Zeiten und früherer Arbeit übermittelt hat. Jeder wohlbenutzte Augenblick streicht gleichsam einen kleinen Schuldposten aus.

4. Rede- und Stilübungen. In welchem Sinne ist das Ideal in den behandelten Gedichten verstanden? — Welche schmerzliche Klage klingt durch „Resignation", „Ideale", „Sehnsucht" und „Pilgrim?" — Welche Wirkung hat der Widerspruch zwischen der idealen und realen Welt auf den Dichter und die Dichtung? — Welche Stellen der behandelten Dichtungen beziehen sich auf die Schönheit, die Wahrheit, Gott, Ewigkeit und Unsterblichkeit? — Welches Loblied singen sie der Freundschaft und der Arbeit? — An welcher großen Schuld hat jeder Mensch abzutragen? — Warum konnte gerade Schiller die Freudschaft und die Beschäftigung als edelsten Ersatz für die zerronnenen Ideale preisen? — Wie verhält sich das nachstehende Goethesche Wort über Schiller zu der behandelten Gedichtsgruppe?

Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.

---

## 2. Natur und Kultur, Kunst und Erziehung, Altertum und Neuzeit. (Kulturhistorische Dichtungen.)

### Der Spaziergang.

(1795.)

1 Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
2 Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
9 Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
  Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
13 Frei empfängt mich die Wiese, mit weithin verbreitetem Teppich;
  Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
  Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
  Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.

19 Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
  Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
  Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
  Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
25 Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
  Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
27 Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
  Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
  Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
31 Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
  Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
33 Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
  Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
  Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.

36 Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
  Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
39 Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
  In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
  Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
  Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
  Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
  Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
50 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
  Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
  Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
55 Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
  Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Keislauf,
58 Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!

59 Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
  Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
62 Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.

Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigen Kern hebt sich die türmende Stadt.

In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
Auch das krieg'rische Roß führt Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.

Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer;
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.

117 Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
121 Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.
125 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
128 Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

129 Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
135 Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß' er
140 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!

141 Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg' wiegt sich entmastet der Kahn;
147 Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
152 Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
156 Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimme entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
160 Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahrelang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebendiger Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
166 An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.

O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
172 Zu der verlassenen Flur kehrt er gerettet zurück!

173 Aber, wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
186 Herzen wieder, Natur? Ach, und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut;
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!

I. **Vorbereitung.** Diese herrliche Elegie, welche „die Natur als Gegenstand unserer sittlichen Trauer und rein menschlichen Sehnsucht darstellt", knüpfte sich an Schillers häufige Spaziergänge von Stuttgart nach dem königlichen Schloß Hohenheim, südlich von Stuttgart in der Gemeinde Plieningen. In einer Beurteilung des Gartenkalenders für 1795 schrieb Schiller in der Litteraturzeitung: „Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten längs der Landstraße zeigt sich dem Betrachter der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, wird das Bedürfnis nach Simplizität bis zum höchsten Grade getrieben und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal bei dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Aber die Natur, die wir hier finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt."

Der Gang durch diese wechselvolle Natur mit ihren vielfachen Spuren einer bis zur Überfeinerung steigenden Kultur wurde dem Dichter zu einem Abbilde des Kulturganges. Er sieht die ersten Anfänge der Kultur, verfolgt ihren Entwickelungsgang bis zur höchsten Entfaltung, sieht den Umschlag in Unnatur, erlebt den Zerfall und Zusammenbruch einer erkrankten Kultur und kehrt endlich aufatmend zu der ewig jungen, ewig schönen, reinen Kraftquelle Natur zurück.

Diesen physischen und geistigen Parallelgang hat Schiller in meisterhafter Weise in der Elegie „Der Spaziergang“ durchgeführt. An die einfachen Erscheinungen der Natur hat er die treffendsten und tiefsinnigsten Gedanken über den Gang der Kultur geknüpft. Die Dichtung machte dem Dichter selbst „viel Freude“, wie er an Körner schrieb, „durch die poetische Bewegung und den Fortschritt nach strenger Zweckmäßigkeit.“ Auch einige Erfahrungen mit dem Stücke machten ihm dasselbe besonders lieb und wert, wie er in einem späteren Briefe an Körner schrieb. Die Elegie warte die Stimmung, worin sie gefalle, nicht erst ab, sondern bringe sie hervor, gefalle also in jeder Gemütslage. Sie erfülle ihn immer mit Vergnügen und zwar mit keinem müßigen, sondern einem wirklich schöpferischen, denn sie bewege seine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Eine zweite günstige Erfahrung sei der gleichmäßig gute Eindruck auf die verschiedenartigsten Leser. Daß der Dichter bei dieser herrlichen Schöpfung nicht bloß den Gedanken, sondern auch der Form die höchste Kraftanstrengung gewidmet hat, erhellt aus einem Briefe an Humboldt: „In Ansehung der Versifikation bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler finden werden.“ Humboldt zollte der Dichtung die größte Anerkennung: „Wohin man sich wendet,“ schrieb er, „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht; aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieses unbeschreiblich schön organisierte Ganze beseelt. . . . Es hat den reichsten Stoff, und gerade den, der mir, nach meiner Ansicht der Dinge, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit der Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Das Gemüt wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlichst ein und giebt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung. Das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur treu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten

Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal in alle mannigfaltigen Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel des Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreits, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfange durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schlusse mit der erhabenen Sache der Vernunft!"

Eine bessere Einführung in die Dichtung, als dies Urteil eines verständnisvollen Freundes, wird es kaum geben. Ein jeder achtsame Leser wird die Überzeugung des Dichters teilen, „daß sich sein Dichtertalent in dieser Schöpfung erweitert habe, daß der Gedanke wahrhaft poetisch gewesen und geblieben sei, und daß sein Gemüt darin als eine Kraft gewirkt habe."

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Vers 1: Ein Gruß des Dichters an den oft geschauten und vertrauten Berg (mein Berg) eröffnet die Dichtung.

2—8: Die Morgensonne vergoldet ihn lieblich mit rötlichem Glanze. Die ruhige Bläue des Himmels umfängt das Gebirge, den Wald und den Dichter, der der Haft des dumpfen Zimmergefängnisses und dem engen Gespräch (über Alltägliches und Kleinliches) freudig entflohen ist.

9. 10: Der balsamische Strom ist der Duft der morgenfrischen Natur, den die Brust durstig trinkt, das energische Licht der kräftige Licht- und Farbenglanz, den die vom Lesen und Schreiben geschwächten Augen verlangend einsaugen.

11. 12: Das Wechselspiel (der Wettstreit) der Farben auf blühender Au löst sich in Harmonie auf und befriedigt das Gefühl durch seine Anmut.

13—18: Der einsame Wanderer empfängt Gabe auf Gabe: Die Wiese breitet einen Teppich unter seine Füße. Freundliches Grün umkränzt den ländlichen Pfad. Die geschäftige Biene summt. Der Schmetterling wiegt sich mit zweifelndem Flügel über dem rötlichen Klee, weil er nicht weiß, wohin er sich in der Blumenfülle wenden soll. Die steigende Sonne schickt ihre Strahlen wie Pfeile. Die Weste, die kühlenden Lüfte, liegen still; aber beweglich wirbelt die Lerche in hoher Luft ihr Lied herab.

19. 20: Ein Windstoß braust aus dem Gebüsch, beugt die Erlen am Waldrande und bewegt das vom Tau versilberte Gras hin und her.

21: Der Dichter tritt in den Wald und wird von ambrosischer Nacht, d. h. einem erquickenden Schatten, umfangen. Wie Ambrosia und Nektar die Himmlischen, so erquickte ihn die Kühlung.

25: Der Zweige laubiges Gitter durchdringt verstohlen sparsames Licht, d. h. durch das Blätterwerk fallen nur Sonnenperlen auf den Waldboden.

27: Der Flor zerreißt, d. h. der Wald hört auf; volles Licht fällt auf den Wanderer und öffnet dem Auge eine weite Fernsicht, die ein blaues, duftumflossenes Gebirge abschließt.

33: Endlos dehnt sich der Äther über und unter dem Wanderer aus. Dazu Schiller an Humboldt: „Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden Endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft."

35: Der geländerte Steig (ein Bergpfad mit Geländer) zwischen Höhe und Tiefe zeigt die erste Spur menschlichen Lebens und menschlicher Kunst im Kampfe gegen die Schrecken der Natur.

39—42: Demeter oder Ceres, die Göttin des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung, hat zur Vermeidung von Streit in die Fluren die Grenzlinien oder Furchen gezogen und damit jedes Eigentum gesetzlich geschützt. Sie sind also eine freundliche Schrift des Gesetzes (Röm. 2, 15) und eine göttliche Wohlthat. Der Liebe war alles gemein, sie schied nicht Mein und Dein; aber der Selbstsucht (der ehernen Welt) muß das Gesetz Zaum und Gebiß anlegen.

55: Der zur Freiheit erwachte Mensch will sich aus den Schranken des Gesetzes befreien und seiner Willkür folgen. Erst schwand die Liebe aus der Gemeinschaft; nun will sich der erwachte Freiheitsdrang auch von dem Zügel des engen Gesetzes, das im kleinen Kreise und einfachen Verhältnissen so wohlthätig wirkte, befreien.

59. 60: Der fremde Geist, der Geist des freiheitstrebenden Menschen, ist fremd der einfachen Natur und macht durch seine Eingriffe auch die Flur fremder, unkenntlicher.

63: Stände seh' ich gebildet, d. h. Gleiches zu Gleichem regelmäßig gepaart und so einen schroffen Gegensatz zu der lieblichen Planlosigkeit der einfachen Natur gebildet, so durch der Pappeln stolze, gradlinige, pomphafte Reihen.

66: Dieses Dienergefolge, d. h. alle Vorboten des städtischen Prunkes und Lebens, meldet den Herrscher, d. h. die nahe Stadt, an.

68: Aus dem felsigen Kern hebt sich die türmende Stadt, d. h. die sich türmende, turmreich aufsteigende Stadt erhebt sich wohl auf einem Felsen, und ihre Hauptbefestigungen sind in den Felsen gehauen. Ihre Anlage ist eine That des Mutes, des Fleißes und der Kunst des Kulturmenschen.

69: Die Faune waren häßliche Waldgötter, Begleiter des Bacchus, die später vornehmeren Gottheiten wichen und nur noch im Volksglauben als Bewohner der Wildnis einen Platz hatten.

70: Das wachsende religiöse Bewußtsein schuf herrliche Götterbilder aus dem Marmorstein, oder das Andenken (Andacht!) machte die Steine mit ihren Erinnerungen wert und teuer.

72: Die Welt wird enger, je reger der Gedanke erwacht und je rascher der Inhalt des Weltlebens in dem Einzelnen kreist.

73—74: Im Wetteifer der Kräfte wirkt Großes ihr Streit (einer sucht den andern zu überbieten und schafft immer Besseres), Größeres ihr Bund (die Vereinigung der eifernden Kräfte in Innungen, Fabriken, Genossenschaften).

75—78: Der schönste Verein der Kräfte ist das Vaterland und die geliebte Heimat mit den vertrauten Gesetzen und den Gräbern der Vorfahren (Ahnen).

79—86: Der Aufbau der Stadt und die Entwickelung des Kulturlebens darin wird der Hilfe der Himmlischen zugeschrieben, wie in dem Eleusischen Feste. Ceres schenkte den Pflug und leitete zum Ackerbau an. Hermes lehrte Handel und Schiffahrt (Anker). Bacchus, der heitere Gott des Weines, pflanzte die Weinrebe, Minerva den Ölbaum. Poseidon (Neptun) führte das kriegerische Roß herbei. Er und Minerva hatten gewettet, wer von ihnen der Stadt Athen das nützlichste Geschenk geben würde. Cybele, die „große Mutter" der Phrygier, zog auf einem mit Löwen bespannten Wagen in die Stadt ein und segnete ihr Wachstum.

Aus den Mauern der Städte (den heiligen Steinen) gingen die Lehrer der Menschheit, d. h. der Menschlichkeit, und die Kolonisten hinaus in die Welt und verbreiteten die Kultur. Weise Richter an den geselligen Thoren erinnert an 5. Mos. 16, 18: „Richter und Amtleute sollst du dir setzen in allen deinen Thoren." Amos 5, 10: Sie sind dem gram, der sie im Thore straft. — Ruth 4 wird eine solche Gerichtsverhandlung im Thore geschildert.

Die Penaten sind Schutzgötter des Hauses, hier des Staates.

97 u. 98 enthalten die Grabschrift der bei Thermopylä gefallenen Helden, wohl nach einer Übersetzung Herodots von Cicero.

100: Der Ölbaum ist das Sinnbild des Friedens, den sie mit ihrem Opfertode erkauft haben.

102: Der bläulichte Gott ist der Flußgott, der zur Benutzung der Wasserkräfte einladet.

103: Die Dryaden waren Bewohner der Bäume, die mit diesen lebten, litten und starben.

107: Mulciber ist ein Beiname Vulkans, des Feuer- und Schmiedegottes.

111: Die Reede ist der Ankergrund für die größeren Schiffe, der Pilot oder Lotse der küstenkundige Steuermann.

115: Der Kran ist hier der Landungsplatz, wo die gewaltigen Hebemaschinen die Schiffslasten ein- und ausladen.

117: Stapel oder Stapelplatz ist hier der Ort für die aufgehäuften fremdländischen Waren, sonst ein Gerüst oder eine Schiffsbaustelle (ein Schiff vom Stapel lassen).

119: Thule bedeutet den kalten Norden als Gegensatz des heißen Südens. (Es war ein König von Thule).

120: Amalthea ist hier die Göttin des Überflusses. Ursprünglich war es eine Ziege, die Amme des Zeus. Ihr abgestoßenes Horn füllte Zeus mit unerschöpflichen Gaben.

125: Die jonische Säulenordnung ist die edelste, sie hält die Mitte zwischen der ernsten dorischen und üppigen korinthischen.

126: Das Pantheon war ein allen Göttern gewidmeter Rundbau in Rom.

127: Der Iris, d. h. des Regenbogens, kühnem Sprunge und Schwunge gleicht manche Brücke über den brausenden Strom.

129: Die bedeutenden Zirkel des Weisen sind die Wissenschaften, besonders die Mathematik und die Naturwissenschaften.

133: Des Zufalls grausende Wunder sind die unverstandenen Erscheinungen in der Natur. Vertraut werden sie, sobald wir sie verstehen.

134: Der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht ist das den wechselnden Erscheinungen zu Grunde liegende Gesetz.

136: Das redende Blatt ist die Schrift, welche den Gedanken eine Stimme leiht, durch Jahrhunderte redet und den Nebel des Aberglaubens verscheucht.

140: Der wahnbefreite Mensch zerreißt leider oft auch den Zügel der Scham, d. h. der Sitte und Sittlichkeit. Der Segen des geschriebenen und gedruckten Wortes verwandelt sich in Fluch.

147: Des Wagens beharrliche Sterne sind die 7 Sterne des Bären oder Wagen. In der Schwanzspitze des kleinen Bären steht der Polarstern, der unbewegliche Leitstern der Schiffer.

148: Der Gott im Busen, der innere Führer, das Gewissen selbst irrt.

152: Der Sykophant, in Athen der Angeber von Gesetzesübertretungen, bezeichnet einen niedrigen Verleumder und Angeber.

155: Feil ist der Gedanke, d. h. nicht die Überzeugung, sondern der Vorteil bestimmt Wort und That.

156: Der göttliche Adel der Liebe ist die freie, innige Hingabe. Er wird weggeworfen, wenn das Geld die Ehe schließt oder gar die freie Liebe gepredigt wird.

157: Der Betrug maßt sich die Zeichen der Wahrheit, die Stimme der Natur an, heuchelt also und macht die Lüge zum Verkehrsboden der Gemeinschaft.

161: Auf der Tribüne, der Rednerbühne, prahlet das Recht, d. h. es macht sich in schönklingenden Worten breit, in der Hütte die Eintracht, d. h. man heuchelt häusliches Glück, wo doch keins ist.

162: Des Gesetzes Gespenst ist der schreckende Schein der Gesetzeshoheit ohne Leben, Wahrheit und Kraft. Es lebt nicht mehr im Herzen, sondern nur noch in Worten und äußeren Formen.

163: Mumien sind einbalsamierte, versteinerte Leichen mit dem Scheine des Lebens. Ihnen gleichen die Staatswesen, aus denen lebendiges Recht, sittliche Tüchtigkeit und würdige Freiheit geschwunden sind.

166: An das hohle Gebäu rühren die Not und die Zeit, d. h. die Not der despotisch unterdrückten Freiheit und die Forderungen einer fortgeschrittenen Zeit.

167: Die Tigerin, die das Gitter durchbricht und der Freiheit in der Heimat gedenkt, ist ein herrliches Bild der Revolution, die hier geschildert wird.

170: In der Asche der Stadt sucht sie die verlorne Natur, d. h. durch Brand und Mord will sie das Glück schaffen.

171: Öffnet euch, Mauern, gebt den Gefangenen frei, d. h. laßt uns den Stätten der Kultur, die solche Verbrechen ausbrüten, entfliehen und zur einfachen Natur zurückkehren.

186: Der finstere Traum, der mich schaudernd ergriff, spiegelte mir vor, daß das eben aufgerollte furchtbare Bild des Lebens Wahrheit sei und auch mich selbst in seinem Banne halte. Das stürzende, steil abfallende Thal vor mir erschreckt mich und weckt mich gleichsam auf, so daß der finstere Traum samt dem furchtbaren Bilde des Lebens verschwindet.

189: Belehrt und geläutert nimmt der Spaziergänger reiner sein Leben zurück; er gewinnt neuen, frohen Lebensmut.

200: Die Sonne Homers lächelt auch uns, d. h. die ewig junge, ewig schöne, reine und wahre Natur, die schon Homer beglückt und begeistert hat, bewährt auch heute noch für uns dieselbe Kraft.

III. **Vertiefung.** 1. Lagebilder: a) Ein Sommermorgen auf blühender Au. (Grüner Wiesenteppich mit Blumen gestickt. Ländlicher Pfad mit einem einsamen Wanderer. Bienen, Schmetterlinge und Lerchen. Ein Erlenbach mit Ufergebüsch und betautem Grase. Angrenzend ein braunes Gebirge mit Wald. Rötlich strahlt ein Gipfel in der Morgensonne als Ziel der Wanderung. b) Blick vom Bergeshange in die Weite. (Buchenwald. Sonnenperlen auf dem moosigen Waldboden. Ein brausender, grünlicher Strom am Fuße des Berges. Eine weite Landschaft, welche ein fernes Gebirge in blauem Dufte abschließt. Drüber der blaue Himmel. Steig mit Geländer führt den steilen Hang hinab.) c) Eine gesegnete Feldflur. (Furchen begrenzen das einzelne Eigentum. Eine weiße Landstraße zieht sich hindurch. Im Gefilde weiden Herden unter der Obhut ihrer Hirten. Der Strom rinnt zwischen buschigen Ufern dahin und trägt Flöße auf seinem Spiegel. Freundliche Dörfer liegen am Flusse, einzelne Gehöfte zwischen den Äckern. Reben umwinden die Fenster; Bäume stehen um die Häuser.) d) Die Stadt am Berge. (Mauern umgeben, Burgen überragen sie. Lange Pappelreihen führen zu ihren Thoren. Leuchtend erheben sich Kuppeln von Schlössern und Kirchen mit Blitzableitern. Den Strom überspannt eine kühne Brücke. Kähne beleben ihn. Auf der Reede sind viele Waren aufgestapelt. Mit Hilfe der Krane werden die Waren ein- und ausgeladen. Geschäftiges Treiben herrscht überall. Fabrikgebäude mit ihrer langen Fensterflucht zeigen sich. Schulen als Pflegestätten von Kunst und Wissenschaft sind erbaut.) e) Die friedliche Kulturlandschaft. (Kühne Basaltwände, tiefeingeschnittene Schluchten, ein

Gießbach und ein Adler im Blauen bilden die Begrenzung. Sonst überall einfache Natur, friedliche Beschäftigung und glückliche Menschen).

2. Gliederung und Gedankengang. I. Abschn. Vers 1 bis 18: Der friedliche Wanderer in einfach schöner Natur. Keine Spur von Menschenelend stört den wohlthuenden Eindruck der lieblichen Landschaft voll lachenden Tier- und Pflanzenlebens. Sanft und stetig reiht sich Bild an Bild in unmerklichem Übergange. Dankbar empfangend, läßt der stubenmüde Spaziergänger Sonnengold und Himmelsbläue, Luft und Licht, Duft und Farbe, Wiese und Wald, Insektenspiel und Lerchensang erquicklich auf sich wirken.

II. Abschn. V. 19—36: Der stille Gang durch den Buchenwald mit dem großartigen Blick in die Ferne. Ein kühler Lufthauch aus dem Walde begrüßt den erhitzten Wanderer. Im Buchenschatten, den Lichtpfeile und Himmelsbläue lieblich durchsetzen, wandert er den geschlängelten Pfad bergauf. Am Waldrande begrüßt ihn die Tageshelle, ein steiler Abhang, ein grünlichter Strom, ein fernes Gebirge, der unendliche Himmel und ein steil abfallender Berghang. Als erste Spur von Menschenhand sieht er das Geländer an dem Steige, der Höhe und Tiefe verbindet.

III. Abschn. V. 37—58: Das erfreuliche Bild einfacher Kulturzustände, friedlicher Gemeinschaft zwischen Natur und Mensch und glücklichen Lebens in der Beschränkung. Menschenfleiß hat das Thal bebaut. Gesetzliche Grenzen zeigen die einzelnen Besitzungen. Eine Landstraße verbindet Nähe und Ferne. Flöße beleben den Strom, Herden und Hirten das Gefilde. Überall tauchen freundliche Dörfer und einzelne Gehöfte auf, die von Gärten und Feldern umgeben sind. Die Menschen erfreuen sich eines beschränkten, wunschlosen Glückes, das an den Kreislauf von Saat und Ernte geknüpft ist.

IV. Abschn. V. 59—68: Regel und Ordnung in der Natur als Gepräge des Menschengeistes und als Vorboten eines Verkehrs-Mittelpunktes. Die liebliche Mannigfaltigkeit einer einfachen Natur weicht einer standesartigen Sonderung in Gleichartiges, die Planlosigkeit der festen Regel, die schlichte Schönheit dem Pomp. Diese prunkenden Diener verkünden die Nähe eines Herrn, der Stadt, die sich mit leuchtenden Kuppeln am Berge erhebt.

V. Abschn. V. 69—100: Der rege Verkehr der Menschengemeinschaft in der Stadt. Die Waldgötter sind zur Sage geworden. Steinmassen erheben sich, aber die Steine sind durch die Geschichte belebt, ja durch die Andacht zu lebendigen Vertretern der Gedanken gemacht. Enger rücken die Menschen an einander, und lebhafter entwickelt sich der Weltverkehr. Der Streit und die Vereinigung der Kräfte schaffen Großes. Für Vaterland und Heimat erglühen alle Herzen. Mit himmlischen Mächten im Bunde, bauen die Menschen ihre Wohnungen,

die Tempel der Götter, die Äcker, Gärten und Weinberge, treiben Handel und Schiffahrt, schützen sich kriegerisch gegen Feinde und tragen den Segen der Kultur hinaus in fremde Länder. Zur Erhaltung des Staates entwickeln sie die Rechtspflege, zur Sicherung der Segnungen des Friedens die Verteidigung.

VI. Abschn. V. 101—128: Das Gedeihen aller Gewerbe und Künste in einem geordneten Staatsverbande. Es entwickelt sich die Schiffahrt auf dem Strome. Das Holz und der Stein werden vielseitig verarbeitet. Der Bergmann fördert das Erz aus der Tiefe des Berges zutage. Der Schmied verarbeitet die Metalle. Leinwand wird gesponnen und gewebt. Die Erzeugnisse des Fleißes tragen die Schiffe in weite Fernen. Im Hafen herrscht ein Gewimmel von Menschen, Sprachen, Waren und Werkzeugen und ein Austausch zwischen Norden und Süden. Bei solcher Fülle gedeihen die Künste, die das Leben verschönern. Bilder, Bildsäulen und Bauwerke erfreuen Auge und Herz.

VII. Abschn. V. 129—140: Die Entwickelung der verschiedenen Wissenschaften. Der sinnende Verstand forscht den Erscheinungen in der Natur nach, sucht die bewegenden Kräfte und Gesetze derselben — den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht — zu ergründen, mißt, rechnet, schreibt und vertreibt die Nebel des Irrtums und Wahns. Doch ein schweres Aber ist dabei: Mit dem Wahn schwindet auch oft die Scham!

VIII. Abschn. V. 141—172: Die Verirrung der Vernunft, die Entstellung der Freiheit, die Vergiftung der Sittlichkeit und die Schrecken einer Revolution. Im Drange nach Freiheit reißen sich Vernunft und sinnliche Begierde von der Hand der Natur los, werden dadurch steuerlos und führen eine unsägliche Verwirrung herbei. Lüge verdrängt die Wahrheit, der Vorteil die Liebe, die Verleumdung das Wohlwollen, Wortgepränge das lebendige Recht, ein Scheinwesen die thätige Herrschergewalt. Endlich stürzt die Not (der Gewissen und der Gesellschaft) und die Zeit mit ihren Forderungen das Scheingebäude. Die lange unterdrückte und gemißhandelte Natur rächt sich nun mit der Wut eines entfesselten wilden Tieres. Unter den Trümmern alles Bestehenden sucht sie Freiheit, Wahrheit, Recht und Sittlichkeit. Solcher Entartung der Menschennatur und des Menschenverkehrs entflieht der entsetzte Wanderer aus den Mauern der Städte, die solches Unheil ausbrüten, und kehrt zurück auf die verlassene ländliche Flur mit ihrer Einfachheit und ihrem Frieden.

IX. Abschn. V. 173—200: Das bewußte Glück im Verkehr mit der gesunden Natur. Hinter dem Wanderer liegen wild getürmt die rohen Stoffe des Berges, das Chaos der Revolution. An dem Herzen der Natur erwacht er von dem furchtbaren Traume, der ihm des Lebens entsetzlichste Bilder zeigte. Reiner und froher beginnt er sein Leben in der vertrauten Natur. Im Wechsel der Dinge freut er sich ihrer un-

vergänglichen Schöne und Gesetzmäßigkeit. Nähe und Ferne, Jugend und Alter beglückt sie mit demselben Sonnenschein.

3. Der Mensch und die Natur in ihrem gegenseitigen Verhältnis. a) Die Einheit des Menschen mit der Natur und das unbewußte Kinderglück im wechselseitigen Verkehr. b) Die Erhebung des Menschen über die Natur und die einfache, natürliche Benutzung ihrer Erzeugnisse. c) Die vielseitige Beherrschung der Natur durch den menschlichen Geist, die Umbildung ihrer Stoffe und die Erforschung ihrer Gesetze. d) Die Verleugnung ihrer Gesetze und Ordnungen durch die übermütige, entartete Menschengemeinschaft, die sinnlose Zertrümmerung des Bestehenden und die Vernichtung des Menschenglückes. e) Die Rückkehr des Einzelnen zur gesunden Natur und das bewußte Glück in ihrer Benutzung, in der Befolgung ihrer Gesetze und in dem heilenden, beglückenden Verkehre mit ihr.

4. Besondere Schönheiten. Der Aufbau der Elegie ist ebenso einfach wie kunstvoll. Ein Gang durch die Natur wird zum Spiegelbilde des Kulturganges. Die Bilder der Naturgestalten werden zu Abbildern der Menschheitsentwicklung. Alle Formen der Naturbenutzung und der Kulturgestaltung folgen sich naturgemäß. Ein Bild bereitet das andere vor und schlägt eine Brücke hinüber, so zwischen I und II der kühle Luftstoß aus dem schattigen Walde, zwischen II und III der geländerte Steig zwischen Höhe und Tiefe, zwischen III und IV der verdüsterte Blick durch einen fremden Geist, zwischen IV und V die sich türmende Stadt am Felsenhange, zwischen V und VI der mit Kriegsblut begossene Ölbaum als Sinnbild des Friedens, zwischen VI und VII der Brückenbau und die Zirkel des Gelehrten, zwischen VII und VIII das Zerreißen des Zügels der Scham mit den Fesseln der Furcht, zwischen VIII und IX die Flucht des Gefangenen aus den verhängnisvollen Mauern der Stadt und die Rückkehr zur ländlichen Flur.

Die Mittel der Darstellung handhabt Schiller mit der ihm eigenen Meisterschaft. So schön, kraft-, schwung- und klangvoll die Sprache ist, so verleugnet sie doch nie eine edle Einfachheit und ein verständnisvolles Anschmiegen an den Gedanken. So ist das Steigen und Sinken der Gedankenwellen wundervoll durch Hexameter und Pentameter ausgedrückt, z. B.

> Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
> Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.

Mit dem Chor der Vögel malt er zugleich die bunte Menge und den harmonischen Gesang, mit dem Wiegen auf den Ästen die behagliche Stimmung. Besonders reich ist die Dichtung an treffenden, bedeutsamen Bildern und bezeichnenden Merkmalswörtern, so des Zimmers Gefängnis, das enge Gespräch, der fließende Spiegel des grünlichten Flusses, die Furchen als freundliche Schrift des Gesetzes, die Straße als sich windende Schlange, die Pappeln als stolzes Dienergefolge, die Stadt als mächtiger Herrscher, die entartete Natur als ausgebrochene

Tigerin ꝛc. Mit einigen kühnen Strichen zeichnet er wundervoll die Schrecken der französischen Revolution. Mit Vorliebe und hoher Kunst benutzt er den Gegensatz und den Gleichschritt, um klar und eindringlich zu Phantasie, Verstand und Herz zu reden.

IV. **Verwertung.** Vergleichung mit:

## Das eleusische Fest.

(1798.)

1. Einführung. Das Gedicht ist ein Festgesang zur Feier des eleusischen Festes. Letzteres wurde zu Ehren der Ceres, der Lehrerin des Ackerbaues, der Stifterin der Städte, Staaten und gesellschaftlichen Ordnungen und der Schützerin der Ehe und Gesittung, jährlich zweimal gefeiert, die kleinen Eleusinien um die Saat-, die großen Eleusinien um die Erntezeit. Letztere dauerten 9 Tage. Am 6. Tage fand der große Festzug von Athen nach Eleusis, einem 2 Meilen entfernten attischen Flecken, statt. Der Festversammlung und ihren Vorsängern wird das Lied zum Preise der Göttin in den Mund gelegt.

Es behandelt einen Lieblingsgedanken Schillers, die Bildung des rohen Naturmenschen durch die Kunst und besonders die Anfänge aller Gesittung durch den Ackerbau. Der letzte Gedanke ist in der Klage der Ceres (Bd. III, S. 108):

„Ist der holde Lenz erschienen?"

eingehend dichterisch behandelt, die ganze Idee aber auch im „Lied von der Glocke" (Bd. III, S. 86, Vers 300—309) knapp und schön angedeutet:

„Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter —."

In seiner Anlage erinnert das Gedicht an eine Jugendschöpfung des Dichters, an den Hymnus „Der Triumph der Liebe" (1781):

„Selig durch die Liebe —."

Diese Hymne schildert das frostige Erdendasein ohne das Walten der Liebe, den Jubel bei der Geburt der Liebesgöttin, das Niedersteigen der Götter in das Erdenthal, die Erhellung der freud- und lichtlosen Unterwelt, die Beglückung der Menschenkinder und die Beseligung im Jenseits durch die Liebe.

Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

„Der Triumph der Liebe" zeigt wie „Das eleusische Fest" epische und lyrische Elemente. Jenes durchschlingt und umwindet mit der Eingangsstrophe 5 mal den Hymnus, während dieses ihn nur durch dieselbe Strophe einrahmt.

2. Inhalt der einzelnen Strophen. 1. Mit Blumen- und Ährenschmuck und freudigem Augenglanz soll die Königin empfangen

werden, die das Nomadenzelt in feste Hütten verwandelt, die wilden Sitten gezähmt und die Menschen gesellig einander genähert hat.

Cyanen = blaue Kornblumen. Die Königin = Ceres, die wie Juno als stattliche Herrschergestalt dargestellt wurde.

2. Höhlenbewohner, Hirten, Jäger und erbarmungslose Strandräuber bevölkerten die wüste Erde.

Troglodyte = Höhlenbewohner. Nomade = wandernder Hirt. Unglücksstrand erinnert an die Sage, nach der an der taurischen Küste alle Schiffbrüchigen der Diana geopfert wurden. (Vgl. Goethes Iphigenie.)

3. Ceres suchte ihre geraubte Tochter Proserpina und fand auf der Erde nirgends Gastlichkeit und Frömmigkeit,

4. wohl aber gräßliche Menschenopfer, und Jammer rührte ihr Herz bei dieser Entartung des Menschen,

5. der nach Gottes Bilde geschaffen ward.

Götterschoß heißt die Erde, weil sie nach der Sage den Uranos und sein Göttergeschlecht sowie die Titanen gebar, besonders aber wegen ihrer Schönheit. „Ein Garten Gottes“ das Paradies.

6. Die Himmlischen in seliger Höhe fühlten kein Erbarmen mit dem Menschenelende; der Ceres gequältes Herz jedoch verstand der Menschheit Angst und Wehe.

7. Um ihn zu bilden, ließ sie den Sohn der Erde gläubig mit seinem mütterlichen Grunde einen ewigen Bund schließen und regelte sein Thun nach dem Gange des Mondes und der Planeten.

Der mütterliche Grund ist die Erde, aus der Gott den Menschen schuf. Prometheus bildete Menschen aus Lehm, Deukalion aus Steinen. Ehre das Gesetz der Zeiten, d. h. achte beim Landbau genau auf des Himmels Zeichen und der Zeiten Wechsel. Der Gang der Planeten heißt melodisch, d. h. harmonisch; die Harmonie der Sphären.

8. Sie trat aus dem Nebel in den Festkreis der Wilden, die beim Siegesmahle ihr eine Schale mit Menschenblut reichten.

9. Mit Abscheu verschmähte sie das Tigermahl und begehrte Feldfrüchte als Opfer.

10. Mit dem Speer des Jägers ritzte sie die Erde und senkte Körner aus ihrem Kranze in die Furche.

Wucht des Speeres deutet auf die Kraft der Wilden hin. Aus des Kranzes Spitze, d. h. aus der Ährenkrone auf ihrem Haupte. Die zarte Ritze deutet die Milderung des Bodens durch Bearbeitung an. Der Trieb des Keimes ist der Keimstoff im Samen.

11. Durch ein Wunder drängten sich Saat, Wachstum und Ernte in wenige Minuten zusammen.

12. Bei dem ersten Opfer aus Feldfrüchten flehte Ceres den Göttervater Zeus um ein Zeichen vom Himmel an, um das blinde Volk zur rechten Erkenntnis zu bringen. (Vergl. das Opfer des Elias auf Karmel, 1. Könige 18, 36—39, und das ungläubige Geschlecht, das vom Heilande ein „Zeichen vom Himmel“ begehrte.)

13. Zeus erhörte die Bitte der Schwester, entzündete durch seinen gezackten Blitz das Opfer und ließ seinen Adler herabschweben.

14. Überwältigt warf sich die rohe Menge der Göttin zu Füßen und lauschte ihren göttlichen Lehren.

15. Von den himmlischen Göttern, die sich nun der Erziehung des Menschen annahmen, stieg zuerst Themis herab und setzte das Eigentumsrecht fest.

Der Schwur beim Styx und den Mächten der Unterwelt war der furchtbarste für die Götter.

16. Der Gott der Esse, Vulkan, lehrte die Bearbeitung der Metalle und besonders die Herstellung des Pfluges.

17. Minerva oder Pallas Athene gründete feste Städte, einte die Einzelnen zu einer Gesamtheit und lehrte die Verteidigung der Heimat.

18. Mit Hilfe des Grenzgottes Terminus grenzte sie die Stadt- und Staatsgebiete ab.

19. Die Oreaden oder Bergnymphen im Gefolge der Jagdgöttin Artemis halfen den Fichtenwald niederschlagen.

20. Auch die Stromgötter halfen auf Minervas Gebot die Stämme flößen und runden.

21. Der Meergott Neptun oder Poseidon mit seinem Dreizack (Trident) brach die Felsblöcke los, und der gewandte Götterbote Hermes oder Merkur half sie zur schützenden Stadtmauer fügen.

22. Apoll, der Gesangesgott, und die Kamönen, d. h. die neun Musen, brachten durch Lyraspiel und rhythmischen Gesang („das holde Maß der Zeiten") Takt und freudiges Leben in die Thätigkeit der Bauleute. Vgl. Uhlands „Schifflein": „Die Rudrer auch sich regen mit taktgemäßen Schlägen. Von Melodie gewieget, das Schiff hinunterflieget." (Der Sänger Amphion lenkte durch der Lyra Getön beim Bau der Feste Thebens die Steine, wohin ihm gefiel.)

23. Cybele, die „große Mutter" der Fruchtbarkeit, mit der Mauerkrone auf dem Haupte, setzte die Thore ein, den hilfreichen Göttern aber wurden Tempel erbaut.

24. Juno oder Here, die Götterkönigin, heiligte die Ehe, die Liebesgöttin Venus und ihr Knabe Amor schmückten das junge Paar, die andern Götter aber beschenkten es.

25. Ceres brachte als Priesterin in feierlicher Versammlung dem Zeus das erste Opfer dar.

26. Mit einem Abschiedssegen schied sie von den Menschen: Dem Menschen gezieme weder die Ungebundenheit des Tieres noch die Freiheit der göttlichen Natur in den Himmlischen, sondern die edle Sitte in der Menschengemeinschaft.

27. Die 1. Strophe bildet, etwas umgewandelt, auch die Schlußstrophe.

3. Vergleichung mit dem „Spaziergange". Beide führen den Grundgedanken des Überganges der Menschheit aus einfachen, ursprünglichen Zuständen zu einer festen, bürgerlichen Ordnung durch. Beide be-

handeln den Ackerbau als Grundlage aller höheren Gesittung. Das eleusische Fest führt uns zur untersten Kulturstufe, zu dem Leben der Höhlenbewohner, Jäger und Nomaden zurück. Der Spaziergang läßt dagegen die Entartung des sittlichen und bürgerlichen Lebens, die Auflösung der staatlichen Ordnung und die Rückkehr zur einfachen Natur noch folgen. Im Spaziergang lehnt sich die wachsende Kultur an die Natur. Der Dichter sieht sie mit seinem geistigen Auge auf dem Spaziergange werden und wachsen. Im eleusischen Feste sucht die göttliche Mutter ihre Tochter, fühlt Erbarmen mit den rohen Menschen und führt sie von einer Stufe der Gesittung zur andern. Die Hilfe der Himmlischen, die im Spaziergange nur kurz zusammengefaßt ist, nimmt im eleusischen Feste den breitesten Raum ein. Im Spaziergange sind weite Zeiträume der Kulturentwickelung in die Zeit eines Spazierganges, im eleusischen Feste in die Zeit eines Besuches zusammengedrängt. Der Spaziergang führt uns an verschiedene Orte, das eleusische Fest nur an einen, wo sich alle Ereignisse dramatisch abspielen. Der Spaziergang widmet der Geisteskultur eingehende Betrachtung, das eleusische Fest streift sie nur. Die großartigen Landschaftsbilder des Spazierganges fehlen dem eleusischen Feste fast ganz. Im Spaziergange ist die Hauptperson der Spaziergänger, d. h. der Dichter, in dem eleusischen Feste die Göttin Ceres. Dort erscheinen die Menschen thätig vorwärts dringend aus eigener Kraft, hier nur zugängig der Belehrung, willig der Mahnung und empfangend. Die dichterische Form ist dort der Hexameter, hier der daktylische Vers in der Anfangs-, Schluß- und einer Mittel-, der trochäische in den übrigen Strophen.

## Die Künstler.

(1788/89.)

1. Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

2. Berauscht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden, verlassnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde

Dein junges Herz im stillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
In leichten Rätseln dich erraten ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

3. Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

27. Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermessnes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein,
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich in mildem Abendschein
Das malerische Thal auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höhre, schönre Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenspiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan:
Je schönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schönre Rätsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.
So führt ihn im verborgnen Lauf
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhre Höhn und immer schönre Schöne

Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

28. Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania,
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn!
So süß, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

29. Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

30. Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

31. Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

I. **Vorbereitung.** Der Lieblingsgedanke Schillers, das Werden der Kultur, die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Kunst, d. h. die Einkleidung der Wahrheit und Sittlichkeit in das Gewand der Schönheit, findet zum erstenmal hinreißenden poetischen Ausdruck in den Künstlern. Es ist ein Gedicht voll herrlicher Gedanken in prachtvoller Sprache und mit hohem Schwunge.

Den Anstoß dazu gab, nach Frau von Wolzogens Bericht, ein Buch von Moritz „Über die bildende Nachahmung des Schönen." Außerdem übte der alte Wieland durch seine fortwährenden Hinweise auf den bildenden Einfluß der Griechen einen großen Einfluß auf die Geschmacksrichtung seines jungen, feurigen und übersprudelnden Freundes aus. Das Studium der Griechen sollte letzterem geben, was ihm noch fehlte: Klarheit und Einfachheit, Maß und Geschmacksreinheit. So sehr Schiller seinem dichterischen Genius vertraute, so empfänglich war er auch für kundige Winke und Weisungen. Im August 1788 schrieb er an seinen vertrauten Freund Körner, daß er nichts als Homer lese und in den nächsten 2 Jahren keinen modernen Schriftsteller zu lesen gedenke, denn nur die Alten gäben ihm jetzt wahre Genüsse, und ihrer bedürfe er, um seinen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Einfachheit zu entfernen angefangen habe.

Welch segensreichen Einfluß das eingehende Studium der griechischen Klassiker auf den Dichter hatte, zeigen „Die Künstler". Förderlich wirkte auch bei deren Abfassung der Sonnenschein des Glückes, welchen die Liebe zu Charlotte von Lengefeld in dieser Zeit in sein Herz und Leben goß. Ihr und ihrer Schwester Karoline von Wolzogen las er auch am Vorabend seines Geburtstages 1788 den ersten Wurf der Dichtung vor. Ihre eigentliche bleibende Gestalt erhielt sie aber sehr langsam unter steter Verhandlung mit dem verständnisvollen kritischen Freunde Körner. Der Briefwechsel zwischen beiden aus dieser Zeit beweist, wie fleißig Schiller gearbeitet, wie vielseitig er alles gedreht und gewandt, wie willig er kundigen Rat angenommen und wie sorgfältig er gebessert und geglättet hat.

Am 9. Februar 1789 schrieb er an Körner: „Ich bin doch gar sehr begierig, was Du nun — nach gänzlicher Umarbeitung des Gedichts — zu den Künstlern sagen wirst, wenn Du sie wieder zu Gesicht bekommst. Der ganz veränderte Anfang giebt dem Gedichte gegen seine vorige Gestalt ein ganz unkenntliches Ansehen; doch sehr zu seinem Vorteil." (Der erste Entwurf fing an mit den Worten der „Macht des Gesanges": „Ein Regenstrom aus Felsenrissen" — Bd. III, S. 9.) „Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen: die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurch geht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer 12 Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit: dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von

seiner besseren Seite. — Von da mache ich den Übergang zu der Kunst, die seine Wiege war, und der Hauptgedanke des Gedichts wird flüchtig anticipiert und hingeworfen. Die Einführung der zweiten historischen Epoche, der Wiederauflebung der Künste nämlich, behauptet ihren vorigen Platz, und gewiß mit Recht. Ich habe diese ganze Stelle aber weit besser angefangen, mehr erweitert und durchaus verbessert! Nun aber folgt ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung giebt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höheren Kultur sei, daß also der Herbst immer weiter gerückt sei als der Lenz, und er ist sehr weit von dieser Demut entfernt. Alles was wissenschaftliche Kultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Kultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich der Forscher und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen; dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich sittliche und wissenschaftliche Kultur wieder in die Schönheit auflöse:

Der Schätze, die des Denkers Fleiß gehäufet,
Wird er im Arm der Schönheit erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft der Dichtung zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein.

Diese Vorstellung führe ich nun auch wieder auf meine Allegorie zurück und lasse die Kunst an diesem Ziele sich dem Menschen in verklärter Gestalt zu erkennen geben.“ Unterm 25. Februar 1789 schrieb Schiller an Körner: — „Zwei Gespräche mit Wieland hießen mich das Gedicht noch einmal ansehen, — und hier wurde ich glücklicher Weise einige Schiefheiten und Halbwahrheiten gewahr, die dem besseren Gesichtspunkt, woraus das Ganze betrachtet sein will, erstaunlichen Abbruch thaten. Ich warf es fast ganz durcheinander, und Du wirst dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten worden ist. Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Fassung ganz beweislos hingeworfen war, ist nunmehr eingeschaltet. Ich habe über den Ursprung und Fortgang der Kunst selbst einige Ideen gewagt und habe alsdann die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinselstrichen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zusammen, und dadurch, daß das, womit angefangen wird, im Laufe des Gedichts erwiesen und am Schlusse darauf, als auf das Resultat zurückgewiesen wird, ist das Gedicht nun ein geschlossener Kreis.“

Schiller selbst empfand lebhafte Freude über das Gedicht und äußerte gegen seine Freunde, daß er noch nichts so Vollendetes gedichtet zu haben glaube, allerdings auch zu keinem seiner Werke so viel Zeit gebraucht habe. Eine gleiche Freude empfand Körner über die Schöpfung seines Freundes und bekundete dieselbe durch seine lebhafte Mitarbeit an der Verbesserung. Wieland wollte es nicht für ein Gedicht erkennen, sondern für philosophische Poesie, deren malerische Sprache und Bilderreichtum ihn so blende, daß er vor Licht nicht sehe.

Die Dichtung besteht aus 31 Abschnitten, die Schiller Strophen nennt, obgleich sie einen ganz ungleichartigen Bau und sehr verschiedene Länge haben. Das Gedicht enthält durchweg Jamben, aber sehr verschieden ist die Reimverschlingung und die Zahl der Füße.

## II. Vortrag und Erläuterungen.

Strophe 1: Mit deinem Palmenzweige = belohnt und geehrt für die Überwindung der Barbarei.

2: Die Hand, die den verlassenen Waisen fand und erzog, ist die Kunst. Ihre niederen Dienerinnen sind Fleiß, Geschicklichkeit und Wissen. Der Wurm als Lehrer der Geschicklichkeit ist die Seidenraupe.

3: Am Reize übt sich der Verstand, d. h. die Betrachtung einer schönen Sinnenwelt reizt den Geist zur Erforschung der Wahrheit. Die Kunst zeigt Kultur und Natur im Bunde, die Wahrheit aber erhebt sich über die Sinnenwelt. Saitenklang der Musen ist die erziehliche Anregung durch die Kunst.

4: Symbole oder Sinnbilder des Schönen und Großen gab überall die Kunst, ehe die Wissenschaft die Gesetze der Erscheinungen erforschte.

5: Glorie von Orionen ist der Glanz zahlreicher Sternbilder. Die reineren Dämonen sind die vorgezogenen (bevorzugten) himmlischen Geister. Urania, die furchtbar herrliche aber einsame Göttin der Stern- und Himmelskunde, die Vertreterin der Wissenschaft, legt ihre Feuerkrone ab, die sie unnahbar macht, und erscheint mit der Anmut Gürtel als Liebesgöttin Cypria, liebenswert und vertraut als Schönheit.

6: Sie, die menschliche, ist die Göttin der Schönheit und Kunst. Der schwere Sinnenpfad ist der Kampf mit der Sinnlichkeit und das Ringen nach der Freiheit der Kinder Gottes. Der gesenkte Flug nah am Sinnenland ist die Einhüllung der Wahrheit in die Formen der Schönheit, um sich dem Menschen verständlich und lieb zu machen. Kerkerwand ist die Einschließung des gefallenen Menschen in die Fesseln der Sinnlichkeit. Elysium ist das selige Land der Vollendung. Der liebliche Betrug ist der täuschende Schein von Wirklichkeit bei der künstlerischen Darstellung himmlischer Ideale.

7: Heil'ge Mordsucht schürte keine Flammen, d. h. verfolgte und verbrannte andere nicht zur Ehre Gottes um ihres Glaubens willen. Das knechtische Geleit der Pflichten, d. h. die Pflege des Schönen und die Unterlassung des Bösen, brauchte nicht durch herrische Pflicht-

gebote erzwungen zu werden. Keusch heißt der Dienst der Schönheit, weil die beflecken̈de Begierde nach Genuß und Besitz fehlt. Der Freiheit süßes Recht ist die Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit, die dem Menschen als geistigem Wesen zukommt.

8: Die auserwählten Glückseligen sind die Künstler. Ihrem inneren Auge erscheint die Schönheit hüllenlos. Die hohe Ordnung der Weltschöpfung hat sie auf die erste Stufe der Erziehung der Menschheit zur Geistigkeit gestellt.

9: So stand die Schöpfung vor dem Wilden, d. h. so sah der Mensch die Natur mit ihrem feindlichen Gestaltenheer an, ehe die Kunst die schöne Seele der Natur entdeckte, die Schönheit und Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinungen nachwies und die wilden Begierden zähmte.

10: Die fliehenden Schatten der Natur, d. h. ihre wechselvollen Erscheinungen, wurden die Schule der Kunst. Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen? d. h. Wie konntet ihr den Wink, welchen die Natur euch in den Spiegelbildern der Flut zeigte, unbeachtet und unbenutzt für eure Kunst lassen? Ihr Phantom, d. h. ihr liebliches Trugbild, bot sich im Silberstrome ihrem Räuber, d. h. dem Künstler, zur Nachbildung an und erzeugte so die künstlerische Schaffenslust und -kraft, die sich zuerst mit Umrissen in Sand und Thon versuchte.

11: Der Talisman, d. h. der geheimnisvolle Zauber, in den Erscheinungen der Natur wurde erkannt und auf die Kunstwerke übertragen. Obelisken = Spitzsäulen aus einem Stein. Pyramiden = vierseitige Spitzsäulen mit breiterer Grundfläche. Hermen = Köpfe auf Säulen. Haberrohr = Pfeifen aus Haferrohr. Siegesthaten lebten im Liede, d. h. der Preis von Siegesthaten einzelner Helden war der Anfang der Dichtung.

12: Die zweite, höhre Kunst ist die Verbindung einzelner Kunstleistungen zu einem Ganzen. Das einzelne Kunstwerk oder Kind der Schönheit verliert seine Krone, wenn es in ein größeres Ganze als dienendes Glied eingereiht wird. Schiller sagt darüber selbst: „Die Natur, die einzeln gleichsam geherrscht hat, giebt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie ziert. Der Charakter eines Hektor, an sich allein schon vollkommen, dient nur als subordiniertes Glied in der Iliade. Die einzelne Säule dient der Symmetrie.“ Der Mäonide, d. h. der Nachkomme Mäons, Homer, hat so das erste zusammengesetzte poetische Kunstwerk geschaffen.

13: Ruhigere Freuden, welche die Genußgier nicht wecken und nicht im Genusse verscheiden oder sterben, gewährte den rohen Naturkindern der Vortrag der Heldengesänge.

14: Der erhabene Fremdling, der Gedanke, erwachte und entfaltete sich unter der Einwirkung der Kunst. Jetzt stand der Mensch, d. h. richtete seinen Blick, seinen Geist und sein Streben von den niederen Bedürfnissen auf die höheren Güter über ihm.

15: Der Liebe — zwischen den Geschlechtern — besserer Keim schied sich von der tierischen Leidenschaft und wurde zur dauernden Neigung zwischen Mann und Weib, und den ersten Anstoß zu dieser Veredelung der Liebe gab das erste Hirtenlied, das aus dem Munde des Sängers erklang, die Herzen rührte und die Thränen hervorlockte. Der Seelenbund der Liebenden wurde bezeugt durch das überlebende Verlangen. Sonst schweigt der Genußtrieb mit der Befriedigung. Die edle Geisterliebe aber verlangt nach dauernder Vereinigung der Seelen.

16: In einem Bilde stellten die Künstler ein Ideal aller Vollkommenheit auf. Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten, d. h. vor dem unbekannten Gotte, der seine Macht in der Natur so furchtbar äußerte. Die Kunst aber stattete dies große Wesen mit den edelsten Eigenschaften des Menschen aus, machte diesen idealen Wiederschein seines Wesens liebens- und nachstrebenswert. Die Künstler also waren es, welche die Gottheit als Urbild alles Schönen in der Natur priesen.

17: Der Pflichten und Instinkte Zwang, d. h. die Nötigung durch Pflicht und Natur, war neben den Leidenschaften und den Spielen des Schicksals ein Hauptgegenstand der Kunst. Mit strengem Richtscheit, d. h. nach sorgfältiger Auswahl, stellt ihr die Stoffe und treibenden Kräfte nach bestimmtem Zwecke zusammen. Der Ordnung leicht gefaßtes Glied wird im Kunstwerke, was die Natur nach Raum und Zeit oft weit aus einander stellt. Der Eumenidenchor = Chor der Rachegöttinnen, sprach dem Mörder sein Todesurteil, auch wenn er nicht entdeckt wurde. Die Ilias löste in ihrer poetisch-kindlichen Weise die Rätselfragen der Weltregierung und des Schicksals, ehe die Weltweisen ihre tiefsinnigen Hypothesen aufstellten. („Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." Schiller nach 1. Kor. 1, 19.) Thespis' Wagen: bedeutet die ersten tragischen Aufführungen. Thespis aus Attika soll um 540 v. Ch. mit seinem „Thespiskarren" umhergefahren sein, um tragische Chöre und Monologe aufzuführen. Von seiner schlichten Bühne ging die Idee der Vorsehung („Vorsicht"), von dem Walten eines Weltregierers in allen Erdengeschicken, in die Vorstellungswelt der Zeitgenossen.

18: Des Geschickes dunkle Hand band nicht aus einander, was sie vor euern Augen zusammenschnürte, d. h. vieles in diesem Leben blieb unerklärt und rätselhaft, manches Mißverhältnis ungelöst. Die Künstler führten den Bogen (des unausgeglichenen Lebens) weiter durch der Zukunft Nacht, d. h. sie ergänzten die Mängel und versöhnten die Mißverhältnisse dieses Lebens dadurch, daß sie den unvollendeten Kreis jenseits des Grabes schlossen. Des Avernus schwarzer Ocean, ein sonnenloser See in Campanien, galt bei den Alten als Eingang in die Unterwelt. Ein blühend Polluxbild: Pollux, der unsterbliche Zwillingsbruder mit umgestürzter Fackel lehnt sich an den sterblichen Kastor, und so bilden beide die unlösliche Einheit des irdischen und himmlischen Daseins. Der Schatten in des Mondes Angesicht,

d. h. der nicht erleuchtete und doch vorhandene Teil der vollen Mondscheibe ist gleichfalls ein Bild des jenseitigen Lebens. In einem Briefe an Körner (30. März 1789) erläutert Schiller selbst diese Strophe so: „Dieses (aus der Kunstbetrachtung gewonnene) Gesetz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel gestellt sind. Um also sein Gefühl für Ebenmaß zu befriedigen, muß er der Natur eine Nachhilfe geben, er muß ihr gleichsam borgen. So z. B. fehlt es ihm an dem nötigen Lichte, das Leben des Menschen zu überschauen und die schönen Verhältnisse von Moralität und Glückseligkeit darin zu erkennen. Er fand in seiner kindischen Einbildung darin Disproportionen; da sich aber sein Geist einmal mit dem Ebenmaße vertraut gemacht, so schenkte er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem die Disproportionen des jetzigen aufzulösen. So entstand die Poesie von einer Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit ist ein Produkt des Gefühls für Ebenmaß, nach dem der Mensch die moralische Welt beurteilen wollte, ehe er diese genug überschaute.“ — „Das Gleichnis „Der Schatten in des Mondes Angesicht“ hat in meinen Augen einen ungemeinen Wert. Das menschliche Leben, sage ich in den vorhergehenden Versen, erscheint dem Menschen als ein Bogen, d. h. als ein unvollkommener Teil eines Kreises, den er durch die Nacht des Grabes fortsetzt, um den Zirkel ganz zu machen. Nun ist aber der wachsende Mond ein solcher Bogen, und der übrige Teil, der noch fehlt, um den Zirkel völlig zu machen, ist unbeleuchtet. Ich stelle also zwei Jünglinge neben einander (die Dioskuren Pollux und Kastor), davon der eine beleuchtet ist, der andere nicht (mit umgestürztem Lichte); jenen vergleiche ich mit der beleuchteten Mondhälfte, diesen mit der schwarzen, oder, was ebenso viel sagt: die Alten, die den Tod bildeten, stellten ihn als einen Jüngling vor, der ebenso schön ist wie sein Bruder, das Leben; aber sie gaben ihm eine umgestürzte Fackel, um anzudeuten, daß man ihn nicht sehe, — ebenso wie wir an den ganzen Ring des Mondes glauben, ob er uns gleich nur als ein Bogen oder als ein Horn erscheint. Ich habe in dieser Stelle ein Gleichnis Ossians in Gedanken gehabt und zu veredeln gesucht. Ossian sagt von einem, der dem Tode nahe war: ‚Der Tod stand hinter ihm wie die schwarze Hälfte des Mondes hinter seinem silbernen Horne.‘“

19: Doch höher stets schwang sich das schaffende Genie und verband mit dem körperlich Schönen das Geistigschöne zu einer höheren Gesamtwirkung. Das einzelne Kunstwerk dient unterwürfig als Glied im Chore der Kunstgebilde. Die Darstellung einer Nymphe in ihrer körperlichen Schönheit steigt auf zur Darstellung der Athene, der Göttin der Weisheit. Die Darstellung der Kraft im Ringer wird veredelt und zu lieblichem Schweigen gebracht durch die Schönheit des Gottes. Selbst Phidias' Meisterwerk, die herrliche Bildsäule des Zeus im Tempel zu Olympia, neigt sich, d. h. hört auf, für sich allein zu wirken,

und giebt nur das Ihrige zu dem Totaleindruck von Majestät, der durch das Ganze des Tempels hervorgebracht wird."

20: Und neue Schönheitswellen springen aus der bereicherten Natur hervor, d. h. mit den Fortschritten der Kultur gewinnt auch die Kunst neue Stoffe und neue Antriebe. Wie die Kunst zuerst die Wissenschaft angeregt hat, so verdankt sie der letzteren ihre Bereicherung und Vervollkommnung. Hinwiederum öffnet die fortgeschrittene Kunst des Wissens Schranken, d. h. regt zu neuen Forschungen an. Einzelne Kunstwerke, wie Homers Ilias, sind ein künstlich All von Reizen, eine Welt im Kleinen. Der Geist durcheilt sie rasch und freudig „in leichten Siegen und schnell gezeitigtem Vergnügen" und wird dadurch in der Auffassung eines Ganzen und im Verständnis des Zusammenhangs geübt. Stellt der Natur entlegenere Säulen, ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf, d. h. erforscht die tieferen Gesetze der Erscheinungen und stellt sie als Grundlehren auf. Menschliche Gewichte wurden von den Naturforschern verwandt, um das All der Himmelskörper zu wägen. Mit geliehenen Maßen, d. h. der Natur entlehnt, mißt der Forscher unendliche Fernen. In „Menschliches Wissen" heißt es:

So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
An einander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.

In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude des Findens und des Neuerrungenen überträgt der Künstler seine Kunstansichten und Schönheitsgesetze auf das Weltall, leiht ihm seine Harmonien und preist das Weltgebäude wegen der von ihm gefundenen Symmetrie.

21: Die allgegenwärtige Cythera, d. h. die Schönheit in der Kunst, verschönt das Erdendasein, versöhnt alle Widersprüche und beglückt das gesamte Leben. Mit dem Geschick in hoher Einigkeit.. empfängt er das Geschoß vom sanften Bogen der Notwendigkeit, d. h. die Kunst (Grazien und Musen) hat ihm das Leben im rechten Lichte, ihm selbst den rechten Platz im harmonischen Ganzen der Schöpfung gezeigt und ihn dadurch stark gemacht, auch das schwerste Geschick und endlich den Tod gelassen als etwas Unabänderliches hinzunehmen. Das Verständnis der Notwendigkeit, „der hinschmelzende Gedanke", mildert die Schärfe ihrer Geschosse und die Härte ihres Bogens.

22: Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonien werden die Künstler genannt, das Edelste und Teuerste der lebenschaffenden Schöpfermacht. Ihnen wird durch Unsterblichkeit und hohe Herzensbefriedigung dafür gedankt, daß der vernünftige, vom Joche der Sinnlichkeit befreite Mensch jetzt denkend seine Pflichten erkennt, willig übt, sich vom blinden Zufall unabhängig weiß, also menschenwürdig lebt und strebt. Der Kelch, worin uns Freiheit rinnt, ist mit der Freude Göttern lustig umscherzt, d. h. das Gefäß unserer Freiheit und unseres sittlichen Wertes

fordert nicht Entsagung und Weltfeindlichkeit, sondern durch die Kunst sind die Widersprüche der Sinnlichkeit und Sittlichkeit aufgehoben. Die Freude ist durch die Kunst geläutert und geweiht, daß sie sich sehr wohl mit der hohen sittlichen Würde des Menschen verträgt.

23: Wo er, der große Künstler Gott, schreckt, entzückt, sich schmückt, z. B. beim Gewitter, bei Feuersbrünsten, bei Vulkanausbrüchen. Der spiegelhelle, aber farblose Bach spiegelt Himmel und Erde wieder und schmückt sich so mit dem schönen Scheine, ebenso das kahle Leben mit den Werken der Kunst, den Spiegelbildern einer Idealwelt. Die unerweichte Parze ist der unerbittliche Tod, welcher die Seele im Brautgewande zur Vermählungsfeier ins Jenseits führt. Wie die Urnen die Gebeine verhüllen, so die Künste das Heer der Sorgen. Der Vorwelt unabsehlich Reich ist licht- und freudlos ohne die Kunst.

24: Zweimal verjüngte sich die Zeit: bedeutet wohl die Blüte der Kunst im alten Griechenland und das Wiederaufleben der Kunst (Renaissance) im Mittelalter.

25: Vertrieben von Barbarenheeren: erinnert an die Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453. Mit Hesperien ist hier Italien, das Abendland, gemeint. Hierhin flüchteten die griechischen Gelehrten und Künstler. Verjüngte Blüten Joniens weist auf den Sänger Homer hin, dessen Heimat man in dem jonischen Kleinasien suchte. Die verjüngten Blüten sind die Werke Dantes, Petrarcas u. a. Millionen Ketten fallen, d. h. Vorurteile, Aberglauben und Despotie verschwinden im Lichte und der Luft der Künste. Mild erwuchs das jüngere Geschlecht, d. h. die Grundsätze der Humanität machten sich auch in der Erziehung geltend.

26: Des Denkens freigegeben Bahn; Denkfreiheit gab es in despotischen Staaten nicht. Sieg rufende Päane, d. h. Jubelgesänge über die Siege der wissenschaftlichen Forschung. Der edle Führer, den der Forscher karg abspeisen will, ist der Künstler, der die Forschung erst angeregt und belebt hat. Der Vollendung Krone in der menschheitlichen Erziehung gebührt nicht den Forschern, sondern den Künstlern. „Des Frühlings erste Pflanze in der seelenbildenden Natur" war die Kunst, sie ist zugleich der Erntekranz, d. h. der Abschluß der Seelenbildung und zeigt in ihren Schöpfungen die höchste Entwickelung der Vernunft und des Menschenlebens.

27: Des Geistes unermessnes Reich umschließt siegreich die Kunst. Die Ergebnisse der Forschungen werden erst Bildungsgut für alle, „wenn der Dichter die ganze Weisheit seiner Zeit, geläutert und veredelt, in seinem Spiegel sammelt und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert schafft". Was in des Wissens Land — bedeutet nach dem Distichon „der gelehrte Arbeiter":

Nimmer labt' ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

Das malerische Thal auf einmal, d. h. alle Strahlen der Schönheit in einem Bilde gesammelt. Die verstümmelten Glieder der Schöpfung, die sie schänden, sind das Häßliche und Unverstandene im Weltenplan. Mit der Veredlung der Formen lösen sich viele Rätsel und schwindet der Wahnglaube an ein blindes Schicksal. Es wächset die Klarheit, es mindert sich die Selbstsucht, und immer mehr schmelzen Schönheit und Wahrheit, Kunst und Wissenschaft zu der beglückenden, göttlichen Einheit des wahren Lebens zusammen.

28: Cypria und Urania sind Schönheit und Wahrheit. So schneller nur von ihm — dem mündigen Sohne, dem Menschen in seiner höchsten geistigen Leistungskraft, — erhaschet, je schöner er von ihr geflohn, d. h. in dem eifrigen Streben nach Schönheit floh er die Wahrheit, wurde aber aufs herrlichste überrascht, als er im Schleier der Schönheit (Cypria) die verhüllte Urania (Wahrheit) erkannte. So war Ulyssens edler Sohn Telemach glückselig überrascht, als er in seinem schlichten, treuen Führer Mentor Jovis Tochter Athene erkannte.

29: Der Dichtung heilige Magie, die Zauberkraft der Poesie, führt still zum Meere einer großen Harmonie im weisen Weltenplane.

30: Die Wahrheit finde Schutz in der Kamönen (Musen) Chor, d. h. die verfolgte Wahrheit erhebe in der Dichtung ihre Stimme. Die Wahrheit im Gewande der Dichtung wird den feigen Wahrheitsunterdrückern furchtbar sein. (Sängers Fluch v. Uhland. Die Sänger der Freiheitskriege).

31: Um andre Kronen buhlet nicht, d. h. die Künstler sollen männlich und frei nur die Vollendung ihrer Kunst als Strebeziel kennen. Die verschwundene Schwester ist die Wahrheit; sie wird gefunden im Schoße der Mutter, d. h. der Schönheit. In eurem Spiegel dämmere fern das kommende Jahrhundert auf, d. h. ihr habt das Bild einer veredelten Welt euern Zeitgenossen als Strebeziel und Spiegelbild vorzuhalten. Die reiche Mannigfaltigkeit der Künste soll sich zu einem Ziele, der menschheitlichen Veredlung und Beglückung, zusammenschließen, wie die sieben Farben des Regenbogens zu dem einen beglückenden Lichte. „Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit müssen sich als Geschwister umarmen."

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Gedankengang.

Abschn. I, Str. 1—8: Die hohe Kulturstufe am Ende des 18. Jahrhunderts und ihre allmähliche Erreichung durch die erziehliche Macht der Kunst, die Schönheit und Wahrheit als Bildungsmächte harmonisch vereinigt.

Str. 1: Der Mensch steht an der Wende des Jahrhunderts frei, männlich, einsichtig, geistesmächtig und thatkräftig als Herr der Natur da.

Str. 2: Die Menschheit freue sich des Sieges über die Natur, vergesse aber nie, welchen Segen sie der Kunst verdankt, und setze dieselbe niemals unter ihre Dienerinnen Fleiß, Geschick und Wissenschaft.

Str. 3: Die Pflege des Schönen allein hat die übrigen Geisteskräfte entwickelt und zur Erkenntnis der Wahrheit geführt.

Str. 4: Alles, was später als Sitte, Recht und Wissenschaft den Menschen erhob und beglückte, das sprach die Kunst für den kindischen Verstand vorahnend in großartigen Sinnbildern aus.

Str. 5: Die Wahrheit verhüllte sich in die Schönheit und wurde so den Menschen verständlich und lieb in den Schöpfungen der Kunst.

Str. 6: Die Kunst begleitete den gefallenen Menschen in seine Verbannung auf Erden, verschönte sein trauriges Los und erhob seinen Blick nach einer besseren Welt.

Str. 7: So veredelte sie sein Empfinden und führte sein Leben in die Bahn der Sittlichkeit.

Str. 8: Glücklich sind die Künstler zu preisen ob ihres hohen Berufes.

Abschn. II, Str. 9—23: Die geschichtliche Entwickelung der Kunst und ihr Einfluß auf die Bildung, Gesittung und Beglückung der Menschheit.

Str. 9: Die Menschheit vor dem Erwachen der Kunst lag in den Fesseln des Wahnes und der Begierden.

Str. 10: Nach den Bildern und Winken der Natur begann die Kunst die schönen Schatten zu haschen und nachahmend zu harmonischen Gebilden zusammenzustellen.

Str. 11: Sie forschte den Gesetzen der Schönheit nach und schuf mit Bewußtsein ihre Kunstwerke: Bauwerke, Bildsäulen, Melodien und Gedichte.

Str. 12: Die Einzelwerke wurden gefällig zu einem höheren Ganzen verbunden.

Str. 13: Die Werke der Kunst veredelten die Freuden der Barbaren und zähmten ihre wilde Genußgier.

Str. 14: Es erwachte der Gedanke und erhob sich über die Schranken der Sinne; es veredelte sich das Empfinden und verklärte sich die Freude.

Str. 15: Besonders wurde die Liebe der Geschlechter veredelt und die Ehe zu einem Bunde der Seelen.

Str. 16: Und endlich zeigte euch die Kunst hinter der Schöpfung den Schöpfer, in der Gottheit das Urbild aller Vollkommenheit, in dem großen Unbekannten das Strebeziel aller sittlichen Vervollkommnung.

Str. 17: Sie zeigte den Gang einer sittlichen Weltordnung, den Zusammenhang zwischen Leidenschaft und Schicksal und die Lösung vieler Rätsel.

Str. 18: Den Ausgleich aller Mißverhältnisse in diesem Leben sowie die Lösung aller ungelösten Rätsel des Diesseits verwies sie in ein Jenseits und gab so nach den Gesetzen der Harmonie und des Ebenmaßes der Menschheit den Glauben an eine Ewigkeit und Unsterblichkeit.

Str. 19: Immer höher stieg die Kunstgestaltung, indem sie ihre Gebilde beseelte und unter die Herrschaft hoher, göttlicher Ideen stellte.

Str. 20: Sie regte den Fleiß der Forscher an und gewann aus dem bereicherten und vervielfachten Verkehr immer neue Gebiete für ihre Schöpferkraft, wie sie hinwiederum dem Forscher immer neue, höhere Ziele zeigte.

Str. 21: Sie erhöhte seine Freude, linderte seinen Kummer, milderte alle Widersprüche und nahm dem Tode seine Schrecken.

Str. 22: Für das alles gebührt der Kunst der Dank der Menschheit.

Str. 23: Denn alle Seiten des Lebens hat sie licht und freundlich gestaltet. Ihr Walten ist Licht, Liebe und Leben, ihr Fehlen aber trostlose Barbarei.

Abschn. III, Str. 24—28: Die Vollendung der Kunst in der harmonischen Vereinigung mit der Wahrheit.

Str. 24: Als nach der Blüte der Kunst in Griechenland ein Niedergang des öffentlichen Lebens eintrat, da gab die Kunst neue Antriebe zur Wiedergeburt.

Str. 25: Aus dem Osten verlegte sie ihre Heimat nach dem Westen, befreite die Geister wie die Staaten und führte das Zeitalter der Humanität herbei.

Str. 26: Nicht dem Forscher, sondern dem Künstler gebührt die Palme für die Erziehung der Menschheit, denn die Kunst ist Wurzel und Krone aller Gesittung.

Str. 27: Die Kunst beherrscht das Reich der Wissenschaft wie des Lebens, macht alles zum Gegenstande ihrer Darstellung und gestaltet dadurch das Erforschte und Erfahrene erst zu wahrem Bildungsgute, zu edlem Lebensgenusse um. Sieghaft wird die Wahrheit durch die Schönheit, durch die Kunst.

Str. 28: Wahrheit und Schönheit schmelzen zu einer himmlischen Einheit in einander.

Abschn. IV, Str. 29—31: Die Aufgaben der Kunst für die Zukunft.

Str. 29: Die Künstler sollen immer ihrer hohen Würde und heiligen Pflichten eingedenk sein.

Str. 30: Vor allem sollen sie mutige Verteidiger der verfolgten Wahrheit sein.

Str. 31: Der Schönheit sollen sie unentwegt dienen, die Wahrheit suchen, dadurch absichtslos die Sittlichkeit fördern, den künftigen Zeiten Musterbilder der Vollkommenheit aufstellen und mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Ziele zustreben.

2. Schönheiten in der Form. Die Geschichte der Kunst ist eine Geschichte der menschlichen Kultur; das ist der Grundton des Gedichts. Die Kunst hat die Seelenkräfte in der Menschheit geweckt, ihnen immer höhere Ziele gezeigt und endlich die gesamten Ergebnisse der menschlichen Geistesarbeit wieder als Bildungsstoffe für die Zukunft künstlerisch um-

gebildet. Wahrheit und Schönheit schlingen den Reigen der Geschichte und des Lebens und fließen endlich zu einer beglückenden Einheit zusammen. Über den Schluß der Dichtung sagt Schlegel: „So hoch der Dichter sich auch vorher in einzelnen Strophen geschwungen haben mag, so hat er doch für den Beschluß noch etwas Höheres aufzusparen gewußt. Alles Vorhergesagte vereinigt sich hier wie in einem Brennpunkte. Dies ist gleichsam das Band, das die ganze Rhapsodie zusammenhält. Man sieht den Sänger schon nah am Ziel; auf einmal nimmt er einen raschen lyrischen Flug und hat es erreicht. Es thut viel Wirkung, daß er unvermerkt aus der freien Versart in den lyrischen Rhythmus wiederkehrender Strophen zurückkehrt und bis ans Ende aushält (und zwar in vierfüßigen Jamben mit gekreuzten männlichen und weiblichen Reimen).“

Für die Architektonik der Dichtung ist es bemerkenswert, daß jeder Hauptteil durch eine Strophe oder einzelne Zeilen eingeleitet ist. Ganz naturgemäß werden die Brücken von Abschnitt zu Abschnitt geschlagen. Solche Überleitungen sind in Str. 8, 22 und 23, 28.

IV. **Verwandtes** in der „Huldigung der Künste“ (der Schluß).

Architektur: Die Säule soll sich an die Säule reihn.
Skulptur: Der Marmor schmelzen unter Hammers Schlägen.
Malerei: Das Leben frisch sich auf der Leinwand regen.
Musik: Der Strom der Harmonieen dir erklingen.
Tanz: Der leichte Tanz den muntern Reigen schlingen.
Schauspielkunst: Die Welt sich dir auf dieser Bühne spiegeln.
Poesie: Die Phantasie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild!
Malerei: Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit sieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!
Alle Künste
(sich umfassend): Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.

Aussprüche Schillers von erziehlichem Gehalte:

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet
Seh' ich, was ohne dich hundert und Tausende sind. (An die Muse.)

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft, und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der tote kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

## Pompeji und Herculanum. (1796.)

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt, unter der Lava verborgen,
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! o seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Herkules' Stadt.
7 Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
13 Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
17 Reinliche Gassen breiten sich aus; mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
20 Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!
23 Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
29 Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
35 Knaben! was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an!
43 Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
47 Aber, wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
51 Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
53 Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang' schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

I. **Vorbereitung.** Aus vielen Gedichten Schillers klingt die Sehnsucht nach den einfachen harmonischen Zuständen des Altertums, wo Zweifel und Zwiespalt noch schwiegen, Natur und Leben eine schöne Einheit bildeten. Besonders schmerzlich, ja schneidend klingt diese Klage nach der untergegangenen Griechenherrlichkeit aus den „Göttern Griechenlands“; ja sie wird zur Verkennung und Herabsetzung der christlich-deutschen Gegenwart. Einige Strophen des Gedichtes mögen dies bezeugen.

1. Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

12. Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feeenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

13. Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie wiederhallen leer!

Eine ähnliche wehmütige Klage nach der Einheit des Lebens in Kunst und Natur, der unmittelbaren, innigen, verständnisvollen Wechselbeziehung zwischen Hörern und Lehrern spricht aus den Sängern der Vorwelt (1795).

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger! Nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach, ein empfangendes Ohr!
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Stunde zu Stunde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut —
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurücktönte die Seele des Lieds,
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Und nun wird des Dichters Wunsch erfüllt, die Klage gestillt: Aus dem Schoße der Erde, aus dem fast zweitausendjährigen Aschengrabe springt lebenswahr ein Stück griechisch-römischer Vergangenheit, des ersehnten Altertums hervor! Die Wohnstätten der Menschen und tausend deutliche Spuren ihres Lebens enthüllen sich dem Auge des Dichters. Die Ausgrabung der einst verschütteten Städte Pompeji und Herculanum in Unteritalien am Fuße des Vesuv giebt ihm den Anstoß zu einem

Gedichte, das mit wunderbarer Kunst das zeitlich und räumlich so ferne Bild unserem Blick und unserem Herzen nahe bringt. Vieles zeigt uns der Dichter aus der Vergangenheit, eines aber nicht: den Pulsschlag eines lebendigen Menschenglückes in jener glänzenden Stadthülle! Nach Menschen, nach Menschen, nach Leben und Lieben fragt der Dichter, aber vergeblich sucht er jene lebenswarme ersehnte Einheit von Natur und Leben, jenes harmonische Sein mit den Göttern, den schöpferischen Mächten der Natur und des Lebens. Eine schöne Hülle der Vorzeit malt er uns vor die Augen und die Seele, aber frisch pulsierendes Leben weiß er ihr nicht einzuhauchen, damit wir einen Maßstab der Vergleichung hätten für unser in Zwietracht und Zweifel zerspaltenes, von Selbstsucht und Genußsucht zerfressenes Leben. Darum wirkt das Gedicht elegisch; es endet mit einem Rufe nach den Lebendigen! Wie im Spaziergange durchwandern wir mit dem Dichter eine wechselvolle Kulturstätte und erhalten fortwährend Winke über den Zusammenhang des Geschauten mit dem Kulturleben.

Zum bessern Verständnis der Dichtung muß das Geschick der beiden Städte erzählt werden. Sie lagen in Kampanien in der gefährlichen Nachbarschaft des feuerspeienden Vesuv. Im Jahre 63 n. Chr. erschütterte sie ein Erdbeben, und 79 n. Chr., unter der Regierung des edlen römischen Kaisers Titus, verschüttete sie und einige kleinere Orte ein furchtbarer Ausbruch des Vesuv durch einen Regen von Lavasand und Asche. Die meisten Einwohner entflohen; viele aber erstickten in der Glut und dem Aschenregen, so der Naturforscher Plinius der Ältere, den seine Wißbegierde zu nahe an den Ort des Schreckens führte. Viele Fuß hoch waren beide Städte lange mit Sand, Asche und Bimsstein bedeckt. Auf ihrer Schuttdecke baute man sogar zwei neue Städte. Ihr Geschick wurde fast zur Sage. Da geschah es im Jahre 1711, daß man in Portici, einer der aufgebauten Städte, auf Befehl des Prinzen Elboeuf einen Brunnen grub, statt des Wassers aber drei weibliche Bildsäulen und das Theater des alten Herculanum fand. Die höchst mühseligen Ausgrabungen wurden planmäßig erst 1748 aufgenommen und die bloß gelegten Funde, treue Zeugen des Altertums, wohlgeordnet in den Museen Neapels aufgespeichert. Die lebendige Phantasie des Dichters sah jedoch nicht die leeren Straßen und Gebäude der unterirdischen Städte, sondern setzte alles, was der Sammelfleiß entfernt hatte, wieder an seinen Platz. Beide Städte, Pompeji, die römische, und Herculanum, die griechische, der Sage nach von Herkules gegründet, flossen in eine zusammen.

Schiller wanderte im Geiste durch die schmalen Straßen, denen die Stirnseiten der Häuser zugekehrt waren, und durch den Porticus, unter dessen bedeckten Säulengängen die Spaziergänger bei ungünstigem Wetter lustwandelten. Er sah das Theater mit seinen 7 Ausgängen und vermißte nur die Mimen oder Schauspieler, die ein griechisches Trauerspiel aufführten, z. B. Iphigenie in Aulis von Euripides,

wo Atreus Sohn Agamemnon seine Tochter Iphigenie opfert, um günstigen Wind für die Flotte der Griechen zu erflehen, oder die Eumeniden von Äschylus, wo der Muttermörder Orestes, Agamemnons Sohn, von den grausigen Rachegöttinnen verfolgt wird. Dann geht der Weg durch den Triumph- oder Siegesbogen auf das Forum, den Markt- und Gerichtsplatz. Auf dem kurulischen Stuhle, einem lehnenlosen Sessel aus Metall oder Elfenbein, sah er den Prätor oder Richter, dem die Liktoren Rutenbündel mit hervorragenden Beilen als Zeichen ihrer Amtsgewalt vorantrugen. In den schmalen, reinlichen Straßen bemerkte er das erhöhte Asphaltpflaster für Rosse und Wagen und zu beiden Seiten die schmalen Bürgersteige für die Fußwanderer, welche durch die vorspringenden Dächer vor dem Regen und der Sonne geschützt waren. Er trat in ein Haus; alle Fenster gingen nach dem Hofe; alle Zimmer lagen traulich um diesen einsamen Hof. Läden verschlossen die Fenster, welche nur Luft- und Lichtlöcher waren; manche Zimmer erhielten nur durch die Thüren Licht. Im Speisezimmer standen an drei Seiten die Bänke oder Speisesophas. Der Fußboden oder das Estrich bestand aus geschlagener Erde oder gegossenem Kalk und war durch eingelegte Steinchen mosaikartig verschönt. Die Wände zeigten Freskogemälde von leuchtender Farbenfrische. Sie waren von Festons oder Blumen-, Laub- und Fruchtgewinden eingefaßt. Die Wandgemälde stellten unter anderem dar: Amor, den Liebesgott, Genien, die Schutzgötter der menschlichen Thätigkeiten, drei Bacchantinnen, d. h. rasende Begleiterinnen des Weingottes Bacchus; eine tanzt; die zweite wird von einem Faun, d. h. einem gehörnten Waldgotte mit Ziegenfüßen, im Schlafe belauscht; die dritte reitet auf einem Centaur, oben Mensch und unten Roß, und treibt ihn mit dem Thyrsus, einer Weinrebe mit Epheu umwunden, zur Eile an. Es fehlen im Zimmer und der Küche nur die Knaben und Mädchen, d. h. die jugendlichen Sklaven und Sklavinnen, um die Täuschung vollkommen zu machen. Die etrurischen Krüge für den Wein, d. h. kostbare Thongefäße aus Etrurien oder Toskana, und der Dreifuß für die Pfannen des Herdes sind da. Der Dreifuß stand auf drei geflügelten Sphinxen, die auf geflügeltem Löwenleibe Kopf und Brust einer Jungfrau hatten. Auch an neuen Münzen mit Titus' Bilde, an Wage und Gewicht, an Leuchtern und Öllampen, im Wohngemache an allerlei Schmuck fehlte es nicht. Die Pasten, d. h. Abdrücke geschnittener Edelsteine, waren in Glas nachgebildete Edelsteine. In den Badestuben fanden sich in Krystallschalen noch Salben und Farben zum Schminken. Im Museum, hier der Bücherei, lagen viele Rollen, die handschriftlichen Bücher der Alten, sowie Schreibgriffel aus Eisen und Wachstafeln als Schreibgerät. Die metallenen Griffel waren an einem Ende spitz zum Schreiben und am andern Ende breit znm Ausglätten des Geschriebenen. Die Rollen aus Pergamentblättern waren an einem hohlen Cylinder befestigt, durch den ein drehbarer Stab

ging. Auch die Hauskapelle mit den Penaten oder häuslichen Schutzgöttern betrat der Dichter. Im Hermestempel sah er den Götterboten und Handelsgott Hermes oder Merkur mit dem goldenen, schlangenumwundenen Heroldsstabe Caduceus in der einen und einem Bilde der geflügelten Siegesgöttin Viktoria in der andern Hand. Alles war da zum Opfer, zum gottesdienstlichen Feste, nur die Priester, das andächtige Volk und das Leben fehlten. Was der Dichter geschaut, das hat er uns in poetischer Verklärung treu wiedergegeben im Gedichte.

II. **Vortrag und Erläuterung.** Worin besteht das Wunder? Was bedeutet das Flehn um trinkbare Quellen? Was ruht im Abgrund? Was ist die Lava? Warum sollen Griechen und Römer herbeikommen? Woher die Namen Pompeji und Herculanum (besser Herculaneum)? Was ist mit Giebel gemeint, da doch die Dächer platt waren? — Was war der Porticus? Wozu 7 Thüren des Theaters (Flutend die Menge)? Was bedeuten die Mimen, ursprünglich Nachahmer und Komiker? An welche Tragödien erinnern das Opfer von Atreus' Sohn und Orests grauser Verfolgerchor? Welches war kurz ihr Inhalt? Was hatten der Siegesbogen, das Forum, der kurulische Stuhl, der Prätor und die Liktoren zu bedeuten? Wie waren die Straßen der beiden Städte? Wie waren die Häuser eingerichtet? Woher erhielten die Zimmer Licht? Was fand sich alles im Speisezimmer? Wie waren Wände und Fußboden geschmückt? Was stellten die Wandgemälde dar? Wer waren Amor, die Genien, die Bacchantinnen, die Centauren, die Sphinxe, die Penaten, Hermes und Viktoria? Wie wurden sie dargestellt? Was war der Thyrsus und der Caduceus? Was fand sich an Geräten in der Küche? Warum glänzende Münzen vom mächtigen Titus? Welche Verschönerungsmittel zeigte das Bad? Welche Schätze barg das Museum? Was erinnerte im Tempel an den Götterdienst? Durch welche Räume führt uns der Dichter? Welche Menschen ruft er herbei, um den öden Stätten warmes Leben zu verleihen? (Griechen und Römer, die Personen einer Gerichtsverhandlung, den Maler der Wandgemälde, Knaben und Mädchen oder Sklaven, die Männer oder Alten, die Priester und das andächtige Volk).

III. **Vertiefung.** 1. Ortsschilderungen: a) Das Theater, zu dem der Porticus führte; b) die Gerichtsverhandlung auf dem Forum; c) eine Straße zwischen den Häusern; d) der Hof (atrium); e) das Speisezimmer; f) die Küche; g) die Badestube; h) das Museum; i) der Hermestempel.

2. Gliederung: I. Die wundersame Entdeckung im Erdenschoße. II. Ein Gang durch die begrabene Stadt: a) Giebel, b) Porticus, c) Theater, d) Triumphbogen, e) Forum, f) Straßen. III. Der Besuch eines Hauses: a) Dächer, b) Hof, c) Fenster und Thüren, d) Speise-

zimmer mit Wand- und Bodenschmuck, e) Küche mit Herd und Gefäßen, f) Badezimmer mit Schmuckgegenständen, g) Bibliothekszimmer mit seinen Schriftschätzen, h) Hauskapelle mit den Penaten. IV. Blick in den Hermestempel mit den Opferaltären.

3. Gedankengang. Vers 1—6: Wasser wurde in der Erde gesucht und die begrabene griechisch-römische Doppelstadt Pompeji und Herculanum unter der Lava gefunden.

V. 7—12: Durch die Säulenhallen des Porticus folgen wir der flutenden Menge in das siebenthürige Theater und lauschen der Aufführung griechischer Trauerspiele.

V. 13—16: Auf dem Forum wohnen wir einer Gerichtsverhandlung der alten Zeit bei.

V. 17—19: Auf den saubern Steigen neben dem gepflasterten Hauptwege wandern wir unbelästigt von Sonne und Regen im Schutz und Schatten der überspringenden Dächer.

V. 20—22: Die Nacht des einsamen Hofes wird durch Öffnung der Thüren und Fenster verscheucht.

V. 23—28: Im Speisezimmer erfreuen uns die bequemen Bänke, der mosaikartige Fußboden, die farbenfrischen Wandgemälde und die kranzartige, blumenreiche Einfassung derselben.

V. 29—34: Die Gemälde stellen Amor und emsige Schutzgötter dar, die beim Weinkeltern helfen, und drei Bacchantinnen, die erste beim Tanz, die zweite im Schlafe von einem Faun belauscht und die dritte auf einem Centaur reitend.

V. 35—42: Schöne Geschirre aus Etrurien, Dreifüße auf dem Herde, Münzen zum Kaufe, Wage und Gewichte zum Wägen, Leuchter und Lampen zum Anzünden sind da, aber es fehlen die geschäftigen Diener und Dienerinnen.

V. 43—46: Im Badezimmer befinden sich Schmuckgegenstände und Verschönerungsmittel für die Braut, sie selbst aber und die dienenden Mädchen sieht man nicht.

V. 47—50: Das Museum birgt wertvolle Rollen und allerlei Schreibgeräte, aber vergeblich sucht man die lesenden oder schreibenden Männer.

V. 51—52: Die Hausgötter sind in ihrer Hauskapelle, aber die Priester bleiben aus.

V. 53—56: Im Hermestempel steht der Gott mit dem goldenen Heroldsstabe und der geflügelten Siegesgöttin auf der Hand, aber niemand will das Opfer auf seinen Altären anzünden.

4. Schönheiten in Form. Das Gedicht besteht aus Distichen, d. h. Zweizeilen, die sich aus einem Hexameter und einem Pentameter zusammensetzen. Das Wesen dieses Zeilenpaares hat Schiller durch das Distichon veranschaulicht:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Das antike Distichon war das elegische Versmaß der Griechen und bezeichnete den Übergang aus der Epik in die Lyrik. Unser Gedicht ist zwar ein beschreibendes, also episches, erhält aber durch die Begeisterung des Dichters einen warmen Gefühlston. Die Wahrheit und Lebendigkeit in der Schilderung der untergegangenen Städte, die der Dichter niemals gesehen hatte, ist so groß, daß Hoffmeister, der in Italien Dichtung und Wirklichkeit verglich, darüber erstaunt war. Dieselbe Meisterschaft der Schilderung eines Niegesehenen zeigte Schiller im Tell bei den landschaftlichen Gemälden der Schweiz und im Taucher bei der ergreifenden Darstellung des Strudels.

Die wunderbare Anschaulichkeit erzielte der Dichter dadurch, daß er die Bilder des Lebens meisterhaft ordnete, die Höhenpunkte heraushob und dann die Einzelzüge folgen ließ. An den Faden eines Ganges reiht der Dichter alle Spuren des Kulturlebens in der ausgegrabenen Stadt. Wohlgeordnet und leuchtend reiht sich Perle an Perle. Unmerklich, natürlich und fern von jeder Gewaltsamkeit sind die Übergänge. Der Porticus führt zum Theater, der Triumphbogen zum Forum, das schützende Dach in den innern Hof, die geöffnete Thür in das plötzlich beleuchtete Speisezimmer, die säumigen Diener in die Küche, die Bräutigamsgabe in das Badezimmer, die Frage nach den Alten in das Museum, die häuslichen Penaten in den Hermestempel. Das Flehen um Wasser wird der Auferstehungsruf für die begrabene Stadt. Griechen und Römer — nach dem Doppelursprunge der Stadt — werden als staunende Zeugen des Wunders herbeigerufen. Die flutende Menge und die 7 Mündungen des Theaters entsprechen sich trefflich. Heimlich ist der einsame Hof, d. h. verborgen, abgelegen und doch eine Stätte heimisch-trauten, gemütlichen Familienlebens. Das Hereinlassen des Tageslichtes in die lange, schaudrigte Nacht stellt plötzlich auch die Geräte und Gemälde des Zimmers in hellen Glanz.

Manche finden den Schluß des Gedichts unbefriedigend, weil durch die lebhafte Schilderung eine Erwartung erregt sei, die sich nicht erfülle. Der Dichter rufe Menschen, aber die Räume blieben leer; er male die toten Dinge lebenswahr, aber das Leben bliebe aus. Jede erregte, aber unbefriedigte Erwartung sei aber ein Mangel der Dichtung. Es hat aber gar nicht in der Absicht des Dichters gelegen, das Leben der wiedererstandenen Stadtmumie zu schildern und dadurch den wehmütigen Wunsch in uns zu erregen: „Wäre doch auch unser Leben so heiter und reich wie das jener Griechen und Römer!" Nur zeigen wollte er die Hüllen und Bedingungen jenes Lebens, die Jahrtausende lang unter Schutt und Trümmern geruht und nun wohlerhalten ans Licht getreten waren. Die Totenstadt nun mit lebendigen Menschen, die Hüllen mit vielseitigem, thätigem Inhalte auszufüllen, überläßt er der Phantasie jedes einzelnen Lesers. Das Herbeirufen der Menschen in den einzelnen Räumen ist nichts als ein Weckruf des Dichters an die Phantasie des Lesers. Eine wirkliche Enttäuschung würde es gewesen sein, wenn der Dichter nach der

lebensvollen Schilderung der Stätten menschlichen Lebens nun die Schatten der Bewohner in ihrem Thun und Treiben hätte erscheinen lassen. Dem wiedererstandenen Leben wäre dann der Tod, der hochgespannten Teilnahme die Enttäuschung gefolgt. So schön die auf uns gekommenen Formen des antiken Lebens waren, so wenig entspricht dieses Leben selbst der Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter der Menschheit, die besonders Schiller so oft poetisch ausgesprochen hat. Lernen wollen wir von dem Altertum, aber leben wollen wir sein Leben nicht, sondern ein besseres, ein christliches und deutsches.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandte Stoffe. Die Sintflut und die geologischen Funde auf und in der Erde. — Die Schichtungen der Flötze als eine tausendjährige Schrift allmählichen Werdens. — Die untergegangenen Städte Sodom und Gomorrha, Ninive und Babylon. Die Keilschriften. Die Gräberfunde in Ägypten und die Hieroglyphen.

## Die Antiken zu Paris.

(1800.)

1. Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen,
Dem erstaunten Vaterland!

2. Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
Zu des Lebens frischen Reihn.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.

Bemerkg. Die antiken Kunstwerke sind lebendige Zeugen einer untergegangenen Kulturwelt. Aus Eitelkeit raubten die republikanischen Franzosen aus allen Ländern die Kunstschätze und stellten sie zu Paris in prunkenden Museen als Siegeszeichen auf. Vieles wurde auf dem Transport beschädigt, vernichtet oder verloren. Für die Räuber selbst schwiegen die Kunstwerke und standen steif und tot auf ihren Gestellen, d. h. wurden nicht verstanden und empfunden, übten also keinen bildenden, erziehlichen Einfluß aus. Nur da wohnen die Kunstgötter, wo das Herz bewegt, das Leben veredelt und der Wille zu künstlerischem Schaffen und sittlichem Thun angeregt wird. Dem Vandalen, d. h. dem Barbaren ohne Kunstsinn und Gefühl, sind sie tote Steine. Einen ähnlichen Gedanken wie die letzten Zeilen spricht das Gedicht aus:

## Die Antike an den nordischen Wanderer.

(1795.)

Über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg,
Mich in der Nähe zu schauen und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt.
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?

Bemerkg. Humboldt urteilt über das Gedicht: „Die Antike ist ein prächtiges Stück; ihr ernster, scheltender Ton macht eine große Wirkung,

und sie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Gegenwart und die Vergangenheit und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die sich in eine Art von Wehmut auflösen."

Bei aller Sehnsucht der Nordländer nach den Kunstschätzen des sonnigen Südens ist ihnen durch die Rauheit des Klimas und Lebens sowie durch eine grundverschiedene Weltanschauung das Verständnis und damit die Wirkung der antiken Kunst erschwert. A. W. Schlegel sagt dazu: „Sollten die Einflüsse des Himmels, wie sehr auch die menschliche Organisation im allgemeinen davon abhängen mag, für den einzelnen Menschen wirklich so ganz unüberwindlich sein?"

Schiller hält den nordischen Fluch für lösbar „auf rationalem Wege" und durch späteres Vertrautwerden mit der griechischen Kunst in ihrem Mutterlande, aber immer hält er den für weit im Vorsprunge, der Luft und Geist der antiken Kunst mit der Muttermilch eingesogen hat. So schreibt er an Goethe: „Wären Sie als Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umringt, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig geworden."

2. Rede- und Stilübungen. Welche Erziehungsmächte behandelt Schiller in der vorstehenden Gedichtsgruppe? — Welches ist der Gang der menschlichen Kultur von den ersten Anfängen bis heute? — Wie zeigt sich ein Zwiespalt zwischen Natur und Kultur, und was versöhnt ihn? — Wie verhält sich die Kunst zur Wissenschaft? — Wie verhalten sich Kunst und Wissenschaft zur Natur und Kultur? — Was gleicht in der Anlage von Herculanum dem Gange im Spaziergange? — Wie sind die beiden Gedichte über die Antiken verwandt? — Welche ähnliche kulturhistorische Gedanken finden sich im eleusischen Feste, in den Künstlern und im Spaziergange? — Welche Züge in der Gedichtsgruppe bilden abgerundete, bezeichnende Bilder für gewisse Kulturepochen? — Woher stammt die Sehnsucht mancher Neueren nach dem antiken oder goldenen Zeitalter? — Wie reichen sich Natur und Kultur, Kunst und Erziehung, Altertum und Neuzeit bei der Erziehung die Hände, um zu einer beglückenden Einheit des Lebens zu führen? —

---

## 3. Wahrheit und Irrtum, Sein und Schein.

### Das verschleierte Bild zu Sais.

(1795.)

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Ägypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
7 Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe?" sprach der Jüngling;

„Giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
Nimm *einen* Ton aus einer Harmonie,
Nimm *eine* Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, solang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

18 Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotunde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?" —
„Die Wahrheit," ist die Antwort. — „Wie?" ruft jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"

27 „Das mache mit der Gottheit aus," versetzte
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit" — „Nun?" — „Der *sieht* die Wahrheit."
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?"
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." — „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz," fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."

42 Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf; er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotunde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

50 Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

59 Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
„Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf."
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen." Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

73 Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun," fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin;
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem," dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!"

I. **Vorbereitung.** Die *Zucht der Wahrheit* und die *Zucht der Liebe* erziehen und bilden den Menschen und die Menschheit. Das Wahrheitsstreben ist dem Menschen eingepflanzt wie die Liebebedürftigkeit und der Entwickelungsdrang. „Erkennet die Wahrheit, und sie wird euch frei machen," frei von Irrtum und Thorheit. Den Grund und das Gesetz aller Erscheinungen zu suchen, „den Pol in der Erscheinungen Flucht" und den Zusammenhang der Dinge zu begreifen, dazu drängt es den Menschen nach seiner gottgegebenen, geistigen Organisation.

Aber auch das Wahrheitsstreben hat seine Grenzen und seine Klippen. Es wird zur *Vermessenheit*, wenn es gewaltsam die Grenzen überschreitet, welche Gott dem menschlichen Geiste gesetzt, oder „welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat." So that der König im „*Taucher*", der durchaus entschleiert haben wollte, was die Tiefe da unten verhehlte. Das Wahrheitsstreben wird zur *Schuld*, wenn es die sittlichen Schranken mißachtet. Das geschah beim Sündenfall der ersten Menschen. „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist, wenn ihr von dem Baum der Erkenntnis esset!" Das war das lockende Ziel des Erkenntnisstrebens. Durch Ungehorsam, also Mißachtung des göttlichen Gesetzes, suchten sie es zu erreichen. Und sie erreichten es: ihre Augen wurden aufgethan, und *sie sahen, daß sie nackend waren*, also ihr Elend! Denselben Gedanken, daß der Weg zur Wahrheit durch Schuld nicht glücklich, sondern unglücklich macht, hat Schiller in der griechischen

Legende von dem verschleierten Bilde zu Sais ergreifend dargestellt.

Sais war die alte Hauptstadt Unter-Ägyptens und lag an dem Rosettearm des Nildeltas. Es war ein Sitz der geheimen ägyptischen Priesterweisheit und wurde vielfach von griechischen Weisen besucht. In der Stadt stand ein herrlicher Tempel der Göttin Neïth, „der Urmutter der Sonne,“ und ein herrliches Bild der Isis, der Mond- und Erdgöttin, welche man als schaffende und befruchtende Naturkraft verehrte. Das Isisbild war mit einem Schleier verhüllt und hatte (nach Plutarch) die Inschrift: „Ich bin das All, das gewesen, das ist und das sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet.“ Nach Boxbergers Forschungen hat Schiller, wie er selbst in „Mosis Sendung“ äußert, „verschiedene Ideen und Daten gewonnen“ aus einer Schrift von Br. Dezius (Professor Reinhold) über „die ältesten hebräischen Mysterien“. In derselben heißt es: „Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist“; und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war, und was sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben. — „In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis (des Totenrichters) nannte und die ihrem Ursprunge nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit sein sollte. . . . Diese Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Priester oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch Kistophoren (Laden- oder Kastenträger) nannte. Keinem als dem Hierophanten (d. h. Enthüller der heiligen Geheimnisse, dem Oberpriester) war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder auch nur zu berühren. Einer, der die Verwegenheit hatte, ihn zu eröffnen, — erzählt Pausanias — wurde plötzlich wahnsinnig.“ Der Anblick des eingeschlossenen Bacchusbildes im Kasten soll ihm den Verstand genommen haben. Nach Düntzers Bemerkung genas der Kranke später in der achäischen Stadt Paträ.

Aus diesen Stoffen schuf Schiller in reimlosen Jamben das Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais“. W. v. Humboldt schrieb an Schiller (31. Aug. 1795), „daß ihm das Gedicht viel Vergnügen gemacht habe. Es läge für ihn eine große und wichtige Wahrheit darin. Die Erfindung passe sehr gut dazu und die Erzählung sei sehr poetisch.“

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Die geheime Weisheit der ägyptischen Priester zog viele griechische Jünglinge nach Sais und On (Heliopolis) in Unter-Ägypten, wo mit dem Isis- und Osirisdienste die Pflege einer Geheimwissenschaft verbunden war. Ähnlich in Eleusis die eleusinischen Mysterien, die aus Ägypten stammen sollten.

Manchen Grad durcheilte er, d. h. manche Rangklasse der Würdigkeit

und Erkenntnis erstieg er, und von Stufe zu Stufe enthüllte sich ihm die verborgene Weisheit mehr, erweiterte sich der Blick. Ähnlich die Grade in der Freimauerei! Den höchsten Grad nahm der Hierophant ein. Er war im Vollbesitz der geheimen Weisheit, ihr Hüter und Ausleger.

Rotonde oder Rotunde ist ein Rundbau mit Oberlicht.

Das Orakel oder der Götterausspruch enthielt meist in rätselhafter, vieldeutiger Fassung den Willen der Götter oder die Geschicke der Zukunft. Die Orakel zu Delphi und Dodona waren berühmt.

Isis und Osiris waren die Sinnbilder des Nillandes und Nilflusses, Osiris die belebende Sommersonne, Isis die hervorbringende Mond- und Erdgöttin. Der Sonnendienst hatte in Heliopolis oder On seinen Mittelpunkt. Isis wurde als Allmutter verehrt, ihre Macht als unbeschränkt gedacht und ihr Dienst in den Schleier des Geheimnisses gehüllt.

III. **Vertiefung.** 1. Lagebild: Der Jüngling um Mitternacht in der Rotunde vor dem Bilde der Isis. (Die überstiegene Mauer. Die Totenstille. Der hohle Wiederhall der Tritte in den geheimen Grüften. Oben die matterleuchtete Kuppel mit dem silberblauen Mondenscheine. Das weißverhüllte Riesenbild der Göttin aus dem Dunkel leuchtend. Der Jüngling mit erhobner Hand, gespenstischem Antlitz, flammenden Augen und gesträubtem Haar.)

2. Gliederung. I. V. 1—7: Der eifrige Schüler. II. V. 7—17: Der unersättliche Forscher. III. V. 18—26: Der verwunderte Frager. IV. V. 27—41: Der gewarnte Dränger. V. V. 42—49: Der kühne Eindringling. VI. V. 50—58: Der zagende Nachtgast. VII. V. 59 bis 72: Der gewarnte Wahrheitssucher. VIII. V. 73—85: Der unglückliche Wahrheitsfinder.

3. Gedankengang. Mit unersättlicher Wißbegierde strebte ein Jüngling nach dem Besitz der Wahrheit. Nicht stückweise, sondern ganz wollte er sie besitzen. Mit Verwunderung und Unwillen hörte er eines Tages von dem Oberpriester, daß die Wahrheit hinter dem Schleier eines riesengroßen Isisbildes verhüllt sei. Auf seine erstaunte Frage hörte er, daß der Schleier der Wahrheit nur durch Übertretung eines Gesetzes und Verletzung des Gewissens aufgehoben werden könne, und daß dies der Oberpriester nie versucht habe. Den Jüngling trieb die Neugier und Wißbegierde nachts vom Lager und kühn über die Mauer in den Rundbau des Tempels. Schaurig umfingen ihn die Schrecken der Mitternacht. Nicht die Schauer des Ortes, nicht das Gesetz der Göttin, nicht die Warnung des Oberpriesters und nicht die Stimme des Gewissens zähmten sein Verlangen, den Schleier aufzuheben und die Wahrheit unverhüllt zu schauen. Mit krankem Geiste, siechem Leibe und freudlosem Leben bezahlte er den Besitz der Wahrheit durch Schuld.

4. Grundgedanke. Die Erforschung der Wahrheit ist an bestimmte göttliche Gesetze und sittliche Ordnungen gebunden. Wer diese mißachtet, ja freventlich verletzt, wird sich niemals ihres Besitzes freuen können. Das Wissen der so erlangten Wahrheit vergiftet das Gewissen und das Glück des Lebens.

Leimbach deutet die Dichtung, die immer etwas Geheimnisvolles und Rätselhaftes behält, in folgender Weise: „Der Jüngling sieht, wie der Priester vorausgesagt hatte, die Wahrheit; aber weil er durch Schuld zu diesem Anblick gelangt ist, so gelangt er nicht zugleich zum Besitze, zum Genusse der Wahrheit; der Augenblick, der ihm die Wahrheit zeigte, entzog sie ihm. — Es giebt eine Erkenntnis des Guten; wer aber durch Schuld zu derselben gelangt, findet, daß sie nicht mehr ein Schatz, ein Glück für die Seele ist, sondern das größte Unglück, der Vernichter des Seelenfriedens.“ Die Schuld senkt sich also sofort wie eine dunkle Wolke auf die geschaute lichte Wahrheit. (Der Anblick des verklärten Heilandes wurde den Jüngern sofort durch eine überschattende Wolke entzogen.) Gerade die Wahrheit, die keine Verhüllung und Bemäntelung kennt und duldet, muß die Schuld um so klarer erkennen und um so schmerzlicher empfinden lassen.

Karl Grün deutet das Gedicht auf Schillers Dichterberuf, der seine frische, unschuldvolle Unmittelbarkeit durch seine Hingabe an die Kantische Philosophie verloren habe.

Hoffmeister sieht in dem Gedichte die Schranken veranschaulicht, welche unserer Wißbegierde durch das Sittengesetz gezogen sind.

Hinrichs meint, die Schuld des Jünglings bestehe darin, daß er eigenmächtig sich die Wahrheit nehmen wollte, welche sich nur freiwillig geben will. So verliere er in dem Augenblicke die Wahrheit, das höchste Gut und das Ziel seines Strebens, wo er sie finde.

Düntzer sagt, der Mensch dürfe die von der Gottheit ihm gesetzten Schranken der Erkenntnis nicht verrücken, nicht gewaltsam die ihm gewehrte Erkenntnis der Gottheit sich zu verschaffen suchen, sondern müsse ruhig abwarten, bis diese selbst ihm offenbare, was sie auf Erden zu sehen ihm verwehrt habe.

Götzinger betont außer dem Worte Schuld das Wort gehen, also Weg und Weise der Wahrheitserlangung, und findet den Grundgedanken des Gedichts in den Worten: „Weh dem, der durch Schuld zur Wahrheit zu gelangen sucht!“ Ähnlich Viehoff!

Hartert erinnert an die Geschichte des Sündenfalles und liest etwa folgende Warnung aus dem Gedichte: „Versündige dich nicht durch Unzufriedenheit über die Wissensschranken gegen Gott, und setze dich nicht leichtfertig über alle Überlieferungen und Anschauungen der Zeitgenossen hinweg! Wenn dich die Verletzung aller Pietät auch eine Stufe der Erkenntnis weiter als andere brächte, so würde dich das doch nicht glücklich machen, denn das Wissen allein macht weder den Menschen noch das Lebensglück aus.“

IV. **Verwertung.** 1. Verwandte Stoffe. Joh. 18, 37 und 38: Jesus antwortete: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Spricht zu ihm Pilatus: „Was ist Wahrheit?" —

1. Kor. 13, 12 spricht Paulus: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin."

Gellert (in dem Liede: Nach einer Prüfung kurzer Tage —): „Da werd' ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah, das wunderbar und heilig nennen, was unerforschlich hier geschah. Da denkt mein Geist mit Preis und Dank die Schickung (die Wahrheit) im Zusammenhang."

Lessing: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, um hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!" ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist doch nur für dich allein!"

Schillers „Worte des Wahnes" (Bd. III, S. 293):

Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang er die Schatten zu haschen sucht. —
Solang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen; —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen. . . .

Die Bundeslade in der Stiftshütte und dann im Tempel zu Jerusalem stand im Allerheiligsten und barg sinnbildlich das Geheimnis der Gottheit. Die Cherubim auf dem Deckel der Bundeslade neigten ihr Antlitz, als ob (nach 1. Petr. 1, 12) auch die Engel gelüste, das gottselige Geheimnis zu schauen. — Ussa wurde (nach 2. Sam. 6, 6—8) getötet, weil er ohne Beruf die heilige Lade angefaßt hatte. Bei allen Gotteserscheinungen fürchteten die einer Erscheinung gewürdigten Menschen, daß sie von dem Anblick des heiligen Gottes sterben müßten. Sie warfen sich nieder zur Erde auf ihr Angesicht und wurden meist zuerst mit dem Worte getröstet: „Fürchte dich nicht, du sollst nicht sterben!" Beim Tode Jesu, der größten Liebesthat auf Erden, zerriß der Vorhang im Tempel; der Zugang zu dem „verborgenen Gotte" ward frei und die ewige Wahrheit der Erlösung kund und offenbar allen, die mit Glauben und Gehorsam sich herzu nahten. —

Uhlands „Bildsäule des Bacchus". Von einem Schwelgermahle kehrte Kallisthenes, ein Jüngling zu Athen, um die Morgendämmerung wüst und bleich heim. Im hohen Säulengange erglänzte beim Lichte der Fackel „des Bacchus göttlich Marmorbild".

Erschrocken fährt Kallisthenes zurück
Vor der Erscheinung Herrlichkeit und Glanz;
Ihm ist, als hätte mit dem Thyrsusstab
Der Gott die Stirne strafend ihm berührt,
Als spräche zürnend der belebte Mund:
„Was spukst du hier, du wankendes Gespenst,
Ereb'scher (Unterwelts-) Schatten, kraftlos, sinnbetäubt?
Du hast den heil'gen Epheu mir entweiht,
Du nennest frevelnd meinen Priester dich.
Hinweg von mir! Ich kenne deiner nicht!
Ich bin die Fülle schaffender Natur,
Die sich besonders in dem edlen Blut
Der Reben reich und göttlich offenbart.
Will euer wüstes Treiben einen Gott,
So sucht ihn nicht auf sonn'gem Weingebirg!
Nein, sucht ihn drunten in des Hades Nacht!"
Der Gott verstummt, der Fackel Licht erlischt,
Der Jüngling schleicht beschämt in sein Gemach,
Er nimmt vom Haupt den welken Epheukranz,
Und still in des Gemütes Innerstem
Beschwöret er ein heiliges Gelübd.

(Beide Gedichte zeigen uns griechische Jünglinge, welche das Glück suchen, der eine in Erkenntnis der Wahrheit, der andere in wildem Sinnengenuß. Der eine überschreitet des Wissens, der andere der Sittlichkeit Schranken. Beide werden nächtlicher Weile durch Götterbilder — Isis und Bacchus — erschüttert und belehrt. Von den Götterbildern flammt hell die Wahrheit in ihre Augen und Herzen und zeigt ihnen ihre Schuld, dem einen seine Vermessenheit, dem andern seine Unsittlichkeit. Jenen wirft der Feuerschein der Wahrheit schuldbewußt und besinnungslos zu Boden am Bilde der Göttin und lähmt ihm hinfort allen freudigen Lebensmut. Diesem zeigt sie seine sittliche Unwürdigkeit und den unendlichen Abstand zwischen der Gottheit und ihrem unwürdigen Diener. Tief beschämt sinkt er auf sein Lager, und mit heiligem Ernste legt er das Gelübde der Besserung ab.)

2. Mahnungen für Herz und Leben. Zu teuer zahlst du das Wissen mit Herzweh und krankem Gewissen. Weh dir, wenn du des Wissens Gut mit deinem Herzen zahlest! — Wissen ist Unglück, wenn Schuld es gewann. — „Der Übel größtes ist die Schuld". — Wohl uns, daß wir die Wahrheit nicht völlig wissen; ihr Glanz würde uns Sterbliche verzehren oder doch unsere Kräfte lähmen! Wohl uns, daß sich die Wahrheit, die göttliche, allmählich enthüllt jedem, der sie in Demut forschend sucht und in Liebe lebend bethätigt! — Gott wäre nicht Gott, würde er jemals ganz verstanden. („Der heilige Augustinus" von Diepenbrock. Bd. II, S. 136!) Lessings Wahlspruch: „Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, doch die Wahrheit selbst sei Gott befohlen!"

3. Rede- und Stilübungen. Welche Beziehungen haben die angeführten „verwandten Stoffe“ zu Schillers „verschleiertem Bilde von Sais“? — Welche Züge des Gedichts und des zu Grunde liegenden Stoffes erinnern an die „Bundeslade“ im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem? — Vergleichung des ersten Menschenpaares beim Sündenfall und des Jünglings! — Warum ist es dem Menschen unmöglich, der Gottheit Tiefen, also die volle, unverhüllte Wahrheit, zu erkennen? — Warum wäre es ein Unglück, alles, was ist und sein wird, in hellem, grellem Lichte zu erkennen? — Wie gelangte der Tuttlinger Handwerksbursche in Hebels „Kannitverstan“ (Bd. II, S. 67) durch den Irrtum zur Erkenntnis der Wahrheit? — Beispiele, wie Jemand zur Wahrheit durch Schuld gelangt! (Ein Arzt will das Geheimnis des leiblichen und seelischen Lebens erforschen oder die Wirkung eines neuen Heilmittels erproben und gefährdet, ja vernichtet in seinem Forscherdrange die Gesundheit, ja das Leben seiner Kranken. — Ein Naturforscher verhängt allerlei Qualen über Tiere, um irgend ein Gesetz oder eine Wahrheit zu finden oder zu erhärten. — Durch Bestechung, Verleitung zur Untreue, Meineid u. dergl. verbrecherische Mittel setzt sich jemand in den Besitz eines Geheimnisses, eines Dokuments u. dergl.). — Was hat der Jüngling wohl hinter dem Isisschleier gesehen? (Vielleicht sein eignes, leichenfahles, schuldbewußtes Spiegelbild, oder, wie bei der Bacchussäule, die drohend belebten Züge der Göttin, oder gar nichts, dabei aber die Erkenntnis seiner Schuld, die Entweihung seines Wahrheitsstrebens durch sündige Mittel u. s. w.).

## Kassandra.

(1802.)

1. Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Veste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel;
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

2. Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur *eine* traur'ge Brust.

3. Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

4. „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwestern sind geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

5. Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt!

6. Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

7. Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

8. Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

9. Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

10. Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz.
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

11. Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

12. Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den Besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch, Himmlische dort oben,
Neidet sie in ihrem Traum.

13. Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

14. Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

15. Und den Mordstrahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land." —

16. Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tot lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

I. **Vorbereitung.** Wie das Glück flieht vor dem Wissen der Wahrheit, vor dem „aufgehobenen Schleier", das spricht erschütternd zu uns aus „Kassandra", der Seherin mit dem „aufgeschlossenen Sinne". Sie sah und verkündete die Geschicke der Zukunft, aber niemand

glaubte ihr, und kein Mittel fand sie, um die geschauten traurigen Schicksale zu wenden.

Kassandra oder Alexandra war die schönste von den Töchtern des Königs Priamus in Troja. Apollo bewarb sich um ihre Liebe und erhielt sie zugesagt, wenn er ihr die Gabe der Weissagung verleihen würde. Er verlieh ihr diese Gabe, sie aber hielt ihr Versprechen nicht. Da strafte sie der erzürnte Gott dadurch, daß ihre Weissagungen keinen Glauben fanden. Sie sah jedes Unheil kommen und warnte davor, wurde aber als Schwarzseherin verlacht. So sah sie Trojas Fall und Untergang voraus, aber jedermann verachtete ihre Warnungen. Auch ihr eigenes Schicksal stand klar vor ihrer Seele und raubte ihr alle Lebensfreude. Nach Trojas Zerstörung fiel sie dem König Agamemnon als Siegesbeute zu, wurde mit nach Griechenland genommen und dort von der Gattenmörderin Klytämnestra und ihrem Buhlen ermordet.

Schillers Gedicht „Kassandra“ setzt zu einer Zeit ein, da in der langjährigen Belagerung Trojas eine Pause, ja ein Schimmer der Hoffnung auf gütliche Beilegung des Streites eingetreten war. Der Pelide (d. h. Sohn des Peleus) Achilles entbrannte in heißer Liebe zu Polyxena, einer Tochter des Königs Priamus. Unter der Bedingung, auf die Seite der Trojaner zu treten und seine griechischen Volksgenossen zu verlassen, erhielt er Hand und Liebe der schönen Prinzessin zugesagt. Die Hochzeit sollte in dem Flecken Thymbra bei Troja in einem Tempel Apollos gefeiert werden, der hier besonders verehrt und der Thymbrier genannt wurde. In der Hoffnung auf ein Ende des unseligen Krieges feierte das Volk Trojas ein bacchantisches Jubelfest. Nur Eine teilte die Freude nicht, weil sie das Unglück mit Riesenschritten unheimlich nahen sah. Freudlos und ungesellig, d. h. ohne Gefährtinnen, flüchtete die Seherin in Apollos Lorbeerhain und brach in laute Klagen aus.

## II. Vortrag des Gedichts, Wort- und Sacherläuterungen.

Str. 1: Die hohe Feste ist die starke Festung Troja oder Ilium, der thränenvolle Streit die zehnjährige Belagerung, der Pelide Achilles, Priams schöne Tochter — Polyxena.

Str. 2: Der Thymbrier ist Apollo, dessen berühmtester Altar im nahen Flecken Thymbra stand.

Str. 3: Die Priesterbinde war das Zeichen ihrer Würde, aber auch ihres Leides als Seherin, das Wegwerfen derselben der Beweis ihrer höchsten Erregung.

Str 4: Der süße Wahn, der die Seherin flieht, ist die Hoffnung der Menge auf Frieden und Freude, das nahende Verderben — der Untergang der Stadt.

Str. 5: Die glühende Fackel deutet auf die Feuerbrände, welche bald in Häuser und Paläste geschleudert werden. Hymen war der Gott der Ehe; die Fackel trug die Mutter der Braut. Nach den Wolken

seh' ich's ziehen, nämlich Rauch, aber nicht vom Opfer, sondern von den brennenden Häusern. Des Gottes Schreiten deutet das nahende Verderben, vielleicht des Kriegsgottes Mars mit seiner Begleiterin Eris (Zwietracht) an.

Str. 6: Der pythische Gott hieß Apollo, weil er in Delphi oder Pytho besonders verehrt wurde und hier sein berühmtes Orakel (die Priesterin Pythia auf dem Dreifuß) hatte.

Str. 7: Dein Orakel, d. i. deine rätselhaften Göttersprüche. Die Stadt der ewig Blinden, die in glücklicher Unwissenheit dahin gehen. Der aufgeschlossene Sinn ist die Sehergabe, das Verhängte das im Rate der Götter beschlossene Verderben Trojas.

Str. 8: Nahe, unabwendbar war das Schrecknis. Der Irrtum ist das Leben, d. h. nur der kann sich des Lebens freuen, der sich mit trügerischen Hoffnungen über die Zukunft täuscht. Der blut'ge Schein vor dem Auge sind die Bilder des blutigen Gemetzels bei der Erstürmung der Stadt. Der Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein ist schrecklich, weil das Herz dabei blutet und so schwer den Mut findet, andern das Schreckliche zu verkünden.

Str. 9: Die Blindheit bedeutet hier die Unbekanntschaft mit der Zukunft, ebenso der dunkle Sinn. Deine Stimme oder des Gottes Mund. Prophet heißt Mund oder Stimme Gottes. Falsch ist das Geschenk, weil es Macht über die Zukunft verhieß, aber jede Freude der Gegenwart auslöschte.

Str. 10: Der Verzicht auf alle Freuden der Jugend und der Liebe hob an, als ich mich deinem traurigen Dienste am Altar weihte. Ein gesteigertes Empfinden, aber keine Macht zu helfen erhielt ich.

Str. 11: Der Blick in die Tiefen des Lebens, d. h. in die Abgründe der Schuld, des Leidens und des Unglücks zerstört die jugendlichen Freuden und macht alt vor der Zeit.

Str. 12: Der Beste der Hellenen wird Achill von Homer genannt. Neidet statt beneidet.

Str. 13: Ich hab' ihn, den Geliebten, gesehen. Homer nennt ihn Othryoneus, Virgil aber Koröbus. Als stygschen, d. h. Unterwelts-Schatten sieht ihr Prophetenauge den Geliebten, der bei der Zerstörung Trojas, die Geliebte tapfer verteidigend, fiel.

Str. 14: Ihre bleichen Larven, d. h. die Totengesichter ihrer hingemordeten Lieben sieht sie prophetisch aus der Unterwelt heraufsteigen, und jede freudige Wallung des Gemüts ist dadurch erstickt.

Str. 15: Ihr Geschick sieht sie im fremden Lande sich vollenden, d. h. im Geiste sieht sie sich in Agamemnons Hause von dem Buhlen der Klytämnestra, Ägisth, ermordet.

Str. 16: Und noch hallen ihre Worte, da beginnt schon das Verhängnis hereinzubrechen. Der Thetis großer Sohn Achill wird von dem feigen Paris durch einen Pfeilschuß in die allein verwundbare Ferse getötet. Eris, die Schwester des Kriegsgottes Ares und die

Göttin der Zwietracht, schüttelt ihr Schlangenhaar, d. h. schürt den Haß und die Zwietracht. Alle Götter fliehn davon, d. h. entweder waren sie beim Feste vereinigt und fliehen nun die Stätte der Treulosigkeit, oder sie überlassen nun Troja seinem Schicksal. Des Donners Wolken über Ilion bedeuten den Zorn der Götter und den Anfang des Verderbens. Der erneute Kampf begann unter Donner und Erdbeben.

III. **Vertiefung.** 1. Lagebilder: a) Der Festzug zu Apollos Tempel und die einsame Seherin in Apollos Lorbeerhain. — b) Das gestörte Hochzeitfest. (Apollos Tempel im Festschmuck. Die geschmückte Braut. Der tote Bräutigam. Das entsetzte Volk, mit Schreien und Klagen aus einander stiebend. Am Rande des Lorbeerhaines die Seherin ohne die Priesterbinde. Am Himmel ein dräuendes Wetter).

2. Gliederung. I. Str. 1—3: Der jubelnde Hochzeitzug auf dem Wege zum Tempel und die einsame, traurige Seherin im Hain Apollos. II. Str. 4—15: Die Klage der Seherin in einem Selbstgespräche. Sie beklagt ihr und der Stadt Geschick Str. 4—7, bittet den Gott um Zurücknahme der verhängnisvollen Gabe Str. 8—11, preist das kurze Glück der Schwester, verrät die eigene Liebe, aber auch den Jammer über all der Ihrigen und ihr eigenes jammervolles Geschick Str. 12—15. III. Str. 16: Die Vorzeichen des Verderbens.

3. Gedankengang. 1. Die Vermählung Achills mit Polyxena weckte die freudigsten Hoffnungen auf Beendigung des langen Haders in Troja. 2. Der Festzug bewegte sich im herrlichsten Schmuck und unter Jubelschall nach Apollos Tempel. 3. Nur Kassandra trug ihren Jammer allein in den einsamen Lorbeerhain Apollos und riß sich dort erregt die Priesterbinde von der Stirn. 4. Sie sieht das Glück der Schwester und der Eltern mit leiblichen, das nahe (geflügelte) Verderben Trojas aber mit geistigem Auge. 5. Ahnungsvoll schaut sie in den Wolken die Zeichen des nahenden Untergangs. 6. Sie beklagt ihr Los, einsam und gemieden, ja verspottet ihren Schmerz verbergen zu müssen. 7. Sie muß sehen, was sie nicht wenden kann, muß unter Blinden allein die Sehende sein. 8. Inständig bittet sie den Gott, ihrem Geiste die Klarheit und ihren Augen die blutigen Schreckbilder zu nehmen. 9. Um ihre frühere Blindheit und um den unbefangenen Genuß des Augenblicks bittet sie. 10. Seit sie dem Dienste des Altars sich geweiht, ist ihr Leben Schmerz, Entbehrung und Sorge gewesen. 11. Mit trübem Sinne hat sie die fröhlichen Gespielen in der Lenzfreude gesehen. 12. Die bräutliche Schwester preist sie glücklich ob des kurzen Glückswahnes. 13. Den eigenen Geliebten erblickt sie als Schatten der Unterwelt zwischen sich und ihrem Glücke schwebend. 14. Auch die bleichen Schattenbilder der hingemordeten Ihrigen sieht sie um sich schweben und jede freudige Regung ersticken. 15. Sich selbst schaut sie im fremden Lande von Mörderhand getötet. 16. Lärm im Tempel, der Mord Achills und

dunkle Wetterwolken über Troja verkünden den Hereinbruch des prophetisch geschauten Unheils.

4. Grundgedanke: Es ist göttliche Weisheit und Liebe, daß uns der klare Blick in die Zukunft versagt ist. Wüßten wir ihre Kämpfe und Leiden, wir würden am Leben verzagen und keinen Augenblick froh werden. — Merkworte aus dem Gedichte: Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt! — Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod. — Schrecklich ist es, deiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein! — Meine Blindheit gieb mir wieder und den fröhlich dunkeln Sinn! —

5. Schönheiten in der Form. Hoffmeister schließt seine Betrachtung des Gedichtes mit den Worten: „Weil die wunderherrliche Romanze sich an ein Interesse der Menschheit anknüpft, läßt sie auch in den Lesern einen unvertilgbaren Eindruck zurück. Was soll uns auch die vollendetste Poesie, wenn sie nur die Oberfläche der Seele berührt? Hier haben wir einen überwiegenden Ideengehalt in einem kleinen lyrischen Epos, das seinem längsten Umfang nach zugleich ein dramatischer Monolog ist. Das Gedicht erfüllt uns in der That mit einem tragischen Gefühl. Das tiefe Mitleid, welches der bodenlose Jammer der Seherin in uns weckt, schlägt plötzlich in Furcht um, wenn wir uns erinnern, daß wir selbst diesem Jammer mit jeder höheren Sprosse der Einsicht und Erfahrung näher rücken".

Schiller schreibt an Körner: „Du wirst vielleicht bedauern, daß die Idee zu diesem Gedichte, welche vielleicht der Stoff einer Tragödie hätte werden können, nur lyrisch ausgeführt worden."

Körner antwortete: „Deine neuen Gedichte (Kassandra und Thekla) haben mir wieder einen schönen Genuß gewährt. Beim ersten Lesen der Kassandra entstand freilich die Idee, daß ich für diesen Stoff eine dramatische Behandlung von dir gewünscht hätte. Ich dachte schon auf einen Plan, musikalische Pracht mit der Darstellung zu verbinden. Die Chöre der Griechen und Trojaner und die festlichen Handlungen im Tempel gäben einen herrlichen Stoff zu einer Oper. Nur giebt es für das Drama keinen befriedigenden Schluß. Der eigentliche Schluß ist die Zerstörung von Troja, und bei deiner Behandlung erscheint sie im Hintergrunde. In deiner Darstellung schätze ich besonders die rührende Weiblichkeit, ohne Nachteil der Kraft."

Kassandra ist die Vertreterin der Menschen, die ernst in die Tiefen des Lebens und trübe in die Gebiete der Zukunft blicken und darüber die unbefangene Lebensfreude einbüßen. Schiller gehörte selbst zu diesen Naturen. Mächtig regte sich in ihm der Drang des Lebens und das Verlangen nach Freude und Genuß, aber ernst und klar durchschaute er die Nichtigkeit und Flüchtigkeit der Augenblicksfreuden, und „herb fand er deshalb des Lebens innersten Kern" sogar in seinem fröhlichen Punschliede. Ergreifend schön sind die Gegensätze in dem Gedichte: Die jubelnden Festgenossen auf dem Wege zum geschmückten Apollotempel und die

einsame Seherin im stillen Lorbeerhaine. Die fröhliche Hoffnung auf Frieden und Freude in der Menge und das Bild der Vernichtung in der Seele der Kassandra. Die glückliche Blindheit der Menge und der verhängnisvolle Hellblick der Seherin. Die Klage über die wunderbare aber tückische Gabe des Gottes und die sehnliche Bitte um Befreiung davon und um Wiedererlangung des unbefangenen Jugendglückes. Das kurze Glück der Schwester und die schreckliche Vernichtung desselben. Die eigene Liebe und der unterirdische Schatten des gefallenen Geliebten als Hindernis des Glückes. Die glücklichen, hoffnungsfrohen Eltern und Geschwister und ihre aufsteigenden Schatten aus dem Hades als Boten des baldigen Todes. Die klaren Zukunftsbilder der Seherin und die unverbesserliche Blindheit der Menge. Die nichtgeglaubten Weissagungen und die drohenden Zeichen der Erfüllung.

In besonders wirkungsvollen Gegensatz tritt die 3. Strophe zu den beiden ersten, als die unglückliche Seherin in ihrem leidenschaftlichen Schmerze die Priesterbinde, neben dem weißen Gewande und dem Stabe das Hauptzeichen ihrer Würde, abreißt und zu Boden schleudert. Während auf dem Tempelwege Jubelhymnen erschallen, ergießt sich ihr abgrundtiefes Weh in den erhabenen, herzbewegenden Monolog. In Str. 4 und 5 tritt der freudigen Stimmung aller Festgenossen die Trostlosigkeit der Seherin gegenüber. Das „geflügelte" Verderben schaut sie in einem furchtbaren Gesichte nur in unbestimmter Zukunft und im scharfen Gegensatze zu etwas Gegenwärtigem. Eine glühende Fackel, aber nicht die Hochzeitfackel, nach den Wolken wallenden Rauch, aber nicht vom Opferaltar, eines Gottes Schreiten, aber nicht zur Festbereitung, sondern zur Festzerstörung schaut ihr ahnender Geist. Die Pein des klaren Zukunftsblicks wird geschärft durch Spott und Verachtung der Menge, der aufgeschlossene Sinn gequält durch die Urteilslosigkeit der ewig Blinden. Irrtum und Unwissenheit machen das Leben leicht, Wissen und Wahrheit töten die Freude. Schrecklich ist's, der göttlichen Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein. Darum rief ein Moses bei seiner Berufung: „Herr, sende, wen du willst!" Ein Jeremias klagte: „Herr, ich bin zu jung!" Ein Jonas wollte dem Herrn aufs Meer entfliehen. Ein Elias seufzte unter dem Wacholderbaume: „Es ist genug, o Herr, so nimm nun meine Seele von mir!" Noch heute bringt es manchem Sterblichen Spott und Hohn, Verachtung und Verfolgung, wenn er ein reines, mutiges Gefäß der göttlichen Wahrheit zu sein wagt. Der Gott gab ihr das Wissen der Zukunkt und nahm ihr die Freude des Augenblicks.

Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick!

Rührend ist der Blick auf die glücklichen Jugendgenossinnen, die Erinnerung an die eigene traurige Jugend, die Teilnahme für der Schwester Glück, der tödliche Wurm in der eigenen Liebe, die Schatten des Todes um die hoffnungsreichen Eltern und die Erkenntnis des eigenen, unabwendbaren schrecklichen Endes.

Um den Gesichten der Seherin den Charakter der Schwarzsehereien und Phantasiegebilde zu nehmen, deutet der Dichter die Erfüllung der Weissagungen an und stellt die letzte Strophe mit ihren Sturmvögeln, den Boten des Verderbens, in äußerst wirksamen Gegensatz zu den ersten Strophen, die ein Gemälde festlicher Freude und froheſter Hoffnung aufrollen.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandte Stoffe: a) Schillers „Jungfrau von Orleans“. Beide Jungfrauen folgen einem göttlichen Berufe. Sie tragen eine Bürde, der die Kräfte kaum gewachsen sind. Johanna soll das unglückliche Vaterland von den Feinden säubern, Kassandra will die bedrohte Vaterstadt aus ihrer Sicherheit aufschrecken. Beide sollen auf irdische Liebe und irdisches Glück verzichten, und doch bricht das Verlangen danach bei beiden durch. Beiden kommen Augenblicke, wo sie ihren Beruf von sich werfen möchten. Kassandra schleudert die Priesterbinde zur Erde, und Johanna klagt: „Wärst du nimmer mir erschienen —“. Die Weissagungen der Kassandra begegnen dem Unglauben und dem Spotte, und Undank erntet auch Johanna. Beider Monologe ähneln sich in der Form und selbst im Strophenbau. Eine Festfeier und Friedenshoffnung nach Krieg und Streit, woran nur die Eine nicht teilnehmen kann, eröffnet beide Dichtungen.

b) Der Prophet Jonas predigt Ninives Untergang. Er entzieht sich dem göttlichen Rufe durch die Flucht, will also der göttlichen Wahrheit sterbliches Gefäß nicht sein. In der Tiefe des Meeres kommt er zu besserer Erkenntnis. Das göttliche „Muß“ zwingt ihn in den Beruf. Er weissagt Ninives Untergang. Er findet Glauben. Gottes Erbarmen wendet das Strafgericht von der bußfertigen Stadt. Jonas klagt den Herrn an, daß er sein Wort nicht erfüllt und ihm die Freude an dem Kürbis geraubt habe.

c) Die Vorzeichen von Jerusalems Zerstörung. Matth. 24 und Luk. 21.

d) Der Untergang von Sodom und Gomorrha. 1. Mos. 10. (Der Besuch der Engel. Ihre Warnung, die keinen Glauben findet. Lots ungläubiges Weib als Salzsäule. Der Untergang der Städte).

e) Siegfrieds Festreise nach Worms und sein Tod. (Das Fest. Der herrlichste Held. Die Vorzeichen des Verderbens. Kriemhilds verhängnisvolle Liebe und Sorge. Das Jagdfest. Der Tod des Helden. Das Schicksal Kriemhilds).

2. Vergleichung mit:

## Einem jungen Freunde,

als er sich der Weltweisheit widmete. (1795).

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
 Eh' das eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif, das Heiligtum zu betreten,
 Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?

Weißt du schon, was deiner dort harrt? wie teuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

a) Zur Erläuterung. Einem jungen Freunde werden die Schwierigkeiten der Wahrheitserforschung ans Herz gelegt. Auf die griechischen Jünglinge, die in die eleusinischen Geheimnisse eingeweiht wurden, verweist der Dichter. Dieselben mußten vor ihrer Zulassung zum Heiligtum Mut und Kraft in allerlei Schrecknissen der Ober- und Unterwelt bewiesen haben. Der verdächtige Schatz der Pallas Athene ist die Wahrheit und Weisheit, die viele lockt und nur wenige beglückt, die dem einen „die göttliche Tochter", dem andern die „milchende Kuh" ist, die den einen zu sittlicher Höhe und den andern auf allerlei Irrwege führt. Das ungewisse Gut ist die ersehnte Weisheit, das gewisse die Lebensfreude und der Seelenfriede. Die Gefahren auf dem Forscherwege sind: des Zweifels unsterbliche Hydra, die eigene Bequemlichkeit, Schwäche, Sinnlichkeit und allerlei trügerische Wahngebilde. Unerläßliches Erfordernis ist der sichere Führer im eigenen Busen, d. h. der eingeborne Drang nach Wahrheit, der sittlich reine Sinn und der männliche Mut in der Selbstbewahrung und Selbsterziehung. Der Stand lockt, d. h. die Außengebiete der Weisheits- und Wahrheitsforschung sind vielversprechend und verheißen auch Ehre in der Welt. Die tiefere Nacht, in die manche Lichtsucher stürzen, sind allerlei Denkirrtümer und sittliche Verirrungen. Der Dämmerschein der Kindheit ist die glückliche Unwissenheit und das gläubige Nichtzweifeln der Kinder nach dem Sprichwort: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

b) Zur Vergleichung. Der verdächtige Schatz war bei Kassandra die Gabe der Weissagung und der Hellblick in die Zukunft. Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzweiten sich bei ihr, wie ihre Klage bezeugt. Allerlei Schreckbilder ängstigten ihre Seele. Ihr ganzes Leben in Apollos Dienst war eine schwere Prüfung. Ihr Auge sah klar in die Zukunft, aber ihr Wort begegnete stets dem Zweifel. Der innere Führer verlor bei den steten Mißerfolgen alle Kraft und Freudigkeit. Schrecklich erschien es ihr, der göttlichen Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein. Verlockend war ihr einst der Weisheit Stand erschienen, als sie den Gott um die Gabe der Weissagung bat. Nun der innere Führer sein freudiges Licht verloren, fühlt sie sich in einem Schlunde voll Jammer und auf dem Wege in die tiefste Nacht.

Der Kindheit Dämmerschein und Glück ruft sie sehnsüchtig aber vergeblich zurück. „Meine Kindheit gieb mir wieder und den fröhlich dunkeln Sinn!“

c) Verwandte Gedanken Schillers. „Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.“ Die Wahrheit soll um ihrer selbst, nicht um des Nutzens oder anderer Nebenabsichten willen gesucht werden. „Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern ‖ eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“

„Sie geben, ach, nicht immer Glut, der Wahrheit helle Strahlen;
Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen!“

Wahrheit (1796): Eine nur ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden;
Daß es eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.

3. Rede- und Stilübungen. Vergleichung des „verschleierten Bildes“ und der „Kassandra“! — Was lehren die Stoffe der ganzen Gruppe über das Wesen, die Erforschung, die Wirkung und die Entstellung der Wahrheit? — Die Gefahren der Wahrheitsforschung! — Die unerläßlichen Bedingungen für den Wahrheitsfreund! — Wie treten Sein und Schein bei den vorgeführten Gedichten in Gegensatz? — Wie und wann beweisen die verschiedenen Ansichten der Wahrheitsforscher die Einheit und Wirklichkeit der Wahrheit? —

---

## 4. Dichteraufgaben und Dichterlos.

### Der Dichter.

In Baggesens Stammbuch 1790.

In frischem Duft, im ew'gen Lenze, wenn Jugend und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze im Lied des Sängers unverwelklich blühn.
An Tugenden der Vorgeschlechter entzündet er die Folgezeit;
Er sitzt, ein unbestochner Wächter, im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter der Thaten durch die Hand der Dichter.

Der dänisch-deutsche Dichter Jens Baggesen reiste im Jahre 1790 mit seiner jungen Gattin, einer Enkelin des Dichters Haller, aus der Schweiz durch Deutschland nach Kopenhagen zurück. In Jena befreundete er sich mit dem Philosophen Reinhold und trat Schiller näher. Bei seinem Abschiede schrieb ihm Schiller die vorstehenden Zeilen über den Beruf des Dichters in das Stammbuch.

Als Sänger flicht er dem wahren Ruhme die verdienten Kränze. Dieselben blühen unverwelklich weiter und überdauern die Jugend und ganze Geschlechter. Den Ewigkeitsgehalt der Zeit hält er so im Liede fest. Als Lehrer und Bildner weiß er das aufwachsende Geschlecht für die Tugenden vergangener Zeiten und Geschlechter zu begeistern und sie durch Vorbilder zu erziehen. Als Seher deutet er die Zeichen der Zeit und macht die Erfahrungen der Vergangenheit für die Zukunft

nutzbar. Als unbestechlicher Wächter hütet er Wahrheit und Freiheit, Schönheit und Sitte und läßt keine falsche Größe und kein Scheinverdienst zur Unsterblichkeit gelangen. So sitzt er im Vorhof der Unsterblichkeit, wägt und würdigt nach Verdienst die Thaten der Menschen.

Als Richter spricht er, ein Bevollmächtigter der ewigen Gerechtigkeit, das Urteil über Gedanken und Thaten und reicht der wahren Größe, die sich in der Bekämpfung aller Glücksfeinde bewährt hat, und dem wahren Verdienste um Hebung und Beglückung der Menschheit die schönste Krone. Bürger: „Gottlob, daß ich singen und preisen kann, unsterblich zu preisen den braven Mann."

In der „Macht des Gesanges" (Bd. III, S. 9) zeigt Schiller die wunderbare Gewalt der Poesie, die unser Herz ergreift, unsern Geist befreit und erhebt und unser Leben beglückt, indem sie uns zur Wahrheit und gesunden Natur zurückführt.

In dem „Grafen von Habsburg" (Bd. III, S. 18) ist der Sänger ein Bringer der Lust, ein Verschönerer der Festfreude und ein göttlicher Lehrer. Er singt von edler Minne, von dem Höchsten und Besten, was das Herz wünscht und der Sinn begehrt. Der Kaiser wagt ihm nichts vorzuschreiben, weil er der gebietenden Stunde und dem höheren Herrn gehorchen müsse. Auf wunderbare Weise werde er der Dolmetscher der dunkeln, schlafenden Gefühle im Herzen.

In den „Kranichen des Ibykus" (Bd. III, S. 48) wird die Poesie zur ernsten Warnerin, zur allsehenden Wächterin, zur hellsichtigen Richterin und zur unerbittlichen Rächerin.

„Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht, die richtend im Verborgnen wacht."

„Das Mädchen aus der Fremde" (Bd. III, S. 572) zeigt, wie die Muse der Poesie jedem Herzen den Frühling bringt, wie sie aus reinen Höhen stammt, jeden nach Bedürfnis beschenkt und beglückt und besonders empfängliche, liebende Herzen reich und selig macht.

In dem „Abschied vom Leser" (Bd. III, S. 572) fordert die Muse der Poesie ihr Urteil. Sie wünscht den Beifall der Guten, der Wahrheitsfreunde, der empfänglichen Herzen. Ihre Lieder wollen fühlende Herzen erfreuen, das kahle Leben mit Bildern der Schönheit schmücken und das Herz durch höhere Gefühle weihen.

Die Aufgaben der dramatischen Kunst zeigt Schiller in dem Gedichte

### An Goethe,

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte 1800.

Dem falschen Geschmacke eines Kotzebue sollte entgegen gearbeitet und die Bühne zu einer wahren Bildungsanstalt gemacht werden. Kotzebue kitzelte den Gaumen seines Publikums durch fesselnde Stoffe. Auf Erziehung der Hörer und auf Erhebung ihrer Seelen kam es ihm nicht an, höchstens auf eine weinerliche Augenblicksrührung. Durch Auf-

führung guter Übersetzungen von ausländischen Musterdramen hofften Goethe und Schiller diese falsche Richtung zu bekämpfen und einen gesunden Geschmack heranzubilden. Da aber sicher vorauszusehen war, daß die Aufführung eines französischen Stückes zu heftigen Angriffen Anlaß geben würde, so suchte Schiller durch diese Stanzen das Unternehmen in das rechte Licht zu rücken.

In Str. 1 drückt er seine Verwunderung aus, wie ein Goethe, der Dichter des kerndeutschen „Götz von Berlichingen“, die französische Aftermuse wieder an die zertrümmerten Altäre ihrer Kunst rufen könne.

Str. 2 sagt mit edlem Selbstgefühl, daß der Deutsche jetzt eine würdige eigne Kunst habe.

„Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.“

Str. 3: An dem Despotenhofe eines Ludwig (XIV.) kann die Kunst das Edle nicht gestalten.

„Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.“

Str. 4: Ein Goethe kann also die Kunst nicht in die Tage ihrer charakterlosen Minderjährigkeit zurückführen wollen.

Str. 5: Das enge Theater ist jetzt zu einer Welt erweitert, das rednerische Gepränge durch gesunde Natur ersetzt.

„Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.“

Str. 6: Doch nicht die rohe Wirklichkeit soll sich auf den Brettern, die die Welt bedeuten, breit machen, sondern eine ideale Welt des schönen Scheines muß vor uns aufgehen.

Str. 7: Nicht die Fabel des Dramas soll wahr sein, sondern die ideale Wahrheit muß eine wirkliche Rührung erzeugen.

Str. 8: Die neue Richtung will in schrankenloser Willkür stofflich Abbilder des wirklichen Lebens auf der Bühne geben. Wohlthätig erscheint dagegen das strenge Kunstgesetz und die feste Regel der französischen Dramen.

Str. 9: Ihre Vorzüge sind: Gehobene Sprache, harmonische Gliederung, einheitlicher Aufbau, gemessener Gang.

„Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne;
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied:
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied;
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.“

Str. 10: Nicht Muster, sondern nur Führer zum Bessern sollen die französischen Dramen sein.

„Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.“

## Poesie des Lebens.

(An .... 1795.)

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trügrischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn!
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden:
Er lernt sich selber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Not
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Notwendigkeit?"
So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte,
Entflieht der Liebesgötter Schar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar;
Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn; die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht;
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

I. **Vorbereitung.** Mit dieser poetischen Epistel kehrt Schiller 1795 aus den philosophischen Studien zur Dichtkunst zurück. An Goethe schreibt er (12. Juni 1795): „Der Übergang zu einem andern Geschäfte war mir von jeher ein harter Stand und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten hinüber springen soll. Indes habe ich mir, so gut es angeht, eine Brücke gebaut, und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche Poesie des Lebens überschrieben ist, und also, wie Sie sehen, an die Materie, die ich verlassen habe, grenzt."

In der Epistel streiten sich der Philosoph und der Dichter, ob im Leben der nackten, kahlen, kalten Wahrheit und Wirklichkeit oder dem schönen Scheine der Kunst der Preis gebühre. Der Philosoph wie der Dichter zerlegen ihren umfassenden Obersatz strahlenförmig in Teile, um die Wahrheit des Hauptgedankens zu beweisen. Der Philosoph will beweisen: „Ich muß die entblößte Wahrheit sehen und mich an ihre Herr-

schaft gewöhnen, wenn ich die Notwendigkeiten des Lebens ertragen soll." Der Dichter dagegen behauptet: „Das Leben wird ohne den verschönenden Schein der Kunst veralten, die Liebe erkalten und die Freude versteinern".

II. **Wort- und Sacherklärung.** Der strenge Freund gehört zu den Sittenrichtern, die nicht nur Lüge und Heuchelei, sondern auch den schönen Schein der Kunst verurteilen. Der erborgte Schein ist die der Wahrheit und Wirklichkeit nachgeahmte künstlerische Darstellung. Sie soll nach des Philosophen Meinung mit trügerischem Besitz die Hoffnung hintergehn. Der schöne Schein erwecke Hoffnungen, die nie zu Wirklichkeiten werden könnten. Entblößt will er die Wahrheit sehen, also die Wirklichkeit in ihrer Leerheit, mit all ihrem Elende und ihrer Gebundenheit. Die Kunst befreie den Geist und trüge ihn in das grenzenlose Reich der Möglichkeiten, während die Wirklichkeit der Gegenwart den Geist und sein Streben in feste Schranken weise. Darin lerne er Selbstbeherrschung, Pflichterfüllung und Unterwerfung unter das Schicksal. Die Wahrheit sei eine milde Herrscherin, denn sie überzeuge, indem sie gebiete. In ihrer Zucht und Schule lerne der Mensch die harte Notwendigkeit des Lebens ertragen, welche so unerbittlich Neigungen und Überzeugungen niedertrete.

Dagegen sagt der Dichter: Die Erfahrung ist wohl ein sicherer Port oder Hafen. Aus ihm verurteilst Du, strenger Freund, jeden schönen Schein, d. h. Schmuck und Reiz des Lebens, machst dies aber dadurch kahl und kalt. Die Liebesgötter entfliehen, d. h. für die Liebe ist kein Raum bei solcher Lebensansicht. Der Musen Spiel, d. h. das Wirken der Künste, schweigt. Der Horen Tänze, d. h. die wechselnden Freuden der Jahreszeiten, hören auf. Die Begleiterinnen der Horen, die Charitinnen oder Anmutsgöttinnen, hier Schwestergöttinnen genannt, verlieren ihren Reiz. Apollo, der Gott der Gesangeskunst, greift nicht mehr in die Saiten der Leier. Hermes zerbricht den wunderbaren Stab Caduceus wie Apollo seine Leier, d. h. Poesie und Wunder fliehen aus der nüchternen Welt. Die Welt mit ihrem ewigen Sterben und Verderben ist in Wahrheit ein Grab, aber ein verhülltes; dann aber verhüllt keine Blume und kein Traum mehr diese schreckliche Wahrheit, sondern täglich und stündlich sehen wir es offen mit seinen Schrecken. Cytherens Sohn Amor umkleidet den Geliebten dann nicht mehr mit Liebreiz. Die Liebe sieht, d. h. entdeckt in dem Geliebten allerlei menschliche Schwächen, erschrickt darüber und schwindet. Die Jugend veraltet, die Liebe erkaltet, die Freude erstarrt, und das Leben bietet ein Bild der Versteinerung.

III. **Vertiefung.** Gliederung und Gedankengang:

I. Realistische Weltanschauung des Wahrheitsfreundes: 1. Der Schein betrügt, nur die Wahrheit befreit. 2. Der Himmel voll Wahngebilde muß schwinden, der Geist sich in die Fesseln der Wirklichkeit

finden. 3. Darin lernt sich Selbstüberwindung, Pflichttreue und Sichschicken in die Not. 4. Nur die Übung in der Wahrheit macht die Notwendigkeit erträglich.

II. Ein Bild der Welt und des Lebens ohne Kunst: 1. Das strenge Wort der Kunstverwerfung vertreibt die Liebe aus dem Leben. 2. Aller Reiz und alle Anmut des Lebens welkt und fällt. 3. Die Welt erscheint uns als großes Grab. 4. Selbst die Liebe verliert ihren Zauber, die Freude ihren Schwung, das Leben seinen frischen Pulsschlag.

## Pegasus im Joche.

(1795.)

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln —
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
„Das edle, königliche Tier! Nur schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren."
Die Rasse, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Mut.
„Die Flügel zwar," spricht er, „die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut;
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl d'ran wagen!"
Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
„Schon gut!" denkt Hans. „Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere;
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller giebt sich mit den Jahren."

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;

Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich zu der Wandrer Schrecken
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen!“
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
„So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.“
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden!“
Ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!“

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt, das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

„Verwünschtes Tier!“ bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
„So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm!
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.“

Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
„Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?“
Ruft er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gieb acht, du sollst dein Wunder schaun!“

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

I. **Vorbereitung.** Dieses heitere Gedicht gehört zu den ersten Dichtungen, mit denen der Dichter nach ernsten geschichtlichen und philosophischen Studien sein langes Schweigen brach und auf die Dichterlaufbahn zurückkehrte. Es behandelt wie in „Poesie des Lebens" den Gegensatz der wirklichen und idealen Welt, das traurige Geschick der Poesie und des Dichters zwischen den harten Notwendigkeiten des Lebens und die endliche siegreiche Überwindung dieser stumpfen Welt. Humboldt schrieb über das Gedicht: „Der Pegasus hat mich überrascht und ist Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieser Gattung noch nicht. Aber die Erzählung eilt sehr leicht und unterhaltend weiter; die Schilderungen sind überaus lebendig und charakteristisch, und das Ende von den Worten an „Kaum fühlt das Tier" ist majestätisch und verrät unverkennbar Ihre Hand."

II. **Vortrag, Wort- und Sacherklärung.**

Vers 1: Haymarket, d. h. Heumarkt, war ein Flecken in England, wohin nach uraltem Brauch untreue Weiber an einem Strick geführt und verhandelt werden konnten. Die andern Dinge, die sich in Waren verwandeln, waren also die ungetreuen Weiber. Gewiß eine ebenso ungewöhnliche Verkaufsware wie das Musenroß!

4: Das Musenroß, der Pegasus, war ursprünglich das Flügelroß des griechischen Helden Perseus. Als Musenroß wurde es betrachtet, nachdem sein Hufschlag am Helikon die Musenquelle Hippokrene geöffnet hatte.

5: Auch Hippogryph wird es genannt, nicht ganz mit Recht. Der Hippogryph, ein Fabelwesen, halb Stute und halb Vogel Greif, kommt als Zauberroß im „Rasenden Roland" von Ariosto und im „Oberon" von Wieland vor.

6: In prächtiger Parade, d. h. in schönen Bewegungen und Stellungen.

10: Den Postzug (Vierer- oder Sechserzug der alten Posten) zieren, d. h. durch Schönheit und Schnelligkeit zum Postpferde geeignet sein.

18: Zwanzig Pfund (Sterling) oder 400 Mark.

19: Der Täuscher oder Roßhändler.

31: Die muntre Krabbe ist der spöttische Ausdruck für eine kleine, aber rührige Person. Hier soll der Ausdruck das Feuer und die Beweglichkeit des Tieres andeuten.

32: Koller ist sonst die Tobsucht der Pferde, hier nur die Wildheit.

34: Klepper sind minderwertige Rosse, die aber doch noch zu laufen verstehen.

48: Der Tollwurm im Gehirn oder unter der Zunge wurde für die Krankheitsursache bei der Tollwut von Hunden und bei der Tobsucht von Pferden gehalten.

57. Greif heißt das Pferd nach seinem Vater, dem Vogel Greif, von dem es den Zug und Flug nach oben geerbt hatte.

60: Phöbus' stolzes Roß ist das Roß Apollos, der die neun Musen anführte.

71: Der lustige Gesell ist Apollo selbst, der sein gequältes Roß den Mißhandlungen entziehen will.

III. **Vertiefung.** 1. Lagebilder: a) Das Musenroß auf dem Markte; b) am Wagen mit 2 Kleppern; c) am Pfluge mit dem Stier; d) unter Apollos Händen.

2. Gliederung und Gedankengang: a) Der Bauer Hans erhandelt das Flügelroß auf dem Markte. b) Einen Karren wirft es am Rande des Abgrunds um. c) Den Postzug reißt es im Fluge mit zwei Kleppern bis auf den Gipfel des Berges. d) Durch Hunger soll ihm der Koller ausgetrieben werden. e) Auf dem Acker muß es mit einem Ochsen den Pflug ziehen und sinkt endlich elend zu Boden. f) Hans verwünscht das Tier und seinen Kauf. g) Apollo naht als wandernder Sänger und bittet den Bauer um Überlassung des Flügelrosses. h) Unter des Meisters sicherer Hand erhebt sich das Tier und fährt brausend himmelan.

3. Deutung der Allegorie. Unter einem launigen Bilde stellt der Dichter das Los mancher bedeutenden Geister und sein eigenes Geschick dar. Von schönen Gedanken und idealen Wolkenflügen kann auch der geniale Mensch nicht leben, denn er ist ein Mensch und muß essen und trinken. So ist er genötigt, seine Dichtergabe in den Dienst anderer zu stellen, um Brot zu erwerben. Man bewundert wohl seine geistige Kraft und Glut, aber man hat seine Bedenken, einen solchen Arbeiter anzustellen, denn die Flügel lassen auf allerlei ideale Mucken schließen. Ein nicht allzu welterfahrener Pachter erwirbt seine Kraft und will sie nur bei den gemeinsten Arbeiten nutzbar machen. Aber der geniale Geist, mit dem Blick und Zug nach oben, ist untauglich zum Schneckengange und zum ewigen Einerlei solcher Arbeiten. Er stürmt drauf los, zerbricht alle Schranken und verdirbt mehr, als er nützt. Der stete Aufblick nach oben macht ihn blind für die gemeine Arbeit unten. Sein Brotherr verliert den Mut nicht. „Geht's hier nicht, dann vielleicht da!“ denkt er gutmütig. Das Alter wird ihn schon verständiger, die Anstrengung ruhiger, das verkürzte Futter zahmer machen. Auch fällt ihm ein, daß der Überschuß von Kraft, Feuer und Bewegung auf minder feurige Arbeiter anregend und förderlich wirken könne. So paart er ihn mit Gewohnheitsarbeitern, die sein Feuer und seine geistige Überlegenheit allerdings zu lebhafter Bewegung hinreißt, die er aber auch mit seinen kühnen Gedanken und Plänen auf allerlei Versuchsfelder lockt, ja in seine verderbliche Thätigkeit hinein zieht. Alles gerät zuletzt ins Stocken und droht mit völliger Vernichtung. Nun ist des geschwätzigen und kurzsichtigen Herrn Geduld mit dem unverstandenen Arbeiter und seinem dunkeln, gewaltigen Drange zu Ende. Der Hunger soll den Übermut vertreiben. Und manchen macht er wirklich zahm und gefügig; er sinkt zum Tagelöhner und unglücklichen Alltagsmenschen herab. Wie viele geniale Köpfe sind so untergegangen, wie viele herrliche Anlagen unentwickelt geblieben!

Für manchen aber ist zur rechten Stunde der Retter erschienen und hat den verkannten Geist aus seiner drückenden Lage befreit. Mit wunderbarer Spannkraft erhob er sich aus Druck und Not, neu beflügelt, sobald er in die rechte Lage kam, und mit Erstaunen sah die Welt, welche Kräfte da unbekannt unter Schutt und Druck gelegen hatten, und welcher Wirkungen dieselben fähig waren.

Daß Schiller in das Gedicht Züge seines eigenen Lebensschicksals gewebt, ist unschwer zu erkennen. Sein Jugendfreund und getreuer Helfer bei der Flucht aus Stuttgart, der Musikus Streicher, sagt: „Ohne eigene Erfahrung hätte Schiller in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung „Pegasus im Joche" unmöglich so natürlich darstellen können, daß derjenige, der mit seinen Verhältnissen vertraut ist, sich alles auf den Verfasser deuten kann."

Dem leichten Tone und dem gefälligen Humor des Gedichts merkt man allerdings keine Bitterkeit schmerzlicher Erinnerungen mehr an. Schiller erfüllte dabei (nach Viehoff) die Forderung, die er in der Beurteilung Bürgers an den Dichter stellte, es müsse dieser aus einer besänftigenden und beschwichtigenden Erinnerung dichten, indem das Idealschöne nur durch eine Geistesfreiheit, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt, möglich werde.

IV. Verwertung in schriftlichen Aufgaben: 1. Welche Züge aus Schillers Lebensschicksalen finden eine poetische Darstellung in „Pegasus im Joche"? — 2. Beispiele von lange unterdrückten oder verkannten bedeutenden Menschen, die sich mit Hilfe scharfsichtiger und wohlwollender Gönner zum rechten Berufe und auf den rechten Platz empor gerungen haben! — 3. Wie wird der Beruf des Dichters getrübt durch den Broterwerb? — 4. Warum ist die Not vielfach eine bessere Schule des Talents als der Überfluß? —

Vergleiche:

## Die deutsche Muse.

(1800.)

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne,
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen;
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Zur Erläuterung: Augustisch Alter ist das sog. goldene Zeitalter der römischen Litteratur unter dem Kaiser Augustus, dessen hoch-

gebildeter Freund Mäcenas besonders Künste und Wissenschaften förderte. Die Mediceer waren die Herrscherfamilie in Florenz; als Schützer und Förderer der Künste und der Künstler sind sie berühmt. Von Friedrich dem Großen ist bekannt, daß er kein Verständnis und keine förderliche That für die deutsche Litteratur hatte, obwohl das helle Fünfgestirn derselben: Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller, schon aufgegangen war. Seine ganze Liebe gehörte der französischen Litteratur, und einen Voltaire zog er allen deutschen Künstlern und Gelehrten vor. Gellert nannte er den vernünftigsten deutschen Gelehrten. Das aufgefundene Nibelungenlied hielt er „nicht für einen Schuß Pulver wert" und nannte es elendes Zeug. Ohne Fürstengunst, ohne den Schutz und Schirm ruhmvoller Fürsten, hat sich die deutsche Dichtkunst aus eigenem Drange und eigener Kraft entwickelt. Sie erschuf sich selbst den Wert und erkämpfte ihre ehrenvolle Stellung gegen allerlei Hemmnisse. Darum ist sie frei und nicht durch höfische Regeln und Rücksichten eingeengt und eingezwängt. Der Barden, d. i. der deutschen Dichter, Hochgesang kann darum aus Herzenstiefe quellen und in eigener Fülle schwellen, ohne sich Ziele und Stoffe aufdrängen zu lassen, wie es an dem französischen Hofe Ludwigs XIV. geschah. Die deutsche Dichtkunst ist eine freie, gesunde und kräftige Tochter der deutschen Volksseele. Ihre Blüte verdankt sie ihrer inneren Kraft und der unentwegten Begeisterung ihrer Jünger.

## Die Teilung der Erde.

(1795.)

1. „Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
   Den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein;
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
   Doch teilt euch brüderlich darein!"

2. Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
   Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
   Der Junker birschte durch den Wald.

3. Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
   Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
   Und spricht: „Der Zehente ist mein."

4. Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
   Naht der Poet, er kam aus weiter Fern;
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
   Und alles hatte seinen Herrn.

5. „Weh mir! so soll denn ich allein von allen
   Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
   Und warf sich hin vor Jovis Thron.

6. „Wenn du im Land der Träume dich verweilet,"
   Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?"
   „Ich war," sprach der Poet, „bei dir.

7. Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"

8. „Was thun?" spricht Zeus. — „Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein!
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

I. **Vorbereitung.** Schiller schickte dies kleine, heitere Gedicht mit anderen am 16. Oktober 1795 an Goethe nach Eisenach mit dem Begleitschreiben: „Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. Die Teilung der Erde hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile (der reichsten Straße) vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist. Wenn sie Ihnen Spaß macht, so lesen Sie sie dem Herzog vor!" Goethe antwortete: „Die Gedichte sind sehr artig, besonders das Teil des Dichters ganz allerliebst, wahr, treffend, tröstlich." Bei seinem — namenlosen — Erscheinen in den Horen 1795 fand das kleine Gedicht viel Beifall wegen des heitern Tones, tiefen Gehaltes und schönen Schlusses und wurde von vielen Goethe zugeschrieben.

II. **Vortrag und Erläuterung.**

Die Erde soll das Erbe und ewige Lehen der Menschen sein, d. h. ein Geschenk, das Gott den Menschen unwiderruflich zu bleibendem Gebrauche übergab. 1. Mos. 1, 28: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, machet sie euch unterthan und herrschet über sie."

Zeus von seinen Höhen, dem Olymp, d. h. Gott von seinem Himmel. Birschen bedeutet die Jagd mit Spürhunden im Walde. Firnewein ist eigentlich vorjähriger, abgeklärter, überhaupt alter und guter Wein. Der Poet nennt sich des Höchsten treuster Sohn, weil der Dichter zu ihm sich am meisten erhebt, von ihm Begeisterung empfängt und sein Lob am lautesten und öftesten singt. Jovis ist der Genetiv von Jupiter. Im Lande der Träume verweilen, d. h. den dichterischen Phantasieen nachhängen.

III. **Gliederung und Gedankengang.** 1. Zeus schenkte die Erde den Menschen zur Benutzung und brüderlichen Teilung. 2. Der Ackersmann, der Edelmann, der Kaufmann, der Geistliche, der König: ein jeder suchte und fand sein Teil. 3. Der Dichter kam zu spät, fand alles verteilt und ließ nun seine Klage erschallen. 4. Auf des Gottes Frage, wo er denn zur Zeit der Teilung gewesen sei, antwortete er: „In seliger Verzückung im Himmel!" 5. Da gab ihm Zeus als Erbe und Teil die Erlaubnis, allzeit den offenen Himmel mitzubenutzen.

Grundgedanke: Der Dichter lebt zwar auf der Erde und hat irdische Bedürfnisse, aber die Güter derselben sind ihm meist sehr kärglich zugemessen, weil er die Kunst des irdischen Erwerbs nicht versteht.

Als Entschädigung hat ihm Gott die dichterische Begeisterung, die Erhebung des Geistes über irdisches Trachten und Mühen und damit himmlische Seelenfreuden gegeben, welche hoch über allen Erdengütern stehen.

IV. **Verwertung in Rede- und Stilübungen.** 1. Welchen Anteil an der Erde verschafften sich Landmann, Edelmann (Junker), Kaufmann, Geistlichkeit (Abt) und Fürsten, was aber gab Gott dem Dichter als Ersatz für das versäumte irdische Teil? — 2. Welches sind die Freuden und Leiden des Dichters nach der letzten Gedichtsgruppe? — Welches ist Wesen und Wirkung der Poesie in diesem Erdenleben? — Wie verhält sich die Welt des Wirklichen zu der Welt des Dichters? — Wie wirkt die Dichtung verschönernd, beglückend, begeisternd und erziehend? — Wie sähe ein Leben ohne den Schmuck der Poesie aus? — Welchen Anteil hat Schillers Geschick und Lebensanschauung an jedem Gedichte der letzten Gruppe? —

---

## II. Aufgaben des Menschen und der Menschheit im Leben.

In der Zucht der Wahrheit und Liebe wird der Mensch zu einem thätigen Leben erzogen oder gerüstet. Welches sind nun die Aufgaben des thätigen Lebens? Arbeit und Liebe soll sein Inhalt, ein rechtes Thun das beste Genießen sein. Das Leiden als Kehrseite und Schatten der That sowie als Hemmnis der Kraftentfaltung muß duldend überwunden werden. Durch That und Leiden ringt sich der Mensch zur Vollendung empor. Die rechte That entkeimt dem fruchtbaren Gedanken. Das Leiden gewinnt im Thun und Dulden ein Gegengewicht, die Arbeit in der Freude ein unentbehrliches Förderungsmittel. Nur so erblüht das Glück. Und Glück sucht der Mensch im Leben, und Ewigkeitsgehalt möchte er der flüchtigen Zeit verleihen.

„Die Thür zum Glücke steht dir offen;
Nur mußt du glauben, lieben, hoffen.
Dann reift die Aussaat dieser Zeit
Zur Ernte für die Ewigkeit.“

---

### 1. Gedanke und That. That und Leiden. Arbeit und Genuß.

#### Die zwei Tugendwege.

(1795.)

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

Tugend ist die Übung des Guten aus innerem Pflichtgebote. Der tugendhafte Mensch hat kein äußeres Pflichtgebot nötig, weil die

Neigung des Herzens und die Stimme der Vernunft immer dem Gebote zuvor- oder entgegenkommen. Derjenige Mensch ist glücklich zu preisen, der sein ganzes Thatleben schön nach seinen veredelten Neigungen gestalten kann. „Glücklich nenne ich denjenigen, der, um zu genießen, nicht nötig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nötig hat, zu entbehren“ (Schiller). Der Unglückliche oder Leidende muß entbehren und kann die Forderungen der Pflicht nur mit Überwindung widerstrebender Mächte, besonders auch der eigenen Schwäche erfüllen. Seine Stärke ist das Dulden, d. h. die stille, stete Überwindung alles dessen, was der Erfüllung des Sittengesetzes hemmend in den Weg tritt. Wer die Tugend durch Dulden erwirbt, „der genießt den erhabenen Vorzug, unmittelbar mit der göttlichen Majestät des Gesetzes zu verkehren und, da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons (d. h. des Genius oder guten Geistes) noch als Mensch zu beweisen.“ Das Geschick wird den Glücklichen liebend auf seinem Wege zur Tugend führen, wenn es ihm die schöne Ausgestaltung des That- und Genußlebens nach der inneren Neigung gelingen läßt, den Unglücklichen, wenn es ihm zur Überwindung aller Widerwärtigkeiten sieghafte Kraft giebt und ihn trotz aller Erschwerungen zum Seelenfrieden gelangen läßt. Hoffmeister erklärt das obige Doppeldistichon so: „Der Glückliche kann sein Leben schön ausbilden; der Leidende kann ihm duldend eine erhabene Gestalt geben.“

## Zwei Sprüche des Confucius.

(1795 u. 1799.)

I.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifel zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.

Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

1. Grundgedanke. Der Spruch kann nach seinem Inhalte einer Gnome des alten chinesischen Weisen Confucius (500 Jahre vor Christus) nachgebildet sein. Er will den rechten Gebrauch der Zeit lehren, die Kunst, in ihr glücklich zu leben und sie mit Ewigkeitsgehalt zu erfüllen.

2. Wesen der Zeit. Dreifach erscheint ihr Schritt, d. h. ihre Bewegung, für den Menschen: Als Zukunft scheint sie zögernd zu nahen, als Gegenwart oder Jetzt ist sie pfeilschnell entflohen, als Vergangenheit steht sie unbeweglich still.

3. Mahnungen. An das Bild der Zeit knüpft der Dichter die Mahnung: 1. Wünsche nicht ungeduldig die säumende (zögernde, weilende, zu lange ausbleibende) Zukunft herbei, denn dadurch ziehst du sie nicht rascher herbei, sondern dehnst nur den Raum zwischen Wunsch

und Erfüllung länger aus. 2. Vergälle dir den kurzen, gegenwärtigen Augenblick, der dir von der rasch enteilenden Zeit nur gegönnt ist, nicht durch furchtsame Bedenken und grüblerische Zweifel, denn dadurch zügelst oder hemmst du den raschen Lauf der Zeit nicht. 3. Versuche nicht, die entflohene Zeit durch Klagen, Reuethränen oder Zaubersprüche zurückzurufen oder aus ihrer Erstarrung zu wecken.

4. Nutzanwendung. Als Lebensregeln und Bürgen einer glücklichen und weisen Lebensreise ergeben sich daraus folgende: 1. Lerne von der zögernden Zukunft ein bedachtsames, überlegtes, aber dann frisch und rasch entschlossenes Handeln, also bedachten Rat und rasche That! 2. Hänge dein Herz nicht an den flüchtigen Augenblick; genieße ihn, nutze ihn und laß ihn dann ohne Reue und Sehnsucht fliehen! 3. Sorge dafür, daß die bleibende, stillstehende Zeit der Vergangenheit nicht dein Ankläger und Feind wird, indem du reuevoll daran gedenken mußt, wie du die Zeit ungenutzt und segenlos umgebracht hast!

5. Verwandtes von Goethe (aus dem Faust): „Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen; doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen. — Der den Augenblick ergreift, der ist der rechte Mann. — Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch; du bist so schön!" —

II.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

1. Grundgedanke. Die drei Hauptausdehnungen des Raumes lehren uns als bedeutsame Zeichen die Kunst des Lebens und des Strebens, das Verhältnis des Gedankens zum Thatleben.

2. Wesen des Raumes. Die Länge dehnt sich rastlos in derselben Richtung aus. Die Breite gesellt dazu die Weite oder die Ausdehnung nach allen Seiten. Die Tiefe steigt hinab zum Grunde und hinauf zum Ziele.

3. Mahnungen. Die Länge mahne uns zu rastlosem, unermüdlichem Fortstreben nach dem Ziele oder der Vollendung. Die Breite lehre uns, ein richtiges Weltbild durch umsichtige Vergleichung vieler Erscheinungen zu gewinnen, ein vielseitiges, gleichschwebendes Interesse auszubilden. Die Tiefe zeige uns, wie das Wesen der Dinge zu erforschen, dem Grunde der Erscheinungen nachzugehen und die Wahrheit als treibende Lebensmacht zu erkennen ist.

4. Lebensregeln. Durch zähe Beharrlichkeit in einer Richtung und auf geradem Wege gelangt man ans Ziel des Strebens. Durch acht-

same Vergleichung der Fülle von Lebenserscheinungen gewinnt man eine klare Anschauung der Weltverhältnisse, eine gerechte Würdigung der verschiedenen Werte und ein Verständnis der eigenen Aufgaben. Die eindringende Erforschung der treibenden Kräfte, der regelnden Gesetze, kurz der Wahrheit, die im Verborgenen wohnt (im Abgrunde), lehrt uns menschenwürdig und weise streben und leben, denken und handeln, arbeiten und genießen.

5. Verwandtes. Beschränkung lehrt Goethe in dem „zahmen Xenion": „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß." Dagegen Ausdehnung in die Weite fordert er in dem Worte:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

## Breite und Tiefe.

(1797.)

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet, und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren
Der sammle still und unerschlafft,
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Vergleichung mit dem 2. Spruch des Confucius. Dieser will ein Schaffen und Wirken in die Weite, Breite und Tiefe, „Breite und Tiefe" aber ein Forschen und Streben im engsten Rahmen, im kleinsten Punkte. Das Leben ist vielgestaltig für jeden Einzelnen, darum muß sein Thun auch vielseitig sein. Das Gebiet der Forschung ist so unendlich, daß ein Menschengeist es nicht umfassen kann. Wollte er es, so würde er seine Kraft zersplittern und sein Wirken verflachen. Der Einzelne kann für das Ganze nur etwas leisten, wenn er sich auf ein Gebiet beschränkt und hier seine ganze, gesammelte, nicht abgehetzte Kraft einsetzt. Der „Spruch" fordert rastloses Streben, Vielseitigkeit und Gründlichkeit in der Erfassung und Verwertung des Lebens; „Breite und Tiefe" warnt vor prahlerischer Vielwisserei und mahnt zur Gründlichkeit des Forschens. Der „Spruch" will durch Allseitigkeit der

Pflichtübung das Leben schön, gut und glücklich gestalten, „Breite und Tiefe“ durch Beschränkung und Sammlung der Kraft die Forschung erfolgreich machen, „daß Treffliches gefunden und Großes geboren“ werde. In dem „Spruche“ entfaltet sich die Fülle des Lebens, damit wir Verständnis für seine Aufgaben gewinnen, denn erst dann können wir es klar, sicher und verständnisvoll beherrschen und genießen. In „Breite und Tiefe“ wird auch die Verzweigung des Baumes, der Blätter- und Blütenschmuck als Bild der wissenschaftlichen Vielseitigkeit gezeigt, zugleich aber darauf hingewiesen, daß der lebenzeugende Wachstumspunkt ein kleiner Kern im schmalen Raume ist. „Dadurch allein, daß wir die ganze Energie des Geistes in einem Brennpunkte versammeln und unser ganzes Wesen in eine Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser Kraft gleichsam Flügel an“ (Schiller). Wie Wahrheit und Wirklichkeit, Wissen und Liebe in ihrer Entzweiung und feindlichen Entgegensetzung einen Zwiespalt in das Leben bringen, in ihrer harmonischen Vereinigung aber das Glück des Lebens begründen, zeigt uns

## Licht und Wärme.

(1797.)

Der bessre Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng!
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz in kalter, stolzer Ruh'
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach, nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen!
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

Zur Erklärung. Licht bedeutet die klare Erkenntnis, Wärme den Liebesdrang des Herzens. Ein Mißverhältnis zwischen dem Erkenntnisstreben und dem Liebesleben bringt einen Zwiespalt in unser Wesen und einen Mißklang in unser Lebensglück. Der bessere, ideal gesinnte, Mensch erwartet draußen im Leben Verständnis und Entgegenkommen für seine Ideale und strebt in edlem Eifer nach ihrer Verwirklichung.

Aber engherzig, kleinlich und selbstsüchtig sind die Gesinnungen, engend, zwängend und bedrängend die Weltverhältnisse. Allerlei Enttäuschungen verstimmen ihn; er zieht sich kühl, ja verbittert aus dem Weltgedränge in das eigene Herz und Haus zurück, um wenigstens sich selbst und seine Ideale nicht zu verlieren. Leichtlich vergißt er darüber seine Pflichten gegen die Gesamtheit, nämlich die Bethätigung der Liebe, die allein dem Leben rechten Inhalt giebt.

So mehrt die wachsende Erkenntnis nicht immer das Wohlwollen gegen die Menschen. Das Licht der Erkenntnis strahlt heller, aber die

Glut der Liebe wird schwächer. Der Geist ist auf Kosten des Herzens bereichert, das Glück des Lebens aber nicht erhöht worden. Willst du glücklich leben und wirken, so mußt du mit dem scharfen Blicke des Welt- und Menschenkenners das ernste Liebesstreben des Idealisten paaren. „Gieb der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Denke dir die Menschen, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast; aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst" (Schiller).

Einen ähnlichen Inhalt hat das Gedicht:

## An einen Weltverbesserer.*)

(1795.)

„Alles opfert' ich hin," sprichst du, „der Menschheit zu helfen
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn!" —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern so heut!

Aufg. Was sagen die beiden Gedichte a) über Weltverbesserung, b) Enttäuschung des Idealisten, c) Menschentreiben, d) Treue der Ideale, e) Umprägung derselben in Thaten, f) Liebesbethätigung, g) sociale Aufgaben?

Das Gedicht „Licht und Wärme" will ein unentwegtes Erziehungs- und Beglückungsstreben gepaart wissen mit scharfer Welt- und Menschenkenntnis. Bei dem „Weltverbesserer" werden Menschheit, Mensch und Menschengeschlechter unterschieden und die Pflichten der Liebesbethätigung betont, dagegen die Sorgen der irdischen Erhaltung Gott überlassen.

Das erste Gedicht mahnt: „Erhalte dir zu deinem Glück Erkenntnis und Liebe im Einklange!" Das zweite: „Denke groß von den Aufgaben und Entwicklungszielen der Menschheit! Hilf mit liebevoller Hingabe dem einzelnen Menschen! Für die leiblichen Lebensbedingungen der Menschengeschlechter laß Gott, den Ewiggütigen, sorgen!"

## Der Genius.

(1795.)

„Glaub' ich," sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?" u. s. w.

*) Es ist wohl der Philosoph Fichte gemeint, der allerlei Weltverbesserungspläne veröffentlichte.

I. **Vorbereitung.** Durch den Königsberger Philosophen Kant hatte das Studium der Weltweisheit einen großartigen Aufschwung genommen. Zu Tausenden zählten seine Jünger. Schiller selbst hatte sich in die Kantische Philosophie mit ernstem Eifer vertieft. Allgemein wurde gehofft, daß diese Weisheit zu Glück und Seelenfrieden führen, den Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben aufheben und die gefallene Menschheit wieder mit Gott versöhnen würde. Wie weit sich diese Hoffnung durch ein Versenken in die Kantische Philosophie verwirklichen und der Glückszustand der Menschheit wieder zurückgewinnen ließ, mußte Schiller wissen, da er mit Geist und Herzen jenem Studium obgelegen hatte. Sein Gedicht „Der Genius“, ursprünglich „Natur und Schule“, sollte den Fragern und Hoffern Antwort geben. Er richtet es an einen jungen Mann, dem man dringend das philosophische Studium angeraten. Den jungen Mann läßt er fragen, ob es denn zur Gewinnung des Lebensglückes durchaus nötig sei, den schweren Weg der Wissenschaft zu gehen, und ob das Haus des Glückes und Rechtes allein auf dem Balkenwerk wissenschaftlicher Systeme aufgebaut werden könne.

Schiller beschäftigte sich damals eingehend mit dem Unterschiede zwischen naiver und sentimentaler Dichtung und stellte die Einfalt der Natur in scharfen Gegensatz zur Kultur. Während er in der Abhandlung dies auf die Welt des Schönen, die Kunst, anwandte, bezog er in dem Gedichte „Der Genius“ diesen Gegensatz auf die Welt des Sittlichen, das Leben.

Körner urteilte über das Gedicht: „Gedanke, Vortrag, Anordnung — alles giebt mir den höchsten Grad von Befriedigung. Der Versbau hat eine Pracht und einen Wohlklang, dergleichen ich noch nie in einer Elegie gefunden habe. Nur selten ist Goethe etwas Ähnliches gelungen.“

Humboldt meinte, da die natürliche Frage, ob die Wissenschaft zum Glück und Seelenfrieden führe, so oft aufgeworfen werde, und die Zeit mit ihren Forderungen schon zur Beantwortung der Frage dränge, so könne es ihr an allgemeinem Interesse nicht fehlen; und die Antwort (in der Elegie) sei zu einfach, um nicht ohne Mühe verstanden zu werden. Nur sei ihm die Beantwortung einer zweiten Frage erwünscht gewesen: ob nämlich die Dauer einer solchen natürlichen, zweifellosen Unschuld wahrscheinlich oder nur möglich sei? was sie verbürge? und wozu eigentlich der Mensch bestimmt sei?

Schiller antwortete darauf: „Was Sie in diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber seine einfache Form zerstören und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, nicht durch den Verstand verrichtet werden; die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet.“

## II. Wort- und Sacherläuterung.

Genius ist der gute Geist, der zuverlässige Führer des Herzens.

Die Meister sind die Lehrer der Weltweisheit, die Lehrlinge ihre Jünger (die Lernenden), die noch auf das Wort der Meister mit dem Eifer Neubekehrter schwören.

Des Systemes Gebälk sind die philosophischen Lehrsätze und Gedankengebäude.

Der warnende Trieb, das von der Natur in den Busen geprägte Gesetz, die ewige Schrift und der flüchtige Geist sind dasselbe, die Stimme Gottes in uns.

Das Siegel der Schul' und der Formel Gefäß sind die Meinungen, Lehrsätze und Wortfügungen der Philosophie.

Sage du mirs! Damit ist Schiller angeredet, der in die Tiefen der Philosophie gestiegen und ohne Schiffbruch seines Seelenfriedens „erhalten" aus dem modrigten Grabe oder der Gruft dunkler Wörter, die der philosophischen Sprache eigen, wie Herkules aus der Unterwelt oder der Taucher aus dem grausigen Meerschlunde, zurückgekehrt war.

Die Mumien sind hier die Formeln und Kunstausdrücke der Philosophie.

Nächtlich heißt der Weg des Weisheitssuchers, weil ihn kein natürliches inneres Licht, wie die Sonne den Tag, erhellt, und erst ein künstliches äußeres Licht im Verstande gesucht werden soll.

In der goldenen Zeit, von der alle Völker in Mären und Sagen erzählen und die Dichter (z. B. Hesiod, Virgil und Ovid) singen, beherrschte das große Gesetz des Weltalls auch das menschliche Herz, den menschlichen Willen und das menschliche Thun mit einem unwiderstehlichen, unbewußten Zuge zur Wahrheit und Ewigkeit.

Der hüpfende Punkt im Ei ist die Werkstätte für die Bildung des neuen Wesens.

Profane waren in die Geheimlehren nicht eingeweiht. (Vgl. Klerus und Laien, d. h. Geistliche und Volk.) Das lebendige Gesetz ward nicht bei Toten (Mumien), d. h. unverständlichen Sätzen und Ausdrücken, gesucht.

Das Orakel ist die Gottesstimme in uns, die entadelte Brust das sündige Herz, das mystische Wort die schwerverständliche Sprache der Wissenschaft.

Der Forscher mit reinem Herzen, d. h. redlichem Wahrheitsstreben, beschwört das mystische Wort, d. h. faßt seinen Sinn, findet den Weg zur verlornen Natur zurück und gelangt zur Einheit des Naturgesetzes mit den Ergebnissen der Weisheitsforschung.

Der schützende Engel, der fromme Instinkt, das keusche Auge, der Ruf der kindlichen Brust, das zufriedene Gemüt: alles bedeutet den Einklang der Neigungen mit der Natur und dem Sittengesetz und die ungeschwächte Empfänglichkeit für die Wahrheit.

Des Zweifels Empörung, d. h. Zweifelsucht, die Frieden und Harmonie stört, der Empfindungen Streit, d. h. der Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht, die Trübung des Verstandes durch das tückische Herz, das mit seinen sinnlichen Neigungen zu Trugschlüssen verleitet: das alles sind die Feinde des Seelenfriedens und die Zerstörer des Einklangs zwischen dem Gesetz der Natur und dem Willen des Menschen.

Die köstliche Unschuld weiß nichts von den Seelenfeinden: Zweifel, Zwiespalt der Empfindungen und Widerspruch zwischen Herz und Verstand.

Dich kann die Wissenschaft nichts lehren, denn du hast, was sie dir im besten Falle mühsam verschaffen kann. Sie lerne von dir: die rechten Ziele, nämlich Seelenfrieden und damit Glück, und die rechten Wege: nämlich das Suchen mit reinem Herzen und im Einklange mit den ewigen Gesetzen in der Natur.

Das Gesetz, das mit ehernem Stabe die Sträubenden lenket, ist das äußere Soll und Muß, das mit Strafen den Gehorsam erzwingt. Dir nicht gilt's, denn „eine schöne Seele kann ohne Scheu dem Gefühl des Herzens die Leitung des Willens überlassen.“ Unbewußt, unter der Herrschaft des ewigen, göttlichen Gesetzes, fühlt, redet und thut ein solches Herz stets das Rechte, ohne zu schwanken, ohne nur eine andre Handlungsweise für möglich zu halten.

Es merkt nicht des Siegels Gewalt, das ihm die Geister unterthänig macht. (Nach der morgenländischen Sage gab Salomos Siegel Gewalt über die Geister.)

Die eroberte Welt, der erstaunte Sinn ist durch Stille, göttliche Harmonie und selbstlose Liebe überwunden worden. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“

III. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke: Die heißen Mühen der philosophischen Studien führen nur selten zu dem Seelenfrieden und dem Lebensglück, mit denen der Genius den unschuldigen Menschen durch Einfalt der Natur und des Herzens sowie durch Übereinstimmung der ewigen Naturgesetze mit den sittlichen Neigungen und Handlungen mühelos und unbewußt beschenkt.

2. Gliederung. I. Die Frage des Weisheitsschülers nach dem Wege zu Seelenfrieden und Glück V. 1—14. II. Die goldene Zeit der Natur- und Herzenseinfalt sowie der Harmonie zwischen Natur und Sittengesetz V. 15—28. III. Die Störung des Friedens durch Abfall von der Einfalt der Natur und des Herzens sowie Verschüttung der ewigen Wahrheitsquellen V. 29—36. IV. Die beglückende Wirkung eines reinen, gotteinigen Herzens, einer schönen Seele, auf den Einzelnen und die Gesamtheit V. 37—54.

3. Gedankengang. Zu I: Kann nur die Wissenschaft mit ihren Systemen und Formeln zum wahren Frieden führen? Bedarf das göttliche Gesetz in der Brust erst der Beglaubigung durch eine philosophische

Schule? Hat der befragte Dichter in dem Wirrsal von dunkeln Sätzen und Wörtern den gesuchten Trost, Wahrheit und Recht gefunden?

Zu II: Die Dichter berichten von einer goldenen Zeit, da der Mensch keusch fühlte und heilig wandelte, da das große Gesetz des Alls, das stete, stille, gleiche Gesetz der Notwendigkeit auch den menschlichen Sinn und Willen beherrschte, auf das Wahrhaftige und Ewige hinwies. Alle standen, ohne mühselige Forschungen, unter diesem lebendigen Gesetze, dieser verständlichen ewigen Regel, und tranken unbewußt aus dieser Wahrheits- und Glücksquelle.

Zu III: Doch nun hat vermessene Willkür, die Sünde des Ungehorsams, den Frieden der Natur gerstört, das Gefühl entweiht, die göttliche Stimme in der Brust gefälscht. Nur in stiller Zurückgezogenheit hört sie noch der lauschende Geist. In geheimnisvolle Worte ist der heilige Sinn gefaßt. Nur der Forscher mit reinem, stillem Geiste liest daraus die ewige Weisheit und findet den Weg zum Glücke.

Zu IV: Glücklich ist der Mensch, der in unentweihter Brust noch die Stimme der ewigen Wahrheit hört und im zweifelfreien Gemüte den Frieden der Gott- und Natureinheit empfindet! Er kennt keinen Zwiespalt der Empfindungen, bedarf keines Richters der Meinungen und läßt sich den hellen Verstand nicht durch Vorspiegelungen des tückischen Herzens trüben. Ihn kann die Wissenschaft nichts lehren, weil er im reinen Herzen hat, was sie im Weltgewirre und im Meinungsstreite sucht. Für ihn ist das Gesetz mit seinen Strafandrohungen nicht nötig, weil er sich selbst das Gesetz ist. Was er liebt, meint, redet, thut und bildet, ist Äußerung seines Genius und bewegt den erstaunten Sinn aller Geschlechter. Aber er kennt nicht die Macht seines Genius, der sich die Geister beugen und die Welt unterwirft. Unbewußt, einfach, still und demütig zieht er seine Segensspuren in der Menschheit.

IV. **Verwertung in Aufgaben.** Wie äußert sich das Glück der Natur- und Herzenseinfalt nach der Dichtung? — Wie beschreibt sie den Natur- und Herzenszustand vor und nach dem Abfall? — Wie wirkt das reine Herz und Leben auf andere? — Auf welchem Wege gelangt der gefallene Mensch wieder zu Frieden und Glück? — Warum ist der Weg durch die Philosophie ein so schwieriger und zweifelhafter? — Welche verwandten Züge haben: „Genius“ und „Ideal und Leben“? — Wie verhalten sich im Leben der Gedanke zur That, die That zum Leiden, der Genuß zur Arbeit? — Welche Züge der behandelten Stoffgruppe reden von dem Streben der Gedanken, von dem Thatleben, von dem Dulden der Leiden, von dem Glücksinhalte des Lebens? — Welche Gedichte handeln von der Vollendung durch That und Leiden, von der rechten Zeitbenutzung, von der Vielgestaltigkeit der Lebensaufgaben, von der Gründlichkeit der Forschung, von der Harmonie der Wahrheitsforschung und Liebesbethätigung, von den Pflichten gegen die Menschheit und den Menschen, von

der unbewußten Wirkung des Genius und der bewußten der Weisheitsforschung auf die Gestaltung des Lebens? — Wie singt das „Lied von der Glocke" (Bd. III, S. 80—108) der Arbeit ein Loblied (Abschn. I, IV, VII), vergißt aber auch den Genuß, die Freude nicht? (Abschn. VII).

## An die Freude.

(1785.)

1. Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

2. Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein;
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

3. Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen.

4. Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

5. Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an;
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die beßre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

6. Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn;
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn!

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

7. Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut.
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

8. Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

I. **Vorbereitung.** Der Hymnus „An die Freude" ergriff bei seinem Erscheinen alle Herzen und wurde fast zum Volksliede. Noch jetzt wird er oft als Gesellschaftslied und Rundgesang bei gehobener und feierlicher Stimmung gesungen. Gedichtet wurde das Lied im Sommer 1785 zu Gohlis bei Leipzig. Entsprungen war es dem Glücksgefühl über den mit Körner geschlossenen Freundschaftsbund, über den anregenden Verkehr mit geistvollen und kunstsinnigen Männern in Leipzig und über die Befreiung Schillers aus unklaren, wirren Verhältnissen. Die Briefe an Körner aus jener Zeit durchdringt derselbe Freudenton, der aus dem Liede klingt. So heißt es in einem Briefe vom 3. Juli 1785: „O, wie schön, wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen! — O, mein Freund! Nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euern Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein dir Freude geben, mein Teuerster, so ist deine Glückseligkeit vollkommen." —

In dem Hochzeitgedichte, das Schiller am 7. August 1785 seinem Herzensfreunde Körner widmete, kommen mancherlei Anklänge an den Hymnus vor. Die Vermutung liegt nahe, daß Schiller den letzteren bereits gedichtet hatte, so daß unwillkürlich einzelne Gedanken in das neue Gedicht übergingen. Die Freude zu verpersönlichen und im Liede anzusingen, war vielleicht eine Nachahmung der Ode von Joh. Peter Uz: „An die Freude", die so anfing:

Freude, Königin der Weisen,
Die mit Blumen um ihr Haupt
Dich auf güldner Leier preisen,
Ruhig, wann die Thorheit schnaubt,

Höre mich von deinem Throne,
Kind der Weisheit, deren Hand
Immer selbst in deine Krone
Ihre schönsten Rosen band!

Wie beliebt das Lied wurde, zeigt auch die Sagenbildung, welche seine Entstehung bald umwob. Diese Sage berichtete: Schiller ging eines Morgens durch das Rosenthal und bemerkte einen Jüngling, der sich eben in der Pleiße ertränken wollte. Schiller hielt ihn davon zurück und erfuhr, daß er ein Student der Theologie sei und durch den entsetzlichsten Mangel zu diesem verzweifelten Schritte gedrängt wurde. Schiller nahm ihm das Versprechen ab, wenigstens 8 Tage sein Vorhaben aufzuschieben. In dieser Zeit besuchte der Dichter eine Hochzeit, stellte den Gästen das Elend des Jünglings eindringlich dar und veranstaltete endlich eine Sammlung, die dem Jüngling die Fortsetzung seiner Studien ermöglichte. In der Freude über das gelungene Rettungswerk dichtete er den „Hymnus an die Freude".

Das Gedicht zeigt in seinen Gedanken und seiner Sprache einen auffälligen Fortschritt von den Maßlosigkeiten der Jugendgedichte zu besserem Geschmacke und größerer Einfachheit. Doch fehlte es der ersten Form in den Horen von 1786 nicht an übertriebenen Gedanken, gehäuften und kühn gewechselten, ungleichartigen Bildern. Erst nach mancherlei Kürzungen und Änderungen nahm Schiller das Lied später in seine Gedichtsammlung auf. Der Aufbau ist so, daß in einer Gesellschaft ein Vorsänger die 8 ersten Verszeilen allein singt, sodann der Chor mit einer vierzeiligen Strophe als Refrain oder Kehrreim einfällt. Den Schwung der Freude hat Schiller getroffen, nicht aber den leichten Ton des Gesellschaftsliedes. In das Glücksgefühl mischt sich der grübelnde Gedanke, und hinter der flüchtigen Freude sieht der Dichter das ernste Leidensantlitz der armen Menschheit.

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Str. 1: Die Freude ist ein Götterfunken, d. h. ein Lichtblitz aus der himmlischen Glückseligkeit, eine Tochter aus Elysium oder eine Himmlische, d. h. der Abkömmling einer besseren Welt. Wir sind die Sänger, die Genossen der frohen Gemeinschaft; das Heiligtum ist der Ort der Vereinigung oder der festliche Raum. Die Festgenossen sind feuertrunken, d. h. wie trunken von dem Feuer der Begeisterung. Der Ausdruck erinnert an die feurigen Zungen bei der Ausgießung des heiligen Geistes. Deine Zauber, d. h. die wunderbar einigende Kraft der Freude, binden oder vereinigen wieder, was die Mode, d. h. das Herkommen oder der Kastengeist, streng geteilt, d. h. geschieden oder auseinander gerissen hat. „Dein sanfter Flügel" stellt die Freude als himmlischen Genius dar. Das sanfte Wehen und Fächeln ihrer Flügel bringt Himmelsluft in den Festraum und erinnert die Festgenossen an die uralte Wahrheit, daß sie Brüder sind und sich als Brüder auch fühlen sollen. Der Chor nimmt diesen

Gedanken auf, mahnt alle Festgenossen, die Millionen der Erde in Liebe als Brüder zu umfassen, ihnen den Bruderkuß aufzudrücken und des gemeinsamen Vaters im Himmel zu gedenken.

Str. 2: Der große Wurf oder höchste Gewinn, der zur höchsten Freude (Jubel) stimmen kann, ist die Erringung eines wahren Freundes und eines holden Weibes. Wer eine Seele sein nennt, d. h. irgend ein menschliches Wesen, wie Vater, Mutter, Kind oder Diener, in aufrichtiger, selbstloser Liebe sich verbunden weiß, der gehört in unsern Fest- und Freudenkreis. Wer's nie gekonnt, d. h. wer nie Liebe geübt, nie Liebe erfahren, nie ein anderes Herz gewonnen hat, der stehle weinend sich aus unserm Bund, denn er wird unsere Freude nicht verstehen, ja durch dieselbe sich schmerzlich verletzt fühlen. Jean Paul meint dazu: „Wie viel poetischer und menschlicher würde der Vers durch drei Buchstaben: Der stehle weinend sich in unsern Bund! Denn die liebewarme Brust will im Freudenfeuer eine arme erkaltete an sich drücken." Dazu Viehoff: „Der Sänger denkt nicht an eine erkaltete, sondern an eine für Liebesglück empfängliche und über versagte Gegenliebe trauernde Brust („weinend"), und heißt den Unglücklichen sich still entfernen, damit ihm nicht in dem liebebeglückten Kreise das Gefühl seiner Verwaistheit sich steigere." Der Chor verallgemeinert den Gedanken an die Macht der Liebe oder „Sympathie". Alle Bewohner des Erdenringes oder Erdkreises sollen der Liebe als der Königin huldigen, denn sie führt zu dem großen, unbekannten Schöpfer und Vater. (Vergl. Triumph der Liebe: „Liebe, Liebe, leitet nur zu dem Vater der Natur".) „Liebe ist die Leiter, auf der wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit" (Schiller).

Str. 3: Die Himmelstochter Freude wird hier Labetrunk für alle Wesen genannt. Die Natur säugt an ihrer mütterlichen Brust alle ihre Kinder mit allerlei Freuden (Ps. 104). Den Menschen giebt sie den Kuß der Liebe, den Saft der Reben und die Treue des Freundes als beste Freudenspender. Die Rosenspur läßt die Freude wieder unter anderem Bilde erscheinen, als eine dahinschwebende gütige Fee, deren Spuren Gute und Böse folgen. Dem Wurme im Staube, d. h. den niedrigsten Geschöpfen, gab sie Sinnenlust, dem Cherub, d. h. den seligen Engeln und Geistern, den steten Anblick Gottes. „Ich bin Gabriel, der vor Gott stehet." Der Chor verweist dann wieder auf den Schöpfer und Freudenspender in zwei Fragen: Ihr, Millionen, stürzt nieder? Dankbarkeit und Demut ziehen Euch in den Staub. Du, Welt, ahnst oder ahntest den Schöpfer? Solcher Gabenreichtum muß doch eine göttliche Quelle haben! Jak. 1, 16: „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab." — Die ursprüngliche Form lautete: „Werft euch nieder, Millionen! Deinem Schöpfer jauchze, Welt!"

Str. 4: Die Freude wird in dieser Strophe als eine starke Feder in dem Getriebe der Weltenuhr betrachtet, dann als die Schöpfer- und Triebkraft, die Blumen aus Keimen lockt und Sonnen am

Firmament oder Himmelsgewölbe schafft, endlich als Flug- und Schwerkraft, welche Sphären oder Himmelskörper im unendlichen Himmelsraume und in Fernen bewegt, die des Sehers Rohr, d. h. des Sternsehers Fernrohr, nicht erreicht. Der Chorgesang mahnt die Brüder, froh und glücklich, wie die Sonnen durch den Himmelsraum, die Erdenbahn zu wandeln. Ps. 19, 6: „Die Sonne freut sich wie ein Held, zu laufen den Weg."

Str. 5: Sie lächelt aus der Wahrheit Feuerspiegel den Forscher an, d. h. eine gefundene Wahrheit, die dem Forscher hell leuchtend und greifbar wie aus einem Spiegel entgegenspringt, erfüllt ihn mit der höchsten Freude. Pythagoras opferte den Göttern eine Hekatombe, als er seinen Lehrsatz gefunden. Aus dem Bade sprang Archimedes und rief laut durch die Straßen der Stadt: Heureka! (Ich hab's gefunden!), als er das Gesetz über den Gewichtsverlust der Körper im Wasser festgestellt hatte. Sie leitet des Dulders Bahn zu dem steilen Hügel der Tugend, d. h. die Freude an dem erfolgreichen Kampfe und an den Fortschritten der Heiligung lehrt uns die Leiden erdulden und dem Ziele unentwegt zustreben. Ihre Fahnen wehen auf des Glaubens Sonnenberge, d. h. der Glaube beseligt und führt uns in sonnige Höhen. Die Märtyrer gingen mit Freuden um des Glaubens willen in den Tod. Durch den Riß gesprengter Särge sieht man sie im Chor der Engel stehn, d. h. die Hoffnung der Auferstehung und einer seligen Ewigkeit erfüllt uns mit Freude und Wonne. Der Chorgesang mahnt zum Dulden hienieden um der Hoffnung willen auf das Erbteil in der bessern Welt.

Str. 6: Die rechte Freude macht den Göttern gleichgesinnt, teilt mit den Elenden und verzeiht den Feinden. Der Chorgesang preist die Versöhnung aller und macht den göttlichen Richterspruch abhängig von unserem Richten. Kol. 2, 14: „Gott hat uns geschenkt alle Sünden und ausgetilgt die Handschrift, die wider uns war." Luk. 6, 37: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet." Die 5. Bitte: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Str. 7: Pokale = Trinkgefäße. Goldenes Traubenblut = edler Wein. Kannibalen = Menschenfresser, grausame und herzlose Menschen. Die Verzweiflung trinkt Heldenmut zum Ertragen eines harten Geschicks. „Fliegt von euern Sitzen" ist eine Aufforderung, sich zu erheben, den Römer = das volle Glas in die Hand zu nehmen und dem guten Geiste (der Liebe und Versöhnung) ein Trankopfer darzubringen. (Die Begriffe einer antiken Libation und eines modernen Toastes fließen in einander.) Der Chorgesang wiederholt diese Aufforderung. Den guten Geist loben der Sterne Wirbel und des Seraphs (der Engel) Hymnen oder Jubellieder. (Hiob 38, 4—7: Wo warst du, da mich die Morgensterne miteinander lobten und jauchzeten alle Kinder Gottes?)

Str. 8 besteht aus Gelübden, Wünschen und Vorsätzen. Der Chorgesang fordert zum Eide der Treue auf. Das Leiden soll mutig ertragen, der unterdrückten Unschuld geholfen, der Eid ewig gehalten, die Wahrheit überall und stets gesagt, die Männerwürde auch vor den Mächtigen der Erde bewahrt, das Verdienst geehrt, die Lügenbrut vertilgt werden.

III. **Gliederung und Gedankengang.** 1. Verbrüderung der Menschen durch die Freude: Der Zauber der Himmelstochter „Freude" ruft die Festgenossen in ihren Tempel, beseitigt die Schranken des Herkommens und macht alle Menschen zu Brüdern. Der Kehrreim des Chorgesangs besiegelt die Verbrüderung der Millionen Kinder eines Vaters durch Umarmung und Kuß.

2. Das Glück der Liebe: Wer einen Freund, ein geliebtes Weib oder nur eine geliebte Seele sein nennt, der stimme in den Jubel der Freude ein, wer aber ungeliebt durchs Leben gehen muß, der entferne sich still von dem Orte der Freude, damit ihn unser Jubel nicht verletze und noch unglücklicher mache. Der Chorgesang preist die Liebe als die Leiter der Erdbewohner zu dem unbekannten Himmelskönig.

3. Die Grade der Beglückung: Allen ihren Kindern spendet die Natur Freuden, den Menschen Liebe, Wein und Freundschaft, den Tieren Sinnenlust und den Engeln das Anschaun Gottes. Der Chorgesang mahnt, den Schöpfer überm Sternenzelte zu suchen und anzubeten.

4. Die Freude als Triebfeder in der gesamten Schöpfung: Freude ist die bewegende Kraft in der Natur, im Weltall, in der Pflanzenwelt und bei den Himmelskörpern. Der Kehrreim mahnt zu freudigem Wandel nach dem Vorbilde der Sonne.

5. Als Triebrad in der geistigen und sittlichen Welt: Freude fühlt der Forscher beim Finden der Wahrheit, der Dulder auf der Tugendbahn, der Gläubige im Aufschwunge zu Gott, der Hoffende im Blick auf die Seligkeit des Himmels. Der Kehrreim empfiehlt mutiges Dulden um der künftigen Herrlichkeit willen (Röm. 8, 18: „Dieser Zeit Leiden sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden").

6. Als sittliches Erziehungsmittel: Die Freude über des Himmels Gaben soll unsere Gesinnung veredeln und uns treiben, fremdes Leid zu lindern und in Freude zu verwandeln, allen Groll zu vergessen, den Feinden zu verzeihen und ihnen nicht einmal Böses zu wünschen. Der Kehrreim will Vernichtung unseres Schuldbuches, allgemeine Versöhnung und einen milden Richterspruch des Weltenrichters.

7. Als Schürmittel freudiger Begeisterung: Einen Becher mit Rebenblut, das die Härte sänftigt und die Verzagtheit stärkt, bringen wir als die fröhlichen und begeisterten Bundesbrüder dem großen Geiste als Opfergabe dar. Der Kehrreim stimmt in diesen Preisruf mit den Sternen und Engeln ein.

8. Als Mutter heiliger Entschlüsse: Begeistert geloben die Festgenossen, alle Leiden mutig zu ertragen, der verfolgten Unschuld beizustehen, die geschworenen Eide treu zu halten, stets die Wahrheit zu reden, die Männerwürde auch unter den größten Opfern vor den Gewaltigen der Erde zu bewahren, dem Verdienste zur Anerkennung zu verhelfen, Lug und Trug aber zu vernichten. Begeistert schließen alle sich zu einem Kreise zusammen und beschwören ihre Gelübde und Vorsätze.

IV. **Verwertung in Aufgaben.** Welche Namen giebt der Dichter der Freude, unter welchen Bildern stellt er sie dar, und aus welchem Grunde? — 2. Welche Bedeutung hat der Kehrreim, und was enthält er? — Wie ist die Freude in dem Liede als ein Drang nach Glück in seinen mannigfaltigen Formen zu erweisen? — Mit welchem Rechte preist Schiller im „Triumph der Liebe“ die Liebe ebenso wie hier die Freude als die bewegende Macht im Weltall? — Warum kann das Lied ein dramatisch-rhetorisches Gemälde, aber auch ein Lehrgedicht genannt werden? — Stelle die Bilder des Gedichts zusammen und erläutere sie! — Welche Mängel der Gedankenfolge, der Bilder und des Reimes finden sich in dem Gedichte? — Vergleiche „Das Siegesfest“: „Priams Feste war gesunken, Troja lag in Schutt und Staub“ nach seinem Aufbau und seinen Gedanken über die Kraft des Weines mit dem Hymnus „An die Freude!“

Vergleiche von Schillers Gesellschaftsliedern

## Das Punschlied.

(1803.)

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Citrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft!

Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Giebt er allein.

Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell!

1. Zur Erläuterung. Das knapp geschürzte, kernige, gedankenreiche Lied ist wohl wie manches andere für Goethes litterarisches Mittwochskränzchen gedichtet. (Vergl. Bd. III, S. 164.) Wie in dem „Liede von der Glocke“ verschlingen sich drei Gedankenreihen zu einer poetischen Einheit. Aus vier Stoffen wird der Punsch gebraut. Vier Elemente oder Grundstoffe bildeten nach der früheren Annahme die gesamte Körperwelt. Vier Hauptmächte gestalten das Leben. Mit der Bereitung des Getränkes aus vier innig vermischten Stoffen verbindet sich der Gedanke ihrer Herkunft aus der Körperwelt und die geistige Deutung auf das Menschenleben.

Der Punsch wird bereitet aus dem herben Safte der Citrone, deren Kernhaus im Querschnitt einen Stern zeigt, dem mildernden süßen

Zucker, dem kochenden Wasser und der Punschessenz oder dem „Punschgeiste!“

Als Grundstoffe des Erdenbaues nahm man früher an Feuer, Wasser, Luft und Erde. Die Citrone entwächst als Frucht der Erde. Der Zucker bildet sich durch chemische Veränderungen unter dem Einfluß der Luft. Das Wasser umfängt das Erdenrund. Der Punschgeist gießt Feuer und Leben in das Wasser.

Der bittere Kern des Lebens sind Sorgen, Schmerzen, Zweifel, Seelenkämpfe u. s. w. Der versüßende Zucker sind Liebe, Freundschaft und Kunstgenüsse. Das Wasser, welches das All gleichmäßig umfängt, ist die gleichmäßige Arbeit und das graue Lebenseinerlei. Der Geist ist der rasche, warme Pulsschlag des Geistes und Herzens, der allein dem Leben Bewegung, Reiz und Inhalt verleiht.

Die einleitende Strophe zeigt die dreimal vier Elemente als Einheit des Getränks, des Erdenbaues und des Lebens, die Schlußstrophe mahnt zur raschen Benutzung des günstigen Augenblicks. Abgestandener Punsch und abgestandenes, d. h. ödes, geistloses, Leben sind beide ungenießbar und nutzlos.

2. Zur Vergleichung. Wie spricht das Lied „An die Freude“ vom Weltenbau, vom Lebensinhalt, von der lindernden Macht der Liebe und Freundschaft, von dem Feuer des Geistes, von dem rechten Leben und von dem begeisterten Tranke? Aus dem Hochzeitsgedichte an Körner (Heil dir, edler deutscher Mann —):

Preist den armen Weisen nicht,
Der sie (die Liebe) nie empfunden,
Dem des Lebens Traumgesicht
Ohne sie verschwunden,
Dessen rauhe Seele nie
In der Gattin Armen
Schmolz in süßer Sympathie —
Weinet um den Armen

Aus „Der Tanz“: Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß?

„Das Höchste“: Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

(Wie die Pflanze nach einem innern Gesetz der Notwendigkeit so und nicht anders sein kann, so soll der Mensch als freies, vernünftiges, geistiges Wesen dem sittlichen Gesetze in seiner Brust unwandelbar wie einem Naturgesetz folgen und in Freiheit zu göttlicher Ausgestaltung des Lebens gelangen. „Unsere Kultur soll auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen.“)

„Die vier Weltalter“: Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

„An die Freunde": „Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten als die unsern, das ist nicht zu streiten!" ꝛc.

Str. 5. Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

„Punschlied." (Im Norden zu singen.)

1. Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

12. Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

3. Rede- und Stilübungen. Warum ist die Pflege des Gedankenlebens so wichtig für das Thatleben? Wie pflegen Weise und Sänger den Gedanken? — Was begeistert zu rechtem Thun? — Woher kommen dem thätigen Menschen die Leiden, und wie überwindet er sie? — Wie wird die Arbeit zum Genuß, die Freude zur Triebkraft der Arbeit? — Welche Stellen aus der vorhergehenden Gedichtsgruppe behandeln den Gedanken, die That, das Leiden, die Arbeit, den Genuß oder die Freude? —

---

## 2. Freundschaft und Liebe.

„Liebe, Liebe leitet nur zu dem Vater der Natur, Liebe nur die Geister." — „Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder, ohne Liebe preist kein Wesen Gott!" —

### Hektors Abschied.

(1780.)

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Teures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

I. **Vorbereitung.** An der Westküste Kleinasiens lag Troja oder Ilium mit der Burg Pergamum. Paris, ein Sohn des Königs Priamus, mißbrauchte bei einem Besuche in Sparta das Gastrecht und entführte Helena, die schöne Gattin des Königs Menelaus. Ganz Griechenland fühlte den Schimpf und wollte ihn rächen. Unter Agamemnons Führung versammelten sich die griechischen Helden im Hafen von Aulis. Um von den Göttern günstigen Wind zu erflehen, sollte Agamemnons Tochter Iphigenia geopfert werden. Aber die Göttin Artemis entrückte sie vom Opferaltar in ihren Tempel auf Tauris. In zehnjährigem Kampfe rangen die griechischen mit den asiatischen Völkern. In der Ilias hat Homer diese Kämpfe besungen. Der herrlichste Held der Griechen war Achilles, der edelste Held der Trojaner Hektor, der älteste Sohn des Königs Priamus. Noch im 10. Jahre des Kampfes war der Ausgang zweifelhaft, weil sich Achilles mit dem Führer Agamemnon über eine Sklavin entzweit hatte. Unthätig sah er dem Kampfe zu. Immer größere Vorteile errangen die Trojaner. Ja, sie waren schon im Begriff, die Schiffe der Griechen in Brand zu stecken. Da erhielt Patroklus, der Herzensfreund des Achilles, auf sein inständiges Bitten von diesem die Erlaubnis, in Achills Rüstung die Scharen seiner Myrmidonen in den Kampf zu führen. In demselben wurde er von Hektor getötet und seiner Rüstung beraubt. Da erhob sich Achill grimmig wie ein Löwe, stürzte sich auf seinem Streitwagen in den Kampf, drang siegreich bis an die Mauern Trojas vor und schlachtete dem Freunde unzählige Totenopfer. Niemand vermochte seinen unnahbaren Händen zu widerstehen. Vor allem suchte er Hektor, um an diesem schreckliche Rache zu nehmen. Hektor kannte seine Pflicht. Um das Vaterland zu retten, schlug er willig das eigene Leben in die Schanze. Er war bereit, in den Orkus (die Unterwelt) hinabzusteigen und über den stygschen Fluß in das Schattenreich einzugehen. Der Styx war der Hauptfluß des Totenreiches und umwand dasselbe neunmal. Ein Arm desselben war der Cocytus, der schlammige Strom der Wehklage, über welchen der finstre Schiffer Charon die abgeschiedenen Seelen fuhr.

Die, welche zu den Freuden Elysiums gingen, tranken vorher aus dem Lethestrome Vergessenheit aller irdischen Schmerzen und Sorgen. Hektor rüstete sich zum entscheidenden Kampfe und nahm rührenden Abschied von seinem geliebten Weibe Andromache und seinem einzigen Söhnlein Astyanax. Diesen Abschied Hektors hat Schiller 1780 in der Form eines Zwiegesprächs besungen. Amalia in Schillers „Räubern“ sollte das Gedicht dem alten Moor singen. Diese erste Form des Gedichtes war wesentlich von der jetzigen, verbesserten verschieden. Achill wurde der Aeacide oder Enkel des Aeakus genannt. Statt des Orkus stand der Xanthus, ein Fluß bei Troja. Andromache wurde aufgefordert, die Todeslanze zu holen. Statt „Diese Arme schützen Pergamus“, hieß es mit starker Übertreibung: „Meine Schultern tragen Ilium“. Dagegen enthielten Verszeile 4—6 in der 2. Strophe zwei Gedanken, die man in der letzten Lesart mit Bedauern vermißt. Sie hießen: „Über Astyanax unsre Götter! Hektor fällt, ein Vaterlands-Erretter, und wir sehn uns wieder in Elysium.“ Um der metrischen Härten willen sind die Gedanken an den Schutz der Götter für den Sohn und die Hoffnung auf ein seliges Wiedersehen mit der Gattin weggefallen.

Manche Züge des Gedichts hat Schiller der anschaulichen Schilderung Homers aus dem VI. Gesange der Ilias entnommen. Allerdings wird darin nicht der letzte Abschied Hektors von Andromache, sondern nur der Aufbruch zu einem Kampfe geschildert. Der gerüstete Hektor begegnete der herrlichen Gattin und der Wärterin mit dem Knäblein.

Aber zur Seit' ihm trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, also beginnend:
Seltsamer Mann, dich tötet dein Mut noch! Und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach, bald Witwe von dir! Dich töten gewiß die Achäer,
Alle mit Macht anstürmend. Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; verbleibt mir
Fürder ja doch kein Trost, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern nur Weh. Und ich habe nicht Vater noch liebende Mutter,
Bist mir Bruder zugleich, o du, mein blühender Gatte! ....

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Des, o Trauteste, gräm' ich mich selbst auch; aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr und die saumnachziehenden Frauen,
Wenn ich, entfernt wie ein Feigling, allhier ausweiche der Feldschlacht.
Auch wehrt solches mein Herz; ich lernte ja, wackeren Mutes
Immer zu sein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen!
Das zwar schau' ich voraus in des Geistes Herz und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.....

Nun streckt der Held die Arme nach dem Knäblein, aber schreiend verbirgt es das Gesicht am Busen der Wärterin, weil der fremde Helmbusch es schreckt. Erst als er den Helm vom Haupte genommen, läßt es sich willig auf dem Arme des Vaters schaukeln und von ihm küssen. Dieser aber bittet die himmlischen Götter:

„Zeus und ihr andern Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so gewaltig an Kraft und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: Der raget noch weit vor dem Vater ....

Dann reicht er den Sohn der Mutter, die unter Thränen lächelt, streichelt ihr die Wange und spricht:

„Armes Weib, nicht darfst du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Hades,
Doch dem Verhängten entrann wohl nie der Sterblichen einer.....

Hierauf heißt er sie zum Gemache hingehen, zu Spindel und Webstuhl, um die Mägde zum Fleiße zu mahnen, den Krieg aber den Männern und sonderlich ihm zu überlassen.

Dieses gesagt, enthob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim kehrte die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.

## II. Vortrag-, Wort- und Sacherklärung.

Welcher Abschied ist gemeint? Wer ist Hektor, Achill, Patroklus, Andromache, Astyanax, Priamus? Was bedeuten in der Götterlehre der Orkus, der Styx oder stygsche Fluß, der Cocytus und der Lethe? Wie unterscheiden sich Ilium und Pergamum? Warum heißen Achills Hände unnahbar? Wie bringt er dem Patroklus schreckliche Opfer? Warum heißt der Orkus finster? Wozu sollte der Kleine erzogen werden? (Zur Tapferkeit und Frömmigkeit.) Warum verteidigte Hektor den heiligen Herd der Götter? (Die Opferaltäre in den Tempeln als heiligsten Besitz der Heimat.) Welches drohende Unheil beklagte Andromache? (Die Nichtbenutzung der Waffen, den Untergang von Priamus' Heldengeschlecht, Hektors jammervollen Aufenthalt im Schattenreiche und das Aufhören seiner Liebe.) Wer ist der Wilde vor den Mauern? Wie tobt er? Was versichert Hektor von seiner Liebe?

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Gedankengang. Str 1: Andromache beklagt das drohende Geschick des geliebten Gatten. (Er verläßt sie auf immer, fällt als Opfer der Rache des schrecklichen Achill, steigt in die finstere Unterwelt hinab und kann sein Söhnlein nicht mehr zu einem tapfern, frommen Helden erziehen.)

Str. 2: Hektor betont feierlich die Pflicht des Mannes, das Vaterland zu verteidigen, und sei es mit seinem Leben. (Die teure Gattin soll die Thränen trocknen. Er sehnt sich nach dem Kampfe. Seine Kraft schützt die Vaterstadt. Für die Heiligtümer der Heimat will er kämpfend sterben. Mit dem Bewußtsein, treu die Pflicht erfüllt und das Vaterland gerettet zu haben, will er in das Totenreich gehen.)

Str. 3: Andromache beweint die traurigen Folgen seines Todes. (Der Waffenklang schweigt. Das königliche Geschlecht Priams

erlischt. Der geliebte Gatte steigt in die dunkle, freudlose Unterwelt. Er vergißt dort der geliebten Gattin.)

Str. 4: Hektor beteuert die ewige Dauer seiner Liebe. (Das irdische Sehnen und Denken löscht ein Trunk aus dem Lethe, die himmlische Gabe der Liebe aber niemals. Der Kampflärm vor den Mauern mahnt zu rascher Rüstung. Letztes Wort des scheidenden Gatten: Traure nicht, denn niemals wird meine Liebe sterben.)

2. Grundgedanke: Die rechte Liebe höret nimmer auf (1. Kor. 13, 8). Sie überdauert Tod und Grab. „Was sich in Liebe gefunden, bleibt ewig auch verbunden.“

IV. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Wie zeigt sich in Hektors Charakter die Liebe zur Gattin, zum Söhnlein, zu Heimat und Vaterland, zu den Himmlischen, die todesmutige Tapferkeit und die unverrückbare Treue? 2. Wie zeigt sich Andromache als zärtliche und besorgte Gattin und Mutter? — Wie haben sich die Ahnungen der Gatten erfüllt? (Hektor fiel von der Hand Achills. Seinen Leichnam, der dreimal um Troja geschleift und zum Fraß der Hunde bestimmt wurde, erbettelte Priamus von dem Sieger, um ihn ehrenvoll zu bestatten. Astyanax wurde von Achills Sohne Neoptolemus getötet, Andromache aber von dem Mörder als Sklavin nach Griechenland geführt). 3. Suche Verwandtes über Wesen, Wirken, Dauer, Glück und Schmerz der Liebe! (Der Lobgesang auf die Liebe 1. Kor. 13! — a) Die bräutliche Liebe im „Lied von der Glocke“ Bd. III, S. 84: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“ — „O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe.“ b) Die eheliche Liebe Bd. III, S. 84: „Denn wo das Strenge mit dem Zarten“ — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben; die Blume verblüht, die Frucht muß treiben.“ c) Die erziehende Mutterliebe Bd. III, S. 85: „Und drinnen waltet“ — „und ruhet nimmer.“ d) Der Liebe Leid in dem Verluste der Gattin und Mutter Bd. III, S. 86: „Von dem Dome schwer und bang“ — „An verwaister Stätte walten wird die Fremde, liebeleer.“

Aus dem Hymnus „Der Triumph der Liebe“ (S. 406) der Refrain: „Liebe macht den Himmel himmlischer, die Erde zu dem Himmelreich.“ —

Aus dem „Hochzeitgedichte an Körner“ die letzte Strophe:

Unauslöschlich wie die Glut
Deiner reinen Triebe,
Unerschüttert wie dein Mut,
Stark wie deine Liebe,

Ewig, wie du selber bist,
Daure deine Freude!
Wenn die Sonne nicht mehr ist,
Liebe noch wie heute!

Die innigste Mutterliebe spricht aus der „Klage der Ceres“ (Bd. III, S. 108!) — „Liebe und Begierde“:

Recht gesagt, Schlosser! Man liebt, was man hat, man begehrt, was man nicht hat.
Denn nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt.

Die zart aufkeimende Liebe im „Taucher" (Bd. III, S. 358). Die Treue in der Liebe bis zum Tode in der Ballade „Ritter Toggenburg":

„Ritter, treue Schwesterliebe widmet euch dies Herz;
Fordert keine andre Liebe, denn es macht mir Schmerz". —

und in „Hero und Leander":

„Seht ihr dort die altersgrauen Schlösser sich entgegen schauen —"
„Ja, er ist's, der, auch entseelet, seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!"

Der Schmerz der Liebe um den toten Geliebten spricht sich rührend aus in „Des Mädchens Klage":

„Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn —"
„Du Heilige, rufe dein Kind zurück, ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!" ....
„Das süßeste Glück für die trauernde Brust ....
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen."

Derselbe Klageton klingt aus „Thekla. Eine Geisterstimme":

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flüchtger Schatten dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

## Deutsche Treue.

(1795.)

Um den Zepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben!"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

I. **Vorbereitung.** Den Anlaß zu diesem historischen Sinngedichte gab dem Dichter eine Stelle aus J. M. Schmidts „Geschichte der Deutschen", welche die wunderbare Treue und Freundschaft zweier politischer Gegner schilderte. Nach dem Tode des Luxemburgers Heinrich VII. 1313 wählte die habsburgische Partei Friedrich den Schönen von Österreich (den Austrier), die Gegenpartei aber Ludwig von Bayern zum Kaiser. Die Waffen mußten zwischen den ehemaligen Freunden entscheiden. Nach einem langen verheerenden Bürgerkriege besiegte Ludwig

seinen Gegner 1322 in der Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing, nahm ihn gefangen und legte ihn in Haft auf der Burg Trausnitz an der Nab. Friedrichs Bruder Leopold aber setzte den Krieg fort, Papst Johann XXII. in Avignon that Ludwig in den Bann und sprach über sein Land das Interdikt aus. Da versuchte Ludwig eine Aussöhnung mit dem gefangenen Friedrich. Letzterer erhielt die Freiheit, gelobte eidlich, der Krone zu entsagen und seinen Bruder womöglich zum Frieden zu bestimmen. Da es ihm jedoch nicht gelang, den Starrsinn seines Bruders zu beugen, so stellte er sich wieder in München zur Haft. Gerührt umarmte ihn Ludwig und teilte hinfort Tisch, Bett und Regierung mit ihm, ja übertrug ihm den Schutz Bayerns, da er selbst gegen Leopolds Heer zog. Der Papst (Pontifex maximus = Oberpriester), dem solche Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb an den König von Frankreich, daß ihm diese unglaubliche Treue und Freundschaft aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden sei.

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Was ist der Zepter Germaniens? Wie wurden die beiden Freunde zu Gegnern? Warum heißt Friedrich der Austrier und ein Jüngling? Wo und wie entschied das neidische Kriegsglück? Wie kaufte sich Friedrich mit dem Throne los? Warum stellte er sich wieder willig den Banden? Wodurch bewies Ludwig seine Freundschaft? Wie zerfleischte noch blutiger Haß grimmig die Völker? Wie war Friedrich ein Wächter, den Ludwig bestreitet? Warum wird der römische Papst auch Pontifex maximus genannt? Was ging ihn der Handel an? Warum war er über die Kunde so erstaunt?

**III. Vertiefung.** 1. Lagebilder: a) Friedrichs Gefangennahme auf dem Schlachtfelde bei Ampfing. b) Ludwigs Besuch auf der Trausnitz. c) Die Versöhnung und Freundschaft der Gegner.

2. Gliederung und Gedankengang: 1. Die doppelte Kaiserwahl. 2. Friedrichs Gefangenschaft. 3. Sein Versprechen. 4. Seine Rückkehr in die Gefangenschaft. 5. Die Versöhnung der Gegner. 6. Das Erstaunen des Papstes. Grundgedanke: „Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann!“ Das ist deutsche Art. Höher als der Vorteil steht die Treue, und stärker als die Herrschsucht ist Edelmut.

3. Charakterzeichnung der beiden Freunde. Beweise aus dem Gedicht, daß Friedrich ein schöner Mann, ein geehrtes Parteihaupt, ein unglücklicher Kämpfer, ein gebeugter Gefangener, ein getreuer Worthalter, ein zuverlässiger Landeswächter und ein geehrter Mitregent war! Von Ludwig ist zu zeigen, daß er gewählter Kaiser, glücklicher Sieger, großmütiger Gegner und versöhnter Freund war!

**IV. Verwandtes.** 1. „Die Freundschaft“ (aus den Briefen Julius' an Raphael 1781): „Freund, genügsam ist der Wesenlenker —“

Str. 3. War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen an einander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudig-mutig den Vollendungsgang.

Str. 4. Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du!
Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durch einander die Atomen schütteln:
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu!

2. „Der Fräulein von Arnim" (1787): „Ein treffend Bild von diesem Leben —."

.... Den edlen Trieb, du hast ihn ganz empfunden,
Der Freundschaft seltnes, schönes Los ist dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast du gesucht — hast du gefunden:
Die Freundin eines Freunds zu sein.

3. „Freund und Feind":

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

4. An .... (Goethe):

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

5. „Der Ring des Polykrates" (Bd. III, S. 322) zeigt uns eine zerbrechliche Freundschaft. Wie?

6. „Die Bürgschaft" (Bd. III, S. 334) giebt ein Bild echter Freundschaft nach ihrem Wesen und ihrer Wirkung. Hier hält der Freund dem Freunde, in „Deutscher Treue" der Gegner dem Gegner unverbrüchlich Wort. Möros wie Friedrich greifen zu den Waffen, geraten in Fesseln, werden auf Ehrenwort bezw. Bürgschaft entlassen, kehren in die Haft zurück, überwinden durch Treue die Widersacher und ernten den Lohn derselben. Die Rolle des erstaunten Tyrannen Dionys fällt in „Deutscher Treue" dem verwunderten Papste zu. Der festvertrauende Ludwig hat Ähnlichkeit mit dem wartenden Bürgen. Wie unterscheiden sich beide Dichtungen?

7. „Die Ideale", Str. 10 (S. 390), welche im Leben mehr und mehr verbleichen, finden als Ersatz die „Freundschaft und die Arbeit".

8. Beispiele berühmter Freundschaften (David und Jonathan. Kastor und Pollux. Orest und Pylades. Achilles und Patroklus. Alexander und Hephästion 2c. Vergl. Bd. II, S. 586—591).

## 3. Welt und Herz. Schuld und Schicksal.

### Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

(An .... 1801.)

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
 Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
 Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
 Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
 Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
 Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
 Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
 Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
 In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
 Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
 Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
 Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
 Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
 Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
 Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
 Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
 Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
 Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
 Und das Schöne blüht nur im Gesang.

I. **Vorbereitung.** Nach einem Briefe Schillers an Körner vom 5. Januar 1801 sollte der Antritt des neuen Jahrhunderts mit allerlei Festlichkeiten in Weimar gefeiert werden. Wegen der Parteiungen in der Stadt und weil der Herzog Karl August das Aufsehen vermieden haben wollte, wurde nichts daraus. „Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte bloß Leben und Bewegung in der Stadt entstehen!" schrieb Schiller. Demnach ist das Gedicht nicht zum Antritt des neuen Jahrhunderts, sondern wohl etwas später gedichtet

worden. Das kann man aus seiner Veröffentlichung im Juni 1801 und aus der Hindeutung auf den Mord des russischen Kaisers Paul im März 1801 schließen. Es ist an einen Freund gerichtet (Körner, Humboldt oder Goethe), dessen Namen mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln ist. Das Gedicht zeichnet in großen Zügen das Weltbild an der Wende des Jahrhunderts, eine in völliger Umwandlung begriffene Welt. Nichts erscheint mehr fest und sicher. Freiheit, Schönheit, Liebe, Gerechtigkeit und Glück sucht man vergeblich in dem Hexenkessel großer Weltereignisse. Nur einen sichern Ruhehafen giebt es für Freiheit, Schönheit und Glück: das eigene Herz.

Und welches Weltbild bot sich dem Dichter an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts? Wild tobte der Kampf 1800 in Italien (Schlacht bei Marengo) und Deutschland (Moreaus Sieg bei Hohenlinden). Zwar erfolgte im Februar 1801 der Friedensschluß von Lüneville, der alle Landesgrenzen besonders in Deutschland veränderte; aber zwischen England und Frankreich dauerte der Krieg fort. In Rußland wurde Kaiser Paul ermordet. Auf den Trümmern der alten Monarchien entstanden allerlei neue Freistaaten, wie die batavische, helvetische, ligurische und fränkische Republik. Jenseit des Weltmeeres kämpften englische und französische Flotten um den Besitz der holländischen und spanischen Kolonien. Ägypten entrissen die Engländer den Franzosen. Am Rhein aber nahmen die Franzosen das ganze linke Ufer in Besitz. Zu Wasser und zu Lande rangen Engländer und Franzosen um die Herrschaft der Welt. Herrisch nahmen die Engländer Malta weg, beschossen Kopenhagen, behandelten die neutralen Staaten mit größter Willkür und verdrängten mit ihrer Handelsflotte jeden Wettbewerb aus allen Meeren. Die Franzosen dagegen plünderten alle Länder aus, wohin sie kamen, erpreßten z. B. in Deutschland Millionen zur Ausrüstung und Unterhaltung ihrer Heere, sprengten vertragswidrig die rechtsrheinischen Festungen in die Luft und hausten so schlimm wie 489 v. Chr. der Gallier Brennus in Rom.

Das Recht des Herzens und seiner Ideale im Kampfe mit dieser in Gärung begriffenen Welt, das ist der Inhalt des Gedichtes.

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Mit welchem Sturme schied das 18. Jahrhundert? Mit welchem Morde öffnete sich das 19.? Was ist mit dem Bande der Länder gemeint? Welche alten Formen stürzten ein? Was bedeutet der Hinweis auf den Nilgott und den Vater Rhein? Welche zwei (zwo) Nationen rangen um den Weltbesitz? Wie verschlangen die „Männer der Freiheit" die Freiheit der Länder? Was bedeuten die Kampfmittel Dreizack und Blitz, und woher stammen die Bilder? Wie glichen die Franzosen in ihrer Goldgier dem Gallier Brennus? (Brennus verbrannte Rom und ließ sich nur gegen Zahlung von 1000 Pfund Gold zum Abzuge bewegen. Beim Abwägen warf er sein Schwert in die Wag-

schale mit den Worten: Vae victis = Wehe den Besiegten!) Wie glichen die britischen Handelsflotten den Polypenarmen? Was bedeutet die freie Amphitrite? Wie wollten die Briten der Meergöttin Haus schließen? Wie ist des Briten eigenes Haus geschlossen? Wo haben die Briten sich festgesetzt? Was bedeutet das Paradies im wörtlichen und im bildlichen Sinne? Wo suchte man es? Wie sucht die Schiffahrt die Größe der Welt zu ermessen? Warum hat die unermessene Welt nicht für zehn Glückliche Raum? (1. Mos. 18, 32: Finde ich zehn Gerechte zu Sodom in der Stadt, so will ich sie nicht verderben um der zehn willen.) Wann ist der Raum des Herzens heilig stille? Was ist der Drang des Lebens? Wo finden sich Freiheit, Schönheit, kurz die Ideale?

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Gedankengang. Str. 1: Frage nach dem Friedenshafen in den Stürmen der Zeit. (Wohin retten sich Frieden und Freiheit? Mit Kriegsstürmen endet das alte, mit Mord beginnt das neue Jahrhundert.)

Str. 2 und 3: Die großartigen Veränderungen der Besitz- und Lebensformen durch den Krieg. (Die Grenzen verändert; die alten Lebensformen gestürzt; Krieg zu Lande und zu Wasser, im Osten und Westen zwischen Engländern und Franzosen; Gier nach Besitz und Herrschermacht; Vernichtung der Freiheit.)

Str. 4 und 5: Die Goldgier der Franken und der Handelsneid der Engländer. (Gold muß jedes Land den Franken wägen. Sie sind würdige Nachkommen des alten Galliers Brennus. Der Degen ersetzt die Gerechtigkeit. Die Briten bedecken mit ihren Handelsschiffen alle Meere. Sie möchten dieselben wie ihr Inselland allen Wettbewerbern unzugänglich machen.)

Str. 6—8: Der Ort des Paradieses auf dieser Erde. (Nicht am Südpol, nicht auf einer Insel, nicht an irgend einer Küste, nicht auf einer Landkarte findet sich der immergrüne Garten der Freiheit, wo die Menschheit ihre selige Jugend verlebte.)

Str. 9: Das Herz als einzige Zufluchtsstätte der Ideale. (In die selige Stille des eigenen Herzens mußt du aus dem Getümmel des Lebens fliehen. Freiheit ist nur in der Phantasie, Schönheit nur in der Kunst.)

2. Grundgedanke: Die Welt ist der Tummelplatz der Leidenschaften, das Herz die Hege- und Pflegestätte der Ideale.

## IV. Vergleichung verwandter Stoffe.

1. „Das Ideal und das Leben“ (S. 375) nennt: „des Lichtes Fluren, des Ideales Reich, das himmlische Gefild, der Schönheit Hügel, der Schönheit stille Schattenlande, der Schönheit Sphäre, die Freiheit der Gedanken, die heitern Regionen, wo die schönen Formen wohnen, des Äthers leichte Lüfte, des Olymps Harmonien, Kronions Saal,“ was unser

Gedicht als „Paradies, seliges Gebiet, der Freiheit ewig grünen Garten, des Herzens heilig-stille Räume und das Reich der Träume" bezeichnet.

2. Aus dem „Liede von der Glocke" (Bd. III, S. 100): a) „Das Zerbrechen der Gußform. Die Aufruhrglocke. Die Revolution und Anarchie": „Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte — und äschert Städt' und Länder ein." — b) Die Friedensglocke und der Segenswunsch: „Freude hat mir Gott gegeben — Friede sei ihr erst Geläute!" Welche Züge sind in beiden Dichtungen ähnlich? —

3. Aus dem „Spaziergang" (S. 392) V. 139—172: „Seine Fesseln zerbricht der Mensch — Zu der verlassenen Flur kehrt er gerettet zurück." Welche Stellen handeln von den wilden Umwälzungen der Weltverhältnisse, welche von dem Glück des Herzens?

## Kampf und Ergebung.

(1802.)

1. Wie schön, wie lieblich in der weiten Ferne
Erscheint die Hoffnung mir!
Zu euch hinauf, ihr glanzerfüllten Sterne,
Hinauf, Allmächtiger, zu dir!

2. Die Welt ist groß, schön dieses Menschenleben,
Und mutig schlägt das Herz;
Und doch erquickt mich ahndungsvolles Beben,
Den Mut besiegt der Schmerz.

3. Ich strebte einst, mit Kraft das Schicksal zu bestreiten,
Selbst gründen wollend mein Geschick;
Doch schwer mußt' ich des Schicksals Zorn erleiden,
Und kraftlos trat ich dann zurück.

4. Der hohe Geist, der in der Schöpfung wohnet,
Er ist's allein, der dem Geschick gebeut.
Er ist's, der Edles mit dem Schönen lohnet,
Die Schuld verzeihet in der Ewigkeit!

I. **Vorbereitung.** Dies Gedicht gehört zu den „zweifelhaften" in der Heinr. Kurzschen Ausgabe von Schillers Werken (Leipzig, Bibliographisches Institut). Es erschien 1827 in der Dresdener Morgenzeitung angeblich aus Schillers Nachlaß. Dann fand es sich in den „Nachträgen zu Schillers sämtlichen Werken", gesammelt und herausgegeben in 3 Bdn. von Ed. Boas (Stuttgart 1839 u. 1840, Bd. I, S. 371).

Das Gedicht spiegelt ein Stück der Schillerschen Entwickelungsgeschichte wieder und könnte deshalb wohl von ihm stammen. Der Welt und dem Schicksal wollte er durch eigene Kraft das Glück abringen. Aber „die stumpfe Welt" war fester gefügt als seine Pläne, das Geschick stärker als seine Kraft, die eigene Schuld ein stetes Hemmnis des Gelingens. An die Stelle des Kampfes gegen Welt und Schicksal trat dann die stille Ergebung in das Geschick, d. h. in den Willen des hohen Geistes der Schöpfung, die treue Pflege des Edlen und Schönen und die liebliche Hoffnung einer Verwirklichung der Ideale auf besseren Sternen.

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Was für Bilder malt uns die Hoffnung in der Jugend vor die Seele? Wohin zielt das jugendfrohe Streben? Warum erscheint die Welt groß? (Als Rennbahn des jugendlichen Thatendranges.) Warum das Menschenleben schön? Wonach strebt das mutige Herz? Welche Ahnungen beben erquicklich durch die Seele? (Die Ideale von Liebe, Freundschaft, Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit erfüllt zu sehen.) Wie deutet die Zeile „den Mut besiegt der Schmerz“ den völligen Umschlag der Hoffnungen an? (Eine Enttäuschung nach der andern lähmte endlich den Mut des Strebens und Ringens.) Wie gedachte der Dichter aus eigener Kraft sein Geschick zu gestalten? Gegen welche Schicksalsmächte kämpfte er? Wie erlitt er den Zorn des Schicksals? Wie trat er kraftlos zurück? Wie zeigte sich die Ergebung in der neuen Lebensphase? Was hoffte er von seinem Streben nach Edlem und Schönem, was von seiner Schuld?

III. **Gliederung und Gedankengang.** Vers 1—7: Die Zeit jugendfrischen Hoffens und Strebens. (In weiter Ferne winkt die Hoffnung auf Erfüllung aller Wünsche. Bis zu den glanzerfüllten Sternen, ja zu Gott hinauf fliegen Wünsche, Hoffnungen, Bestrebungen. Die große Welt für den Thatendrang, das schöne Leben für den Genußtrieb, der mutige Schlag des Herzens für den Kampf, das ahnungsvolle Leben für das Gelingen!)

V. 8—12: Die Zeit des erfolglosen Kampfes und der Enttäuschungen. (Mit eigener Kraft wollte ich das Schicksal lenken und selbst mein Glück gründen; doch mit allerlei Mißerfolgen und Schmerzen traf mich das Schicksal und lähmte mir Mut und Kraft.)

V. 13—16: Die Zeit der Ergebung und geläuterten Hoffnung. (Der weise Weltenschöpfer fügt auch unsere Schicksalsfäden, lohnt Edles mit Schönem und verzeiht unsere Schuld.)

IV. **Verwandte Stoffe.** 1. „Die Ideale“ (S. 389—392) zeigen den Hochflug der jugendlichen Ideale, ihr allmähliches Verbleichen im Leben und den Ersatz durch Freundschaft und Beschäftigung.

2. Im „Taucher“ (Bd. III, S. 358) sehen wir die aufkeimenden Hoffnungen des Jünglings und der Jungfrau, die Schuld des Königs und das geheimnisvoll herankommende, vernichtende Schicksal.

3. Im „Ring des Polykrates“ (Bd. III, S. 322) vernichtet ein dunkles Geschick den Bau des Glücks.

4. In den „Kranichen des Ibykus“ (Bd. III, S. 46) vernichtet die Schuld die Hoffnungen, aber die ewige Gerechtigkeit, das Schicksal, weiß die Frevler zu finden und zu treffen.

5. Im „Gang nach dem Eisenhammer“ (Bd. III, S. 387) sehen wir das gerechte Schicksal den Schuldigen vernichten, den Unschuldigen retten.

6. In „Kassandra" (S. 440) verdunkeln Schuld und Schicksal alles Glück und jede Hoffnung des Lebens.

7. „Erwartung und Erfüllung" (S. 391): „In den Ozean schifft —." Worin gleicht das Distichon dem Gedichte „Kampf und Ergebung"?

8. „Menschliches Wirken":

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen;
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

Wie verengert sich im Laufe des Lebens der Kreis der Hoffnungen und der Bestrebungen?

---

# 4. Kind und Greis, Jüngling und Jungfrau, Mann und Weib. Stände und Standesaufgaben.

## Die Geschlechter.

(1796.)

1 Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
5 Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmut zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz.
11 Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und, gehärtet zum Kampf, spannet die Sehne sich an.
15 Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Mut.
Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
19 Aber da bist du, du mächtige, schon: aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet, und leis sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
25 Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling.
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
31 Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

I. **Vorbereitung.** Keiner unserer Dichter hat so wie Schiller die Eigenart der Geschlechter: die zarte Knospenschönheit der Kindheit, die Blütenentwickelung von Jungfrau und Jüngling und die Fruchtbildung in den Berufsaufgaben von Mann und Weib erkannt und poetisch dargestellt. Unübertrefflich ist dies im „Liede von der Glocke“ geschehen (Bd. III, S. 83): a) Das unbewußte Kinderglück V. 49—56: „Denn mit der Freude Feierklange — Bewachen seinen goldnen Morgen.“ b) Der getrennte Entwickelungsgang des Knaben und des Mädchens V. 57—65: „Die Jahre fliehen pfeilgeschwind — Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.“ c) Die Vereinigung durch die Liebe V. 66 bis 79: „Da faßt ein namenloses Sehnen — Die schöne Zeit der jungen Liebe.“ d) Der Ehebund und die Eheaufgaben V. 88—146: „Denn wo das Strenge mit dem Zarten — Und das Unglück schreitet schnell.“ e) Die Befestigung des Familienglücks durch das Unglück V. 155 bis 226: „Wohlthätig ist des Feuers Macht — Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt.“ f) Die Trennung durch den Tod V. 235—265: „Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde — An verwaister Stätte schalten wird die Fremde liebeleer.“ Das vorstehende Gedicht behandelt nur drei dieser Punkte, das Knospenglück der ersten Kindheit, die eigenartige Entwickelung der beiden Geschlechter und die Vereinigung derselben durch die Liebe.

Das Gedicht steht nach seiner Entstehungszeit auf der Grenze zwischen der philosophischen und Balladendichtung. Noch herrscht der Gedankenschwung und nicht der kraftvolle Thatenschritt vor. Die Schilderungen sind allgemein gehalten und passen auf jeden Stand, jedes Volk und jede Zeit; nur leise Anklänge erinnern daran, daß des Dichters Phantasie mit Vorliebe bei den alten Griechen weilte. Die Form der Distichen entspricht ganz der elegischen Gedankendichtung.

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

V. 1: In dem einen Kind zwei liebliche Blumen, nämlich Jüngling und Jungfrau, ist etwas unklar, denn das Kind kann nur Knabe oder Mädchen sein. Kind ist als allgemeiner Begriff ohne Rücksicht auf das Geschlecht gedacht. Die Kospenhülle, sogar die Kinderkleidung, läßt die Eigenart des Geschlechts noch nicht erraten.

V. 3: Es entzweien sich zart die Naturen, nicht durch feindliches Entzweien, sondern sie zweien sich, gehen allmählich auseinander, zeigen sich als Sonderarten.

V. 4: Holde Scham ist der Grundzug des weiblichen, feurige Kraft des männlichen Geschlechts.

V. 6: Gesättigte Kraft reift zur Anmut, d. h. der Thatendrang des Jünglings fordert eine weite Rennbahn, „die unruhige Kraft will sich austoben,“ ehe sie zur Ruhe, Sicherheit und stillen Würde, d. h. zur Anmut zurückkehrt.

V. 8: Keine der doppelten Blumen aus einer Knospe stillt

dein sehnendes Herz, d. h. befriedigt den Betrachter völlig, giebt das volle Bild von Menschenschönheit und Daseinsglück.

V. 10: Der Stolz innen und der Gürtel außen sind die Wächter der Schönheit, Scham und Sitte.

V. 11: Ihr Horn verfolgt das zitternde Reh ist ein Anklang an die Jagdgöttin Artemis oder Diana, das Bild herber Jungfräulichkeit.

V. 12: Flieht im Manne den Feind, d. h. ehe die Liebe den Sinn der Jungfrau sänftigt, begegnet sie oft dem Manne herb, hart, ja feindlich.

V. 15: Der Speere Gewühl und die stäubende Rennbahn erinnern an die griechischen Kampfspiele.

V. 17 und 18: Aus einander fliehet, was ewig sich sucht, d. h. die holde Scham und die feurige Kraft fühlen innerlich eine Sehnsucht nach Vereinigung, aber ein äußerer Stolz scheut jedes Entgegenkommen, ja äußere Kränkungen sollen das innere Sehnen verhüllen.

V. 19: „Du Mächtige“ ist die Natur und die Liebe. Sie schafft in der Abendstille durch milden Sternenschein, flüsterndes Rohr, murmelnde Bäche und schmelzenden Nachtigallengesang eine tiefe Sehnsucht in der Brust und Mut zu einer Annäherung.

V. 27: „Sie suchet, was sie sanft anschmiegend umfasse,“ nämlich Halt und Stütze wie das Epheu am Eichbaum.

V. 28: Die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last, d. h. wie die wachsenden Körner den Halm beugen, so die Sehnsucht den Stolz und die Sprödigkeit.

V. 31: Amor, der geflügelte Liebesgott, vereinigt die Herzen in Liebe.

V. 34: Ewig getrennt — in ihrer Eigenart —, sind sie doch eins in der Liebe.

III. **Vertiefung.** 1. Welche Züge kennzeichnen den Charakter von Jungfrau und Jüngling? (Das Mädchen erblüht in körperlicher Schönheit, erglüht in holder Scham, flieht scheu die Gesellschaft des Jünglings, wehrt herb, ja feindlich seine Annäherung ab, wahret keusch und züchtig, innerlich und äußerlich, ihre Reinheit, sehnt sich und seufzt aber nach einem unbekannten Glücke in der Gemeinschaft mit der „starken Kraft“, auf die sie sich stützen kann. Der Jüngling ist von feuriger Kraft beseelt, gefällt sich in wilden Spielen, will den Überschwang von Kraft austoben, schaut trotzig und finster auf das fliehende Mädchen; kühn sucht er den Kampf, ehrbegierig die Gefahr, doch heiße Gluten des Sehnens schlagen in ihm auf, wenn Stille ihn umfängt.)

2. Gliederung und Gedankengang: a) Die Einheit der Geschlechter in der ersten Kindheit (Knospenalter), b) die Trennung in der eigenartigen Entwickelung von Jungfrau und Jüngling (Blütenalter); c) die Wiedervereinigung durch die Liebe (Fruchtalter).

3. Inhaltsangabe in kurzen Sätzen: Im Kinde sind knospenartig die Geschlechter vereinigt. Nur allmählich entwickeln sich die holde Scham des Mädchens und die feurige Kraft des Knaben. Das Wie ist vom höchsten Reize für den Betrachter. Der Knabe spielt, tollt und tobt sich aus. Schönheit, Reinheit, Scham und scheue Zurückhaltung kennzeichnen die Jungfrau, Kühnheit, Trotz, Kampflust und Ehrgeiz den Jüngling. Die Natur vereinigt mit gewaltigem Zuge die auseinanderstrebenden und doch für einander bestimmten Zwei. Stimmungsvolle Abendstille weckt die Sehnsucht der Jungfrau nach der kräftigen Stütze im Manne und das Verlangen des Jünglings nach der Milde und Anmut der Frau. Die Liebe führt beide zum innigen Lebensbunde zusammen.

## IV. Vergleichung mit verwandten Stoffen.

1. „Der philosophische Egoist“ (Bd. III, S. 91): „Hast du den Säugling gesehn —“. Wie malt das Gedicht die Muttersorge und Mutterpflege? — Wie klingt aus dem Gedichte Schillers Vaterglück über den am 14. Sept. 1793 gebornen Sohn Karl? — Wie wird der philosophische Selbstsüchtling, der den Sieg der göttlichen Natur durch Unterdrückung der sinnlichen Neigungen, besonders der Liebe, erreichen wollte, zurecht gewiesen?

„Und du lästerst die große Natur, die bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Bedürfnis besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund.
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?“

2. „Das Kind in der Wiege“:

Glücklicher Säugling, dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Wie wächst das Kind aus der Beschränktheit der Wiege zu dem Lebensdrange, dem die Welt zu klein ist? — Worin besteht das Glück des Säuglings und das Unglück des Mannes? — Warum blicken wir mit Rührung auf das Kind in der Wiege? —

3. „Der spielende Knabe“ (Bd. III, S. 91): „Spiele, Kind, in der Mutter Schoß!“ —

Welcher Gegensatz besteht zwischen dem sorgenlosen Kinderdasein und dem arbeitreichen Mannesleben? — Wie ist das Spiel natürlich, fröhlich, freiwillig, ziellos und schrankenlos? — Wann raubt die hagere, ernste Arbeit Lust und Mut? —

4. „Der Naturkreis“:

Alles, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche: so kehret
Auch zum Kinde der Greis, kindisch und kindlich, zurück.

Wie bildet der Kreislauf des Jahres, die Entwickelung der Pflanzen und die Ausbildung des Menschen einen geschlossenen Ring? — Wie ist der Greis kindisch, wie kindlich? —

## Würde der Frauen.

(1795.)

1. Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

2. Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

3. Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

4. Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

5. Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

6. Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

7. Aber wie leise, vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Tau.

8. In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

9. Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

I. **Vorbereitung.** Das Gedicht „Würde der Frauen“ ist gleichsam die Fortsetzung von den „Geschlechtern“. Dort wie hier führt die Verschiedenheit des Wesens und Wirkens von Mann und Weib durch die Liebe zur Einheit und Harmonie des Lebens und des Glückes. Leuchtet aus den „Geschlechtern“ und den damit verwandten Gedichten Schillers Vaterglück, so aus „Würde der Frauen“ das Gattenglück. Schon im November 1788 schrieb er an „seine Lotte“: „Mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe, heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen, und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen

Wind; Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen." Diesen Gedankenkeim entfaltete dann Schiller in unserem Gedichte zu einem wundervollen Kunstwerk, das nach einer Eingangsstrophe in 4 Doppelstrophen die weibliche und männliche Eigenart in treffenden Gegensätzen besingt, die weiblichen in vierfüßigen hüpfenden Daktylen, die männlichen in vierfüßigen ernst schreitenden Trochäen. Wilhelm v. Humboldt schrieb am 11. Sept. 1795 an den Dichter: „Mir war es in der That ein unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Totes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigene Organisation erhält es nur im Munde des Dichters; dies habe ich lange nicht so sehr als hier gefühlt. Die Zeichnung jedes der beiden Charaktere ist Ihnen gleich gut wie die Entgegenstellung beider gelungen. Das Silbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenige Gedichte geben, die sicher rechnen können, ihre Wirkung so voll als dieses zu thun."

Auch Körner war von der Schönheit der Dichtung ergriffen und verhieß ihr eine gute Wirkung. Besonders rühmte er die glückliche Wahl der wechselnden daktylischen und trochäischen Versfüße, die so schön dem Inhalt angepaßt seien, ernste Ruhe und sanfte Bewegung vereinigten.

## II. **Vortrag, Wort- und Sacherklärung.**

Str. 1: Welches sind die himmlischen Rosen im irdischen Leben? Wie trägt Grazie oder Anmut einen züchtigen Schleier? Wie ist Vers 5 und 6 eine Anspielung auf die Vestalinnen und das von ihnen gehütete ewige Feuer?

Str. 2: Wie schweift des Mannes wilde Kraft über die Schranken der Wahrheit? Der Gedanke unstet auf dem Meere der Leidenschaft? Wie greift er gierig in die Ferne? Wie sucht er für seine Traumbilder auf entlegenen Sternen Verwirklichung?

Str. 3: Wie winkt ihn der zauberisch fesselnde Blick der Frau warnend zurück? Wie blieben die Frauen treue Töchter der frommen Natur? Welches sind die Gegensätze in der Doppelstrophe?

Str. 4: Was setzt sich des Mannes Streben feindlich entgegen? (Wettbewerber um Geld und Gut. Wettrenner auf der Ruhmesbahn. Vorurteile gegen Verwirklichung der Ideale.) Wie gleicht sein Schaffen und Zerstören, sein Wünschen und Wagen der neunköpfigen Schlange Hydra, der an Stelle eines abgeschlagenen Kopfes zwei neue wuchsen? —

Str. 5: Wie nutzen die Frauen den Augenblick sorgsamer, fleißiger und freier trotz ihres engen Wirkungskreises? Wie sind sie reicher und

zufriedener in ihrem gebundenen Wirken als der Mann im Reiche der Wissenschaft und Kunst? Was beglückt die Frau? (Geordnetes Hauswesen, wohlerzogene Kinder, behagliche Häuslichkeit für den Mann, Verständnis für seine Bestrebungen, kleine regelmäßige Freuden.) Wie nimmt ihr stiller Beruf alle Kräfte des Geistes und Herzens in Anspruch und gewährt unablässig die mannigfaltigsten Anregungen? Warum gewährt der Beruf des Mannes häufig diese tief innerliche Befriedigung nicht? (Gebiet zu weit. Allerlei Hemmnisse. Strenge Pflichtgebote und Schranken. Unbefriedigende Erfolge und damit unbefriedigter Ehrgeiz.)

Str. 6: Was stumpft den Mann gegen Mitleid und Liebe oft ab? (Kältere Naturanlage. Stolz. Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit. Enttäuschungen. Große Entwürfe. Einseitigkeit der Beschäftigung. Scheu vor „weibischer Rührseligkeit".) —

Str. 7: Wie zeigt sich die zarter fühlende Seele der Frau? (Ihre Phantasie stellt sich lebhaft fremde Leiden vor und ängstiget sich darüber. Das Herz schlägt lauter; die Brust hebt und senkt sich rascher; aus den Augen rinnen Thränen.) Wie gleicht das empfindsame Wesen der Frau einer äolischen Harfe (Äolsharfe), welche der leiseste Windhauch (Zephyr) erklingen läßt? Warum ist der Kampf mit Hindernissen der Beruf des Mannes, die barmherzige Liebe und Pflege der Beruf der Frau?

Str. 8: Was bedeuten Scythe (die rohe Kraft), Perser (die höhere Kultur und die Verweichlichung), Eris (Göttin der Zwietracht), Charis (Huldgöttin)? Wie macht sich das Recht der Stärke geltend? Wie vertreiben die feindlichen Begierden den Frieden und das Behagen aus dem Leben?

Str. 9: Wie führen die Frauen den Zepter (Herrscherstab) der Sitte? (Durch ihre unantastbare Haltung, ihre sanft überredenden Bitten, ihre weisen Winke und Mahnungen, ihren lieblichen Anstand, ihre ganze Weise in Wort und Wesen.) Wie löschen sie das Zwietrachtsfeuer und versöhnen die feindlichen Kräfte?

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. Einleitende Strophe: Preis der Frauen als Hüterinnen der Liebe, der Anmut und des Glückes.

Erste Doppelstrophe: Wildes Schweifen der männlichen Kraft ins Weite. Mildes Haften des Weibes an Heimat und Gegenwart.

Zweite Doppelstrophe: Unruhiger, kampflustiger Thatendrang des Mannes, friedlicher, freudvoller Genuß der Frau im engen Pflichtenkreise.

Dritte Doppelstrophe: Selbstsüchtiges, liebloses Vorwärtsdrängen des Mannes und verständnisvolle Liebesbethätigung der Frau.

Vierte Doppelstrophe: Gewaltthat und Streitsucht des Mannes, versöhnende und verschönende Bitte und Sitte der Frau.

2. Gedankengang. Str. 1: Ehret die Frauen, denn sie verschönen das Leben durch Liebe und pflegen mit Anmut alle edlen Gefühle. Str. 2: Die wilde Kraft des Mannes treibt seine Gedanken irrend umher,

wirft ihn in das Meer der Leidenschaften, heißt ihn das Glück in der Ferne, Verwirklichung seiner Ideale auf entlegenen Sternen suchen. Str. 3: Die rechte Frau ist heimatfroh, natürlich und sittig, und ruft ihn mit Blicken, Mienen und Worten warnend in die Gegenwart und die Heimat zurück. Str. 4: Rastlos, kampflustig und zermalmend geht der Mann schaffend und zerstörend, wünschend und heischend durchs Leben. Str. 5: Zufrieden und still genießt die Frau den Augenblick, waltet frei und glücklich in ihrem engen Wirkungskreise und verlangt weder in des Wissens noch der Künste unendliche Kreise tief einzudringen. Str. 6: Der kalte, stolze, kampfharte Sinn des Mannes genügt sich selbst, verlangt nicht nach anschmiegender Liebe, kennt nicht den Austausch verwandter Seelen und die Thränen des Mitleids. Str. 7: Wie die Äolsharfe von jedem Lufthauch erklingt, so fühlt die zarte Frau alle Leiden der Mitmenschen mit und sucht sie durch Teilnahme, Liebe und Hilfe zu lindern. Str. 8: Der Mann pocht auf seine Stärke, erkämpft sich sein Recht und scheut in seiner Begehrlichkeit auch Steit und Kampf nicht. Str. 9: Die sanfte Frau versöhnt durch rührende Bitten, durch die Anmut ihrer Sitten und durch ihre verständigen Vorstellungen die Zwietracht und einigt die feindlichen Kräfte.

3. Kennzeichen des Mannes- und Frauen-Charakters. Gegenüberstellung der Gegensätze: Er hat die wilde Kraft, sie die schamhafte Sitte. Er schweift unstet in die Ferne, sie weilt friedevoll in der mütterlichen Hütte. Er wird leidenschaftlich umgetrieben, sie ruft ihn mit zauberisch-fesselndem Blicke zurück. Er sucht in der zeitlichen und örtlichen Ferne unbefriedigt das Glück; sie zeigt es ihm in der Gegenwart, in der Heimat und in der Zufriedenheit. U. s. w. —

## IV. Vergleichung verwandter Stoffe.

1. „Macht des Weibes":

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
  Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
  Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten;
  Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
  Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

Wie wirkt die Frau durch den stillen Gesamtzauber ihres Wesens, durch die Einheit ihrer schönen Erscheinung und ihrer sittlichen Natur? Warum kann rauschende Vielgeschäftigkeit, unruhiges Hin- und Herrennen und lautes Klugsprechen einer Frau weder beglückend auf die Gesellschaft noch auf den Mann wirken? Wie behauptet der Mann des Gesetzes Würde? Welche Frauen haben durch Geistes Macht und Thaten geherrscht? Wie entbehrten sie der höchsten Krone des Weibes?

2. „Tugend des Weibes“:

Tugenden brauchet der Mann, er stürzet sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib; sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

Warum können Tugenden nur im Kampfe erworben werden? Warum ist der Kampf mit dem Glück und Geschick bedenklich? Die Eine Tugend des Weibes ist die Anmut, d. h. die Übereinstimmung ihrer Neigungen mit dem Sittengesetz. Wie wirket die Anmut versöhnend und verschönend im Leben?

3. „Weibliches Urteil“:

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Wie urteilt der Mann nach Gründen? Warum ist die Liebe eines Weibes sein Richterspruch? (Bei der Harmonie ihrer sinnlichen und sittlichen Natur empfindet sie ohne Verstandes- und Buchstabengründe fein und richtig den sittlichen Wert oder Unwert eines Menschen und einer That.)

4. „Forum des Weibes“:

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten;
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

Wie ist die Einheit der sinnlichen und sittlichen Natur gefühlsmäßig trefflich geeignet, wahren Menschenwert zu beurteilen? Warum kann aber bei dieser Charakterbeschaffenheit das Urteil über einzelne Thaten des Mannes gänzlich fehlgehen?

## Der Kaufmann.

(1795.)

Wohin segelt das Schiff? Es trägt Sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

1. Worterläuterung. Sidonische Männer, d. h. Phönizier, deren Hauptstädte Tyrus und Sidon waren. Die Phönizier waren die berühmtesten Handelsleute des Altertums. Der frierende Nord ist — mit Übertreibung — die Ostseeküste, wo sie Bernstein, und Britannien, wo sie Zinn holten. Neptun oder Poseidon war der Beherrscher des Meeres. Die bewirtende Bucht ist der Ankerplatz der Schiffe. Wasser aus trinkbarem Quell war das erste und größte Verlangen der weit gesegelten Schiffe. Den Göttern gehört der Kaufmann, d. h. er bedarf des Schutzes aller Götter und dient mit seinem Beruf allen Gottheiten. Zeus, der Gastliche, muß ihm eine günstige Aufnahme an der

fremden Küste bereiten. Neptun trägt sein Schiff zu fernen Gestaden. Äolus, der Gott der Winde, verleiht ihm günstige Winde und glückliche Fahrt. Merkur oder Hermes segnet seinen Handel. Ceres läßt ihm in der Fremde allerlei Bodenerzeugnisse wachsen 2c. Güter zu suchen, geht er, d. h. der Zweck seiner Reisen und Wagnisse ist der Gewinn. An sein Schiff knüpfet das Gute sich an, d. h. er verbreitet zugleich die Bildung und Gesittung. Mit dem Umtausch der Landeserzeugnisse verband sich eine Mitteilung aller Kulturfortschritte. Überall gründeten die Phönizier Ansiedlungen, welche die wilden Bewohner mit den Erfindungen, Künsten und Lebensgewohnheiten der höheren Kultur bekannt machten, z. B. mit der Schreib- und Rechenkunst, mit der Glas- und Purpurbereitung, mit dem Schmuck der Wohnung und Kleidung 2c.

2. Gedankengang. Phönizische Kaufleute vermitteln den Warenaustausch zwischen den verschiedenen Ländern. Sie scheuen dabei nicht Wetter und Weg, nicht Gefahr und Entbehrung. Sie befehlen ihr Leben und ihren Beruf den Göttern. In den Buchten, wo sie ankern, forschen sie zuerst nach trinkbarem Wasser und suchen die Gastlichkeit der Bewohner. Der Kaufmann bedarf in seinem gefahrvollen Berufe der Hilfe aller Götter und dient ihnen darum mit Hingabe. Zwar steht sein Sinn zunächst auf Erwerb, gleichzeitig aber fördert er die Kultur.

3. Grundgedanke. Der Kaufmann steht im Schutze Gottes, weil er neben der Absicht, zu gewinnen, gleichzeitig die Kulturbestrebungen der Menschheit fördert und das Gute verbreitet.

4. Rede- und Stilübungen. Die Handels- und Entdeckungsfahrten der Phönizier! Die Gefahren auf ihren Reisen! Die Bedeutung der Kolonien! Die wichtigsten Handelsvölker in der Geschichte und ihre Verdienste um die Kultur! Beweise, wie noch heute den Spuren der Kaufleute die Ansiedler, die Forscher und die Missionare folgen! Zeige das eingehend an den deutschen Kolonien!

## Kolumbus.

(1795.)

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen
  Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
  Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
  Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
  Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.

1. Erläuterungen. Witz ist der Spott beschränkter Geister, welche den Weitblick und die Gedankentiefe des Entdeckers nicht begriffen und seinen Plänen allerlei Hindernisse in den Weg legten. Die lässige Hand des Schiffers am Steuer deutet die Mutlosigkeit und den Wider-

stand des Schiffsvolks an, das nicht weiter fahren wollte. Nach Westen! hieß die Losung des Kolumbus. Auf westlicher Fahrt hoffte er die Ostküste des Goldlandes Indien zu erreichen. Das hatten ihm seine Studien, seine Fahrten und seine Gedanken als etwas Gewisses in die Seele geprägt. Der leitende Gott ist der Genius in der Brust, die feste Überzeugung. Das schweigende Weltmeer verbirgt seine Welten und wartet, daß sie der thätige Menschengeist enthüllt, entdeckt. Wär' sie noch nicht, die gesuchte Küste, sie würde der Arbeit des Forschers erscheinen müssen, wie sie vor seinem Blicke stand. Der Genius, d. h. der Strahl göttlicher Wahrheit in der Brust, und die Natur, das Schöpferwerk des ewigen Gottes, verstehen sich und lassen sich gegenseitig nicht im Stiche, da sie beide dem Urquell derselben Schöpferweisheit und Schöpfermacht entsprungen sind. Nur das Gleichartige versteht sich und enthüllt sich bis in seine tiefsten Geheimnisse.

2. Gedankengang. Laß dich nicht vom Hohne der Witzlinge und von dem Widerstande der Feiglinge entmutigen! Laß die mutige That ausführen, was der erleuchtete Verstand schaut! Vertraue der Stimme Gottes in deiner Brust, sie kann nicht lügen! In ihrem Lichte erkennst du sicher die Natur. Was du im Geiste schaust, wird die Natur wesenhaft dir zeigen.

3. Grundgedanke. Der von Gott erleuchtete Geist ahnt und schaut die Geheimnisse der Natur, und der mutige, thatkräftige Wille findet und enthüllt sie. „Was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht."

4. Rede- und Stilübungen. Was bedeutet Schillers Wort: „Als Kolumbus die Wette mit einem unbefahrenen Meere einging —"? Worauf gründete sich Kolumbus' Entdeckungshoffnung? Wie zeigte sich die Übereinstimmung zwischen Genius und Natur? Wie haben Witz, Lässigkeit und Feindschaft dem großen Entdecker die Arbeit und das Leben erschwert? Der Lohn des Entdeckers nach Feodor Wehls „Kolumbus' Sterbewunsch": „Der eine neue Welt dem Erdball gab, der nimmt als Lohn die Ketten mit ins Grab!" — Vergleiche den phönizischen Kaufmann und den spanischen Entdecker!

5. Verwandte Stoffe über die verschiedenen Berufsaufgaben.

a) Im „Liede von der Glocke" (Bd. III, S. 83—108) der Beruf des Glockengießers (das Handwerk) und der Landwirte! Welche Stellen handeln davon?

b) Im „Spaziergang" (S. 392—406) der Gelehrte, der Hirt, der Bauer, der Kaufmann und Gewerbetreibende, der Handwerker und der Künstler. Was sagt das Gedicht von jedem?

c) „Die Johanniter" (Bd. III, S. 357) als Ritter und Krankenpfleger.

d) „Karthago":

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

(Warum heißt Karthago ein ausgeartetes Kind von Tyrus? Wie zeigt es die Ausartung des Erwerbs? Was bedeutet des Römers Gewalt und des Tyriers List? Die Römer eroberten mit dem Schwerte, die Phönizier faßten durch Klugheit und List überall Fuß. — Wie beherrschte der Römer und wie belehrte der Tyrier die Erde? Jene führten ein kräftiges, gesetzmäßiges Regiment in den eroberten Ländern ein, diese verbreiteten Bildung und Kultur. — Wie hatte Karthago von beiden nur das Schlechte gelernt? Es war härter, ja grausamer als die Römer und treuloser als die Tyrier, benutzte als Mittel seiner Herrsch- und Gewinnsucht das Eisen (Gewalt-) und das Gold (Bestechungsmittel).

e) „Der Alpenjäger" (Bd. III, S. 379), „Der Fischerknabe" (Bd. III, S. 434), „Lied des Hirten" („Ihr Matten, lebt wohl, ihr sonnigen Weiden —"), „Lied des Alpenjägers" („Es donnern die Höhen —"), „Lied des Schützen" (Bd. I, S. 550).

f) „Unterschied der Stände":

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

(Die gemeine oder gewöhnliche Natur kann in ihrem Berufe tüchtig sein und einzelnes ganz gut leisten, die edle oder schöne Seele giebt sich und ihr Werk ganz als schöne, beglückende Einheit).

g) „Zweierlei Wirkungsarten":

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

(Wer recht und gut handelt, der stärkt die sittliche Kraft, das göttliche Erbteil im Menschen. Wer aber sein Thun in das Gewand des Schönen durch die Kunst zu kleiden vermag, der verbreitet das Gute weiter und gewinnt ihm immer mehr Liebhaber und Jünger).

h) „Der Schlüssel":

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

(Nur durch Vergleichung lernt man sich und sein Werk recht beurteilen. Am fremden Thun miß den Wert des eigenen! Die Beweggründe des Handelns der andern erlausche in dem eigenen Herzen!).

i) „Aufgabe":

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

6. Zusammenfassende Aufgaben über die Altersstufen und Berufsaufgaben: Welche Altersstufen, Ständegliederungen und Berufsarten haben Erwähnung gefunden und in

welchen Dichtungen? Welche Hauptaufgabe fällt jedem zu? Wo werden die einzelnen Berufsarten betrieben? Welche Bedeutung hat jede im Gesamtgetriebe der menschlichen Arbeit? Welche Regeln gelten für jeden Beruf? Welche Gefahr der Ausartung droht in den einzelnen Berufsarten?

---

## 5. Heimat und Vaterland. Freiheit und Gesetz. Fürst und Volk. Krieg und Frieden.

### Odysseus.

(1795.)

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aides Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste,
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

I. **Vorbereitung.** Nach der Eroberung Trojas begab sich mit den andern griechischen Helden auch der vielgewandte Odysseus, König der Insel Ithaka, einer der Jonischen Inseln, auf die Heimfahrt. Aber erst nach zehnjährigen Irrfahrten und den mannigfachsten Abenteuern, die Homer in der Odyssee besungen hat, sah er seine Heimat, seine treue Gattin Penelope und seinen Sohn Telemachus wieder. Auf Sicilien blendete er den einäugigen Riesen Polyphem, der die Hilfesuchenden in seine Höhle einsperrte, um sie zu verzehren. Darob ergrimmte der Meeresgott Neptun, der Vater des Riesen, und ließ den unglücklichen Odysseus alle Schrecken des Meeres fühlen. Die Zauberin Circe verwandelte seine Gefährten in Schweine, wurde aber von Odysseus gezwungen, sie zu befreien. Sogar die Schatten der Unterwelt besuchte er und ließ sich von dem blinden Seher Tiresias sein und der Seinen Geschick verkündigen. An den Mast gebunden, hörte er den verlockenden Gesang der Sirenen, nachdem er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verstopft hatte. Mit Verlust von 6 Genossen kam er durch die Scylla und Charybdis, zwei heulende Strudel in der Straße von Messina. Die Nymphe Kalypso hielt ihn 7 Jahre auf ihrer Insel fest. Als ihn die Sehnsucht unwiderstehlich nach der geliebten Heimat zog, warf ihn ein Schiffbruch nackt und bloß auf die Insel der gastlichen Phäaken. Die liebliche Königstochter Nausikaa führte den unglücklichen Schiffbrüchigen zu ihrem Vater Alkinous, der ihn freundlich aufnahm, gastlich bewirtete und endlich mit Ehren nach seiner Heimatinsel fahren ließ. Auf der Fahrt sank er in einen tiefen Schlaf, erwachte auch nicht, als ihn die Phäaken ans Land trugen und auf dem Boden der Heimat mit vielen Geschenken niederlegten.

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Was weißt du über die Heimat des Odysseus? Welche Gewässer durchkreuzte und welche Inseln besuchte Odysseus? Was ist der Scylla Gebell und der Charybde Gefahr? (Vergl. Schillers „Taucher", Bd. III, S. 358—373, besonders S. 373, Odyssee, Gesang XII, V. 234—243! Vers 85:

„Dort in der Kluft wohnt Scylla, das grausige, bellende Scheusal.
Zwar ihr Laut ist schwach wie von neugeborenen Hündlein,
Aber sie selbst ein entsetzliches Untier". . . . .)

Welche Schrecknisse erfuhr Odysseus auf dem Meere, welche auf dem Lande? Was ist des Aides Reich? Wie gelangte er endlich an Ithakas Küste? Warum begrüßte er mit Jammer die Heimat und das Vaterland? Warum hatte seine Schutzgöttin Athene die Heimat in Nebel gehüllt und so unkenntlich gemacht? (Odysseus sollte nicht eher erkannt werden, bis er die unverschämten Freier gezüchtigt hätte: dieselben verpraßten sein Gut, verspotteten seinen Sohn und quälten seine treue Gattin.)

Odyssee, Gesang XIII, V. 187—200:

. . . . . Odysseus aber erwachte,
Schlafend im Vaterland, und — erkannte die Heimat nicht mehr,
Weil er so lang in der Ferne geschweift. Denn Nebel ergoß auch
Ringsher Pallas Athene, die Tochter des Zeus, um ihn selber
Unerkennbar zu machen und jegliches ihm zu verkünden,
Daß er verborgen bliebe dem Weib und den Bürgern und Freunden,
Bis er die ganze Schmach an sämtlichen Freiern gerochen.
Fremd erschien drum alles dem eigenen Herrn und Gebieter,
Weithin laufende Pfade sowohl wie schirmende Buchten,
Hochansteigende Felsen und üppig grünende Bäume.
Auf nun fuhr er, und stand, und schaute sein Vatergefild an,
Laut dann jammert' er auf, und mit flach gebreiteten Händen
Schlug er die Schenkel beide und rief wehklagend die Worte:
Weh mir! in welcher Sterblichen Land jetzt wieder geriet ich?

III. **Grundgedanke.** Die Fremde durchstreifte der Held unter tausend Gefahren, um die Heimat und ihr Glück zu suchen. Endlich bringt ihn unerwartet und ohne sein Zuthun ein freundliches Geschick an das Ziel seiner Sehnsucht. Das Unerwartete überrascht und verwirrt ihn so, daß er zuerst keinen klaren Blick für das altbekannte und nun doch fast fremdgewordene Vaterland hat.

Anwendung: Das mühsam gesuchte und noch fern gewähnte Glück, das uns plötzlich in den Schoß fällt, erschreckt uns oft so, daß wir uns anfänglich nicht zurecht finden können und eher Unruhe als Freude fühlen. Viehoff deutet das Gedicht so: „Wenn ein günstiges Geschick dem Suchenden endlich nach langjährigem Ringen ohne sein Zuthun, wie im Schlafe, das erstrebte Glück gewährt, so hat er oft die inneren Bedingungen eingebüßt, um dieses Glückes froh zu werden, ja sogar die Fähigkeit, es als das angestrebte zu erkennen. Selbst ein anderer geworden, sieht er das Erreichte in anderem Lichte, als es ehedem seiner Phantasie erschienen, und fühlt sich nicht dadurch beglückt." Dagegen

Leimbach: „Odysseus erreicht das Ziel seiner Sehnsucht nicht, so lange er es mit eigener Kraft erstrebt. Er irrt und duldet, so lange er sucht, und findet das Vaterland endlich, selbst schlafend, so ganz ohne sein Zuthun, so ganz aus freier Huld, daß er die Heimatinsel anfangs nicht einmal erkennt, nicht weil sie sich wesentlich verändert, sondern mehr, weil er sie noch nicht so nahe geglaubt, weil er das Ziel seiner Irrfahrt noch nicht erwartet hat."

IV. **Rede- und Stilübungen.** Was macht uns die Heimat so wertvoll und lieb? Was weißt du von der Heimat des Odysseus? Warum nennt Schiller im „Liede von der Glocke" Bd. III, S. 86 den „Trieb zum Vaterlande" das heiligste Band? Wie preist er im Drama „Wilhelm Tell" (Vergl. Bd. III, S. 542) den Wert des Vaterlandes? Wann würden wir unser Vaterland nicht in seinem Werte erkennen, sondern verkennen? (Wenn wir seine Schönheit nicht empfänden, seine Größe und Macht nicht hochhielten, seine Grenzen und Güter nicht mit Gut und Blut verteidigten, seine Sprache verwelschten, seine Ordnungen und Gesetze mißachteten, seine heimischen Sitten nicht liebten und übten, seine Geschichte nicht mit Herzensteilnahme lernten u. s. w.) Vergleiche G. Schwabs „Der Reiter und der Bodensee" Bd. III, S. 375! Vergleiche „die Jünger auf dem Wege nach Emmaus" Luk. 24, 15—35: „Ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten!" Suche verwandte Stoffe, die Heimat und Vaterland preisen! Beispiele von solchen, die Heimat und Vaterland suchten!

## Wilhelm Tell.

(1804.)

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen.

I. **Vorbereitung.** Diese beiden Strophen in Stanzenform sind das Widmungsgedicht, das Schiller am 22. April 1804 in ein Exemplar des Dramas „Wilhelm Tell" einschrieb und dem damaligen Kurfürsten von Mainz Karl von Dalberg übersandte. Es ist an den Kurfürsten

gerichtet, „dem alles Große eigen“, und enthält gleichsam den Berechtigungsschein der Dichtung. Gegenüber gestellt sind die Greuel der französischen Revolution, bei der die Muse ihr Haupt verhülle, und die Vaterlandsthaten der Schweizer Hirten, die der dichterischen Verherrlichung wert seien.

Die Schrecken der französischen Revolution sind im „Liede von der Glocke“ Bd. III, S. 87 und im „Spaziergange“ S. 395 anschaulich geschildert, die geschichtlichen Thatsachen hinlänglich bekannt. Die geschichtliche, bezw. sagenhafte Grundlage des vorstehenden Gedichts, sowie des Dramas „Wilhelm Tell“ ist kurz folgende: Die deutschen Kaiser waren von alten Zeiten her Schirmvögte der Schweizer Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden am Vierwaldstätter See. Ein armes, frommes Hirtenvolk bewohnte dieselben. Sie liebten Heimat, Vaterland und Freiheit über alles, ehrten den Kaiser, gehorchten den Gesetzen, bäumten sich aber gegen jeden willkürlichen Druck auf. Der ländersüchtige Habsburger Albrecht I. wollte die Schweizer Kantone seiner Hausmacht einverleiben, sie also aus einem reichsfreien Lande zu einem österreichischen Hausbesitze machen. Als die Schweizer sich nicht willig in seine Pläne fügten, so ließ er sie durch die zwei Vögte Geßler und Landenberg unsäglich quälen, um sie mürbe zu machen. Da schlossen eine Anzahl freiheitliebender Vaterlandsfreunde den Rütlibund, der die Abschüttelung des fremden Joches und die Befreiung des Vaterlandes als Ziel hatte. Die Befreiung gelang. Der grausame Geßler wurde von dem trefflichen Schützen Tell erschossen, den er gezwungen hatte, einen Apfel von seines Sohnes Haupt zu schießen. Der Landenberg wurde in seiner Burg überrascht, gefangen genommen und aus dem Lande gewiesen. So zeigten die Sieger im Zorn wie im Glücke doch Mäßigung und Menschlichkeit, wie so ganz anders als die französischen Freiheitshelden, die Gott entthronten, König und Königin köpften, alle Gesetze und Ordnungen umstürzten und auf Leichen und über Blutströmen die Freiheit gründen wollten!

## II. Vortrag, Wort- und Sacherklärung.

Welche rohen Kräfte entzweiten sich feindlich in der französischen Revolution? Wie wurde von der Parteiwut die Kriegsflamme geschürt? Welche tobenden Parteien gab es in Frankreich? Wie warfen die Laster alle Scham ab? Wie rührte freche Willkür an das Heilige? An welchem Anker hängen die Staaten? (Gesetz und Ordnung). Wie war das Schweizer Hirtenvolk sich selbst genug? Welchen unwürdigen Zwang litt es? Wie war es im Zorne menschlich, im Glücke bescheiden? Wie war dem Kurfürsten Dalberg von Mainz alles Große eigen? (Er wußte es zu finden, zu würdigen, anzuerkennen und mit Gedanken, Wort und That zu fördern).

**III. Vertiefung.** 1. Vergleichende Charakteristik der französischen Revolution und der Schweizerbefreiung nach den Fragen: a) Wer? b) Wann? c) Wo? d) Wie? e) Warum? f) Mit welchem

Erfolge? g) Welche Bedeutung haben dabei Heimat und Vaterland, Freiheit und Gesetz, Fürst und Volk, Krieg und Frieden? a) Franzosen. — Schweizer. b) Von 1789—1804. — Um 1308. c) Frankreich, besonders in Paris. — Schweiz, besonders am Vierwaldstätter See. d) Mit blutigen Gewaltthaten und den erbittertsten Parteikämpfen. — Einig, bündnistreu, umsichtig, menschlich, maßvoll. e) Eine ganz neue Ordnung der Dinge soll geschaffen, Adel und Geistlichkeit vernichtet, der Thron umgestürzt, die Republik eingerichtet, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit darin zum Grundgesetz gemacht werden. — Die alte Ordnung der Väter soll erhalten, der fremden Willkürherrschaft gewehrt, dem Kaiser Gehorsam geleistet, der Rahmen der alten Gesetze aber erhalten werden. f) Alles durcheinander geworfen, alles gegeneinander gehetzt, alles aber endlich von einem Despoten und Eroberer willkürlich neu geordnet! — Die Zwingvögte vertrieben, die Zwingburgen gebrochen, die alten Rechte und Freiheiten wiederhergestellt und ein ewiger Bund geschlossen. g) Die Franzosen fragten wenig nach der Heimat und ihrem Zauber, sondern schrieen nach Brot und Wohlleben. Die Welt sollte ihr Vaterland sein. Frei wollten sie sein von den Schranken der Scham und Sitte, damit alle Laster frei walten könnten. Das Gesetz wollten sie nach ihrem Gelüst und Willen modeln, von einem Fürsten nichts wissen, das „souveräne Volk" allein sollte gebieten. Der Friede war ihnen langweilig und unbequem, der Krieg um des Ruhmes, um der Beute und um der Eroberung willen die erfreulichste Kraftbethätigung. — Die Schweizer liebten die Heimat mit ihren Gütern über alles. Dem deutschen Vaterlande wollten sie angehören, aber ihre Heimatrechte nicht aufgeben. Die Freiheit war ihnen nur Befreiung von Druck und Gewalt und freie Übung ihrer Volkseigenart. Das Gesetz der Väter mußte verteidigt und von allen gehalten werden. Der deutsche Kaiser sollte als Fürst das Reich regieren und Gehorsam fordern, das Volk aber die Angelegenheiten der Heimat ordnen. Krieg durfte nur zur Verteidigung, nicht aus Eroberungslust geführt werden. Friede galt als die gedeihliche Luft für das Erwerbsleben und die Kulturarbeit.

2. Gedankeninhalt der beiden Stanzen. Rohe Entzweiung, frevelhafte Kriege, wilde Parteikämpfe, Verleugnung der Gerechtigkeit, schamlose Laster, Verhöhnung des Heiligen und gewaltsame Auflösung der Staatsordnung: das sind keine Stoffe für eine Dichtung. Wohl aber ist die heldenmütige Befreiung schlichter, frommer, genügsamer Hirten von unwürdigem Zwange, ohne im Zorn die Menschlichkeit und im Glücke die Mäßigung zu verleugnen, eine große That und der Verherrlichung im Liede wert.

## IV. **Verwandte Stoffe.**

1. Aus dem „Liede von der Glocke" (Bd. III, S. 84—87) die Stellen, welche behandeln: a) die staatliche Ordnung („Heil'ge Ordnung —"), b) die gesellschaftliche Ordnung („Tausend fleiß'ge

Hände —“), c) den Zauber der Heimat („Munter fördert seine Schritte —“), d) die Vaterlandsliebe („Und das teuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande“), e) Fürst und Volk („Ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß“), f) Aufruhr und Umsturz („Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte —“), g) Schrecken des Krieges („Möge nie der Tag erscheinen —“), h) Segen des Friedens und der Eintracht („Holder Friede, süße Eintracht —“, „Friede sei ihr erst Geläute!“)

2. Aus dem „Spaziergange“ (S. 392—396) die Stellen über a) gesetzliche Ordnung („Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes —“), b) Heimatzauber („Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen —“), c) Standesgliederung („Stände seh' ich gebildet —“), d) Arbeitsorganisation („Sieh da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte —“), e) Vaterlandsliebe („Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze —“), f) Vaterlandsverteidigung („Helden stürzten zum Kampf für die Penaten hinaus —“), g) gedeihliche Friedensarbeit („Munter entbrennt, des Eigentums froh —“), h) wahre und falsche Freiheit („Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde —“), i) Umsturz und Rückkehr zur gesunden Natur („Ach, da reißen im Sturme die Anker —“, „des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron —“, „In der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur“. — „Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.“)

3. „Das Regiment“:

Das Gesetz sei der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin.

Ein Staatswesen gleiche einem wohlgeordneten Haushalte. Was der Mann und Vater im Hause ist, der lenkende Wille, das sei das Gesetz im Staate, verkörpert im Fürsten. Was die Mutter im Hause ist, die ordnende, versöhnende und verschönende Gabe, das sei edle Sitte im öffentlichen Leben. Das Gesetz in starker, weiser Hand über allen und die Sitte als natürliche Lebensübung zwischen allen, das giebt eine gute Regierung und glückliche Unterthanen.

4. „Deutscher Genius“:

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft und griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Dem deutschen Dichter werden die griechischen und römischen Muster als Vorbilder hingestellt; vor dem gallischen Sprunge, d. h. dem französischen Witze und Leichtsinn, aber wird gewarnt. Das gilt nicht bloß vom Dichten, sondern auch vom Leben. Kraft und gesetzlicher Sinn, Anmut und Schönheit der Sitte, Ernst in der Erfahrung der Lebensaufgaben seien dem Deutschen eigen, niemals aber französische Leichtigkeit und Seichtigkeit.

5. „Unglückselige Eilfertigkeit“:

Ach, wie sie Freiheit schrieen und Gleichheit, geschwind wollt' ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang deuchte, so sprang ich vom Dach.

Das Distichon geißelt die überstürzte Eile, die bei Verbesserung öffentlicher Zustände nicht den natürlichen Weg geht, sondern in tollen Sprüngen das Heil aller und jedes Einzelnen gefährdet.

6. „Das Mädchen von Orleans“:

1. Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

3. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Das Gedicht ist gleichsam der Geleits- und Berechtigungsschein für des Dichters romantische Tragödie „Die Jungfrau von Orleans“. Die erste Überschrift in Cottas „Taschenbuch für Damen 1802“ lautete: „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans“. Sie bezeichnete bestimmt die Absicht, die „Jungfrau von Orleans“ im Drama schroff der Voltaire'schen Schmähdichtung „La Pucelle“, d. h. die keusche Jungfer, entgegen zu setzen. Das „edle Bild der Menschheit“ in seinem kindlichen Glauben, in seiner begeisterten Vaterlandsliebe und in seinem reinen, selbstlosen Thun sollte einen lichten Gegensatz zu dem Zerrbilde des Franzosen darstellen, der mit Spott und Hohn, Witz und Unglauben gemalt und gefälscht hatte. Der laute Markt, d. h. die urteilslose Menge, wurde durch Momus, den Gott des Spottes mit der Narrenkappe, unterhalten, aber der edle Sinn wandte sich angewidert ab und erbaute sich an schöneren Gestalten. Wie Schiller in der Dichtung das Bild der Jungfrau von Orleans verklärte, so hatte 1456 Papst Calixtus II. ihren Prozeß aufs neue prüfen lassen und sie für unschuldig erklärt. Ihr Andenken wurde durch Errichtung eines Denkmals und ein Volksfest auf der Stätte ihrer Hinrichtung geehrt.

Vergleichung von „Wilhelm Tell“ und dem „Mädchen von Orleans.“

Beide waren von höchster Vaterlandsliebe beseelt, setzten das eigene Leben daran, um die Freiheit des Vaterlandes zu retten, werden heute noch von ihren Volksgenossen als Muster der Freiheits- und Vaterlandsliebe geehrt und sind am schönsten in der Dichtung durch Schiller verherrlicht worden. Tell war ein furchtloser Schütz, Johanna eine fromme Schäferin, Tell der Befreier der Schweiz, Johanna die Retterin

Frankreichs. Die Freiheit der Schweiz war bedroht durch die kaiserlichen Zwingvögte, der Bestand Frankreichs durch fremde Eroberer. Tell diente nur seinem Volke, Johanna dem Könige und dem Vaterlande. Tell sah nüchtern, ruhig, klar und mutig den Thatsachen ins Gesicht, Johanna hatte allerlei himmlische Gesichte. Tells Frömmigkeit war schlicht und gesund, Johannas schwärmerisch. Tell erschoß den Tyrannen Geßler, Johanna befreite Orleans, wobei der gewaltige Kriegsheld Talbot fiel. Tell erlebte den vollen Sieg der Sache des Vaterlands, Johanna opferte ihr Leben, aber die Sache des Königs siegte. Tell wurde schon bei Lebzeiten hoch geehrt, Johanna erst nach ihrem Tode. Tells That ist von Geschichtsforschern angezweifelt, Johannas Charakter verdächtigt worden. Tell ist ein Held der Freiheit und ein Bild unverzagten Mannesmutes, Johanna ist eine Heldin des monarchischen Gedankens und ein Bild begeisterter jungfräulicher Schwärmerei für Heimat und Vaterland.

## Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste, in einem freundschaftlichen Zirkel gesungen 1802.

1. So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
Das seine Wiege war.

2. Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länder groß.

3. Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

4. Dich führe durch das wildbewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bring es rein zurück!

5. Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat;
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

6. Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, so lang sein Strom wird fließen
Ins Bett des Oceans.

7. Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von seinem eignen Wein,

8. Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Brett
Hinüber trägt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu' vergeht.

I. **Vorbereitung.** Das Lied wurde am 22. Febr. 1802 in einem Kränzchen, zu dem der Erbprinz von Weimar als Ehrengast geladen war, nach der Melodie des Claudius'schen Liedes „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" gesungen. Goethe hatte für denselben Zweck sein Tischlied „Mich ergreift, ich weiß nicht wie —", gedichtet. Während letzteres den fröhlichen Gesellschaftston meisterhaft trifft, den Abschied nur andeutet („Gute Freunde ziehen fort wohl einhundert Meilen"), weht durch das Schillersche Lied mild-wehmütige Abschiedsstimmung. Es ist, wie alles von Schiller, gedanken- und bilderreich, von sittlichem Ernste und

Vaterlandsliebe getragen und ein Zeugnis seiner herzlichen Beziehungen zu dem Prinzen. Hoffmeister besaß von Schillers eigener Hand eine saubere Abschrift des Liedes, vielleicht für den Erbprinzen oder ein Mitglied des Kränzchens bestimmt, „in jenen festen, großartigen, prächtigen, kühnen Schriftzügen, wie der ganze Mensch selber war.“

II. **Vortrag, Wort- und Sacherklärung.**

Was sagt Str. 1 über die Heimat des Erbprinzen? Warum heißt Paris die stolze Bürgerstadt? (Auch Schiller war durch einen Ehrenbrief zum „citoyen“ oder Ehrenbürger Frankreichs ernannt worden). Was für Raub hatten die Franzosen nach Paris gebracht und woher? Wie war 1802 der Krieg gefesselt? Warum ist die Vergleichung Frankreichs mit einem Vulkan zutreffend? Wie war das Leben in Frankreich noch wildbewegt? Womit sind Krieg und Friede verglichen? Welche unsterbliche Thaten hat Herzog Bernhard von Weimar, der große Ahn oder Vorfahr des Reisenden, 1637—1639 am Rhein verrichtet? (Siege bei Rheinfelden, Eroberung von Breisach u. s. w.) Wie sollte der Reisende den Manen oder Geistern der Verstorbenen opfern? Warum nennt Schiller den Rhein Grenzhüter der Germanen? Warum ist der Rhein jetzt Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze wie damals? Was bedeutet das schwanke Brett? Wie sollte sich der vaterländische Geist des deutschen Fürsten beweisen? (Er sollte die Heimat und ihr Glück nicht vergessen, nach Bereicherung des Wissens streben, sein Herz rein erhalten, den Fluch des Krieges und den Segen des Friedens mit eigenen Augen schauen, der großen Thaten in der Vergangenheit gedenken, die Schönheit des Vaterlandes empfinden und die Treue bewahren).

III. **Grundgedanke.** Ein deutscher Fürst muß Heimat und Vaterland über alles lieben, das Fremde nur als Vergleichsmaßstab, ohne Nachäffung, kennen lernen, das große Thatenerbe der Väter ehren und mehren und jede vaterländische Tugend lieben und üben.

Aus Goethes Tischlied Str. 4:

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

IV. **Verwandte Stoffe.**

1. „Ilm“:

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Was bedeuten die armen Ufer, die leiseren Wellen (innere Empfänglichkeit) und die unsterblichen Lieder? (Weimar als Heimats- und Wirkensstätte Goethes, Schillers, Herders u. a.)

2. „Saale":

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

(Welches ist der kurze Lauf der Saale? Welches sind die Fürsten und Völker am Ufer? Welche gute Fürsten sind bekannt? Worin bestand die Freiheit der Völker?)

3. „Rhein":

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze;
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

(Warum heißt der Rhein der „Schweizer"? Wie bewachte er die Grenze? Wie war der Strom duldend? Wann ist der Gallier oder Franke drüber gehüpft? Wie ist damit die Begehrlichkeit, Gewissenlosigkeit und Leichtfertigkeit der Franzosen angedeutet?)

4. „Deutschland und seine Fürsten":

Große Monarchen erzeugtest du und bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch es, o Deutschland, und mach es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

Erläuterung: Welche große Monarchen erzeugte Deutschland? Worin zeigte sich die Größe? (In hervorragenden Geistesgaben, siegreichen Kriegen, weisen Regierungsmaßregeln, landesväterlicher Sorgfalt, Beglückung der Unterthanen). Wie macht der Gehorchende den Gebietenden groß? (Durch Gehorsam, tapfere Thaten, hingebende Liebe, begeistertes Lob). Wie wird es den Beherrschern schwerer, als Könige groß zu sein? (Wenn sie denkende Völker regieren, nicht blinden Gehorsam für ihre großen Pläne und schmeichlerisches Lob für ihre Absichten und Thaten finden, wenn zu ihren Befehlen nicht mehr das Ansehen des fürstlichen Purpurs und der Glanz der Krone genügt, sondern die Unterthanen durch Gründe überzeugt sein wollen). Wie wird es den Königen leichter, nur Menschen zu sein? (Wenn das Volk durch geistige und sittliche Erziehung so herangebildet ist, daß es das Rechte und Gute selbst erkennt und willig thut, wenn also der Gehorsam eine Frucht der Überzeugung, Lob und Liebe des Fürsten eine Frucht der Dankbarkeit, die Großthaten nicht bloß Fürsten- sondern Volksthaten sind. Dann kann der Fürst ohne Purpur und Krone unbedenklich mit den Unterthanen menschlich verkehren, ohne seinen ersten Platz zu gefährden oder die Liebe zu verlieren. „Das ist der rechte Herrscher, der überzeugt, indem er gebietet." Friedrich d. Gr. nannte sich den „ersten Diener des Staates". „Der Fürst sollte das Glück des Volkes, das Glück des Volkes aber der Ruhm des Fürsten sein.")

5. „An Bonaparte":

Mag die Welt in thörichtem Erstaunen
Knechtisch deiner Macht Verehrung weihn,
Immer wirst du doch das Spiel der Launen
Einer blinden Zufallsgöttin sein. . . . .

Einsam sitzest du auf deinem Throne
Wie die eiserne Notwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone
Als die blut'ge Geißel deiner Zeit. . . .

Was bewunderte die Welt an Napoleon? Wie zeigte sich der Sklavensinn der Menschen? Wie verwandelten sich die Schmeichelreden in Schmähungen? Wie hielt die Zukunft Gericht über den Eroberer? Wie übte er das Werk der Zerstörung? Wie bleichten Thränen seine Krone? Wie blieb er einsam unter Millionen Knechten? Wie wurde selbst das Losungswort der Tugend „Friede!“ durch ihn Lästerung? Wie war er nur ein Werkzeug in der Rache Händen? Vergl. Uhlands „des Sängers Fluch“ Bd. III, S. 32!

6. „Die unüberwindliche Flotte“:

„Sie kömmt, sie kömmt, des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr. . . . .

Gott, der Allmächt'ge, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewisses Grab.
Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm,
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Wie sollte die spanische „Armada“ Philipps II. die Freiheit unterdrücken? Wie erwies sich England als Vaterland der Freiheit und Tyrannenwehre? Wie deutet das Gedicht auf die bescheidene Inschrift von Elisabeths Siegesmedaille: Afflavit Deus, et dissipati sunt? In welchem Lichte erscheinen Fürst und Volk, Freiheit und Vaterland, Krieg und Frieden in diesem Gedichte?

7. „Reiterlied“:

„Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen! . . . .“

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte . .
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Wann und wie setzten die Deutschen ihr Leben ein, um die Freiheit und das vaterländische Leben zu retten?

8. „Die Schlacht“ (1781):

Schwer und dumpfig, — Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden, eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz. . . . .

Wie malt der Dichter den Marsch, die Macht des Kommandos und der Disziplin, Fahnenwehen und Musikklang, Kanonen- und Gewehrkrachen, das Schlachtgewühl, die Feigheit und den Mut, den Abschiedsschmerz und den Siegesjubel?

9) „Das Siegesfest“:

„Priams Feste war gesunken, Troja lag in Schutt und Staub —“

a) Heimatliebe und -Freude:

Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

b) Klage der Gefangenen:

„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern,
Folgen wir dem fremden Herrn;
Ach, wie glücklich sind die Toten!“

c) Jubel der Sieger:

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

d) Freude der Heimkehrenden:

Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

e) Ruhm des Achilles:

Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

f) Lob Hektors:

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

g) Trost der unglücklichen Hekuba:

Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.

10. „Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg.“ Kriegslied (1781):

Ihr, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland! .....

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern! .....

Aufgaben: Wie zeigt sich die Heimat- und Vaterlandsliebe in Krieg und Frieden? Welches ist das rechte Verhältnis zwischen Fürst und Volk? Wann bilden Gesetz und Freiheit eine Einheit? Wann ist der Krieg eine vaterländische Pflicht? Vergleiche die Zustände des Vaterlandes im Kriege und im Frieden!

---

## 6. Gott, Tugend und Ewigkeit.

### Hymne an den Unendlichen.

(1777.)

Zwischen Himmel und Erde, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms, trägt mich ein Zackenfels,
Wolken türmen
Unter mir sich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke dich, Ewiger:

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen,
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit
Riesentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch, er orgelt — den Fels wie er herunterdröhnt!
Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Kreaturen, erkennt ihr mich?
Schone, Herr, wir erkennen dich!

I. **Vorbereitung.** Der Hymnus gehört zu Schillers ältesten Gedichten. Der Dichter nahm ihn nicht in seine Sammlung auf, erhielt ihn aber von seinem Vater als „Hymnus an Gott" zugesendet, als er von diesem alle früheren poetischen Versuche erbat, die sich unter seinen Papieren fänden. Das seltsame Versmaß ist eine Vereinigung eines antiken Rhythmus und des modernen Reimes und findet sich nur noch einmal in „Größe der Welt" angewandt. Die biblische Scene, die dem Dichter wohl vorgeschwebt hat, findet sich 1. Kön. 19, 11—13: „Der Herr sprach zu Elias: Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den Herrn! Und siehe, der Herr ging vorüber und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein still sanftes Sausen. Da das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel." Oder 2. Mos. 33 u. 34: Moses wollte Jehovahs Antlitz schauen. Der Herr aber sprach: Mein Angesicht kannst du nicht schauen, denn niemand wird leben, der mich sieht. Du sollst aber auf dem Felsen stehen, wenn meine Herrlichkeit vorübergeht, da sollst du mir aus der Felsenkluft hinten nachsehen. Als nun der Herr hernieder fuhr und vor seinem Angesichte überging, rief Moses: „Herr, Herr Gott, barmherzig, gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue!"

II. **Vortrag, Wort- und Sacherklärung.**

Wo ist der Zackenfels, auf dem der Dichter angeklammert steht? Warum heißt der Lüfte Meer die Wiege des Sturms? (Dort entwickeln sich die Luftströmungen.) Welches großartige Schauspiel entwickelt sich unter dem Zuschauer am Felszacken? Warum gaukelt der Blick schwindelnd umher? (Unendliche Höhe und Tiefe und darin das Spiel der Wetterwolken und Stürme.) Warum drängt sich der Gedanke an den Ewigen hier auf? (Was ist der ohnmächtige Mensch gegen solche Gewalten!) Warum heißt der Mensch „der Endliche" und „der vernünftige Wurm"? Wie borgt ihm die ungeheure Natur ihren schauernden Pomp? Wie ist die Natur der Unendlichkeit Riesentochter und ein Spiegel Jehovahs? (Vergl. Ps. 104. Apostg. 17, 24:

Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist —". Röm. 1, 20: Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt —"). Mit welchem Rechte denkt sich der Dichter die Natur als Tempel, den Sturm als Orgel, das Gewitter als Predigt von Jehovah Zebaoth, dem Herrn der Heerscharen, den Blitz als Offenbarungsschrift? Warum verbindet sich mit der Erkenntnis des Ewigen und Allgewaltigen die Bitte: „Schone uns, o Herr!"? (Unsere Ohnmacht gegenüber seiner Allmacht, unsere Vergänglichkeit gegenüber seiner Ewigkeit, unsere Schuld gegenüber seiner Heiligkeit: zieht uns in den Staub.)

III. **Gedankengang.** Im Meer der Lüfte stehe ich auf ragendem Felszacken. Ein Gewittersturm umbraust mich. Schwindelnd schaue ich Unendlichkeit über mir und unter mir. Und ich denke den ewigen Gott! Ich sehe die schaurige Pracht der ungeheuern, unendlichen Natur, fühle meine Gebrechlichkeit, lese aus den Werken der Schöpfung wie aus einem Spiegel den Schöpfer Jehovah und höre im Sturme seine Stimme wie Orgelklang. Der Donner dröhnt; der Orkan ruft den Namen Zebaoth, und der Blitz schreibt mit flammendem Griffel in die Felsen: „Erkennt ihr mich, Geschöpfe der Erde?" Ich aber sinke erkennend nieder und flehe: Schone, o Herr, schone den Sohn des Staubes!

Grundgedanke: Aus den Werken der Natur erkennen wir den allmächtigen Schöpfer, den ewigen Gott. Im Gewitter sehen wir seine Herrlichkeit, hören seine Stimme, fühlen seine Allmacht und sinken in Demut vor ihm nieder.

IV. **Vergleichung verwandter Stoffe.**

## Die Größe der Welt.

(1781.)

1. Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

2. Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

3. Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

4. Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an, Waller! Was suchst du hier?“
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!““

5. „Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie!““

Die Ode „Größe der Welt“ hat dasselbe kunstvolle Metrum wie der „Hymnus an den Unendlichen“. Der musikalische Charakter des Reims läßt sich schwer vereinigen mit dem Quantitätscharakter der antiken Verse. Der Hymnus preist die Allmacht, Herrlichkeit und Ewigkeit des Schöpfers, die Ode malt die Grenzenlosigkeit der Schöpfung. Der Hymnus predigt dem einsam an einen Zackenfels geklammerten Menschen in der Pracht eines Gewittersturmes die Allmacht und Ewigkeit des Schöpfers und die Ohnmacht und Endlichkeit des Geschöpfs. Die Ode zeigt zwei sich begegnenden Wanderern, die auf des Windes Flügeln von entgegengesetzten Enden die Sternenwelt durchfliegen, die Unendlichkeit der Schöpfung. Der Hymnus klingt aus in dem Bekenntnis: „Herr, wir erkennen dich!“ und in der Bitte: „Schone uns!“ Die Ode endet damit, daß der unermüdliche Gedanke auf seinem Forscherfluge ermattet und die kühnste Phantasie mutlos Anker wirft, d. h. nicht weiter kann und will.

Zur Erklärung der Ode. Str. 1: Der Forscherflug durch die Welt der Himmelskörper bis zum Mark- oder Grenzstein der Schöpfung. Ps. 139, 9: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meere —“. 1. Mos. 1 wird erzählt, wie der schaffende Geist, Gott, einst die „schwebende Welt“, d. h. alle Himmelskörper im Raume, durch sein allmächtiges Werde aus dem Chaos, d. h. dem wilden Wirrwarr der Urstoffe, schlug, d. h. mit dem Zauberstabe seines Wortes ins Dasein rief. Auf des Windes Flug will der Forscher bis zum Strande des unendlichen Luftmeeres segeln und da Anker werfen, wo kein schöpferischer Gotteshauch mehr weht und die Schöpfung zu Ende ist. Das Bild auf Flügeln des Windes steht nicht ganz im Einklange mit Strand, Wogen und Anker, die der Meerfahrt angehören.

Str. 2: Der Flug durch sich bildende Himmelskörper und sternenleere Räume. Sterne sah ich jugendlich auferstehen, d. h. ich sah Sterne in der Bildung begriffen, die ihren tausendjährigen Flug durch den Himmelsraum begannen. Sie spielen nach lockenden Zielen, d. h. folgen der Anziehungskraft, die Monde bewegen sich um die Planeten, diese um die Sonne. Alle Sterngruppen

haben einen anziehenden Mittelpunkt, der ihre Bewegungen nach dem Gesetz der Gravitation bestimmt. Sternenleere Räume lagen wohl zwischen den einzelnen Sonnensystemen gleichsam als neutrale Zonen.

Str. 3: Der beschleunigte Flug auf Flügeln des Lichtes durch wogende und werdende Weltsysteme. Anzufeuern, d. h. zu beschleunigen, den Flug nach dem Reiche des Nichts, d. h. nach dem Ende der Schöpfung, fliegt der Sonnenwanderer mit der viel rascheren Bewegung der Lichtstrahlen mutig weiter. Neblig trüber — wegen des reißenden Fluges und der Entfernung — strudeln neue Weltsysteme, wogend wie Fluten im Bach, ihm nach, d. h. sie schlagen wogend hinter ihm zusammen wie Fluten, die der Schwimmer durchschnitten hat.

Str. 4: Der begegnende Wanderer aus der entgegengesetzten Richtung. Auch dieser Pilger oder Waller sucht das Grenzgestade der Schöpfung und lenkt dahin seine Pfade.

Str. 5: Das Ende des Fluges am Gestade der Unendlichkeit. Beide Wanderer sagen sich dasselbe. Steh still, halt ein, denn vor dir und hinter dir liegt die Unendlichkeit. Einen Grenzstein in Gottes Schöpfung giebt es nicht. Der Flug der adlerstarken Gedanken und die Segelfahrt der kühnsten Phantasie enden mutlos vor der Unendlichkeit.

Würdigung der Dichtung. Die Ode gehört zu Schillers besten Gedichten aus seiner Werdezeit. Der erhabene Gedanke der Unendlichkeit der Schöpfung und der Unbegreiflichkeit des Schöpfers ist uns trefflich veranschaulicht durch den angestellten plastischen Meßversuch, die kräftige Sprache, die wechselnden Wendungen und die kühnen Bilder. — Der Überschwang von Bildern einer aufgeregten Phantasie läßt oft das ruhige Ebenmaß und die schöne Übereinstimmung vermissen. So erscheint der Forscher als Segler, als Pilger und Waller, sein Gedanke als Adler, seine Phantasie als Seglerin.

### a) Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion!

### b) Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden giebt's; o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

### c) Der Vorzug.

Über das Herz zu siegen, ist groß; ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

Zur Erklärung: a) Das Wort Religion hat zwei Bedeutungen; es giebt eine Herzens- und eine Buchstaben-Religion. Erstere ist die Gemeinschaft des Herzens mit Gott und der gewissenhafte sittliche Wandel nach seinem Willen. Letztere ist das Bekenntnis gewisser

Glaubenssätze, also die Konfession. Schiller will sich zu keiner der bestehenden Kirchengemeinschaften bekennen, weil sie nach seiner Überzeugung das wahre Wesen der Religion durch ihre Dogmen häufig entstellt haben. Weil er glaubt, eine reinere und richtigere Vorstellung von Gottes Wesen und Willen, sowie seinem inneren Verhältnis zu ihm zu haben, will er sich nicht in die engen Schranken der kirchlichen Lehrsysteme einschließen lassen. Vergl. „Rätsel“:

Ich weiß ein Ding: — für Götter
Ist's nicht gemacht, — für Engel
Ist's überlei, — für Tiere
Unbrauchbar; unentbehrlich
Ist dieses Ding dem Menschen,
Und wandelt unter Menschen,
Und lacht und weint mit ihnen,
Und liebt so sehr die Menschen:
Es heißt — Religion!

Vergl. im „Liede von der Glocke“ (Bd. III, S. 80—108), wie Glockenklang und Kirchengang den ganzen Lebenslauf begleiten und weihen! Taufglocke: „Denn mit der Freude Feierklange —“. Hochzeitsglocke: „Wenn die hellen Kirchenglocken —“. Begräbnisglocke: „Von dem Dome schwer und bang —“. Kirchenglocke: „Hoch auf des Turmes Glockenstube —“. „Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine versammle sie die liebende Gemeine —“.

b) Als die zwei einzigen Tugenden oder Bethätigungen der Sittlichkeit bezeichnet Schiller die Güte und die Größe. Die Güte ist die Bethätigung der Liebe auf allen Sprossen der Liebesleiter, die von dem Wurm im Staube bis zu dem ewigen Gotte hinaufreicht. Die Größe ist die geistige und sittliche Stärke, die sich selbst überwindet und durch thatkräftigen Willen den Widerstand der stumpfen Welt besiegt. Groß ist die Güte oder Liebe, wenn sie unermüdlich, vielseitig und kräftig sich bethätigt nach 1. Kor. 13, 4—8: „Die Liebe ist langmütig und freundlich —“. Die Größe in Gedanken und Thaten ist gut, wenn sie sich willig dem Sittengesetz unterwirft, nie ihre Überlegenheit mißbraucht und sich immer mit Demut und Liebe paart. Dem großen Menschen wird das oft schwer, weil seine Gedanken lebhafter und umfassender, seine Leidenschaften stärker, sein Schaffensdrang ungeduldiger ist als bei Durchschnittsmenschen. Der Vorzug des Geistes schließt oft einen Mangel des Herzens ein.

c) Über ungöttliche Neigungen und Leidenschaften des Herzens zu siegen, ist eine tapfere That, die der ganzen Willenskraft bedarf. „Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der schönste Sieg“. Durch das Herz, d. h. seine Liebeskraft, die Feindschaft anderer, den „Widerstand der stumpfen Welt“, die Sünde und die Not überwinden, das ist noch schwerer und verdient noch höhere Anerkennung. Röm. 12, 20 und 21: „So nun deinen Feind hungert. — Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“. Vergl.

„Der Kampf mit dem Drachen“ Bd. III, S. 344: Der Drachentöter überwindet sich selbst und besiegt durch demütigen Gehorsam den Unwillen seines Meisters.

d) „Die Johanniter“ Bd. III, S. 357: „Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung.“ — Die Johanniter beschützten tapfer mit dem Schwerte die heiligen Stätten und schirmten die frommen Pilger mit starker Hand. Aber schöner schmückte sie die „Schürze des Wärters“, der Dienst der Liebe an den Kranken und Elenden. Nur der Religion des Kreuzes, dem Christentum, gebührt für die Verbindung von thätiger Kraft, dienender und duldender Liebe, also Größe und Güte, die schönste Siegespalme.

e) „Der Gang nach dem Eisenhammer“, Bd. III, S. 387, malt lebendig die kindlich fromme, kirchliche Gesinnung, den Gang der kirchlichen Handlung bei der Messe und das Walten der ewigen Gerechtigkeit in Schuld und Schicksal der Menschen.

f) „Die Worte des Glaubens“ Bd. III, S. 291: „Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer —“ die drei Worte heißen: Freiheit, Tugend und Gott.

„Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.“

g) „Hoffnung“ Bd. II, S. 708: „Es reden und träumen die Menschen viel —“ Noch am Grabe pflanzt der Mensch die Hoffnung auf die Unsterblichkeit, auf eine selige Ewigkeit auf. Im „Liede von der Glocke“ spricht sich die Ewigkeitshoffnung besonders ergreifend aus beim Tode und Begräbnis der Mutter:

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That . . . .
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

---

Schlußaufgabe. a) Aus den behandelten Gedichten und unter Bezugnahme auf S. 356—361 sind folgende Grundzüge der Schiller'schen Weltanschauung zu beweisen:

1. Die Sinnlichkeit ist durch die Sittlichkeit zu zähmen, die Neigung durch die Pflicht zu regeln, die Wirklichkeit durch Ideale zu verklären.

2. Die Natur ist die Nährmutter der Kunst und das Erneuerungsbad der Kultur. Die Kunst ist die Erzieherin des Menschengeschlechts zur Kultur, das Altertum die Lehrerin der Neuzeit.

3. Die Wahrheit nur kann uns von Irrtum und Scheinwesen befreien. Wahrheitsstreben sei unser Leben, aber es sei gepaart mit Bescheidenheit! Wohl uns, daß sich die Wahrheit nur allmählich dem

Strebenden und Lebenden enthüllt! Ein reines Herz und eine gesunde Natur treffen besser das Rechte als philosophische Künste.

4. Der Dichter ist berufen, als Sänger das Schöne, Gute und Große zu preisen und zur Nachahmung zu begeistern, als Lehrer und Erzieher die Ziele und Wege einer gesunden Kultur zu zeigen, als Wächter der Wahrheit und Freiheit auf der Warte zu stehen, als Richter die Gedanken und Thaten der Menschen nach ihrem sittlichen und Wohlfahrts-Werte zu wägen und als Seher die Aufgaben der Zukunft zu schauen und vorzubereiten. Ohne Poesie würde das Leben reizlos sein. Der gottbegnadete Dichter soll nicht um Fürstengunst und Erdenlohn buhlen, sondern sich mit dem Glück des Herzens und der Ewigkeit seiner Werke begnügen.

5. Der Gedanke ist der Vater der That, der Ausbau der Gedankenwelt darum die notwendige Bedingung des Thatlebens. Wer mit Kraft handelt, mit Ergebung duldet, die Zeit recht ausnützt, dem Wirken der Liebe Wärme und Weite, dem Forschen Enge und Tiefe giebt, dem reinen Sinn mehr als philosophischen Systemen folgt, im rechten Thun sein bestes Genießen sucht, in der Freude ein Triebrad der Arbeit findet: der versteht und nützt das Leben zu seinem und anderer Glück.

6. Die Liebe ist die Triebkraft in der Schöpfung, die Mutter des ehelichen und häuslichen Glückes, das Band der menschlichen Gemeinschaften und die Führerin zu Gott.

7. Nicht in der Welt und ihrer Lust, sondern im Frieden des Herzens finden wir das Glück. Unser Herz ist unser Schicksal, unsere Schuld der Schatten des Lebens, unser Gott aber der Geschicksordner.

8. Kraft ziere den Mann, Anmut das Weib, beide aber verbinde die Liebe, edle Sitte und Herzenshingabe an die Berufsaufgaben. Jeder Stand sei ein nützliches Glied in dem Ganzen der menschlichen Gemeinschaft; Gemeinsinn und Berufstreue sei der Schmuck eines jeden.

9. Die Freiheit liebe, die Willkür und Gesetzlosigkeit hasse, das Vaterland verteidige mit Gut und Blut!

10. In dem allmächtigen und ewigen Gotte leben, weben und sind wir. In gewissenhafter Tugendübung erfüllen wir seinen Willen thätig und leidend. Christlicher Heldenmut und demütige Bruderliebe machen den rechten Christen. Jenseits des Grabes erhoffen wir ein besseres Leben.

b) Wie steht Schillers Leben und Streben mit diesen Grundsätzen im Einklange?

Fr. Polack.

---

# Die Vaterlandssänger der Freiheitskriege.

Litteratur: E. M. Arndts Gedichte. Neue Auswahl. (Leipzig, Weidmann 1850.) — Theod. Körners Leier und Schwert. Original-Ausgabe. (Berlin, Nicolai 1868.) — Friedr. Rückerts Gedichte. Auswahl des Verfassers. 21. Aufl. (Frankfurt a. M., Sauerländer 1884.) — Max v. Schenkendorfs Gedichte. (Leipzig, Phil. Reclam jun.) — Ludw. Uhlands Gedichte und Dramen. (Stuttgart, Cotta 1855.) — Emanuel Geibels Gesammelte Werke. 8 Bde. (Stuttgart, J. G. Cotta 1883). — Litteraturgeschichte von Scherer und Vilmar.

---

## Einleitung.

Das Lied ist der poetische Klang des Lebens, der Sänger aber ein Dolmetscher der Seelenstimmung seines Volkes. „Des Sängers Lied weckt der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen." Jede tiefere Beziehung des Menschen hat ihre eigene Welt von Gefühlen, die nach klingender Offenbarung im Liede drängen. Dreifach ist diese Welt: Natur, Vaterland und Gott. So viel der einzelnen Fäden sind, die Herz und Leben mit der Natur, dem Vaterlande und Gott verknüpfen, so viel Saiten der Empfindung erklingen in uns und gestalten sich im Sänger zu Liedern. Unendlich und unerschöpflich wie die Natur, wie Menschenherz und Volksseele, wie Gott und Ewigkeit ist der Quell der Lieder. Was im Dichter laut ausklingt, das klingt im Hörer und Leser leise nach. Jener singt für alle und weckt die Resonanz in allen. Er ist der Seher und Lehrer seines Volkes und insonderheit berufen, das Erfahrungserbe der Väter zu bewahren und als Erziehungsmacht auf das junge Geschlecht zu vererben. Nur dann wird ein Volk seinen gottgewollten Beruf im Konzert der Völker erfüllen können, wenn es seinem ureigenen Geiste treu bleibt, sich von der Frucht des vaterländischen Bodens leiblich und geistig nährt, die Arbeit der Väter getreu dem Volksgenius fortsetzt und die Erfahrungen der Vergangenheit so wenig wie die Entwicklungsziele der Zukunft vergißt. Die Volksentwicklung in diesen Bahnen eines gesunden dreieinigen Lebens der Natur-, Volks- und Gottesgemeinschaft zu erhalten, das ist die höchste Aufgabe der Dichter. Die Größe und Bedeutung eines Dichters bemißt sich nach der Weite und Tiefe seines Blickes, mit dem er jenes dreieinige Leben umfaßt und in seinen tiefsten Beziehungen klar erkennt, nach der Kraft und Schönheit, mit der er Gedanken, Empfindungen und Thaten künstlerisch gestaltet, und nach der erziehlichen Wirkung, die er auf Mit- und Nachwelt ausübt.

Wir brauchen solche Helfer, die den Blick für die Gedankenunterlage des Lebens schärfen, die dunkeln Gefühle des Herzens erhellen und die Saiten des Gemüts erklingen machen, und die unserem Thatendrange die rechten Ziele und Wege zeigen. Was als reife That auf der Oberfläche des Lebens erscheinen soll, das muß lange in stiller Tiefe unter sorglicher Pflege als Gefühl und Gedanke gelebt und getrieben haben.

Doch das äußere und innere Leben ist so mannigfaltig und vielspaltig, daß nicht ein Dichter allen alles sein kann. Auch die höchste dichterische Begabung stößt an die engen Grenzen der Menschheit. Unbeschränkte Fülle der Kräfte und Gaben ist allein in Gott. Jede menschliche Gabe ist dagegen beschränkt und einseitig. 1. Kor. 12, 4. 6: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist, und sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allen.“ Erst aus dem Zusammenklingen der Einzelgaben entsteht die Symphonie des Ganzen. Goethe: Da höre ich den Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gern zuhören mag. Er ist niemals ganz verstummt, und wir fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten verteilten, harmonischen Ausströmungen bald in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesange vernehmen. Da empfinden wir, was wir bislang nicht gefühlt, da denken wir, was wir bislang nicht gedacht, da lernen wir thun, wozu wir uns die Kraft nicht zugetraut haben.

Auch unsere großen Dichter an der Wende des letzten Jahrhunderts, die mit geistigem Weit- und Tiefblick so viel vom Welt- und Menschenleben umfaßten und poetisch gestalteten, zeigen doch ein jeder eine besondere Begabung und Richtung des Wesens und Dichtens.

Um die Welt der Alten, die Kunst und die geistige Selbständigkeit seiner Nation bewegte sich Lessings Lebensstreben. Die Welt des Ewigen und ein Idealbild des Vaterlandes, besonders in der Vergangenheit, erfaßte am tiefsten Klopstock. Herders feines Dichterohr lauschte verständnisvoll den Lebensausströmungen der verschiedenen Zeiten und Völker im Liede. Natur, Menschenleben und Kunst, das war das Reich, in dem Goethe als König waltete. Die Welt des menschlichen Geistes beherrschte und Völkerfreiheit besang Schiller. Vaterland und Volkstum, wie wir es kennen und lieben, bildete bei keinem unserer großen Dichter — Klopstock ausgenommen — einen wesentlichen Inhalt der Dichtungen, höchstens wurde es hier und da mit einem Blick und Klang gestreift.

Wo war denn auch in ihrer Zeit ein Vaterland? Höchstens in grauer Vergangenheit oder in den Zukunftsträumen der Dichter! Auch das Genie hat seine zeitlichen und örtlichen Werde- und Schaffensbedingungen. Daß in dem Leben und Werden unserer größten Dichter Vaterland und Volkstum nicht zu den bestimmenden Erziehungsmächten gehörten, das erklärt den Mangel an spezifisch vaterländischem Gehalte ihrer Dichtungen.

Die Lücke wird indessen ausgefüllt durch die Vaterlands-

Sänger während der Freiheitskriege. Inhalt und Mittelpunkt ihrer Lieder ist das Vaterland und der Gott unserer Väter. Ihrer Lyrik gebührt als Ergänzung der Lyrik Klopstocks, Goethes und Schillers ein Platz in der schulmäßigen Behandlung unserer Lyriker; denn es gehört zu den Grundforderungen eines erziehlichen Unterrichts, daß keine Seite des werdenden Menschen, besonders keine so wichtige wie die Vaterlandsliebe, vernachlässigt werde, unbeachtet und unbefruchtet bleibe.

Was weckte nun das Gefühl fürs Vaterland und seine Güter, ließ die Seelen erglühen und die Harfen einer Gruppe begeisterter Sänger hell erklingen? Es war der große nationale Schmerz, die Scham der Besiegten, der Zorn über die Unterdrückung des eigenen Volkstums und den Übermut des Siegers, die Sorge um die Zukunft, die Rückkehr zu dem Gotte und der Sitte der Väter, die Hoffnung auf Abschüttelung der fremden Ketten, die Bewunderung der Heldenthaten einzelner und der Befreiungsarbeit aller! Die mächtigen, frischen, warmen Impulse und dabei eine durch unsere großen Dichterhelden meisterhaft geschulte Sprache gaben den Gesängen, die Gott, Vaterland und Volkstum als Mittelpunkt hatten, eine hinreißende Kraft. Ist es schon schön und tröstlich, wenn der Mund sagen kann, was das eigene Herz leidet, so ist es noch weit erhebender, seines qualverstummten Volkes beredter Mund zu sein. Dem begeisterten Worte unserer vaterländischen Dichter gebührt ein gleicher Ehrenanteil an der Befreiungsthat wie der starken Faust. Wort wie Faust regierte der heilige Opfermut des für Vaterland und Freiheit erglühten Herzens.

Gab auch die große That der Freiheitskriege den Deutschen noch kein geeintes, großes Vaterland, so doch eine unbezwingliche Sehnsucht danach und den Anstoß zum liebevollen Eindringen in das eigene Volkstum und seine Schätze. Das verklärte Bild des Vaterlandes, wie es aus den alten Zeiten seines Glanzes herüberleuchtete, und wie es in dem Sehnen und Träumen seiner besten Söhne sich für die Zukunft gestaltete, wurde zur geistigen und sittlichen Macht, aus welcher Thatenmut und Widerstandskraft entsprangen. Nicht für das Weltgeschick und ein allgemeines Menschentum, sondern für das Vaterland und das eigene Volkstum begeisterten sich die Herzen. Die Heimat wurde der Mittelpunkt des Glaubens, Liebens und Hoffens. Alle Künste, Wissenschaften und sozialen Bestrebungen erhielten durch die Liebe zum Vaterlande und durch die Pflicht für dasselbe einen fruchtbaren, gedeihlichen Mutterboden. Der Ton, den die Sänger der Freiheiskriege angeschlagen, klang weiter und weiter, stimmte die Herzen und bereitete den großen Jubeltag aller Deutschen, den 18. Januar 1871, vor. — Wie die deutsche Schmach nach Austerlitz und Jena auf allen lastete, ein kühner, erwecklicher Zorn und ein heißes Verlangen nach Befreiung von unwürdigem Drucke in allen glühte, so fanden sich in jener denkwürdigen Zeit auch in allen deutschen Stämmen Dolmetscher des nationalen Zornes und der nationalen Begeisterung, die in feurigem Dichterworte sangen, was alle fühlten. „Das

ganze Deutschland soll es sein!" Das bewährte sich wenigstens bei den Vaterlandssängern. So viele ihrer in allen deutschen Gauen auch waren, ein Klang rauschte gewaltig durch alle Harfen. Es griffen in die Saiten der Pommer Ernst Moritz Arndt, der Ostpreuße Max von Schenkendorf, der Sachse Theodor Körner, der Franke und Thüringer Friedrich Rückert, der Schwabe Ludwig Uhland, der Schlesier Joseph von Eichendorff, die Märker Fr. Aug. v. Stägemann, Friedr. de la Motte Fouqué und Heinrich von Kleist, der Österreicher Matthäus von Collin u. a.

Wie viele Stammvertreter auch sangen, wie mannigfaltig auch ihre Weise war, ihre Lieder hatten einen Ursprung und ein Ziel, wobei jedoch jeder einzelne seinen besonderen Beruf und seine eigenartige Stimme in dem erhebenden Gesamtkonzerte hatte.

Arndt ist der Herold der vaterländischen Ehre, der seinen Ruf wie Trompetenton ins Land schmettert, Körner der jugendliche Rhapsode, der die deutsche Jugend begeistert, Schenkendorf der innige Minnesänger, der die Herzen rührt, reinigt und dadurch thatenkräftig macht, Rückert der weise Brahmane, der dem deutschen Volke den Spiegel der Schande und Ehre vorhält und ihm den rechten Gedankenweg weist, Uhland der pflichttreue Volksanwalt, der seinem Volke schlicht und recht den Weg der Pflicht zeigt.

Arndt glüht in loderndem Zorn, Körner in jugendlicher Begeisterung, Schenkendorf in herzlicher Frömmigkeit, Rückert in edlem Unwillen, Uhland in unentwegtem Pflichtgefühl. Arndt rüttelt wild an den Ketten; Körner schlägt singend mit dem Schwerte drein; Schenkendorf betet und ficht; Rückert lehrt falsche Wege verlassen und rechte finden; Uhland wacht über Volksfreiheit und Volksrecht.

Arndt singt volksliedmäßig, Körner rhetorisch, Schenkendorf minniglich, Rückert lehrhaftig, Uhland episch.

Arndts Lieder geben frisch und eigenartig ohne Übertreibung der besten Stimmung einer großen Zeit poetischen Ausdruck. Schneidiger und kampfesfroher waren seit den Landsknechtsliedern keine Kriegsgesänge erklungen. Er singt die deutsche Ehre, Stärke und Größe, das Gedächtnis und die Ehre der vaterländischen Helden. Die deutsche Schmach hat niemand schmerzlicher empfunden, die Helden der Befreiung niemand herrlicher geehrt und leuchtender als erziehliche Vorbilder hingestellt. Vaterlandsliebe, Glaube und Hoffnung pulsieren in seinem Herzen und in seinen Liedern. Durch alle klingt ein mannhaftes „Ein' feste Burg ist unser Gott". Er war „einhart, d. h. stellte alle Kräfte mächtig auf ein Gefühl und ein Ziel". Was er von Scharnhorst singt, das gilt auch von ihm: „Er wollte Schandeketten zerbrechen und welschen Trug rächen". Wie sprudelnd Feuer quillt sein Lied, bald im Volkslied-, bald im Bibeltone. Gern beginnt er mit einer Frage oder singt wie die fahrenden Spielleute der alten Zeit in Fragen und Antworten. Der Mann und seine Lieder bilden eine Einheit, sind wahr, gesund und

urkräftig. Seiner als eines echten deutschen Mannes, natursinnig, glaubensinnig und volkskundig, wird nie vergessen werden, so lange deutsches Volkstum besteht und das deutsche Volk seine Besten ehrt.

Körner ist der Dolmetscher der kampfbegierigen deutschen Jugend, zugleich ein Sänger und ein Held, der mit dem feurigen Liede und dem scharfen Schwerte für das Vaterland ficht. Seine Lieder sind Zeitstimmen einer schönen jugendlichen Begeisterung, voll Feuer, rednerisch schwungvoll, mit glücklichen Anfängen und hinreißenden Melodien. Den Gefühlsinhalt einer großen Zeit, wie er in der Jugend wallt und lohet, hat er glücklich im Liede ausklingen lassen und das Schillersche Wort umschrieben: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“. Ein Strahl von Schillers hohem Geiste erleuchtete seine Seele und gab seiner Harfe hellen Klang. Doch nicht bloß Leierklang, sondern das eigene Blut und Leben hat er dem Vaterlande zum Opfer gebracht. Sein Lied, sein Leben und sein Tod sichern ihm ein dauerndes Gedächtnis in der Liebe seines Volkes.

Schenkendorfs Lieder sind warm, weich, wohllautend und klingen an Volks- und Minnelieder an. Er ist weniger schlachtenfreudig und stürmisch als Arndt und Körner, aber begeistert für die deutsche Vergangenheit, für die Idee von Kaiser und Reich. Er singt irdische und himmlische Heimatfreude und fordert Reinigung und Verklärung des deutschen Volkstums durch das Christentum.

Rückert, der gedankenkundige Lehrer und Seher seines Volkes, läßt schneidige Klänge ertönen von unserer Schmach und ihrer Ursache und von dem, was uns retten kann. Seine „geharnischten Sonette“ haben einen reichen, gewaltigen Inhalt und einen tief sittlichen Hintergrund. Aber der Meister der Reimkunst, der die deutsche Sprache wie ein edles, williges Roß mit sicherer Hand zügelt und regiert, hat nicht immer glücklich die Reimschwierigkeiten überwunden und nur selten den Volkston getroffen. Die Sonette sind mehr sinnreich als urkräftig.

Uhland, der Mann der Pflicht und des Rechts, ist im Leben wie im Liede schlicht und recht, wahr und klar, fest und treu. Er hat unser deutsches Vätererbe in Sage und Geschichte, Sprache und Dichtung, Sitte und Volksart, das lange unter Schutt und Geröll begraben lag, neu entdeckt und seinen Zeitgenossen wie der deutschen Jugend als unversieglichen Jungbrunnen des Volkstums zugänglich gemacht. Seine Lieder sind schlicht und prächtig; sie zeugen von wahrer, tiefer Empfindung, von sicherem Geschmack und strenger Arbeit. Ihr Inhalt ist die deutsche Vergangenheit, ist Volksfreiheit, Volksrecht und Volkspflicht. In den knappsten Zügen reichen Inhalt geben, mit kurzen Strichen deutliche Bilder zeichnen, mit wenig Worten viel sagen: das ist Uhlands Kunst.

Wie verschieden nun auch Begabung und Dichtweise der einzelnen Vaterlands-Sänger ist, der Grundquell ihrer dichterischen Kraft und das Ziel ihres Dichtens sind dieselben. Zum Singen treibt sie die Liebe zur heimischen Natur, ein Herz für Vaterland und Volkstum, ein inniges

Verhältnis zu dem Gotte, der sich das deutsche Volk als besonderes Werkzeug erlesen. Und das Ziel ihres Dichtens ist des Vaterlandes Ehre und Gedeihen und ihres Volkes Erhebung zu rechter Natur-, Heimat-, Vaterlands- und Gottesliebe.

Wie sich nun das Vaterland in ihren Liedern spiegelt, das möge die folgende

## Darbietung einer Gedichtsauswahl

nach einer bestimmten Gedankenreihe zeigen. Durch Vorführung einer Anzahl Gedichts-Typen sowie durch knappe Einführung in ihren Lebensgehalt in logischer Gedankenfolge wird sich der Auf- und Ausbau des vaterländischen Gedankenkreises in den Schülern vollziehen, und sie werden das rechte innere Verhältnis zu den vaterländischen Dichtungen wie zu dem Leben im Vaterlande und in ihrer Volksgemeinschaft gewinnen.

### 1. Wesen und Wert, Größe und Schönheit des Vaterlandes.

#### Von Vaterland und Freiheit.

E. M. Arndt. (S. Bd. III. S. 201.)

„Wo dir Gottes Sonne zuerst schien." — ꝛc.

Das Vaterland ist die vertraute, heimatliche Natur, wo sich uns zuerst Gottes Macht, Güte und Gerechtigkeit offenbarte, das Elternhaus, wo uns zuerst die Menschengemeinschaft liebend umfing. Das Vaterland ist der Mutterboden unserer Kraft, die Freiheit aber die Lebensluft unseres Gedeihens. „Hier wob sich das teuerste der Bande, unser Trieb zum Vaterlande."

Vergl. Lied der Deutschen von Hoffmann von Fallersleben: „Deutschland, Deutschland über alles" ꝛc. (Bd. II, Nr. 215)! Das Lied preist Deutschlands Größe in der weiten Ausdehnung seiner Grenzen und der Eintracht seiner Stämme, seine Schönheit in dem innigen Familienleben und sein Glück in Einigkeit, Recht und Freiheit.

Vergleiche auch: Deutschlands Ehre von Walther v. d. Vogelweide (Bd. II, S. 632 und Bd. IV, 2 S. 47): „Lande hab' ich viel gesehen —!" ꝛc. Deutschlands gemeinsame Ehre bei allen seinen Stämmen und in allen seinen Gauen ist die deutsche Zucht und Sitte, deren Hüterinnen milde Frauen und deren Verteidiger mutige Männer sind.

#### Des Deutschen Vaterland.

E. M. Arndt. (Bd. II. Nr. 216).

„Was ist des Deutschen Vaterland?" ꝛc.

Das Lied beantwortet die Frage: Was macht die vielen einzelnen deutschen Stämme zu einem Volke, die weiten deutschen Gaue zu einem gemeinsamen Vaterlande? Antwort: Ihre ruhmreiche Geschichte, die deutsche Sprache, das deutsche Lied, die deutsche Sitte und Treue, die

gemeinsame Aufgabe der Verteidigung und der gläubige Aufblick zu dem Gott der Väter.

### Frühlingsgruß an das Vaterland.

M. v. Schenkendorf. (S. 128. Vgl. Bd. II. S. 9, 2. Aufl. Nr. 224.)

1. Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen, himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen, alles das ist deutsches Land.

Der Dichter ist im Frühling 1814 heimgekehrt aus Frankreich und begrüßt nun im Liede sein befreites Vaterland. Das Rauschen der Eichen und das Brausen der Ströme verkündet des Vaterlandes Herrlichkeit und erfüllt sein Herz mit Entzücken. Bis zum heimatlichen Memelfluß im Osten sendet er vom Rheine seinen Freiheitsgruß.

4. Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Voller Friede wird's jedoch erst werden, wenn das eigne Herz bezwungen, Haß, Geiz, Neid und Zwietracht ausgerottet ist. Die Demut wird zur Macht führen, und dann erst wird sich die Hoffnung auf Kaiser und Reich erfüllen. Gedeihen und Glück wird dann überall im Vaterlande, in Hütten und Palästen, wohnen.

7. Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht,
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

8. Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu.

Der innige Gruß klingt in eine ernste Mahnung aus. Das glücklich Erreichte soll eine Verpflichtung zu treuer Arbeit für das Vaterland und ein Pfand der Hoffnung für die Zukunft sein. Das Vaterland hat allein in der Einigkeit und Treue seiner Kinder die Bürgen seines Glückes und seiner Größe. Die ruhmreiche deutsche Vergangenheit, die blühende Gegenwart und eine hoffnungsreiche Zukunft fließen in dem Liede zu harmonischer Einheit zusammen.

### Der Schwarzwald.

M. v. Schenkendorf. (Bd. III, S. 214.)

„Wie fröhlich hier im reichen Thal die lieben Bäume stehn!" ꝛc.

Der Dichter wandert durch Obstbaumhaine und Weinberge eines gottgesegneten Schwarzwaldthales hinauf zum dunkeln Walde. Im Grunde rauscht das flüssige Silber des Flusses; drunten erheben sich Häuser und Türme einer regen Stadt. Durch Felsenthore und auf Felsenpfaden klimmt er empor zur Donauquelle; ihr Wasser soll im Morgenlande der

Deutschen Sinn und Art verkündigen. Er freut sich der eigenartigen Tracht und einfältigen Sitte der Bewohner. Im Schatten heiliger Urwälder fühlt er Gottes Nähe und das Flügelrauschen einer großen deutschen Vergangenheit. Hier muß die Burg der Freiheit sein! Er ruft sie heraus und sendet sie hinab in alle deutschen Gaue, um dort sein wackres Volk vor neuen Sklavenketten zu bewahren.

Alles, was das Vaterland schön und liebenswert macht, entrollt der Dichter in lieblichen Bildern auf einem Spaziergange. Von der Tiefe steigt er zur Höhe. Droben fühlt er die Nähe der Himmelsmächte Gott, Freiheit und Vätererbe. Sie sollen Schirm und Segensquelle für alle deutschen Gaue drunten sein und bleiben. Berg und Thal, Höhe und Tiefe, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft fließen zusammen in den einen süßen Klang: „O Vaterland, Gott segne dich!"

## Die Eichen.

Th. Körner. (S. 3.)

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen;
Röter strahlt der Sonne letztes Glühn.
Und hier sitz' ich unter euern Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte, treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Im Schatten alter deutscher Eichen, die der Abendstrahl vergoldet, gedenkt der jugendliche Dichter der tapfern, starken Väter. Viel von deutschem Wesen, deutscher Größe hat die Zeit zertrümmert, die Eichen aber stehen und verjüngen sich durch eigene Kraft immer wieder aus dem Mutterboden und durch das eigene verwesende Laub. In der Schlußstrophe bricht er in die Klage aus:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Die Gegensätze: Ein friedlich schöner Abend und ein schmerzbewegtes Jünglingsherz, deutsche Eichen als Sinnbilder zäher Lebensdauer und der Verfall von Vaterland und Volkstum wirken ergreifend.

## Die hohle Weide.

Friedrich Rückert. (S. 226.)

1. Der Morgentau verstreut im Thale,
Sein blitzendes Geschmeide;
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

2. Im Nachttau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frührot wieder.

3. Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.

4. Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork umrüftet.

5. Sie weichen aus einander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu einem Stamm gehöret.

6. Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister;

7. Und wölben überm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüten
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

8. Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nie vergissest?

9. Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen!

Mit feinem Natursinne sieht Rückert in der gespaltenen und doch lebenskräftigen Weide, die eine Wurzel und einerlei Saft hat, ein Bild des deutschen Vaterlandes. Trotz der Trennung und der eigenartigen Entwicklung der Teile hält ein tieferes Lebensband die letzteren zusammen. Aus dem Gedichte ist nachzuweisen, daß dies tiefere Lebensband besteht: in der Freude am Schönen, in der Pflege des Liedes, in der Geschichte gemeinsamer schwerer Kämpfe, in der mannhaften Abwehr äußerer Feinde, in der unverlöschlichen Hoffnung auf Wiedervereinigung, in einer unverwüstlichen Lebenskraft, in einer gemeinsamen Lebensluft und in den gleichartigen Entwicklungsgesetzen!

**Rückblick:** Es ist aus den einzelnen Gedichten zu zeigen, daß der Wert und die Schönheit des deutschen Vaterlandes liegen: in den weiten Grenzen, den zahlreichen, eigenartig entwickelten Volksstämmen, der schönen heimischen Natur, dem innigen Familienleben, den gläubigen Herzen und fleißigen Händen, der guten Zucht und Sitte, der deutschen Sprache und dem deutschen Liede, den glorreichen Erinnerungen, der Liebe zur Freiheit, der demütigen Selbsterkenntnis bei Verirrungen, der Kraft zur Erhebung von tiefem Fall, dem tieferen, einigenden Lebensbande bei äußerer Zersplitterung!

## 2. Heimat und Heimatliebe.

### Auf dem Rugard.

(E. M. Arndt. (S. 3.)

Wohin, du freundlicher Strahl?
Wohin lockt dein Frühlicht?
Wohin, dämmernder Morgen,
Spielet dein wechselnder Schein?
Berge steigen unter der Berghöh',
Waldigte Hügel steigen
Duftig an dem Gestade des Meers auf,
Wo ich als Knabe gespielt.
Und es schwellet mir Sehnsucht
Leuchtende Augen,
Und es flüstert süße Erinnrung
Künftige Freuden
Mir ins lauschende Ohr:
Thor, wohin mit der Unruh?
Kennst du der Ferne
Gauklisch äffendes Ziel nicht?
Weißt du nicht, was um Paläste
Goldnen Trug spinnt?
Nicht, was an Thronen
Schüttelt mit blut'gem Verrat?
Hier eine Hütte,
Wo die liebliche Thalluft
Gegen den südlichen See
Abschließt, wo an dem Waldberg

Nachtigalllieder der Frühling weckt;
Und ein Feldchen, zu dessen
Fernster Grenze dein Weib dir
Von der Schwelle rufet: Spann' aus nun!
Denn das Mahl ist bereit. —

Aber siehe! Die Nebel
Sinken hin vor der höheren Sonne —
Schaue, wie fliegen
Wandernde Masten
Hin durch die Flut!
Taumelnde Berghöhn
Wandeln mit ihnen;
Schimmernde Türme
Stattlicher Städte
Fließen und tanzen
Jenseits im Blauen,
Und die Bewegung
Mächtigen Lebens
Brauset auch mir in die
Flügel der Seele,
Lüftet des Busens
Schwellende Segel. —

Fahr wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr wohl!
Und weide in Freuden
Hinfort ein glückliches Geschlecht!
Ich mag nicht bleiben,
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch stellt sich
Blinkender Rüstung
Riesengestalt mir!
Arbeit bei Menschen
Heißt sie, den Göttern
Klingt sie Minerva.
Drum muß ich hinnen;
Wo sich die Länder
Hängen an Länder,
Wo sich die Kämpfe
Drängender mischen,
Da steht mein Leben;
Stille, fahr wohl!

Eine liebliche Schilderung der Heimatinsel Rügen und des eng umfriedeten stillen Glückes in der Heimat! Von der friedlich stillen Nähe schweift der Blick in die ungewisse Ferne, wo bunter Lärm, geräuschvolle Arbeit, erbitterte Kämpfe toben und allerlei Gefahren lauern. Nach kurzem innern Kampfe steht der Entschluß fest: Fahr wohl, du enge, liebliche Heimat mit deinem Frieden und beschränkten Glück! Meine Kraft gehört dem Vaterlande und der Volksgemeinschaft. Nicht ein friedliches, weltfernes Genießen, sondern ein mutiges Kämpfen und Ringen mit allerlei feindlichen Mächten ist das Leben des rechten Mannes.

Nähe und Ferne, friedliche Stille und Kampf, sicherer Besitz und ungewisser Erwerb, Eiland und Welt, Haften an der Scholle und Wanderlust ins Weite, innerer Drang und äußere Lockung bilden fesselnde Gegensätze in dem Gedichte; aber der innere Beruf und der Drang zum Ganzen siegt über den Reiz der Heimat. Als schönste Erinnerung, ja wie ein Talisman begleitet sie ihn hinaus auf die buntbewegten Gassen des Lebens, und als Sehnsucht zieht sie ihn immer wieder zurück.

## Heimweh.

E. M. Arndt. (S. 195.)

1. O Land der dunkeln Haine,
O Glanz der blauen See,
Du Eiland, das ich meine,
Wie thut's nach dir mir weh!
Nach Fluchten und nach Zügen
Weit über Land und Meer,
Mein trautes Ländchen Rügen,
Wie mahnst du mich so sehr!

2. O, wie mit goldnen Säumen
Die Flügel rings umwebt,
Mit Märchen und mit Träumen
Erinnrung zu mir schwebt!
Sie hebt von grauen Jahren
Den dunkeln Schleier auf,
Von Wiegen und von Bahren,
Und Thränen fallen drauf.

3. O Eiland grüner Küsten!
O bunter Himmelsschein!
Wie schläft an deinen Brüsten
Der Knabe selig ein!
Die Wiegenlieder sangen
Die Wellen aus der See,
Und Engelharfen klangen
Hernieder aus der Höh'.

4. Und deine Heldenmäler
Mit moosgewobnem Kleid,
Was künd'ten sie, Erzähler
Aus tapfrer Väter Zeit,
Von edler Tode Ehren
Auf flücht'gem Segelroß,
Von Schwertern und von Speeren
Und Schildes-Klang und -Stoß!

5. So locken deine Minnen
Mit längst verklung'nem Glück
Den grauen Träumer hinnen
Zu alter Lust zurück.
O heißes Herzenssehnen!
O goldner Tage Schein,
Von Liebe reich und Thränen!
Schon liegt mein Grab am Rhein.

6. Fern, fern vom Heimatlande
Liegt Haus und Grab am Rhein,
Nie werd' an deinem Strande
Ich wieder Pilger sein.
Drum grüß' ich aus der Ferne
Dich, Eiland lieb und grün:
Sollst unterm besten Sterne
Des Himmels ewig blühn!

Rührende Heimwehklänge! Nach Kampf und Unruhe eines langen, reichen Lebens, das dem ganzen Vaterlande gehörte, trägt Sehnsucht des Greises Gedanken von Bonn am Rheine nach dem Frieden und dem Glück der Heimat Rügen zurück. Die Liebe führt immer zu ihrem Ursprunge zurück; ihr Besitz ist ein ewiger, unverlierbarer. Der Sehnsuchtsblick des Greises nach der fernen Heimat und dem entschwundenen Jugendglück giebt Kindersinn ins Herz und ist auch eine Illustration des Wortes: „Werdet wie die Kinder, — denn ihrer ist das Himmelreich!" Irdisches und himmlisches Heimweh sind verwandt. —

Vergl. „Traute Heimat meiner Lieben —" von Salis-Seewis (Bd. II, S. 285)! Ferner: „Wie fern, wie fern, o Vaterland —!" von Nik. Lenau (Bd. II, S. 284)!

## Aus der Jugendzeit.

Friedrich Rückert. (Bd. III, S. 158.)

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;" —

Nach der Heimat und ihrem Glück zieht's uns lebenslang zurück. Sehnsucht und Liebe suchen dort ihren Ruhehafen. In unerschöpflicher Fülle und Frische erneuert sich die heimische Natur; in festen Geleisen rollt ihr Leben dahin; unverändert erklingen ihre alten Lieder von neuen Zungen; aber veränderlich ist Leben und Lied des Menschen. Wohl ihm, wenn sich die irdische Heimatsehnsucht in eine himmlische umstimmt! Rückkehr zur Heimat, zur Urheimat in Gott, sei die Losung des Lebens!

## Des Knaben Berglied.

Ludwig Uhland. (Bd. II, S. 35; 2. Aufl. Nr. 124.)

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab" —

Wie stolz auf seine schöne Heimat ist der Knabe und wie glücklich in ihr! Alles ist ihm lieb und vertraut, die Nähe und die Ferne, die

Sonne und der Strom, die Stürme und das Gewitter. Doch das ruhige Glück der Heimat wird unbedenklich aufgegeben, ja das Leben mutig in die Schanze geschlagen, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Die Sicherheit des Vaterlandes allein verbürgt das Glück der Heimat.

## Brief in die Heimat.

Max von Schenkendorf. (S. 158.)

1. Was locket ihr, was winkest du,
O Vaters Hof und Garten?
Wie darf ich nun in schnöder Ruh'
Der stillen Felder warten?
Das wäre mir ein schlechter Ruhm,
An Haus und Gut und Eigentum
In solcher Zeit zu denken.

2. Mein Preußen, süßes Heimatland,
Du bist mir nimmer ferne;
Du heil'ges Meer, mein Ostseestrand,
Ich grüß' euch gar zu gerne:
Wo ich die frühste Lust empfand,
Wo mich die erste Liebe band,
Da blüht ein Garten Gottes.

3. Ich ging im Hain, am Bach, ich trank
Die Lust mit vollen Zügen.
Doch andre Zeit bringt andern Drang,
Das konnt' mir nicht genügen.
Viel Stimmen in mir klangen laut,
Frisch auf, du junges Blut, die Braut
Von fernher heimzuführen! —

8. O Knabenspiel, o Jugendlust,
Wie mag ich eurer denken?
Jetzt gilt es nur, in Feindesbrust
Den scharfen Speer zu senken.
Zerfallen magst du, kleines Haus,
Mit vielen Brüdern zog ich aus,
Ein größeres zu bauen. —

Das Gedicht zeigt Heimatliebe und Vaterlandspflicht im Bunde und im Widerstreite. Das Herz haftet an der heimatlichen Scholle, welche Liebe und Erinnerung geweiht haben, die Pflicht aber ruft hinaus, wo Feinde des Vaterlandes Bestand bedrohen. Wie auch die Erinnerungen einer schönen Jugend mich umspielen und zur Heimat ziehen, der Drang der Zeit fordert ernste Männerthat. Fremde brachten Schmach über uns. Von der Memel bis zum Rhein Verfall unseres Volkstums! Der Geist der Vorzeit schallt aus Trümmern. Da ging in Moskau der Freiheit Morgenrot auf. Begeisterung lohte in allen deutschen Herzen. Fort nun mit den Knabenspielen, denn es geht zu Männerthaten! Das Vaterland soll neu erstehen, ein Haus der Freiheit, Ehre, Weisheit, Kraft und Frömmigkeit für alle Stämme unter einem Haupte gebaut werden. Dann wird das Vaterland ein Vaterhaus, eine süße Heimat sein. Nicht eher darf ich mich der Heimatwonne freuen, bis das Vaterland frei, einig, groß und mächtig ist. Mit Lied und Schwert will ich für das Glück der engen Heimat und die Größe des weiten Vaterlandes kämpfen, ja mein Leben für diese höchsten Güter dran geben. Mit einem Lobe seiner engern Heimat Ostpreußen klingt das Lied aus, weil dort zuerst das deutsche Volk erwachte und mit Gott für König und Vaterland in den Kampf zog.

**Rückblick:** Was macht die Heimat so schön? — Wie verhält sich die engere Heimat zu dem weiteren Vaterlande? Was sind wir der Heimat und was dem Vaterlande schuldig? Wie sichern wir uns das Heimatglück? Wie sind irdisches und himmlisches Heimweh verwandt? —

## 3. Muttersprache und Sängerwort.

### Muttersprache.

M. v. Schenkendorf. (B. II, S. 20; 2. Aufl. Nr. 217.)

„Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam und traut! —“ ꝛc.

Das Lied preist in herrlicher Weise die Schönheit, Kraft und Innigkeit, die historische, nationale und religiöse Bedeutung der Muttersprache. Sie ist der Herzensklang an der Wiege, der Sehnsuchtsruf in der Fremde, der Väter Stimme aus der Vergangenheit, der Hoffnungsträger der Zukunft, das Mittel des Herzensverkehrs mit Gott und den Lieben und das stärkste Einheitsband zwischen allen deutschen Stämmen.

### An unsere Sprache.

Friedr. Rückert. (Bd. II, S. 22; 2. Aufl. Nr. 217.)

Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne
Und dich selber preisen kann! ꝛc.

Nie ist beredter und tiefsinniger Wert und Weise der Muttersprache besungen worden. Sie ist das geistige Gefäß aller unserer nationalen Schätze. Sie wird mit einer Jungfrau verglichen, die in ewiger Schönheit blüht. Zaubermächtig entriegelt sie verborgene Schätze, zeugt neues Geistesleben, weckt Begeisterung, ist das Verständigungsmitel zwischen den Kindern eines Volkes, das Gefäß der Gedanken, die Waffe der geistigen Welteroberung, der Schlüssel zu aller Rätseldeutung, die Brücke zwischen Himmel und Erde, Höhe und Tiefe, das unzerreißbare Band zwischen den verschiedenen Zeiten und Ständen, die vieltönige Zunge des Geistes und eine fortwährende Mahnerin zu starker, unermüdlicher Geistesarbeit.

### Die deutsche Sprachgesellschaft.

Ludw. Uhland. Gedichte und Dramen I, 93.

Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen
In emsigem Verband.

Indes nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier:
So schaffe du inwendig
Thatkräftig und lebendig,
Gesamtes Volk, an ihr!

Ja, gieb ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß sie vom Geiste stammt!

An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!

Zu buhlerischem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei echter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe!
Das Lispeln taugt ihr nicht.
Sie töne stolz; sie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit spricht!

Wenn so der Sprache Mehrung,
Verbesserung und Klärung
Bei dir von statten geht,
So wird man sagen müssen,
Daß, wo sich Deutsche grüßen,
Der Atem Gottes weht.

Sprachergründung, Sprachreinigung und Sprachausbildung hatte sich eine Gesellschaft deutscher Gelehrten zum Ziel gesetzt. Uhland billigte ihr Unternehmen, mahnte aber das ganze Volk zur Mitarbeit. Die Sprache als organisches Geistesgewächs kann nur durch gesundes Wachstum des Volksgeistes sich entwickeln und gedeihen. Während die Gelehrten die Formen der Sprache ergründen und runden, soll das ganze Volk durch ein rechtes Leben den Formen Inhalt, der Sprache Wärme, Stärke und Schwung geben. Das deutsche Wort soll sich mit den deutschen Tugenden der Wahrheit und Treue decken und sie fortpflanzen, nicht buhlerisch und leichtfertig girren, sondern Ernst und Zucht, Liebe und Treue atmen. Sie tänzle und lispele nicht, sondern schreite stolz und ehrenhaft fürbaß. Der rechte Geist schaffe die rechten Sprachformen. Dann wird ein Gruß in solcher Sprache wie der Odem Gottes von oben uns anwehen.

## Freie Kunst.

Ludwig Uhland. (Bd. II, S. 649. 2. Aufl. Nr. 205.)

„Singe, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald" — rc.

Dichter sind die Helden des Wortes, welche die Muttersprache als Gefäß und Waffe des Geistes brauchen sollen. Die deutsche Dichtkunst ist kein Vorrecht einzelner, sondern ein Volksrecht und ein Volksbesitz. Nur in der Freiheit, im innigen Verkehr mit der Natur und in lebendiger Gemeinschaft mit Gott treibt sie ihre schönsten Blüten.

## Des Sängers Fluch.

L. Uhland. (Bd. III, S. 32.)

„Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr" — rc.

Diese Ballade zeigt in schönster Weise die Aufgabe der Poesie und die Pflicht des Sängers. Die Poesie hat mehr als jede andere Kunst den göttlichen Beruf, das Gute und Schöne zu besingen, Unrecht und Frevel zu geißeln, mutig die Freiheit zu verteidigen, das Gemüt zu rühren und zu edler That zu begeistern. Wer sie verachtet, der verachtet die Stimme und den Segen des Himmels. Wer die Sänger verfolgt, der ruft den Fluch des Himmels auf sich und sein Thun herab, weiht sein Werk der Vernichtung und seinen Namen der Vergessenheit.

## Lied eines deutschen Sängers.

L. Uhland. Gedichte und Dramen I, 87.

1. Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.

Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf „Fürs Vaterland!"

2. Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagenen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

3. Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Erst sang der Dichter von dem Glück der Gegenwart und den Ehren der Vergangenheit. Jetzt begeistert ihn eine höhere Aufgabe: der Heerschild erklingt, und das bedrohte Vaterland ruft seine Söhne zum Kampfe. Mit seinem Liede tritt der Sänger in die Reihen der Kämpfer. Gleich den alten Kattenkriegern legt er sich den Erzring des Schweigens an, bis er die Pflicht fürs Vaterland erfüllt, sein Gelübde gelöst hat. Und ist sein Lied keine schneidige Waffe, welche die Feinde niedermäht, so möchte es doch als Jubelklang des deutschen Volkes Sieg im heiligen Kriege verkünden.

Wie jede andere Pflicht hinter die fürs Vaterland zurücktreten muß, wie sich der milde Harfenklang in schneidigen Schwertklang umstimmt, wie der Kriegsruf zur Siegeshymne wird: das alles sagt das Lied ebenso schlicht wie schön.

## Das Vaterland.

L. Uhland. (Bd. II, S. 19. 2. Aufl. Nr. 218.)

„Dir möcht' ich diese Lieder weihen, geliebtes deutsches Vaterland" — rc.

Dem neuerstandenen deutschen Vaterlande möchte der Dichter seine Lieder als Dankesgabe weihen, aber er zagt und hält die Gabe für zu klein und unwert gegenüber den Opfern, die andere gebracht haben. Die Helden haben ihr Blut, die Jugend hat ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, und er hat nichts als klingende Worte; was können sie gelten? Das bescheidene Zagen des Dichters ist der beredteste Preisgesang der Helden.

## Zueignung.

Theodor Körner. Leier u. Schwert S. 1.

Euch allen, die Ihr noch mit Freundestreue
An den verweg'nen Zitherspieler denkt,
Und deren Bild, so oft ich es erneue,
Mir stillen Frieden in die Seele senkt,
Euch gilt dies Lied! — O daß es Euch erfreue! —
Zwar hat Euch oft mein wildes Herz gekränkt,
Hat stürmisch manche Stunde euch verbittert,
Doch Eure Treu' und Liebe nicht erschüttert.

So bleibt mir hold! — Des Vaterlandes Fahnen
Hoch flattern sie am deutschen Freiheitsport.
Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen:
„Ihr Sänger vor! und schützt das deutsche Wort!"
Das kühne Herz läßt sich nicht länger mahnen,
Der Sturm der Schlachten trägt es brausend fort;
Die Leier schweigt, die blanken Schwerter klingen:
Heraus, mein Schwert! magst auch dein Liedchen singen.

Laut tobt der Kampf! — Leb't wohl, Ihr treuen Seelen;
Euch bringt dies Blatt des Freundes Gruß zurück.
Es mag Euch oft, recht oft von ihm erzählen,
Es trage sanft sein Bild vor Euren Blick. —
Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was, berauscht, die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.

Den Freunden weiht der Dichter als Dankesgabe für ihre Güte und Nachsicht die Liedersammlung „Leier und Schwert". Das Vaterland ruft den Sänger. Mit seinem Liede will er die bedrohte Muttersprache, mit seinem Schwerte die bedrohte Freiheit schützen helfen. Das Lied verkündet, was das Schwert vollbringt. Der Sänger glaubt an den Sieg und will ihn gern mit seinem Blut und Leben erkaufen helfen. Der Tod für Freiheit und Vaterland scheint ihm ein beneidenswertes Glück.

Das Geschick des Dichters und des Vaterlandes, die Leier und das Schwert, das Wort und die That, der Tod und unsterblicher Ruhm: das sind Gegensätze, die der Dichter durch Lied und That versöhnt hat.

## Aufgabe der geharnischten Sonette.

Friedr. Rückert. Gedichte S. 148.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend!

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reih'n sich stellend, heben ihre Schäfte;
So stell auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein paar Dutzend.

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette
Und ruft, mithadernd in dem großen Hader,
Erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

Alles rüstet sich und stellt seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes. Jeder bringt das Eigenste und Beste. Auch der Dichter rüstet die ihm eigene Waffe des Wortes. Wie trutzige Reiter stellt er seine geharnischten Sonette auf. Sie sind Kinder seines Geistes, tragen sein Herzblut und brausen wie ein verheerend Geschwader heran. Sie sollen die Glieder des Vaterlandes einen, Waffen verteilen und zum Rettungswerke treiben.

## Wer soll der Hüter sein?

E. M. Arndt. Gedichte S. 62. (Max von Schenkendorfs Denkmal.)

„Wer soll dein Hüter sein? Sprich, Vater Rhein!" ꝛc.

Vater Rhein fordert als Hort und Wall gegen fremden Trug und Übermut das beste deutsche Herz. Darum muß der edle Sängerheld

Max von Schenkendorf in der Blüte seines Lebens, 33 Jahr alt, in Koblenz 1817 sterben. Sein Herz wird an der Landespforte, am Rhein, als beste Gabe des deutschen Volkes zum Schutz der Landesmark eingesenkt.

6. Wohl dir des Hüters dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land,
Er hat vom welschen Tand
Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo er gesungen.
Bei dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanensang:
Hier sollt' er Zeichen sein,
Hier sollt' er Hüter sein!

7. Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun, Rhein!
Brause in Wonne fort,
Heilige Landespfort'!
Klinge in Freuden,
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Glanz
Liege sein Grab als Schanz!
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall!

**Rückblick:** Worin liegt die Bedeutung der Muttersprache? Warum ist sie ein Gefäß des Geistes und ein Spiegel der Volksart? Wie wird sie rein und kraftvoll erhalten? Wie verhält sich das Lied zur Muttersprache? Was ist des Sängers Beruf im Frieden? Wie dient er in Gefahr dem Vaterlande? Warum ist des Sängers Wort ein scharfes Schwert? Wie sind die Sänger Wächter ihres Volkes? Wie lohnt das Vaterland dem Sänger?

## 4. Heimische Sitte und Sittlichkeit.

### Zimmerspruch.

Ludwig Uhland. (Bd. I, 373.)

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht; ꝛc.

Der „Zimmerspruch" erinnert an die alte, schöne Sitte des „Richtefestes". Oben auf dem neu gerichteten Hause steht der Obergesell der Zimmerleute und hält die „Richtepredigt" oder den „Zimmerspruch", nachdem unten die Werkleute „Nun danket alle Gott" gesungen haben. Nach Beendigung seines Spruches befestigt der Gesell einen großen Strauß oder Kranz an der Giebelspitze, bringt dem Bauherrn ein Hoch aus, trinkt auf dessen Wohl und wirft dann das Glas zur Erde. Hierauf folgt der Richteschmaus. Die Zimmerpredigten enthalten wie alle Volkssitten in ihren Wünschen und Wendungen etwas Feststehendes, Eingewurzeltes. Nur zuweilen schmuggelt ein geschickter Gesell von seiner eigenen, oft losen Weisheit dies und das ein. Uhland mit seinem feinen Sinne für Volkstümliches hat in seinem Zimmerspruche die volksmäßige Form und den edlen Inhalt der landläufigen Zimmerspüche festgehalten, alle Auswüchse aber beseitigt. Der Zimmerspruch soll schon beim Bau das Haus, die Arbeit und das Familienleben weihen und in die rechte Beziehung zu Gott setzen.

## Hausrecht.

Ludw. Uhland. (Gedichte u. Dramen I, S. 115.)

1. Tritt ein zu dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!

2. Sitz obenan zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last!

3. Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimat trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als treuer Freund vorlieb!

4. Nur eins ist, was ich bitte:
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

Jeder fremde Gast soll im deutschen Hause ehrenvolle, gastliche Aufnahme und Schutz gegen Verfolgung finden, nur soll er die altväterische, geheiligte Sitte desselben nicht antasten. Wie in dieser Sitte das Wesen des deutschen Volkes am klarsten ausgeprägt ist, so liegt darin die beste Bürgschaft für den festen Bestand des Volkstums. —

## Das Herz für unser Volk.

Ludw. Uhland. (Gedichte u. Dramen I, S. 116.)

1. An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n;
Um unsere Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohl ermessen,
Für unser Volk ein Herz.

2. Was unsre Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Männer lästern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil sie dem Plan von gestern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz.

3. Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürst, für dessen Ahnen
Der Unsern Brust gepocht
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unsrem Schmerz!
Ja, du vor allen zeige
Für unser Volk ein Herz!

Uhland richtete dies Gedicht an König Wilhelm I. von Württemberg bei seiner Thronbesteigung im Oktober 1816. Von dem ruhmgekrönten Feldherrn (bei La Rothière!) erwartete der Dichter eine Beendigung der langen Verfassungskämpfe. Die Ständekammer bestand zäh auf dem „guten, alten Rechte", die Regierung aber wollte einen freisinnigen Verfassungsentwurf zur Annahme bringen.

Uhland beschwor (Str. 3) den König, bei der großen Wendung der

Volksgeschichte, im Hinblick auf die bewährte Treue seiner Unterthanen sowie die ruhmvolle Geschichte der Vergangenheit und das schmerzliche Sehnen der Gegenwart, seinem Volke — ohne eigensüchtige Vermittler und Zwischenträger — ein rechtes Herz zu zeigen.

Ein Herz für unser Volk zeige sich (Str. 1) in der liebevollen Betrachtung der Thaten unserer Väter, in der Fortsetzung ihrer Arbeit auf dem alten, bewährten Grunde, in dem Unwillen über des Vaterlandes Schmach, in der Freude über seine Ehre und sein Gedeihen, im Vergessen des persönlichen Geschickes um des Vaterlandes willen.

Kein Herz für unser Volk zeige sich (Str. 2) in der Zertrümmerung alter Sitten und Ordnungen, in den Luftgebäuden der Willkür und in der Schmähung der festen und getreuen Volksmänner alter und neuer Zeit. —

## Der Bauernstand.

Max von Schenkendorf (Gedichte S. 120.)

O Bauernstand, o Bauernstand,
Du liebster mir von allen,
Zum Erbteil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen!

Die Hoffart zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschildern;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde.

Hast Gotteslust und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

Was unsre blöde Welt nicht kennt
Mit ihrem eitlen Treiben,
Wovon im alten Testament
Die heil'gen Männer schreiben,

Das soll noch oft wie Morgenwind
Um meinen Busen wehen,
Das hab' ich wohl an manchem Kind
Im stillen Thal gesehen:

Die Demut und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke;

Des Jünglings frühe Tüchtigkeit
In würdigen Geschäften,
Der alten Männer Trefflichkeit,
Bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauerring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus
Ein frischer Quell erheben.

Doch eines, liebster ältster Stand,
Kann größres Lob dir schaffen:
Nie müßig hängen an der Wand
Laß deine Bauernwaffen!

Der scharfe Speer, das gute Schwert
Muß öfter dich begleiten,
Um fröhlich für Gesetz und Herd
Und für das Heil zu streiten.

Zieh' fröhlich, wenn erschallt das Horn,
Ein Sturm auf allen Wegen
Und wirf ein heißes blaues Korn
Dem Räuber kühn entgegen.

Die Siegessaat, die Freiheitssaat,
Wie herrlich wird sie sprießen!
Du Bauer sollst für solche That
Die Ernten selbst genießen.

Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, vom Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.

Du frommer, freier Bauernstand,
Du liebster mir von allen,
Dein Erbteil ist im deutschen Land
Gar lieblich dir gefallen.

Ein tüchtiger, gesunder Bauernstand soll die Grundlage der Volkswohlfahrt sein. Durch ihn soll die Nation in ihren oberen, durch

Hoffart und Genußsucht angekrankten Schichten „frische Nahrung und neues Blut" erhalten. Wie der Saft von unten nach oben steigt, so sollen sich die oberen erkrankten Volksschichten durch gesunde Elemente von unten erneuern und heilen. Nur aus dem Zusammenhange mit einer gesunden Natur, der kindlichen Lebensgemeinschaft mit Gott und einfachen, unverkünstelten Zuständen quillt stete Heilkraft für ein Volk.

Der vertraute Umgang mit der Natur, die stetige Arbeit, die instinktive Abneigung gegen eindringendes Modewesen, die einfache Sitte, die schlichte Tugend, der bescheidene Anspruch auf Glück, die frühzeitige und unermüdliche Bethätigung der Kraft: das alles macht den Bauernstand zu einem Horte unverfälschten, kräftigen Volkstums und zu einem Verjüngungsquell für Adel und Bürgertum.

Die tapfere Hand, welche die Erde bändigt und in ihren Dienst zwingt, soll nun auch den Feind überwältigen, Freiheit und Vaterland retten, Herd und Haus, Gesetz und Sitte, Glauben und Glück schützen. —

Vergl. Rückerts **„Riesen und Zwerge"** (B. II, 155, 2. Aufl. Nr. 63): „Es ging die Riesentochter" —! Ehre der Faust mit Schwielen und der Arbeit des Pfluges! sie sind Stützen von Staat und Volkstum. —

Die Bedeutung der deutschen Städte für die deutsche Freiheit und die deutsche Kultur schildert das Gedicht: **„Die deutschen Städte"** von Max v. Schenkendorf (Gedichte S. 182). Das Gedicht ist eine poetische Geschichtswiederholung, wie sie als Ehrenkranz deutscher Städte nicht schöner gedacht werden kann. Str. 34 heißt:

In fester Mauern Mitte blüht eine frische Welt,
Da ward die milde Sitte zum Wächter wohl bestellt;
Die hat gar treu gehütet den anvertrauten Schatz;
Als rauher Sturm gewütet, stand sie an ihrem Platz.

In dem Gedichte **„Das eiserne Kreuz"** besingt Max v. Schenkendorf (Gedichte S. 103) die rettende Rückkehr zu dem alten Heilszeichen.

7. Immer nur das Lose, Neue
Nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel.

11. Doch nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Übermut.

Das Kreuz war das Sieges- und Lebens-Symbol der deutschen Ritter. Der Orden verfiel; das alte Kampfzeichen ward gering geachtet, die alte Sitte von allerlei Neuem überwuchert. Nun stiftete der König aufs neue den Orden des eisernen Kreuzes; das bedeutete die Rückkehr zu den alten Quellen des Heils, zur alten Sitte, zum alten Mute, zum alten Erfolge.

## Der Dom zu Köln.

M. v. Schenkendorf. (Gedichte S. 246.)

1. Es ist ein Wald voll hoher Bäume,
Die Bäume sah ich fröhlich blühn
Und aus den Wipfeln fromme Träume
Zum fernen Reich der Geister fliehn.

2. So kühner Sinn und ernstes Streben,
Das aus den Steinen Blumen treibt,
Es ist der Väter Art und Leben,
Das nimmer auf der Erde bleibt.

3. Das wollen diese Säulen sagen,
Die himmelwärts die Blicke ziehn,
Dazwischen wie in grauen Tagen
Im Eichenhain die Veter knie'n.

— — — — — — — —

Der Volkscharakter spiegelt sich in den Gebilden der Kunst. Der gotische Tempelbau (z. B. der Dom zu Köln, das Münster zu Straßburg) ist eine Nachahmung des deutschen Urwaldes. Was der Väter Glaube so ernst und kühn vollbracht, das soll uns an die Rückkehr zu diesem lebendigen Glauben mahnen. Ihre Kraft in der Zeit hatte ihre Wurzeln in der Ewigkeit. Sie gingen so sicher, kräftig, schaffens- und lebensfreudig über die Erde, weil ihre Herzen im Himmel, ihre Gedanken in Gott ankerten. In einem Werke des mutigen, innigen Gottesglaubens wie in dem Kölner Dome sehen wir vergangene Zeiten mit ihrem unvergänglichen Gehalte in die Gegenwart, den Himmel mit Kräften der Ewigkeit in die Zeit hereinreichen.

## Deutscher Trost.

E. M. Arndt. (Gedichte S. 38.)

1. Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue Recht und fürchte nichts!

2. Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht gerät dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

3. Doch die Treue ehrenfest,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut.

4. Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

5. Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.

6. Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

7. Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

8. Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewissen spricht,
Dies dein Licht, dein Weg, dein Hort
Hält dem Tapfern ewig Wort.

Des deutschen Volkes Halt und Trost, Schutz und Schatz in allen Anfechtungen muß seine Volksart, seine Sitte und Sittlichkeit sein. Erst wenn der innere Kern des Volkstums faul wird, ist das Volk verloren. Willst du allen Feinden siegreich Stand halten, so wahre Recht und Gewissen, meide List und Trug, bleibe treu im Glauben und Lieben, schlicht und redlich im Handeln! Offen und gerade mit Wort und Schwert begegne dem Feinde! Hüte dich vor welscher Hinterlist und wahre dir den schlichten, frommen, freien Sinn! Die Felsenburg der deutschen Freiheit und des deutschen Wesens wird beschirmt durch die Liebe zur Freiheit, den kindlichen Glauben an Gott, die deutsche Gesinnung und den Stahl in tapfrer Faust. Wo das Volksgewissen dieser Helfer gewiß ist, da hat's keine Not. Da scheinet ein Licht in jede Finsternis; da ist ein

Weg, auf dem sich's sicher wandert; da ist ein Hort, der Schutz gewährt; da ist Siegeszuversicht im Herzen. —

**Rückblick:** Was enthalten die erwähnten Gedichte über deutsche Sitten beim Hausbau, im Familienleben, bei der Arbeit, im Verkehr, beim Gottesdienste, im Kampfe? — Welche deutschen Tugenden gehören zur deutschen Volksart? — Worin liegt der hohe Wert der Volkssitten? — Warum hat das deutsche Volkstum im Bauernstande seinen stärksten Anker? — Wie waren die Städte Burgen der Freiheit und Hegestätten der Kultur? — Welche Bedeutung hat das Kreuz in der deutschen Kulturgeschichte? — Wie hängen Sitte und Sittlichkeit unter sich und wie mit dem Glauben zusammen? —

## 5. Gottesdienst und Glaubensleben.

### a. Weihe des Wesens.

**Vor Gott und vor Menschen** von E. M. Arndt. (Gedichte S. 298:)

Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm,
So stehst du fest im Lebenssturm.
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen mächtig sein.

Rechte Demut vor Gott giebt edlen Mut gegen die Menschen. Wer die rechte Stellung zu Gott gefunden hat, der findet sie auch zu den Menschen. Die Kraft der Gottesgemeinschaft giebt Weisheit und Wahrheit auf den verschlungenen Wegen des Lebens.

Kraft und Segen eines lebendigen Glaubens preist Arndt in dem zum Kirchenliede gewordenen Gedichte „**Der Fels des Heils**“ (S. 239):

„Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht.
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen prellt.“ 2c.

Freudiges Gottvertraun in den Sorgen und Plagen des Lebens spricht das Arndtsche Lied „**Ermunterung**“ (Bd. III, 282) aus: „Was willst du dich betrüben? Der alte Gott lebt noch!“ 2c.

### b. Weihe des Tages.

Morgenlieder: E. M. Arndts „**Morgengebet**“ (Bd. I, 34):

„Die Nacht ist nun vergangen, der Morgen steht so herrlich da“ — 2c.

Max v. Schenkendorfs „**Soldaten-Morgenlied**“ (Bd. II, 268, 2. Aufl. Nr. 225):

„Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh!“ 2c.

Morgenrot und Pferdegewieher wecken den Krieger. In ernsten Ge-

danken bittet er Gott um Sieg. Für das deutsche Vaterland erfleht er den großen Morgen der Freiheit. Glocken und Herzen werden dann Glück und Frieden verkündigen. — Das innige Lied rückt den Morgen des neuen Tages ins Licht der Ewigkeit und läßt das Tagewerk als Gottes- und Vaterlandsdienst erscheinen.

Abendlieder: E. M. Arndts **„Lilienmädchens Abendlied"** (Bd. I, S. 318):

„Schlafe, Kindlein, hold und weiß, das noch nichts von Sorgen weiß" ꝛc.

E. M. Arndts **„Abendlied"** (S. 236):

1. Der Tag ist nun vergangen,
Und dunkel schläft die Welt;
Die hellen Sterne prangen
Am blauen Himmelszelt;
Nur in den grünen Zweigen
Singt noch die Nachtigall,
Im weiten, tiefen Schweigen
Der einz'ge Lebensschall.

— — — — — — —

7. So mag ich froh mich legen
Nun mit der Welt zur Ruh,
Mein Amen und mein Segen,
Mein Wächter das bist du.
So mag in deinem Frieden
Ich fröhlich schlafen ein,
Dort oben und hienieden
Im Schlaf und Wachen dein.

Das „Abendlied" ist im Tone des kirchlichen Volksliedes gehalten und erinnert an Paul Gerhardts: „Nun ruhen alle Wälder" —. Die Liebe zur irdischen und himmlischen Heimat fließen harmonisch in einander. Str. 1: Der einzige Ton des Lebens am Abend ist das Lied der Nachtigall. Str. 2: Mein Herz möchte ein Lied hinauf singen, aber der Schmerz dämpft es. Str. 3: Mit Thränen beklage ich die Verirrungen des Tages. Str. 4: Der Born der göttlichen Gnade allein kann Trost herniedertauen. Str. 5: Gottes Liebe stillet meinen Schmerz. Str. 6: O hätte ich doch hier schon himmlischen Sinn! Str. 7: In Gott allein ist selige Ruhe hier und dort.

Max v. Schenkendorfs **„Soldaten-Abendlied"** (S. 100):

„So zündet nun die Feuer
In Gottes Namen an;
Es hat wohl keiner treuer
Sein Tagewerk gethan." ꝛc.

Die Wachtfeuer werden nach vollbrachtem Tagewerke angezündet, Gott und dem Vaterlande Leib und Seele befohlen, für die fernen Lieben, den General, für den Feind und die Runden gebetet und die Wächter in der Höhe als Beistand herbeigerufen.

### c. Weihe der Waffen.

Th. Körners **„Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps"** in der Kirche zu Rogau in Schlesien (Leier und Schwert S. 17, Bd. III, 238):

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen;
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht:
Dem Herrn allein die Ehre! ꝛc.

Th. Körners **„Gebet vor der Schlacht"** (Leier und Schwert S. 44):

Hör uns, Allmächtiger!
Hör uns, Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, dich preisen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten! 2c.

Th. Körners **„Gebet während der Schlacht"** (Bd. II, Nr. 229):

Vater, ich rufe dich! 2c.

M. v. Schenkendorfs **„Beichte am 28. Okt. 1813"** (Gedichte S. 112):

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesamt an Ruhm;
Man hat, o Herr, uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm,
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel.
— — — — — — — — —
Du hast uns, Herr, der Schuld entladen,
Der Schmach entlud uns unser Schwert.
O fließ uns ferner, Quell der Gnaden,
Wir sammeln uns um freien Herd. —

Es war ein heiliger Krieg, denn die heiligsten Güter der Nation standen in Frage, und die heiligsten Gefühle waren in allen deutschen Herzen erwacht. In demütiger Selbsterkenntnis bekannten alle ihre Schuld: „Wir sind von Gott abgefallen, darum sind wir gesunken!" „Mit unsrer Macht ist nichts gethan!" Der Herr muß für uns streiten. In seiner Kraft wollen wir stark sein; mit seiner Hilfe allein erhoffen wir Sieg. „Mit Gott!" griff man zu den Waffen; in seinem Hause weihte sie sein Segen; Gebet begann und endete den Tag. Betend und singend zogen die Scharen in den Kampf; mit Gebet opferten sie Blut und Leben dem Vaterlande. Auf Flügeln des Gebets zogen die Seelen der Gefallenen ins himmlische Vaterland.

Es war eine große Zeit; das deutsche Volk hatte sich und seinen Gott wieder erkannt und den Quell seiner Kraft wieder gefunden.

## d. Weihe des Sieges.

**„Tedeum"** von Max v. Schenkendorf (Gedichte S. 110).

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir!
Es schallt der Freien Lobgesang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Wir fochten mit dem Engelheer,
Wir alle dienten deiner Ehr'.
Mit Seraphim und Cherubim
Singt nun der freien Menschen Stimm':
Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
Der Heeresscharen Gott!
Weit über die Gedanken, weit
Ging deine Macht und Herrlichkeit.
Nicht unser Arm, nicht unser Arm,
Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm,
Wir fochten zwar mit frischem Mut,
Wir gaben willig Leib und Blut;
Du aber hast die Christenheit
Zur rechten Zeit und Stund befreit.
Des Drängers volle Schale sank,
Als ihm ins Ohr dein Donner klang:
Nun liegen wir im Staube hier,
Herr Gott, Herr Gott, wir danken dir.
Das ganze Deutschland weint und lacht,
Die Freiheit ist ihm wiederbracht;
Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir;
Herr Jesu Christ, wir danken dir,
Wir wollen ewig dich erhöhn,
Daß wir den großen Tag gesehn,
Dich Tag der Sühne, Tag des Herrn;
Wie feurig schien dein Morgenstern!

Im Himmel ist gar große Freud',
Die Märtyrer im weißen Kleid,
Wer je für Recht und Glauben fiel,
Der edlen Winfelds Kämpfer viel,
Die Kaiser aus dem Schwabenland
Erheben Gottes Wunderhand;
Wer Otto je und Heinrich hieß,
Erfreut sich noch im Paradies.

Du gabst uns ja dies schöne Land,
Das schöne, deutsche Vaterland;
Du gabst uns ja den freien Mut,
Erhalt auch rein das deutsche Blut!
Der Lüge fern, der Gleisnerei,
Einfältig laß uns, still und treu,
Im Staube Fürst und Unterthan —
Herr Gott, Herr Gott, wir beten an,
Wir hoffen auf dich, lieber Herr,
In Schanden laß uns nimmermehr.
Amen.

Dies deutsche Tedeum stimmte M. v. Schenkendorf nach der Schlacht bei Leipzig an. Es ist von hinreißender Kraft und Schönheit. Siegesfreude und Herzensdank klingen im Bibel- und Kirchentone aus. Der große Erfolg hat nicht übermütig, sondern demütig gemacht. „Dem Herrn, dem starken Helfer und treuesten Bundesgenossen, allein die Ehre!" so klingt es durch den Jubelgesang. Sein kurzer Inhalt ist:

Unsre Waffen hast du gesegnet, unsre Freiheit wiederbracht.
Aus Herzensgrunde singen wir dein Lob, dreieiniger Gott!
Dein Schrecken schlug die Feinde, deine Kraft stärkte unsern Arm.
Du hast dein Volk, deine Christenheit von des Drängers Macht befreit.
Das ganze Deutschland lacht und weint ob seiner Rettung aus großer Trübsal.
Gerettet ist der Väter heiliges Erbe.
Gepriesen sei der große Tag der Sühne.
Selbst die seligen Väter im Himmel, Märtyrer des Glaubens und Volkstums, teilen unsere Freude und unseren Dank.
Erhalte und schirme das deutsche Vaterland, die deutsche Freiheit, das deutsche Wesen und die deutsche Tugend!

### e. Weihe des Todes.

M. v. Schenkendorfs **„Christ, ein Gärtner"** (Bd. II, Nr. 173):
„Ein Gärtner geht im Garten, wo tausend Blumen blühn" —

Fdr. Rückerts **„Des fremden Kindes heil'ger Christ"** (Bd. II, Nr. 193):
„Es läuft ein fremdes Kind am Abend vor Weihnachten" ꝛc.

M. v. Schenkendorfs **„Sehnsucht"** (Gedichte S. 253):

1. In die Ferne möcht' ich ziehen,
Weit von meines Vaters Haus;
Wo die Bergesspitzen glühen,
Wo die fremden Blumen blühen,
Ruhet meine Seele aus. — — —

9. Dort erklingen andre Stunden,
Und das Herz nimmt andern Lauf;
Erd' und Heimat ist verschwunden,
In den sel'gen Liebeswunden
Löset aller Schmerz sich auf. — —

E. M. Arndts **„Abschied von der Welt"** (Gedichte S. 232):

1. Ade, ich muß nun scheiden,
Ihr Freunde, gute Nacht!
In Freuden und in Leiden
Gar schwer ist mir's gemacht,
In Kummer und in Thränen,
In Arbeit und in Not;
Drum ruft mein heißes Sehnen:
O komm, mein Herr und Gott! —

4. Ade! ihr sollt nicht klagen,
Daß nun ich hinnen muß;
Die Nacht wird wieder tagen
Mit Freudenüberfluß;
Der große Held der Frommen
Wird mit der Krone stehn,
Und Engel werden kommen
Und mich zu Gott erhöhn.

L. Uhlands „**Auf einen Grabstein**“ (Gedichte und Dramen Bd. I, S. 143):

Wenn du auf diesem Leichensteine
Verschlungen siehest Hand in Hand,
Das zeugt von irdischem Vereine,
Der innig aber kurz bestand.

Es zeugt von einer Abschiedsstunde,
Wo Hand aus Hand sich schmerzlich rang,
Von einem heil'gen Seelenbunde,
Von einem himmlischen Empfang.

Unser Leben im irdischen Vaterlande ist die Vorbereitung für das verklärte Sein in der himmlischen Heimat. Das sind des Vaterlandes beste Güter, die uns hier rüsten und schmücken für die himmlische Heimat.

Das erste Gedicht sagt: Christus pflanzt und pflegt uns hier im Erdengarten mit treuer Gärtnersorge und verpflanzt uns dort ins bessere Land.

Das zweite: Den Heimatlosen und Verlassenen ist droben die Heimat und himmlische Festfeier bereitet. Irdische und himmlische Heimat verbindet und durchleuchtet des Heilands Liebe.

Das dritte: Eine tiefe Sehnsucht des Herzens zieht uns von der Erde nach dem Himmel, unserer Urheimat. Von Gott sind wir gekommen; zu ihm verlangt das Herz zurück, und ruhelos ist's, bis daß es ruhet in Ihm. Des Heilands Erdenwallen hat unser Erdenleben erhellt und verklärt, aber auch die Sehnsucht nach voller Vereinigung mit Ihm verstärkt. Erfüllung unserer Hoffnungen, unseres tiefsten Verlangens ist nur bei Ihm droben im Lichte möglich.

Das vierte: Freud und Leid des Lebens endet der Tod. Er führt den Leib zur kühlen Ruhestätte, die Seele aber zu ihrem Gott und Vater. Der große Held der Frommen läßt dem Tode das Leben, dem Begräbnis die Auferstehung, der Nacht das Licht, dem Leide die Freude, dem Kampfe den Sieg folgen.

Das fünfte: Die verschlungenen Hände auf dem Grabstein zeugen von Vereinigung und dann Trennung, vom Scheiden und vom Wiedersehen, von dem Wechsel des irdischen Geschicks und der ewigen Dauer der Liebe.

**Rückblick:** Wie erhält der Mensch die rechte Lebenskraft und Lebensweisheit durch sein Verhältnis zu Gott, das Vaterland mit seinen Gütern und Pflichten die rechte Beleuchtung durch das Licht des Himmels, die That ihre rechte Triebkraft durch den Glauben? — Wie müssen Wesen und Arbeit, Kampf und Sieg, Leben und Tod eines rechten Patrioten durch Gott und den Glauben geweiht und gesegnet werden?

## 6. Volksberuf und Nationalgefühl.

M. v. Schenkendorf singt über den „**Beruf des deutschen Volkes**“ (S. 179):

— — — — — — — —
Ein Geist von oben dringet
Durch alle Völker hin,
Doch jeden Stamm bezwinget
Sein eigner tiefer Sinn.

Wie viel auch sind der Stufen
Am Thron der Ewigkeit,
Ein Volk ist hoch berufen
Vor allen weit und breit.

Das ist das Volk im Herzen
Der heil'gen Christenwelt,
Das fester alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demut und der Kraft,
Das ist die Gottesweihe,
Die Deutschlands Würde schafft.
— — — — — — — — — — —

Jedes Volk am Baume der Menschheit hat seinen Sonderberuf in der Kette der menschlichen Entwickelung. Das deutsche Volk ist mit Gemütstiefe begnadet. Am innigsten und tiefsten hat es das Christentum erfaßt und vereint Demut mit Kraft, Liebe mit Treue. —

E. M. Arndt **„An Leubold"** (Gedichte S. 208):

Du suchest dir ein Vaterland,
Du rufest Freiheit Tag und Nacht —
Freund, wiss', sie sind dir nah zur Hand,
Gieb treu nur auf dich selber acht!
Treib erst die Sklaven aus der Brust,
Die Tyranneien dienstbar sind,
Den feigen Geiz, die schnöde Lust,
Die Eitelkeit, gefüllt mit Wind!

Sei Mensch und Mann, sei wahr und treu,
Steh fest, so steht die Welt dir fest;
Dem Reiter wird das Roß nur scheu,
Der von Gefahr sich schrecken läßt.
Das heißt: Mit Gott sei frei und wahr,
Dann gehst du hell und fröhlich drein,
Dann liegt mit allen Schätzen klar
Die Welt vor dir im Sonnenschein.

Da glänzt am allerhöchsten Platz
Das vielgeliebte Vaterland;
Kühn greifst du nach dem goldnen Schatz
Und fassest ihn mit starker Hand.
Die Freiheit auch, das edle Gut,
Die stolze Jungfrau still und hehr,
Vermählt sich froh dem Männermut
Und läßt ihn nun und nimmermehr.

Viele suchen Vaterland und Freiheit vergeblich, weil sie die innern Pflichten der Volksgemeinschaft unerfüllt lassen. Das Vaterland steht und fällt mit der Pflege des Volkstums, mit der innern Treue seiner Kinder. Soll der Volksberuf erfüllt, das Vaterland geehrt werden, dann muß jeder das Beste seines Volkstums in sich pflegen, dem Genius der Volksart in schlichter Treue dienen. „Das Reich Gottes ist in euch" — auch das Volkstum, das Vaterland und die Freiheit! Arndt fordert von jedem die Erweckung und Pflege der innern Gabe, die der deutschen Volksart eigentümlich ist. Durch innerliche Pflichterfüllung der Einzelnen sollen die äußeren Ziele der Gesamtheit erreicht werden. Wer innerlich von dem Geiste seines Volkes abgefallen ist, seine Gaben und Tugenden verachtet, der wird ein gemeinsames, großes Vaterland nicht bauen helfen. Der Begriff Vaterland fordert von jedem Einzelnen Verleugnung der Selbstsucht und Unterordnung unter eine höhere Pflicht. Überwindung aller Strebungen, die dem Volksgenius fremd (Str. 1), Bethätigung aller Kräfte, die der Volksart eigentümlich sind (Str. 2): das führt zu rechtem Vaterlands- und Glücksbesitz (Str. 1). Das klingt auch aus dem Arndtschen Gedicht: **„An die Freunde"** (S. 59).

7. Die Treue steht zuerst, zuletzt
Im Himmel und auf Erden.
Wer ganz die Seele drein gesetzt,
Dem wird die Krone werden.
Drum mutig drein und nimmer bleich!
Denn Gott ist allenthalben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben. —

Du willst ein kurzes Wort,
Du willst ein kleines Zeichen,
Das über Ort und Zeit
Hinaus noch könne reichen?

Die Hand her! schlage ein!
Es gilt! Das Vaterland!
Das Vaterland allein
Knüpft starkes, festes Band.

Fr. Rückerts **„Erste und letzte Reise"** (Gedichte S. 372) bezeugt, daß Vaterland und Volksgemeinschaft die notwendigste Glücksbedingung unseres Lebens sind.

Ich ging aus meinem Vaterland
Ein einziges Mal im Leben,
Und habe, weil ich dich draußen nicht fand,
Mich schleunig zurückbegeben.
Ich werde nach keinem fremden Strand
Mich jemals wieder begeben,
Und denk' einst auch nur an deiner Hand*)
Zu reisen ins andere Leben.

E. M. Arndts **„Warum ich rufe?"** (Gedichte S. 76):

Und rufst du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht
rasten?
Und doch, wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkasten!
Die nächste Ladung trägst du schon
Geschrieben hell auf weißer Scheitel.
Gedenk des weisen Salomon,
Gedenk des Spruches: alles eitel!

Ja darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit: dieser Ruf muß bleiben,
Wenn lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgesungen.

Ja darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die große Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geisterau
Einst selig können niederschauen.

O Vaterland, mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts, und nichts mein
Leben —:
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren;
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Das Nationalgefühl ist das Bewußtsein von dem Werte unseres Volkstums, die bewundernde Liebe für alles Große, Gute und Schöne in unserer Volksart und Volksgeschichte, die Abneigung gegen alles Fremde, wodurch das Heimische unterdrückt oder gefälscht werden könnte, der freudige Mut zur Verteidigung der vaterländischen Besitztümer. Arndts Gedicht sagt Str. 1: Wie bald sinkt der Einzelne ins Grab, und seine flüchtige Erdenspur verweht! Was soll darum der laute, stete Ruf: die Freiheit und das Vaterland? Str. 2: Mag auch der Einzelne im Vaterlande vergehen und verwehen, das Vaterland bleibt, und in der Kette der Volksgemeinschaft fügt sich Glied an Glied. Von Mund zu Mund muß der Name, von Herz zu Herzen die Liebe des Vaterlandes fortgepflanzt werden. So dient der Einzelne dem Ganzen. Str. 3: Je vergänglicher das Einzelleben ist, desto dauerhafter muß der Bau des

*) D. h. durch ein Grab in heimischer Erde und in der Seelenrüstung, wie sie das Vaterland gegeben hat.

Vaterlandes sein. Es ist für die Lebenden die unentbehrlichste Glücksbedingung und soll für die künftigen Volksgenossen eine Hütte Gottes bei den Menschen sein. Was der Einzelne zum Auf- und Ausbau desselben thut, das ist der Ewigkeitsgehalt in seinem Erdenleben. Str. 4: Das Vaterland ist mein Glück im Leben, meine Hoffnung im Tode und meine Liebe in Ewigkeit. —

Rückblick: Was ist Volksbegabung und Volksberuf der Deutschen? Welche Stücke machen unser Volkstum aus? Was ist das Nationalgefühl? Wodurch wird eine dauernde Blüte unseres Vaterlandes und Volkstums verbürgt? Wie verhält sich das Geschick des einzelnen Volksgenossen zu dem Geschick des Vaterlandes? Warum liegen in Vaterland und Volkstum die starken Wurzeln unserer Kraft und unseres Glückes?

## 7. Pflicht und Opfer für das Vaterland.

Wie treue Pflichterfüllung der Pulsschlag im Alltagsgange wie im Sturme des Lebens bei Fürst und Volk sein muß, das zeigen L. Uhlands **„Kaiser Karls Meerfahrt“** (Bd. III, 314): Der König Karl fuhr über Meer — und **„Der gute Kamerad“** (Bd. I, 360): „Ich hatt' einen Kameraden“ —. Unsere Gedanken, Gefühle und Thaten stehen in des Vaterlandes Dienst und Pflicht.

Fr. Rückerts **„Unsere Schmach“** (Bd. III, 235): „Was schmiedst du, Schmied?“ **„Unser Schwur“** (Bd. III, 237): „Wir schlagen unsre Händ' in einen Knoten“ —. Der Dichter ruft Schmach und Schande über das Volk, das sich in fremde Ketten schmieden läßt. Er läßt sein Volk mit erhobenen Herzen und Händen schwören, alles, auch das Liebste, zu opfern, um das Vaterland zu retten und seine Feinde zu vernichten.

E. M. Arndt: — a) **Kriegers Abschied** (Bd. II, Nr. 90): „O du Deutschland, ich muß marschieren —“. b) **Wer ist ein Mann?** (Bd. II, Nr. 228). c) **Deutsches Kriegslied** (Gedichte S. 84. Bd. II, Nr. 225 als Gotteskrieger): „Frisch auf, ihr deutschen Scharen“ —.

a. Wie schmerzlich auch der Abschied von den Lieben fällt, dem Rechte und der Freiheit des Vaterlandes muß alles geopfert werden. —

b. Der rechte deutsche Mann, der für Heimat und Familie, für Recht und Pflicht, für Gott und Vaterland kämpft, ist ein frommer Mann, der in Gott seinen besten Bundesgenossen hat. Mit Gott — mächtig, ohne ihn — ohnmächtig! —

c. Es gilt, im heiligen Kriege mit Gott im Herzen und dem Kreuzeszeichen am Hute die Marken des Landes, die Heiligtümer der Familie, den Glauben der Kirche und die Ehre des Vaterlandes gegen grimme Feinde zu schirmen.

Theod. Körners **„Aufruf“** (Bd. III, 241): „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen —“.

Str. 1: Der Brand Moskaus ist das Zeichen zur Erhebung Deutschlands. Str. 2: Der Feind hat unsere heiligsten Volksgüter angetastet. Str. 3: Verlaßt, ihr Männer alle, eure Werkstätten, greift zum Schwerte, folgt der Fahne und helft der Freiheit Tempel bauen. Str. 4: Ihr Frauen, betet für uns und pflegt die Wunden! Str. 5: Ihr Märtyrer des Vaterlandes, voran du, edle Königin Luise, seid unsere Führer und Bundesgenossen! Str. 6: Dran und drauf zum Freiheitskampfe! Im Siegeskranze vergiß, mein Volk, der treuen Toten nicht!

Th. Körners „**Männer und Buben**" (Leier und Schwert S. 49):

> Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
> Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?" —

Str. 1: Der Dichter ruft Schmach und Schande über den ehrlosen Feigling, der sich der Pflicht fürs Vaterland entzieht. Str. 2: Wir wachen und kämpfen, er schläft und träumt. Str. 3: Uns ruft die Trompete zur Schlacht, ihn die Musik ins Theater. Str. 4: Wir entbehren im Felde, er genießt daheim. Str. 5: Wir denken an die ferne Geliebte, er läuft nach schnöder Sinnenlust umher. Str. 6: Wir spielen mit Kugeln, er mit Karten. Str. 7: Wir heißen einen ehrenvollen Soldatentod willkommen, er verkriecht sich feige vor dem Tode. Der Kehrreim lautet:

> Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
> Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht;
> Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
> Und deutscher Wein erquickt dich nicht.

M. v. Schenkendorfs „**Landsturm**" (Gedichte S. 80):

1. Die Feuer sind entglommen
   Auf Bergen nah und fern.
   Ha, Windsbraut, sei willkommen,
   Willkommen, Sturm des Herrn! —

6. Das Land ist aufgestanden —
   Ein herrlich Osterfest!
   Ist frei von Sklavenbanden,
   Die hielten nicht mehr fest. — —

9. Nun gilt es um das Leben,
   Es gilt ums höchste Gut.
   Wir setzen dran, wir geben
   Mit Freuden unser Blut. — —

10. Wie lieblich klingt, wie heiter
    Der Losung Bibelton:
    Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter,
    Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Um Ostern 1813 sang Schenkendorf dies Lied im Jubelsturm ins Land hinaus. Das letzte Aufgebot aller Wehrpflichtigen vom 17. bis 50. Lebensjahre erhielt den Namen Landsturm. Zuerst entstand er, wie auch die Landwehr, in Schenkendorfs Heimatprovinz Ostpreußen, die sich in großartiger Begeisterung gegen den fremden Dränger erhoben hatte und in Opferwilligkeit allen Provinzen als leuchtendes Muster voranging.

Str. 1—2: Feuer auf den Bergen verkünden den Ausbruch des Sturmes, den der Herr wie eine Windsbraut reinigend durch die deutschen Gaue und Herzen sendet. Str. 3—5: Die frei zum Himmel ragenden Türme, die oft mit Glockenklang zum Gebete an die Stätte des Friedens gerufen und die Macht der Wetter gebrochen haben, sie verkünden jetzt Krieg und Wetterschlag. Str. 6—7: Ostern, des Herrn Auferstehungsfest, wird zum Auferstehungsfeste des deutschen Volkes. Str. 8—9: Für die höchsten

Güter wird der höchste Preis eingesetzt. Str. 10: Die Friedensgemeinde wird zur Kämpferschar. Str. 11: Als Losung klingen die Bibelworte 2. Kön. 2, 12: „Mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter!" und Richter 7, 20: „Hier Schwert des Herrn und Gideon!"

### Warum er ins Feld zog.

Max. v. Schenkendorf (Gedichte S. 81).

Ich zieh' ins Feld, mich hat geladen
Ein heiliges, geliebtes Haupt;
O Dank den ew'gen Himmelsgnaden,
Mein König hat den Kampf erlaubt.

Ich zieh' ins Feld für meinen Glauben,
Für aller Welten höchstes Gut;
Am Nile schwur der Feind, zu rauben
Uns vom Altar des Heilands Blut.

Ich zieh' ins Feld fürs ew'ge Leben,
Für Freiheit und uraltes Recht;
In frischer Kraft soll sich erheben
Der Mensch, zu lange schon ein Knecht.

Ich zieh' ins Feld um Himmelsgüter
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligtum.

Ich zieh' ins Feld für Deutschlands Ehre,
Daß Lustspiel alter Heldenwelt,
Daß Lied und Minne wiederkehre
In unser grünes Eichenzelt.

Ich zieh' ins Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerter Bürgerzunft;
Ein ernster Schlachtruf ist ihr Trauern
Und alter Zeiten Wiederkunft.

Ich zieh' ins Feld, daß ferner gälte
Mein Adel, meine Wappenzier,
Daß mich der Ahnen keiner schelte
Einst an des Paradieses Thür.

Ich zieh' ins Feld für meine Dame,
Die schönste weit im ganzen Land,
Daß ohne Tadel sei der Name,
Den sie zu tragen würdig fand.

Ich zieh' ins Feld, wo tausend sinken
Als Bürger einer bessern Welt;
Soll mir der Todesengel winken,
Hier bin ich, Herr, ich zieh' ins Feld!

Warum greift der Sänger zum Schwerte? Str. 1: Der König ruft zum Kampfe. Str. 2: Der Dichter will seinen Glauben, Str. 3: Freiheit und Volksrecht, Str. 4: die Heiligtümer von Herz und Haus, Str. 5: deutsche Ehre und deutsches Volkstum verteidigen. Str. 6—8: Mit Bürgern und Bauern zieht er aus; jene wollen ihr altes Volkstum wieder erkämpfen, er aber will sich durch adelige That seiner Väter wert erweisen und der künftigen Gattin einen makellosen Namen geben. Str. 9: Blut und Leben gehört dem Vaterlande, die Seele aber Gott.

Verwandt ist Schenkendorfs **„Studenten-Kriegslied"** (S. 82):

Ich bin Student gewesen, nun heiß' ich Lieutenant.
Fahr wohl, gelehrtes Wesen, Ade, du Büchertand." ꝛc.

Von den Büchern geht er ins Feldlager (1). Der Kampf um des Lebens höchste Güter ist die hohe Schule der Bewährung für die Schule der Belehrung (2). Die Rechtsgelehrten sollen das Unrecht rächen (3), die Ärzte durch kühnes Schneiden dem kranken Volkskörper helfen (4), die Theologen mit Kanonen des Herrn Gericht predigen (5), die Heldenbeispiele der Geschichte alle begeistern (6), alle Künste und Wissenschaften in den Dienst des Vaterlandes treten (7).

**Rückblick:** Aus den einzelnen Gedichten dieser Gruppe ist nachzuweisen, wie das Vaterland von jedem Einzelnen a) in Stille und Sturm

treue Pflichterfüllung mit Herz und Hand, b) Gefühl für seine Ehre und lodernden Unwillen über seine Schmach, c) Verachtung des feigen Selbstsüchtlings und Haß gegen die Unterdrücker, d) freudigen Gehorsam bei dem Rufe des Fürsten und e) willige Opfer an Gut und Blut fordert! — Was erschwert und was erleichtert die Opfer für das Vaterland? — Warum ist die Verteidigung des Vaterlandes eine natürliche und unerläßliche Pflicht für alle? —

## 8. Vaterländische Gedenkorte und Gedenktage.

Friedr. Rückerts **„Schlacht an der Katzbach“** (Bd. II, Nr. 95):

„Nehmt euch in acht vor den Bächen,“ —

Unter Anknüpfung an die Namen Roßbach und Katzbach giebt der Dichter den Franzosen im Tone des Spottes die Lehre: Hütet euch vor den deutschen Bächen mit Tiernamen; sie bringen euch Unglück, den Deutschen aber Glück!

Arndts **„Die Leipziger Schlacht“** (Bd. II, Nr. 96):

„Wo kommst du her in dem roten Kleid?“ —

Rückerts **„Auf die Schlacht bei Leipzig“** (Bd. II, Nr. 96):

„Kann denn kein Lied krachen mit Macht“ — ꝛc.

Uhlands **„Am 18. Oktober 1816“** (Bd. III, S. 251):

„Wenn heut ein Geist herniederstiege“ —.

Rückerts **„Körners Geist“** (Bd. III, 250):

„Bedeckt von Moos und Schorfe“ —

Unter den Eichen von Wöbbelin in Mecklenburg schläft Theodor Körner den Todesschlaf. Er fiel den 26. Aug. 1813 in dem Gefecht bei Gadebusch. Seine Grabstätte muß jedem Deutschen heilig sein.

Rückerts **„Die Gräber zu Ottensen“** (Bd. III, 297):

„Zu Ottensen auf der Wiese ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese wohl unter des Himmels Luft.“ —

Der französische General Davoust hatte im Mai 1813 Hamburg eingenommen und behandelte die Bewohner als Rebellen in grauenhafter Weise. Er beraubte die öffentlichen Kassen und brandschatzte die Bürger. Viele angesehene Einwohner verbannte und 20 000 Arme vertrieb er bei Beginn des Winters aus der Stadt. Viele kamen durch Hunger, Kälte und Krankheiten um und wurden in Massengräber gescharrt, so auf dem Gottesacker zu Ottensen. Das zweite Grab umschließt die Gebeine des unglücklichen Feldherrn von Jena, Ferdinands von Braunschweig. — In der dritten Gruft ruht der fromme vaterländische Dichter Klopstock. —

M. v. Schenkendorfs **„Lied von den deutschen Städten“** (Gedichte S. 182):

„Es war ein Band gewoben im heil'gen deutschen Reich“ —

schmückt diejenigen deutschen Städte mit einem Ehrenkranze, die Zeugen

deutscher Großthaten gewesen oder besonders viel für die deutsche Kultur gethan haben. —

**Rückblick:** Welche Orte und welche Tage sind durch die Freiheitskriege dem Gedächtnis aller Deutschen eingeprägt? — Warum bildet Leipzig und der 18. Oktober den Mittelpunkt der Gedenkorte und -Tage? — Warum sind die Gedenkorte zu ehren, die Gedenktage zu feiern?

## 9. Vaterländische Helden und Heldenthaten.

### a. Der gute Genius der Freiheit und des deutschen Volkes.

Heinr. v. Kleists **„An die Königin von Preußen"** (Bd. III, 238):

„Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still deine Brust verschlossen, was sie litt;" rc.

Das schwere Unglück des Landes und ihres Hauses läuterte die edle Seele der Königin Luise, stärkte ihren Mut, mehrte ihre Anmut und machte sie zu einem Hoffnungsstern für ihr Volk.

Max v. Schenkendorfs **„Auf den Tod der Königin"** (Bd. III, 239):

Rose, schöne Königsrose,
Hat dich auch der Sturm getroffen?" rc.

1. Der Sturm knickt die schöne Königsrose (am 19. Juli 1810). 2. Jugend und hohe Stellung schützen nicht vor dem unerbittlichen Tode. 3. Er führt als friedlicher Schlaf die edelste Fürstin ans Ziel, heilt ihre Wunden und schmückt sie mit dem Kranze. 4. Hier schallen Klagen um die Einzige, droben Siegeshymnen. 5. Der in Schmerz verlorne König soll seine Wunden an des Volkes Herzen ausbluten lassen. 6. Der Aufblick zu der Verklärten wird seine Schmerzen lindern. — Zu Sieg und Ehrenkrone führt der Weg durch Kampf und Leid. Unsere Toten leben und erheben unsre Seelen vom Staube zu reinen Höhen. —

Th. Körner: **„Vor Rauchs Büste der Königin Luise"** (Leier und Schwert S. 5).

Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlummre fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel, freie Männer, sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Dies Sonett feiert die früh verklärte, edle Königin Luise von Preußen als die beste deutsche Frau und als den guten Engel der Freiheit und

Volkssache. „Dein Tod ist ein friedlicher Schlaf. Schlummre bis zu dem Tage, da dein Volk erwacht und für seine heiligsten Güter zum Schwerte greift. Durch Nacht und Verderben führt der Weg zum Lichte und zur Rettung. Am Tage der Freiheit wirst du erwachen und als guter Genius dein Volk zum Siege führen".

b. Die Waffenschmiede der deutschen Freiheit.

E. M. Arndts **„Waffenschmied der deutschen Freiheit"** (Gedichte S. 35):

1. Wem gebührt der höchste Preis?
Nur dem Mann, der still erschafft,
Der in Mühen schwer und heiß
Nie verzagt und nie erschlafft,
Der im Drange von Gefahren
Fühlt, wer seine Väter waren: — —

3. Den der Ehre Gaukelspiel
Und das Gold nicht lockt noch hält,
Der auf ein Gefühl, ein Ziel
Alle Kräfte mächtig stellt:
Schandeketten zu zerbrechen
Und den welschen Trug zu rächen!

6. Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmied,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und vieles litt,
Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren. — — —

Durch eine neue Wehrverfassung schuf Scharnhorst ein Volk in Waffen. Seine stille, unermüdliche Arbeit rüstete Preußen trefflich für den unvermeidlichen Krieg. Er verdient den Ehrennamen eines Waffenschmiedes der deutschen Freiheit. Arndt fragt Str. 1: Wem gebührt der höchste Preis? und antwortet: dem treuen Manne, der still und fleißig schafft und in keiner Gefahr verzagt; Str. 2: der bescheiden, schlicht und wahr den festen Gang der Ehre geht; Str. 3: der nicht um Gold und Ehren, sondern um des Vaterlandes Heil alle Kräfte mächtig regt; Str. 4: der dem Hohn der Feiglinge und Spötter trotzt und nicht am Vaterlande verzweifelt. Str. 5: Wie heißt der feste, treue Mann, der still unsre Kriegsrüstung schuf? Str. 6: Scharnhorst heißt dieser edle Waffenschmied. Str. 7: Mit seinem Blute weihte er den Freiheitskampf. Str. 8: Sein Name ist Freiheitsklang und eine Bürgschaft bessrer Zeiten für Deutschland. Str. 9: Gott mit uns und ihm! Dem biedern Ehrenwächter gebührt der erste Kranz von Eichenblättern. —

M. v. Schenkendorfs **„Auf Scharnhorsts Tod"** (Bd. II, Nr. 91):

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General."

Scharnhorst, der deutschen Freiheit Waffenschmied, wird als würdigster Ehrenbote zu den verklärten Helden im Himmel gesandt, um ihnen das Erwachen ihres Volkes zu melden. Die Freiheitskriege waren ein heiliger Krieg, weil sie um die heiligsten Güter eines Volkes, um Religion, Sprache, Sitte, Ehre und nationalen Bestand geführt wurden.

Der beste Bundesgenosse war Gott im Himmel; die besten Mitkämpfer waren die heimgegangenen seligen Helden. Mit diesen himmlischen Helfern setzten sich die Kämpfer durch Gebet, frommes Gedenken und gefallene Ehrenboten in beständige Verbindung. Dort war der Quell ihrer Begeisterung und Kraft. Das stete, treue Gedenken an die Helden unseres Volkes reiht uns in ihre Kette, teilt uns von ihrem Geiste mit und erhält das Volk in ihren Bahnen.

E. M. Arndts „Auf Scharnhorsts Tod" (Bd. II, S. 249. Gedichte S. 40):

„Wen erlest ihr für die großen Toten —"

Scharnhorst wird als bester Ehrenbote zu den Helden im Schattenlande gesandt, darum muß er im ersten Freiheitskampfe fallen. Das Gedicht nennt ihn: Männerspiegel, Biedermann, Bürgschaft der Befreiung, Denkmal der Treue, Wahlspruch bei Ausrüstung der Jugend, das Amen für die gläubige Hoffnung.

E. M. Arndts „Lied vom Stein" (Gedichte S. 52):

1. Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauscht,
Da ist ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauscht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit stolzer Sehnsucht angehaucht. —

8. Heil, fester Stein vom festen Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am deutschen Rheine
In Freuden blühen Teuts Geschlecht!
Sieh lange noch vom Sitz der Ahnen
Im schönsten Lebenssonnenschein
Die freien Enkel der Germanen,
Das freie Land, den freien Rhein!

Als der Friede von Tilsit Preußen fast vernichtete, da berief der König an die Spitze der Verwaltung den edlen und hochbegabten Freiherrn vom Stein (geb. den 26. Okt. 1757 zu Nassau an der Lahn auf dem Stammsitze der reichsfreiherrlichen Familie). Stein suchte durch seine Maßregeln die Teilnahme des Volkes an dem Staate und seiner Leitung zu beleben, alle Unterdrückten aus ihren mittelalterlichen Fesseln zu befreien und ein allgemeines freies Staatsbürgertum zu gründen. Zunächst befreite er das Land von den fremden Blutsaugern, indem er mit der größten Anstrengung die Kriegskosten aufbrachte. Den Städtern gab er durch die Städteordnung die Selbstverwaltung, und den Bauernstand erlöste er aus der Erbunterthänigkeit. Er verdient durch seinen Charakter, wie durch sein Leben und Wirken, „des Rechtes Grundstein und der Deutschen Edelstein" genannt zu werden.

Arndt nennt ihn Str. 1 den jungen Adler von der Lahn, des junge Seele früh in Himmelslicht getaucht worden. Str. 2: Große geschichtliche Erinnerungen nährten und schwellten seine feurige Seele. Str. 3: Im Leben fand er das Sonnenlicht von wüsten Krähenschwärmen verfinstert. Str. 4—5: Aber auch zwischen Truggestalten und im Pöbelschwarme blieb er den Idealen seiner Jugend, dem Lichte droben und in seiner Brust getreu. Str. 6: Seine Kraft und Tugend siegt und schwingt reinigend das Zepter. Str. 7: Wahn und Knechtessinn zerfliegen,

Gott und deutsche Ehre siegen. Str. 8: Der Name Stein wird allzeit Ehre, Recht, Freiheit und Segen im Vaterlande bedeuten.

c. Die Vorläufer und ersten Opfer der Freiheitskriege.

M. v. Schenkendorfs „Andreas Hofer" (Bd. II, Nr. 87):

„Als der Sandwirt von Passeyer Innsbruck hat mit Sturm genommen" —

Der Dienst des Vaterlandes ist Gottesdienst. Nur in Demut und festem Glauben dient man dem Vaterlande recht.

E. M. Arndts „Lied vom Schill" (Bd. II, Nr. 89):

„Es zog aus Berlin ein tapferer Held" —.

Arndt will durch sein Lied den Namen Schills zum Feldgeschrei und seinen patriotischen Tod zum Vorbilde für alle braven deutschen Reiter im Befreiungskampfe machen. — Die feurige Seele des kühnen Husarenmajors Ferdinand v. Schill konnte die Schmach und die Fesseln des Vaterlandes nicht länger ertragen. Als Österreich 1809 den Krieg an Frankreich erklärte, da schlug er auf eigene Hand los, um eine allgemeine deutsche Volkserhebung herbeizuführen. Er unterlag in Stralsund den 31. Mai 1809 der feindlichen Übermacht. Der König hatte seine „unglaubliche" That öffentlich mißbilligen müssen, aber viele Vaterlandsfreunde hatten ihm zugejubelt und bewahrten dem gefallenen Helden ein ehrenvolles Andenken. Sein Befreiungsversuch legte Zeugnis ab von dem neuerwachten Volksgeiste, und sein Name blieb für alle Patrioten ein leuchtender Stern.

E. M. Arndts „Lied vom Dörnberg" (Gedichte S. 21):

1. Es war ein Freiherr fromm und gut
Vom Kattenland und Kattenblut —
O tapfres Land der Hessen!
Der haßte tief den welschen Tand,
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergessen.*)

9. Nun, Deutsche, hört die neue Mär!
Der Dörnberg ziehet wieder her,
Er führet tapfre Reiter,
Er schwinget ein geschliffnes Schwert,
Er reitet ein geschwindes Pferd,
Und Gott ist sein Geleiter.

* Str. 2: Auf den Hessenthron hatte Napoleon seinen elenden Bruder Hieronymus gesetzt. Str. 3: Darob ergrimmte Dörnberg und gedachte den König zu fangen und seine welsche Brut übern Rhein zu verjagen. Str. 4: Klug hatte er's Netz gespannt, und schwertbewehrt harrten seine Getreuen. Str. 5: Da verriet ein Herr von Malsburg dem Könige den Anschlag. Str. 6: Dörnberg mußte fliehen und ward wie ein Wild gehetzt. Str. 7: Er erreichte Braunschweig, kämpfte tapfer in des Herzogs Freikorps und tötete manchen welschen Feind. Str. 8: Dann schlugen sich beide Helden nach England durch und warteten dort auf den Tag der Rache.

Th. Körners „Abschied vom Leben" (Bd. II, Nr. 93):

„Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben". — ꝛc.

Theodor Körner, der Sänger von Leier und Schwert, starb als eins der ersten und edelsten Opfer des Freiheitskampfes. Wie viele Helden

fraß das Schwert, aber die Ideale, für die sie lebten, litten und starben, waren unvergänglich!

Das Beste in uns, die Liebe zu Gott, Vaterland, Freiheit, unsern Lieben, allem Guten (unser Ideal) kann nicht mit dem Leibe sterben, sondern begleitet die Seele zu Gott, woher es stammt. Diese Ideale sind das Glück der Erinnerung, der Trost der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft für den Einzelnen wie für die Volksgemeinschaft.

### d. Die Kämpfer und Sieger der Freiheitskriege.

Th. Körners **„Lützows wilde Jagd“** (Bd. II, Nr. 92):

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?“ ꝛc.

Das Lützowsche Freikorps, auch Chor der Rache genannt, enthielt die Blüte der gebildeten deutschen Jugend und spielte am treusten den Geist der Vaterlands- und Freiheitsliebe, des Tyrannenhasses und der Todesverachtung wieder, der damals Volk und Heer belebte.

E. M. Arndts **„Lied vom Gneisenau“** (Gedichte S. 18):

Bei Kolberg auf der Au<br>Juchheidiei! Juchheidiei!<br>Geht's mit dem Leben nicht zu genau,<br>Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Da donnert's aus Kanonen,<br>Da sä't man blaue Bohnen,<br>Die nimmer Stengel treiben,<br>Bei Kolberg auf der Au. — — —

Arndt feiert im Tone eines Tanzliedes den Helden, der durch die Verteidigung von Kolberg 1807 die preußische Waffenehre rettete, der mit klarster Einsicht und größter Festigkeit ein eifriger Gehilfe Steins und Scharnhorsts bei der Wiedergeburt Preußens wurde und der in den Freiheitskriegen als Blüchers Generalstabschef kühne und doch sorgfältig berechnete Kriegspläne entwarf und mit rücksichtsloser Energie durchführte.

Arndts **„Lied vom Feldmarschall“** (Bd. II, Nr. 97):

„Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!“ ꝛc.

Blücher, der jugendliche Greis, war der rechte Mann für die große Zeit, ein Volksheld im schönsten Sinne, klar und wahr, schlicht und derb, scharfsichtig und praktisch, rasch und energisch. Gneisenau nannte er seinen Kopf und wollte ihn zum Apotheker gemacht haben, als ihn die Universität Oxford zum Doktor machte. Bescheiden wies er übertriebene Lobeserhebungen mit den Worten zurück: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!“

Arndts Lied ist ein feuriger Preisgesang auf den greisen Volkshelden und die Thaten der Freiheitskriege. Einzelne Züge von Blüchers Charakter und Thun malen die nachstehenden Gedichte.

Rückerts **„Blücher und Wellington“** (Bd. II, Nr. 99):

„Als Blücher, der Held, und Wellington“ —.

Jul. Sturms **„Ein Kunststück“** (Bd. II, Nr. 99):

„Der Vater Blücher saß beim Wein“ —.

Desselben „**Belle-Alliance**“ (Bd. II, Nr. 99):

„Der Blücher war so lahm und wund“ —.

G. Hesekiels „**Ein Wort vom alten Blücher**“ (Bd. II, Nr. 98):

„Sie saßen an Blüchers Tafel“ —.

**Rückblick:** Aus dem Geschichtsunterrichte ist der historische Rahmen zu den poetischen Bildern unserer Volkshelden zu geben! — Wie war die Königin Luise im Leben und im Tode der gute Engel ihres Volkes? — Wie rüttelten Hofer, Schill und Dörnberg an den Ketten, und warum erfolglos? — Wie schmiedeten Scharnhorst und Stein die Waffen der Freiheit? — Wie zerrissen Blücher und Gneisenau die „Schandeketten“? — Wie zeigte sich das deutsche Volk als Heldenvolk? — Welche Heldenthaten haben Einzelne und die Volksgemeinschaft vollbracht? —

## 10. Freiheit und Recht.

Max v. Schenkendorfs „**Freiheit**“ (Bd. III, 202):

„Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt“ —

Die Freiheit ist das Recht der unbeschränkten Bewegung im Rahmen von Gesetz und Sitte. Das Vaterland ist der Boden, in dem alles wurzelt, was uns stark, gut und glücklich macht, die Freiheit, die Luft, in der wir atmen, leben und uns freuen, das Recht aber das naturgemäße Gesetz unseres Wachstums und Gedeihens.

Die rechte Freiheit stammt von oben, verklärt die Erde, läutert den Sinn, stärkt den Thatenmut und vermählt sich am liebsten mit der deutschen Art.

Th. Körners „**Trost**“ (Leier und Schwert S. 40):

Herz! laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott. — — —

Str. 1: Gott selbst hütet unsere Freiheit droben, drum soll sich das Herz dieselbe weder durch List noch Spott des Feindes rauben lassen. Str. 2: Wie auch der Wütrich droht, als heiliges Feuer wird die Freiheit einst aufflammen. Str. 3: Das Blut der Treuen hat sie still genährt und verklärt. Str. 4: Sie wird die Fesseln schmelzen, des Drängers Thron zermalmen und Siegerpalmen auf der Helden Gräber legen. Str. 5: Vertrau, o Herz, der Freiheit Gott!

E. M. Arndts „**Vaterlandslied**“ (Bd. II, 34, 2. Aufl. Nr. 220):

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ —“

Str. 1: Gott wollte keine Knechte, drum gab er dem Manne den Mut ins Herz, die zornige Rede in den Mund und die eisernen Waffen in die Hand. Str. 2: Schande über jeden deutschen Mann, der um Sold im Dienste des Tyrannen steht! Str. 3: Fürs schöne, heil'ge Vaterland

ziehen wir aufs neue in eine Hermannsschlacht. Str. 4: Alle, Mann für Mann, schwören begeistert, der Knechtschaft ein Ende zu machen. Str. 5: Die Trommeln rufen zum Kampfe; bald wird das Blut unserer Henker die Schwerter röten und den Boden tränken. Str. 6: Der Freiheit Panier weht voran; Sieg oder Tod! heißt die Losung. Die Flammen der Begeisterung brausen, die Kriegsposaunen klingen, die Fahnen wehen: die Freiheit wird gerettet!

### Neujahrswunsch 1817.

Ludw. Uhland. Gedichte und Dramen I, S. 118.

Wer redlich hält zu seinem Volke,
Der wünsch' ihm ein gesegnet Jahr!
Vor Mißwachs, Frost und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schar!
Und mit dem bang ersehnten Korne
Und mit dem lang entbehrten Wein
Bring' uns dies Jahr in seinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Überfluß,
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß.
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit not.

Wer ein Herz für sein Volk hat, der wünscht seiner Arbeit ums tägliche Brot Segen und seinem Streben nach Freiheit und Recht Erfolg. Gesegnet ist ein Volk, das aus der leiblichen Arbeit sein Brot, aus der geistigen die Freiheit und Erhebung zu Gott gewinnt! Die Gegensätze: Neuer Erntesegen und Wiederkehr des alten, guten Rechtes, das tägliche Brot für den Leib und die Freiheit für den Geist sind von großer Wirkung.

## 11. Kaiser und Reich.

Eine der mächtigsten Triebfedern zu den Großthaten der Befreiungskriege war die Hoffnung auf Wiederherstellung des deutschen Reiches und der Kaiserwürde. Dahin ging die Sehnsucht der Besten, und davon träumten die Edelsten der Nation. Was Selbstsucht und Parteihader in Jahrhunderten gesündigt hatten, das sollte die gemeinsame flammende Begeisterung in den Heilsjahren der Freiheitskriege sühnen. Das zerstückelte, zur Ohnmacht verurteilte Vaterland sollte unter einem Haupte wieder zu alter Kraft und Größe genesen. Das sangen die Dichter, und das ersehnten die Völker Deutschlands.

Fr. Rückerts „**Die drei Gesellen**" (Bd. III, S. 250):

„Es waren drei Gesellen, die stritten widern Feind" 2c.

Für das ganze große Deutschland sollen wir einträchtig leben, streiten und sterben, nicht aber im kleinlichen Streit um die einzelnen Vaterländchen Recht und Freiheit, Kraft und Einheit des Gesamt-Vaterlandes schädigen.

Fr. Rückerts „**Barbarossa**" (Bd. II, Nr. 78):

„Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich —"

Aus Druck und Trauer der Gegenwart rettete sich die Erinnerung in eine schöne Vergangenheit und die Hoffnung in eine verheißungsvolle

Zukunft. Das Herz — auch eines Volkes — hält seine Helden und seine Hoffnungen fest, und zur That muß werden, was alle Herzen erhoffen. Wie lange auch die Wartezeit währet, die Wirklichkeit muß einst erfüllen, was die Herzen lange still bewegt und das Auge der Seher im Schoße der Zukunft geschaut hat. — Die immer lebendige Sage von Barbarossas verzauberter Kaiserherrlichkeit war ein Zeugnis von des deutschen Volkes lebendiger Hoffnung auf Kaiser und Reich.

Wie aufgegebene Kaiserhoffnung klingt das

Uhlandsche Lied „**Die versunkene Krone**" (Gedichte und Dramen Bd. II, 229):

Da droben auf dem Hügel,
Da steht ein kleines Haus;
Man sieht von seiner Schwelle
Ins schöne Land hinaus.
Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank.

Da drunten in dem Grunde
Da dämmert längst der Teich.
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich.
Sie läßt zunacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren,
Und niemand sucht nach ihr.

Wenn auch die ehemals so stolze, reiche Krone versunken und scheinbar vergessen ist, so funkeln doch ihre Edelsteine in unvermindertem Glanze in die Träume und regen bei tiefen Gemütern immer neue Hoffnungen an. Uhland stellt die stille, glückliche, beschränkte Selbstgenügsamkeit in Gegensatz zu der traum- und sagenhaften Herrlichkeit einer versunkenen Krone und eines erhofften bessern Zustandes.

Wie zuversichtlich und glaubensfreudig klingt daneben

E. M. Arndts „**Einheitshoffnung**" (Gedichte S. 306):

Vieles will auseinandergehen,
Doch mein Deutschland wird endlich stehen
Wieder im frischen Glanz und Kraft.
Manche Schwerter, Spieße und Lanzen
Werden noch durch einander tanzen,
Ehe das Neue gesund sich schafft.

Schwerter des Eisens, Schwerter der Worte
Werden zucken hin nach dem Horte,
Welcher uns klar, doch zu tief noch liegt.
Doch in die Tiefe hinab ohne Beben!
Trotz Höll' und Teufel wollen wir heben,
Was zur endlichen Einheit siegt.

## Erneuter Schwur.

Max v. Schenkendorf. (Gedichte S. 165.)

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich euch doch treu,
Daß immer noch auf Erden
Für euch ein Streiter sei.
Gefährten meiner Jugend,
Ihr Bilder bessrer Zeit,
Die mich zu Männertugend
Und Liebestod geweiht.

Wollt nimmer von mir weichen,
Mir immer nahe sein,
Treu wie die deutschen Eichen,
Wie Mond- und Sonnenschein.
Einst wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn,
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb und Reue hin.

Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen,
Übt Satan neue List.
Doch wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit,
Du sollst mir nicht veralten,
O Traum der Herrlichkeit.

Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun:
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun:
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich.

Der Kongreß in Wien wollte den Kaisertraum nicht verwirklichen. Die Selbstsucht siegte über den Gemeinsinn, der Einzelvorteil über das Gesamtheil. Einer nach dem andern fiel ab von dem hohen Ziele: Erneuerung des deutschen Kaisertums! Einer fragte den andern: Gehst du auch mit der Menge die breite, bequeme Heerstraße des Vorteils? Eine ähnliche Frage mag der Turnvater Friedr. Ludw. Jahn an Schenkendorf gerichtet haben. Des letzteren Antwort ist das vorstehende tiefinnige und formenschöne Gedicht. Str. 1: Ich bleibe euch, meinen Führern und Vorbildern, und den Idealen meiner Jugend getreu. Str. 2: Weicht ihr auch nicht von mir! Wohl mancher unsrer Brüder kehrt reuig einst zurück. Str. 3: Hat Zwietracht auch den Sieg vergiftet, so will ich doch den Traum von des alten Reiches erneuter Herrlichkeit nimmer aufgeben. Str. 4: Ich gelobe bei den himmlischen Sternen, mein Wort zu halten und von Kaiser und Reich ohn' Unterlaß zu predigen. — Nur wenn die Besten eines Volkes eine große Hoffnung wie ein heiliges Feuer hüten, kann und muß endlich der Tag der Erfüllung anbrechen.

Friedr. Rückerts „**Straßburger Tanne**" (Gedichte S. 199):

Bei Straßburg eine Tanne
Im Bergforst, alt und groß,
Genannt bei jedermanne
Die große Tanne bloß,

Ein Rest aus jenen Tagen,
Als dort noch Deutschland lag,
Die ward nun abgeschlagen
An diesem Pfingstmontag.

Das alte deutsche Wahrzeichen fällt unter dem Volksjubel. Aus der Wurzel klingt ein Klageton in des Sängers Saiten. Die Tanne erzählt ihm ihr schmerzliches Geschick:

Ich sah in alten Zeiten
Die Kaiser und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten;
Wie liegt das heut so fern!

Da mocht' ich wohl mit Rauschen
Sie grüßen in der Nacht
Und mit den Winden tauschen
Gespräch von deutscher Macht.

Dann kam die Zeit der Irrung, des Abfalls und der Schmach. Fremde beherrschten und verwelschten die deutsche Landesmark. Endlich ging ein neues Morgenrot auf. Die alten deutschen Fahnen wehten vom Rheinstrome her. Werden sie bald von einer neuen Kaiserpfalz über einen deutschen Gau flattern? Nein, das Wetter zog eilfertig ohne Segensspur vorüber, das Elsaß blieb fränkisch! Der Wipfel der Tanne ist geborsten, der Aar der Hoffnung davongeflogen.

Lebt, Adler, wohl und Falken!
Ich fall' in Schmach und Graus
Und gebe keinen Balken
Zu einem deutschen Haus.

Man wird hinab mich schleppen
Und drunten aus mir nur
Versehn mit neuen Treppen
Mairie und Präfektur.

Den jüngern Waldgeschwistern aber prophezeit die sterbende Tanne eine schönere Zukunft:

Einst einer von euch allen,
Wenn er so altersgrau
Wird, wie ich falle, fallen,
Giebt Stoff zu anderm Bau,

Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur;
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfektur.

Die Lebens- und Leidensgeschichte der Tanne ist die Geschichte des Elsaß: große deutsche Erinnerungen, welsche Tüncherarbeit, vergebliche Erwartung, endliche Entsagung, prophetische Hoffnung. Wenn auch der Einzelne fällt und entsagt, die Gesamtheit muß weiter hoffen und streben. Die Alten haben den Jungen die Hoffnung als heiligstes Erbe zu vermachen. Hoffen und Streben muß ein Volk nach besserer Gestaltung, bis seine äußeren Zustände dem innern Volksberuf und Lebenskern entsprechen. Und wo die Menschen schweigen, da müssen die Bäume reden und an die heilige Pflicht mahnen. Die Tanne trauert, daß nicht einmal ihr Holz zu einem deutschen Hause, sondern nur zu Treppen in der französischen Mairie und Präfektur verwandt wird. Es kommt ihr wie ein Grab in fremder Erde vor. Wenn aber einst die stille, lange Hoffnung sich erfüllt und ein deutscher Fürst wieder in Straßburg wohnen und über den deutschen Gau walten wird, dann soll ihr Holz vor Freuden in dem alten Hause krachen. — Volksleid und Volksfreude teilen in unzerreißbarer, solidarischer Kette alle Volksglieder, Lebendige und Tote.

**Rückblick:** Worin lag die Berechtigung des deutschen Einigungsstrebens und der Sehnsucht nach Kaiser und nach Reich? — Warum wurde die stille Sehnsucht und der laute Wunsch durch die Freiheitskriege nicht erfüllt? — Welche gemeinsamen und welche besonderen Gedanken über Kaiser und Reich haben Arndt, Schenkendorf, Uhland und Rückert in den angeführten Gedichten ausgesprochen? —

## 12. Das neue Reich und der Sänger der Erfüllung.

Mit einem Mißklange, mit unerfüllten Hoffnungen, endeten die Freiheitskriege. Die große nationale Gefahr hatte ein hochgesinntes, begeistertes Volk, der große Siegsgewinn aber selbstsüchtige, engherzige Fürsten und Staatsmänner gefunden. Der großen Zeit folgte eine recht kleine, der Begeisterung die Unzufriedenheit. Der Friede gab dem deutschen Volke für seine großen Opfer kein ganzes, sondern ein verstümmeltes Vaterland, da Elsaß-Lothringen bei Frankreich blieb, kein geschlossenes Reich, sondern einen losen Staatenbund, kein Kaisertum, sondern den Bundestag, nicht die ersehnte Verfassung, sondern widrige Verfassungskämpfe. Nicht eine gefürchtete Macht, sondern eine bespöttelte Ohnmacht ward Deutschland, ohne Haupt, zerrissen im Innern, machtlos nach außen. Im Volke wuchs die Mißstimmung über unerfüllte Wünsche, bei den Regierenden das Mißtrauen gegen die unzufriedenen Stimmführer. Immer schärfer wurden die Maßregeln der Überwachung; der Polizei-Großmeister Deutschlands, der österreichische Minister Metternich, suchte jede Regung und Äußerung der nationalen Wünsche zu unterdrücken. Aber „Kaiser und Reich" blieb die Sehnsucht der deutschen Stämme und der Traum der Dichter, und keine arglistige Regierungskunst noch Schmach und Verfolgung konnten den erwachten Gedanken wieder einschläfern und ersticken. Ein schneidiger, erschütternder Stimmungsklang aus dem Beginn jener trüben Zeit ist

Uhlands „Am 18. Oktober 1816“ (Bd. III, 251):

„Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held“ — ꝛc.

Das deutsche Volk verzichtete auch unter Druck und Not nicht auf seine Wünsche und Hoffnungen, sondern hielt auch dann noch zäh an ihnen fest, als das böse Wetter der Revolution 1848 segenlos über das Vaterland dahin gebraust war, die Kaiserwahl in Frankfurt zu keiner Kaiserkrönung geführt und der alte Arndt geklagt hatte: „Zu den Scheinen, die nur gleißen, warf man unsern Kaiserschein“.

Einen frischen, mutigen Hoffnungsruf sang in dieser Zeit der Entmutigung 1851 Emanuel Geibel in das deutsche Volk hinein.

### Halte die Hoffnung fest!

Wenn der Morgen, der heute tagt,
Nichts als Trümmer dich schauen läßt,
Unter Trümmern noch unverzagt
Halt im Herzen die Hoffnung fest!

Mag dies irre Geschlecht mit Hohn
Ihrer spotten, verzweifle nie,
Und im Sterben an deinen Sohn
Als dein Kleinod vererbe sie;

Daß er harre wie du getreu
Und gerüstet zu frischer That,
Wenn zu scheiden vom Korn die Spreu
Einst der Tag der Erfüllung naht,

Jener Morgen von Gott gesandt,
Der bei klingendem Schwerterstreich
Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das deutsche Reich.

Wenn auch die Anfänge der nationalen Einigung zertrümmert, unsere Hoffnungen verspottet werden, wir müssen die Hoffnungen bewahren, sie als bestes Kleinod unsern Kindern vererben und so unser Volk still auf den großen Tag der Erfüllung rüsten. Im Schwerterblitz wird ihn Gott hernieder fahren und aus dem zerstückelten Vaterlande das neue Reich erstehen lassen. Hoffnungsstark und sehnsuchtsinnig in rechter Seherweise klingt auch sein Lied „**Friedrich Rotbart**“ (Bd. II, Nr. 78):

„Tief im Schoße des Kyffhäusers bei der Ampel rotem Schein —“ ꝛc.

Als endlich die Zeit erfüllet war, der nationale Gedanke alle Herzen bewegte und immer dringender nach Ausgestaltung verlangte, da sandte Gott die rechten Männer an den rechten Platz: König **Wilhelm**, seinen eisernen Kanzler Bismarck und seinen Schlachtendenker Moltke. Es folgten die Thaten von 1864, 1866 und 1870/71, durch welche die Hoffnungen zur Erfüllung reiften, das Sehnen des deutschen Volkes gestillt, der Traum seiner Dichter erfüllt wurde. Der Seher Geibel wurde zum Sänger der Erfüllung im wiedererstandenen deutschen Reiche. Und eine Dichterpersönlichkeit wie die Geibels gehörte zu diesem hohen Berufe: echt deutsch im Fühlen und Wollen, harmonisch im Dichten und Leben, natursinnig, gottinnig und vaterlandsfroh! Seine Lieder sind der tiefste und wahrste Klang von seinem und seines Volkes Herzen und Leben. Sie atmen die frische Kraft der Arndtschen, die Wärme und den Wohllaut der Schenkendorfschen, den Gedankenreichtum der Rückertschen und den klaren Gang der Uhlandschen Dichtungen.

Aus seinen „**Heroldsrufen**“ sind besonders bekannt:

„**Kriegslied**“ (Bd. III, 246):

„Empor, mein Volk, das Schwert zur Hand! ꝛc.

Er feuert die deutschen Krieger im Juli 1870 zum Kampfe an, zeigt die großen Ziele, deutet die Schwierigkeit des Kampfes an, verheißt Gottes Beistand und den sichern Sieg. —

Im Prophetentone der Bibel und wie Schenkendorfs „Tedeum“ erklingt gewaltig und erschütternd sein „**Am 3. September (1870)**“ (Bd. III, S. 267):

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm“ ꝛc.

In dem „**Prolog zur Friedensfeier**“ am 22. März 1871 sang er:

O sei gegrüßt, du langersehnter Tag,
Der endlich von der schwer bedrückten Brust
Die Sorge nimmt und alles Leid versühnt! — — —
Denn gleich dem Phönix, der aus Feuerflammen
Verjüngt sich aufschwingt, stieg das Vaterland
Aus dieses Krieges Läutrungsglut empor,
Und alles Leben dünkt uns froh verwandelt.

Wir glaubten schwach uns, und wir wurden stark;
Mißachtet waren wir und stehn geehrt!
Wir waren uneins und sind eins geworden.
Des Maines Schranke fiel; die Hände reichen
Sich Nord und Süden jauchzend über ihm;
Durch deutsches Land nur braust der Rhein dahin,
Und fest gegründet steht vom Fels zum Meer
Das neue Reich als eine Burg des Friedens,
Und um die Zinnen kreist des Kaisers Aar.

Unsere Hoffnungen sind erfüllt, unsere Sehnsucht ist gestillt. Das deutsche Reich und der deutsche Volksgeist haben sich verjüngt. Wir sind einig und darum stark und geachtet. Die Vielheit der Stämme umschlingt die Einheit des Reiches; die verlornen Marken sind eingefordert; der Rhein ist ganz Deutschlands Strom geworden. Fest gegründet ist das Reich; mächtig waltet der Kaiser; jenes ist eine Burg, dieser ein Hort des Friedens. —

**Zur Begrüßung der heimkehrenden Truppen** (Bd. II, Nr. 232) sang Geibel:

Heil euch im Siegerkranz, Streiter des Vaterlands!
Gott war mit euch! ꝛc.

In Ton und Weise der preußischen Vaterlandshymne preist der Dichter die Thaten des siegreichen Heeres, durch die wir ein geeintes Vaterland unter dem mächtigen Schirme des Kaisers wiedergewonnen haben, und wünscht dem deutschen Reiche Gedeihen, Friede, Freiheit und Herrlichkeit.

## Der deutsche Rhein.

Es kommt der Lenz, es schmilzt der Schnee,
Der Rhein hebt an zu brausen;
Mit Jauchzen wirft er vom Geklipp
Hinab sich bei Schaffhausen.

Und als er fürder wallt im Thal,
Den Wasgau sieht er winken;
„Nun grüß' dich Gott, du deutsches Land,
Zur Rechten und zur Linken!

Nun grüß' dich Gott, du Münsterturm!
Was schaust du trüb hernieder?
Die Wunden, die die Liebe schlug,
Die Liebe heilt sie wieder!"

Und als er kommt hinab zum Main,
Da sieht er hoch im Bogen
Die Brücke zwischen Nord und Süd,
Der Eintracht Mal, gezogen.

Mit Blut gekittet steht der Bau
Aus tausend Heldenwunden;
„Nun scheidet keine Macht fortan,
Was Not und Tod verbunden."

Und als er kommt zum Königsstuhl
An Rhenses Traubenhügeln,
Da donnert's hoch aus blauer Luft,
Da rauscht es wie von Flügeln.

„Glückauf, das ist der Flügelschlag
Des Adlers vom Kyffhäuser,
Das ist der Donnerhall des Siegs,
Erstanden ist der Kaiser!

Nun jauchze, jauchze, deutsches Volk,
Dem jungen Reich entgegen,
Und Friede sei mit dir und Heil
Und aller Freiheit Segen!"

Das Glück und den Jubel des deutschen Volkes im Frühjahr 1871 teilt auch Deutschlands schönster Strom, der nun wieder ganz deutsch geworden ist. Des Dichters Fahrt auf den blaugrünen Rheinfluten wird zu einer poesievollen geographischen und historischen Wanderung. Der schäumende und donnernde Niedersturz seiner Wasser bei Schaffhausen gleicht dem Jauchzen des deutschen Volkes. Im Wasgau (Elsaß) zwischen Schwarzwald und Wasgenwald grüßt das Auge auf dem rechten und linken Ufer nur deutsches Land. Straßburg und sein Münsterturm trauern noch über die Verwüstungen bei der Belagerung, aber Deutschland wird als treue Mutter die Wunden ihres wiedergewonnenen Kindes heilen. An der Mainmündung gedenkt er dran, daß die Scheide zwischen Nord und Süd hinweggethan und ein Kitt von Heldenblut das Siegel der Eintracht zwischen allen deutschen Stämmen geworden ist. Am Königsstuhl bei Rhense im Reg.-Bez. Koblenz, wo ehemals die Gebiete der vier rheinischen Kurfürsten zusammenstießen, flutet der Rhein zwischen Rebenhügeln vorüber. Hier wurden ehemals die deutschen Kaiser von den sieben Kurfürsten gekürt. Der Königsstuhl ist ein alter achteckiger Bau von Pfeilern mit 7 Schwibbögen, 8 m im Durchmesser und $5^1/_3$ m hoch. Jetzt rauscht darüber der Flügelschlag des Adlers vom Kyffhäuser, der die Wiedererstehung von Kaiser und Reich verkündet, und um ihn jauchzt der Jubelschall des deutschen Volkes. —

Wie die Kaiserkrönung in Versailles am 18. Jan. 1871 die Hoffnungen des deutschen Volkes erfüllte und den erhebendsten Abschnitt der deutschen Geschichte bezeichnet, so möge ein Gedicht Geibels, das diese große Stunde feiert, den Abschluß dieses Buches bilden. Das Gedicht ruft das lange verwitwete Deutschland zur frohen Hochzeitsfeier mit seinem kaiserlichen Herrn und Haupte. Noch einen Blick zurück in die Zeit der Schmach, dann auf die Zeit der glorreichen Kämpfe und Opfer des großen Jubeljahres, und nun hinein in die neue Reichs- und Kaiserherrlichkeit, in die neuen Lebensaufgaben!

## An Deutschland.

Januar 1871.

Nun wirf hinweg den Witwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vier und sechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin;

Die Zeit der Zwietracht und Beschwerde,
Da du am durchgeborstnen Herde
Im Staube saßest tiefgebückt,
Und kaum dein Lied mit leisem Weinen
Mehr fragte nach den Edelsteinen,
Die einst dein Diadem geschmückt!

Wohl glaubten sie dein Schwert zerbrochen,
Wohl zuckten sie, wenn du gesprochen,
Die Achsel kühl im Völkerrat;
Doch unter Thränen wuchs im stillen
Die Sehnsucht dir zum heil'gen Willen,
Der Wille dir zur Kraft der That.

Und endlich satt, die Schmach zu tragen,
Zerrissest du in sieben Tagen
Das Netz, das tödlich dich umschnürt,
Und heischtest, mit beherztem Schritte
Hintretend in Europas Mitte,
Den Platz zurück, der dir gebührt.

Und als der Erbfeind dann, der Franze,
Nach deiner Ehren jungem Kranze
Die Hand erhub, von Neid verzehrt,
Zur Riesin plötzlich umgeschaffen,
Wie stürmtest du ins Feld der Waffen,
Behelmte, mit dem Flammenschwert!

O große, gottgesandte Stunde,
Da deines Haders alte Wunde
Die heil'ge Not auf ewig schloß,
Und wunderkräftig dir im Innern
Aus alter Zeit ein stolz Erinnern,
Ein Bild zukünft'ger Größe sproß!

Wie Erz durchströmte deine Glieder
Das Mark der Nibelungen wieder,
Der Geist des Herrn war über dir,
Und unterm Schall der Kriegsposaunen
Aufpflanztest du, der Welt zum Staunen,
In Frankreichs Herz dein Siegspanier.

Da war dir bald, mit Blut beronnen,
Des Rheins Juwel zurückgewonnen,
Dein Kleinod einst an Kunst und Pracht,
Und dessen leuchtend Grün so helle
In Silber faßt die Moselwelle,
Der lotharingische Smaragd.

O laß sie nicht verglühn im Dunkeln;
Vergnügten Glanzes laß sie funkeln
Ins Frührot deiner Osterzeit!
Denn horch, schon brausen Jubellieder,
Und über deinem Haupte wieder
Geht auf des Reiches Herrlichkeit.

Durch Orgelton und Schall der Glocken
Vernimmst du deines Volks Frohlocken?
Den Heilruf deiner Fürstenschar?
Sie bringen dir der Eintracht Zeichen,
Die heil'ge Krone sonder Gleichen,
Der Herrschaft güldnen Apfel dar.

Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhöhn sie dir den Stuhl aufs neue,
Drum Barbarossas Adler kreist,
Daß du, vom Fels zum Meere waltend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend,
Die Hüterin des Friedens seist.

Drum wirf hinweg den Witwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz.

**Rückblick:** Es ist zu beweisen, daß unter den Vaterlands-Dichtern Schenkendorf der Sänger der Sehnsucht, Geibel der Sänger der Erfüllung ist! — Welches waren die deutschen Sehnsuchtsziele und wie sind sie — nach Geibels Gedichten — erreicht worden? — Wie stellt sich Geibel in seinen Gedichten nach Form und Inhalt zu den Vaterlands-Sängern der Freiheitskriege? — Welche historischen und geographischen Anspielungen enthalten die erwähnten Gedichte? — Erfüllung der Barbarossa-Sage — nach Geibels Gedicht — durch Kaiser Wilhelm! Was bezeichnet Geibel als Pflicht jedes Einzelnen zur Sicherung unseres Reichs- und Volksbestandes? —

Fr. Polack.

---

# Inhaltsverzeichnis.

## Zweite Abteilung.

## Lyrische Dichtungen.

## Das Volkslied.

(Erläutert von Fr. Polack.)

## Das evangelische Kirchenlied.

(Erläutert von Fr. Polack.)



## Friedrich Gottlieb Klopstock.

(Ausgewählte Oden.)

(Erläutert von Dr. O. Frick.)

## J. W. von Goethe.

(Ausgewählte Lyrik.)

(Erläutert von Dr. H. Frick.)

## Friedrich von Schiller.

(Gedankenlyrik.)*)

(Erläutert von Fr. Polack.)



---

*) Diese neue, die Gedichte zu einem Bilde von Schillers Weltanschauung gruppierende, auch in der Einzelbehandlung eingehendere Darstellung tritt an Stelle von Dr. A. Richters Bearbeitung in der 1. Auflage dieses Bandes.

## Die Vaterlandssänger der Freiheitskriege.

(Erläutert von Fr. Polack.)